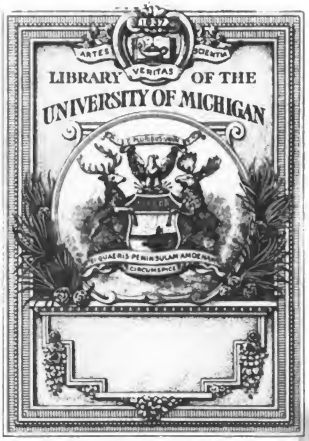
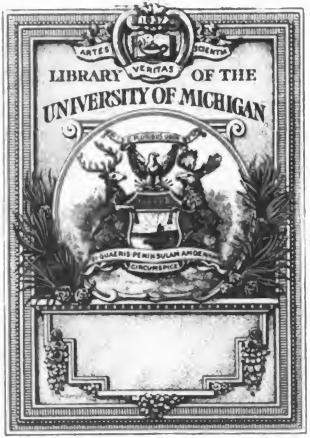
DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

830.6
D485

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band IX.

(October — November — December 1876.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyrl. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Gotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Riemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. C. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, C. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, C. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Gold & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tamunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, C. Baerenstamm. — Valparaiso, C. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, C. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

neunten Bande (October — December 1876).

		Seite
I.	Theodor Storm, Aquis submersus. Novelle	1
II.	Heinrich von Sybel, Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord	50
III.	E. Zeller, Der Proceß Galilei's	66
IV.	Wilhelm Lang, Aus Griechenland. Der Apollontempel zu Bassae	85
V.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. I.	101
VI.	Louis Ehlert, Das Bühnenfestspiel in Bayreuth	117
VII.	Friedrich Kreyssig, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege	131
VIII.	L. Friedländer, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum	138
IX.	S., Die Könige der Germanen im Roman	142
X.	Robert Zimmermann, Shelley's entfesselter Prometheus in deutscher Uebersetzung	144
XI.	A. B. Meyer, Die geographische Verbreitung der Thiere	146
XII.	J. Winternitz, Die Vorgeschichte des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs	154
XIII.	Literarische Neuigkeiten	165
XIV.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. I. Herr Jacques. Hadlaub	169
XV.	Julian Schmidt, George Sand	203
XVI.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. II.	226
XVII.	L. Friedländer, Kant in seiner Stellung zur Politik	241
XVIII.	L. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. I.	256
XIX.	Ludwig Bamberger, Die Entthronung eines Weltherrschers.	275
XX.	Wilhelm Scherer, Dramatische Bilder aus Straßburg's Vergangenheit von Ludwig Spach	312
XXI.	— — Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel	314
XXII.	— — Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen	315

(Fortsetzung umstehend.)

149667

Digitized by Google

		Seite
XXIII.	Bruno Meyer, Die Kunstausstellung in Berlin. I. . .	318
XXIV.	****, Eine alte Geschichte vom Papst und vom Türken.	330
XXV.	Literarische Neuigkeiten	333
XXVI.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. II. Hadlaub (Schluß.)	335
XXVII.	C. G. Reuschle, Die letzten sechzig Jahre in der Physik. I.	362
XXVIII.	Siegfried Kapper, Montenegrinische Skizzen. Die Schulen in Montenegro. — Ein Kirchenfest. — Die Stadt und der Hof.	374
XXIX.	L. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. II. (Schluß.)	390
XXX.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. III.	402
XXXI.	Louis Ehlert, Robert Schumann und seine Schule . .	414
XXXII.	J. von Hartmann, Zur orientalischen Frage	427
XXXIII.	Julius Rodenberg, Die letzte Pappel	452
XXXIV.	Karl Frenzel, Die Theater	460
XXXV.	Hermann Krigar, Concerte und Oper	466
XXXVI.	Bruno Meyer, Die Berliner Kunstausstellung. II. (Schluß.)	470
XXXVII.	Julian Schmidt, Nach dreißig Jahren	479
XXXVIII.	L. von Meerheimb, Jähns' Gedenkschrift über die Schlacht von Königgrätz	485
XXXIX.	Bruno Meyer, Weihnachtliche Rundschau	487
XL.	***, Berichtigung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller“	493
XLI.	L. Urlichs, Bemerkung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller“	494
XLII.	Literarische Notizen	495

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. **Heft 1.** October 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyrl. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, Karl O. Stoly. — **Buenos-Aires**, Jacobsen & Söderstedt. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Caracas** (Venezuela), Alfred Rothe. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Constantinopel**, Chr. Roth. — **Dorpat**, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — **Florenz**, H. Loescher's Buchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. **Wilhelm Prior's** Hofbuchhandlung. — **Lima**, C. Niemeyer & Inghirami. — **London**, N. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, Jacobsen & Söderstedt. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — **Neapel**, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — **New-York**, Stechert & Wolff. C. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — **Petersburg**, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — **Philadelphia**, C. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel. — **Rio de Janeiro**, C. & H. Laemmert. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, J. P. Golly & Co. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, C. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, C. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Theodor Storm, Aquis submersus. Novelle	1
II.	Heinrich von Sybel, Urkundliches über den Raſtadter Geſandtenmord	50
III.	E. Zeller, Der Proceß Galilei's	66
IV.	Wilhelm Lang, Aus Griechenland. Der Apollontempel zu Baſſae	85
V.	L. von Meerheimb, Der amerikaniſche Bürgerkrieg. I. .	101
VI.	Louis Ehlert, Das Bühnenfeſtſpiel in Bayreuth . .	117
	Literariſche Rundſchau:	
VII.	Friedrich Kreyſſig, Oeſterreich und Preußen im Befreiungskriege	131
VIII.	C. Friedländer, Populäre Aufſätze aus dem Alterthum	138
IX.	S., Die Könige der Germanen im Roman	142
X.	Robert Zimmermann, Shelley's entfeſſelter Prometheus in deutſcher Ueberſetzung	144
XI.	A. H. Meyer, Die geographiſche Verbreitung der Thiere	146
	Politik und Volkswirthſchaft:	
XII.	J. Winternitz, Die Vorgeſchichte des zweiten öſterreichiſch-ungariſchen Ausgleichs	154
XIII.	Literariſche Neuigkeiten	165

Digitized by Google

Digitized by Google

Aquis submersus.

Novelle
von
Theodor Storm.

In unserem zu dem früher herzoglichen Schlosse gehörigen, seit Menschengedenken aber ganz vernachlässigten „Schloßgarten" waren schon in meiner Knabenzeit die einst im altfranzösischen Stile angelegten Hagebuchenhecken zu dünnen, gespenstischen Alleen ausgewachsen; da sie indessen immerhin noch einige Blätter tragen, so wissen wir Hiesigen, durch Laub der Bäume nicht verwöhnt, sie gleichwol auch in dieser Form zu schätzen; und zumal von uns nachdenklichen Leuten wird immer der Eine oder Andere dort zu treffen sein. Wir pflegen dann unter dem dürftigen Schatten nach dem sogenannten „Berg" zu wandeln, einer kleinen Anhöhe in der nordwestlichen Ecke des Gartens oberhalb dem ausgetrockneten Bette eines Fischteiches, von wo aus der weitesten Aussicht nichts im Wege steht.

Die Meisten mögen wol nach Westen blicken, um sich an dem lichten Grün der Marschen und darüberhin an der Silberfluth des Meeres zu ergötzen, auf welcher das Schattenspiel der langgestreckten Insel schwimmt; meine Augen wenden unwillkürlich sich nach Norden, wo, kaum eine Meile fern, der graue, spitze Kirchthurm aus dem höher belegenen, aber öden Küstenlande aufsteigt; denn dort liegt eine von den Stätten meiner Jugend.

Der Pastorssohn aus jenem Dorfe besuchte mit mir die „Gelehrtenschule" meiner Vaterstadt, und unzählige Male sind wir am Sonnabendnachmittage zusammen dahinausgewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh zu unserem Nepos, oder später zu unserem Cicero nach der Stadt zurückzukehren. Es war damals auf der Mitte des Weges noch ein gut Stück ungebrochener Haide übrig, wie sie sich einst nach der einen Seite bis fast zur Stadt, nach der anderen ebenso gegen das Dorf erstreckt hatte. Hier summten auf den Blüthen des duftenden Haidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln und rannte unter den dürren Stengeln desselben der schöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelstrauches schwebten Schmetter-

Digitized by Google

linge, die nirgends sonst zu finden waren. Mein ungeduldig dem Elternhause zustrebender Freund hatte oft seine liebe Noth, seinen träumerischen Genossen durch all' die Herrlichkeiten mit sich fort zu bringen; hatten wir jedoch das angebaute Feld erreicht, dann ging es auch um desto munterer vorwärts, und bald, wenn wir nur erst den langen Sandweg hinaufwateten, erblickten wir auch schon über dem dunkeln Grün einer Fliederhecke den Giebel des Pastorhauses, aus dem das Studirzimmer des Pastors mit seinen kleinen, blinden Fensterscheiben auf die bekannten Gäste hinabgrüßte.

Bei den Pastorsleuten, deren einziges Kind mein Freund war, hatten wir allezeit, wie wir hier zu sagen pflegen, fünf Quartier auf der Elle, ganz abgesehen von der wunderbaren Naturalverpflegung. Nur die Silberpappel, der einzig hohe und also auch einzig verlockende Baum des Dorfes, welche ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemoosten Strohdaches rauschen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieses uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert; sonst war, so viel ich mich entsinne, Alles erlaubt und wurde je nach unserer Altersstufe bestens von uns ausgenutzt. —

Der Hauptschauplatz unserer Thaten war die große „Priesterkoppel", zu der ein Pförtchen aus dem Garten führte. Hier wußten wir mit dem den Buben angeborenen Instincte die Nester der Lerchen und der Grauammern aufzuspüren, denen wir dann die wiederholtesten Besuche abstatteten, um nachzusehen, wie weit in den letzten zwei Stunden die Eier oder die Jungen nun gediehen seien; hier auf einer tiefen und, wie ich jetzt meine, nicht weniger als jene Pappel gefährlichen Wassergrube, deren Rand mit alten Weidenstümpfen dicht umstanden war, fingen wir die flinken schwarzen Käfer, die wir „Wasserfranzosen" nannten, oder ließen wir ein ander Mal unsere auf einer eigens angelegten Werft erbaute Kriegsflotte aus Wallnußschaalen und Schachteldeckeln schwimmen. Im Spätsommer geschah es dann auch wol, daß wir aus unserer Koppel einen Raubzug nach des Küsters Garten machten, welcher gegenüber dem des Pastorates an der anderen Seite der Wassergrube lag; denn wir hatten dort von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unseren Zehnten einzuheimsen, wofür uns freilich gelegentlich eine freundschaftliche Drohung von dem gutmüthigen alten Manne zu Theil wurde. — So viele Jugendfreuden wuchsen auf dieser Priesterkoppel, in deren dürrem Sandboden andere Blumen nicht gedeihen wollten; nur den scharfen Duft der goldknopfigen Rainfarren, die hier haufenweis auf allen Wällen standen, spüre ich noch heute in der Erinnerung, wenn jene Zeiten mir lebendig werden.

Doch alles Dieses beschäftigte uns nur vorübergehend; meine dauernde Theilnahme dagegen erregte ein Anderes, dem wir selbst in der Stadt nichts an die Seite zu setzen hatten. — Ich meine damit nicht etwa die Röhrenbauten der Lehmwespen, die überall aus den Mauerfugen des Stalles hervorragten, obschon es anmuthig genug war, in beschaulicher Mittagsstunde das Aus- und Einfliegen der emsigen Thierchen zu beobachten; ich meine den viel größeren Bau der alten und ungewöhnlich stattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindeldach des hohen Thurmes war sie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrschte, auf dem höchsten Punkt des Dorfes sich erhebend, die weite Schau über Haide, Strand und Marschen. — Die meiste Anziehungskraft für mich hatte indeß das

Digitized by Google

Innere der Kirche; schon der ungeheure Schlüssel, der von dem Apostel Petrus selbst zu stammen schien, erregte meine Phantasie. Und in der That erschloß er auch, wenn wir ihn glücklich dem alten Küster abgewonnen hatten, die Pforte zu manchen wunderbaren Dingen, aus denen eine längst vergangene Zeit hier wie mit finsteren, dort mit kindlich frommen Augen, aber immer in geheimnißvollem Schweigen zu uns Lebenden aufblickte. Da hing mitten in die Kirche hinab ein schrecklich übermenschlicher Crucifixus, dessen hagere Glieder und verzerrtes Antlitz mit Blute überrieselt waren; dem zur Seite an einem Mauerpfeiler haftete gleich einem Nest die braungeschnitzte Kanzel, an der aus Frucht- und Blattgewinden allerlei Thier- und Teufelsfratzen sich hervorzudrängen schienen. Besondere Anziehung aber übte der große, geschnitzte Altarschrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeschichte Christi dargestellt war; so seltsam wilde Gesichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, welche in ihren goldnen Harnischen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Altagsleben nicht zu sehen; tröstlich damit contrastirte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingesunkenen Maria; ja, sie hätte leicht mein Knabenherz mit einer phantastischen Neigung bestricken können, wenn nicht ein Anderes mit noch stärkerem Reize des Geheimnißvollen mich immer wieder von ihr abgezogen hätte.

Unter all' diesen seltsamen oder wol gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unschuldige Bildniß eines todten Kindes, eines schönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen besetzten Kissen ruhend, eine weiße Wasserlilie in seiner kleinen, bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz sprach neben dem Grauen des Todes, wie hilfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens; ein unwiderstehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor diesem Bilde stand.

Aber es hing nicht allein hier; dicht daneben schaute aus dunklem Holzrahmen ein finsterer schwarzbärtiger Mann in Priesterkragen und Sammar. Mein Freund sagte mir, es sei der Vater jenes schönen Knaben; dieser selbst, so gehe noch heute die Sage, solle einst in der Wassergrube unserer Priesterkoppel seinen Tod gefunden haben. Auf dem Rahmen lasen wir die Jahrzahl 1666; das war lange her. Immer wieder zog es mich zu diesen beiden Bildern; ein phantastisches Verlangen ergriff mich, von dem Leben und Sterben des Kindes eine nähere, wenn auch noch so karge Kunde zu erhalten; selbst aus dem düsteren Antlitz des Vaters, das trotz des Priesterkragens mich fast an die Kriegsknechte des Altarschranks gemahnen wollte, suchte ich sie herauszulesen.

— — Nach solchen Studien in dem Dämmerlicht der alten Kirche erschien dann das Haus der guten Pastorsleute nur um so gastlicher. Freilich war es gleichfalls hoch zu Jahren, und der Vater meines Freundes hoffte, so lange ich denken konnte, auf einen Neubau; da aber die Küsterei an derselben Altersschwäche litt, so wurde weder hier noch dort gebaut. — Und doch, wie freundlich waren trotzdem die Räume des alten Hauses; im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur, wo die aus den Reformationsalmanachen herausgeschnittenen Bilder in Mahagonirähmchen an der weißgetünchten Wand hingen, wo man aus dem westlichen Fenster nur eine

Digitized by Google

ferne Windmühle, außerdem aber den ganzen weiten Himmel vor sich hatte, der sich Abends in rosenrothem Schein verklärte und das ganze Zimmer überglänzte! Die lieben Pastorsleute, die Lehnstühle mit den rothen Plüschkissen, das alte tiefe Sopha, auf dem Tisch beim Abendbrod der traulich sausende Theekessel, — es war Alles helle, freundliche Gegenwart. Nur eines Abends — wir waren derzeit schon Secundaner — kam mir der Gedanke, welch' eine Vergangenheit an diesen Räumen hafte, ob nicht gar jener todte Knabe einst mit frischen Wangen hier leibhaftig umhergesprungen sei, dessen Bildniß jetzt wie mit einer wehmüthig holden Sage den düsteren Kirchenraum erfüllte.

Veranlassung zu solcher Nachdenklichkeit mochte geben, daß ich am Nachmittage, wo wir auf meinen Antrieb wieder einmal die Kirche besucht hatten, unten in einer dunkelen Ecke des Bildes vier mit rother Farbe geschriebene Buchstaben entdeckt hatte, die mir bis jetzt entgangen waren.

„Sie lauten C. P. A. S.," sagte ich zu dem Vater meines Freundes; „aber wir können sie nicht enträthseln."

„Nun," erwiderte dieser; „die Inschrift ist mir wohlbekannt; und nimmt man das Gerücht zu Hilfe, so möchten die beiden letzten Buchstaben wol mit ‚Aquis Submersus', also mit ‚Ertrunken' oder wörtlich ‚Im Wasser versunken' zu deuten sein; nur mit dem vorangehenden C. P. wäre man dann noch immer in Verlegenheit! Der junge Adjunctus unseres Küsters, der einmal die Quarta passirt ist, meint zwar, es könne ‚Casu Periculoso', ‚Durch gefährlichen Zufall' heißen; aber die alten Herren jener Zeit dachten logischer; wenn der Knabe dabei ertrank, so war der Zufall nicht nur blos gefährlich."

Ich hatte begierig zugehört. „Casu," sagte ich; „es könnte auch wol ‚Culpa' heißen?"

„Culpa?" wiederholte der Pastor. „Durch Schuld? — aber durch wessen Schuld!"

Da trat das finstere Bild des alten Predigers mir vor die Seele, und ohne viel Besinnen rief ich: „Warum nicht: ‚Culpa Patris?'"

Der gute Pastor war fast erschrocken. „Ei, ei, mein junger Freund," sagte er und erhob warnend den Finger gegen mich. „Durch Schuld des Vaters? — So wollen wir trotz seines düsteren Ansehens meinen seligen Amtsbruder doch nicht beschuldigen. Auch würde er dergleichen wohl schwerlich von sich haben schreiben lassen."

Dies Letztere wollte auch meinem jugendlichen Verstande einleuchten; und so blieb denn der eigentliche Sinn der Inschrift nach wie vor ein Geheimniß der Vergangenheit.

Daß übrigens jene beiden Bilder sich auch in der Malerei wesentlich vor einigen alten Predigerbildnissen auszeichneten, welche gleich daneben hingen, war mir selbst schon klar geworden; daß aber Sachverständige in dem Maler einen tüchtigen Schüler altholländischer Meister erkennen wollten, erfuhr ich freilich jetzt erst durch den Vater meines Freundes. Wie jedoch ein solcher in dieses arme Dorf verschlagen worden, oder woher er gekommen und wie er geheißen habe, darüber wußte auch er mir nichts zu sagen. Die Bilder selbst enthielten weder einen Namen, noch ein Malerzeichen.

Digitized by Google

Die Jahre gingen hin. Während wir die Universität besuchten, starb der gute Pastor, und die Mutter meines Schulgenossen folgte später ihrem Sohne auf dessen inzwischen anderswo erreichte Pfarrstelle; ich hatte keine Veranlassung mehr, nach jenem Dorfe zu wandern. — Da, als ich selbst schon in meiner Vaterstadt wohnhaft war, geschah es, daß ich für den Sohn eines Verwandten ein Schülerquartier bei guten Bürgersleuten zu besorgen hatte. Der eigenen Jugendzeit gedenkend, schlenderte ich im Nachmittagssonnenscheine durch die Straßen, als mir an der Ecke des Marktes über der Thür eines alten, hochgegiebelten Hauses eine plattdeutsche Inschrift in die Augen fiel, die verhochdeutscht etwa lauten würde:

Gleich so wie Rauch und Staub verschwindt,
Also sind auch die Menschenkind'.

Die Worte mochten für jugendliche Augen wohl nicht sichtbar sein; denn ich hatte sie nie bemerkt, so oft ich auch in meiner Schulzeit mir einen Heißewecken bei dem dort wohnenden Bäcker geholt hatte. Fast unwillkürlich trat ich in das Haus; und in der That, es fand sich hier ein Unterkommen für den jungen Vetter. Die Stube ihrer alten „Möddersch" (Mutterschwester) — so sagte mir der freundliche Meister —, von der sie Haus und Betrieb geerbt hätten, habe seit Jahren leer gestanden; schon lange hätten sie sich einen jungen Gast dafür gewünscht.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt, und wir betraten dann ein ziemlich niedriges, alterthümlich ausgestattetes Zimmer, dessen beide Fenster mit ihren kleinen Scheiben auf den geräumigen Marktplatz hinausgingen. Früher, erzählte der Meister, seien zwei uralte Linden vor der Thür gewesen; aber er habe sie schlagen lassen, da sie allzusehr in's Haus gedunkelt und auch hier die schöne Aussicht ganz verdeckt hätten.

Ueber die Bedingungen wurden wir bald in allen Theilen einig; während wir dann aber noch über die jetzt zu treffende Einrichtung des Zimmers sprachen, war mein Blick auf ein im Schatten eines Schrankes hängendes Oelgemälde gefallen, das plötzlich meine ganze Aufmerksamkeit hinwegnahm. Es war noch wohl erhalten und stellte einen älteren ernst und milde blickenden Mann dar, in einer dunklen Tracht, wie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sie diejenigen aus den vornehmeren Ständen zu tragen pflegten, welche sich mehr mit Staatssachen oder gelehrten Dingen, als mit dem Kriegshandwerke beschäftigten.

Der Kopf des alten Herrn, so schön und anziehend und so trefflich gemalt er immer sein mochte, hatte indessen nicht diese Erregung in mir hervorgebracht; aber der Maler hatte ihm einen blassen Knaben in den Arm gelegt, der in seiner kleinen schlaff herabhängenden Hand eine weiße Wasserlilie hielt; — und diesen Knaben kannte ich ja längst. Auch hier war es wohl der Tod, der ihm die Augen zugedrückt hatte.

„Woher ist dieses Bild?" fragte ich endlich, da ich plötzlich inne wurde, daß der vor mir stehende Meister mit seiner Auseinandersetzung innegehalten hatte.

Er sah mich verwundert an. „Das alte Bild? Das ist von unserer Mödderſch," erwiderte er; „es stammt von ihrem Urgroßonkel, der ein Maler

Digitized by Google

gewesen und vor mehr als hundert Jahren hier gewohnt hat. Es sind noch andre Siebensachen von ihm da."

Bei diesen Worten zeigte er nach einer kleinen Lade von Eichenholz, auf welcher allerlei geometrische Figuren recht zierlich eingeschnitten waren.

Als ich sie von dem Schranke, auf dem sie stand, herunternahm, fiel der Deckel zurück, und es zeigten sich mir als Inhalt einige stark vergilbte Papierblätter mit sehr alten Schriftzügen.

„Darf ich die Blätter lesen?" fragte ich.

„Wenn's Ihnen Plaisir macht," erwiderte der Meister, „so mögen Sie die ganze Sache mit nach Hause nehmen; es sind so alte Schriften; Werth steckt nicht darin."

Ich aber erbat mir und erhielt auch die Erlaubniß, diese werthlosen Schriften hier an Ort und Stelle lesen zu dürfen; und während ich mich dem alten Bilde gegenüber in einen mächtigen Ohrenlehnstuhl setzte, verließ der Meister das Zimmer, zwar immer noch erstaunt, doch gleichwol die freundliche Verheißung zurücklassend, daß seine Frau mich bald mit einer guten Tasse Kaffee regaliren werde.

Ich aber las, und hatte im Lesen bald Alles um mich her vergessen.

So war ich denn wieder daheim in unserm Holstenlande; am Sonntage Cantate war es anno 1661! — Mein Malergeräth und sonstiges Gepäcke hatte ich in der Stadt zurückgelassen und wanderte nun fröhlich fürbaß, die Straße durch den maiengrünen Buchenwald, der von der See ins Land hinaufsteigt. Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und letzteten ihren Durst an dem Wasser, so in den tiefen Radgeleisen stund; denn ein linder Regen war gefallen über Nacht und noch gar früh am Vormittage, so daß die Sonne den Waldesschatten noch nicht überstiegen hatte.

Der helle Drosselschlag, der von den Lichtungen zu mir scholl, fand seinen Widerhall in meinem Herzen. Durch die Bestellungen, so mein theurer Meister van der Helst im letzten Jahre meines Amsterdamer Aufenthalts mir zugewendet, war ich aller Sorge quitt geworden; einen guten Zehrpfennig und einen Wechsel auf Hamburg trug ich noch itzt in meiner Taschen; dazu war ich stattlich angethan: mein Haar fiel auf ein Mäntelchen mit feinem Grauwerk, und der Lütticher Degen fehlte nicht an meiner Hüfte.

Meine Gedanken aber eileten mir voraus; immer sah ich Herrn Gerhardus, meinen edlen großgünstigen Protector, wie er von der Schwelle seines Zimmers mir die Hände wärd' entgegenstrecken, mit seinem milden Gruße: „So segne Gott Deinen Eingang, mein Johannes!"

Er hatte einst mit meinem lieben, ach, gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater zu Jena die Rechte studiret und war auch nachmals den Künsten und Wissenschaften mit Fleiße obgelegen, so daß er dem Hochseligen Herzog Friederich bei seinem edlen, wiewohl wegen der Kriegsläufte vergeblichen Bestreben um Errichtung einer Landesuniversität ein einsichtiger und eifriger

Digitized by Google

Berather gewesen. Obschon ein adeliger Mann, war er meinem lieben Vater doch stets in Treuen zugethan blieben, hatte auch nach dessen seligem Hintritt sich meiner verwaiseten Jugend mehr, als zu verhoffen, angenommen und nicht allein meine sparsamen Mittel aufgebessert, sondern auch durch seine fürnehme Bekanntschaft unter dem Holländischen Adel es dahin gebracht, daß mein theuerer Meister van der Helst mich zu seinem Schüler angenommen.

Meinte ich doch zu wissen, daß der verehrte Mann unversehrt auf seinem Herrenhofe sitze, wofür dem Allmächtigen nicht genug zu danken; denn, derweilen ich in der Fremde mich der Kunst beflissen, war daheim die Kriegsgreuel über das Land gekommen; so zwar, daß die Truppen, die gegen den kriegswüthigen Schweden dem Könige zum Beistand hergezogen, fast ärger als die Feinde selbst gehauset, ja selbst der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht. Durch den plötzlichen Hintritt des Schwedischen Carolus war nun zwar Friede; aber die grausamen Stapfen des Krieges lagen überall; manch' Bauern- oder Käthnerhaus, wo man mich als Knaben mit einem Trunke süßer Milch bewirthet, hatte ich auf meiner Morgenwandrung niedergesenget am Wege liegen sehen und manches Feld in ödem Unkraut, darauf sonst um diese Zeit der Roggen seine grünen Spitzen trieb.

Aber solches beschwerete mich heut' nicht allzusehr; ich hatte nur Verlangen, wie ich dem edlen Herrn durch meine Kunst beweisen möchte, daß er Gab' und Gunst an keinen Unwürdigen verschwendet habe; dachte auch nicht an Strolche und verlaufen Gesindel, das vom Kriege her noch in den Wäldern Umtrieb halten sollte. Wohl aber tückete mich ein Anderes, und das war der Gedanke an den Junker Wulf. Er war mir nimmer hold gewesen, hatte wohl gar, was sein edler Vater an mir gethan, als einen Diebstahl an ihm selber angesehen; und manches Mal, wenn ich, wie öfters nach meines lieben Vaters Tode, im Sommer die Vacanz auf dem Gute zubrachte, hatte er mir die schönen Tage vergället und versalzen. Ob er anitzt in seines Vaters Hause sei, war mir nicht kund geworden, hatte nur vernommen, daß er noch vor dem Friedensschlusse bei Spiel und Becher mit den Schwedischen Offiziers Verkehr gehalten, was mit rechter Holstentreue nicht zu reimen ist.

Indem ich dieß bei mir erwog, war ich aus dem Buchenwalde in den Richtsteig durch das Tannenhölzchen geschritten, das schon dem Hofe nahe liegt. Wie liebliche Erinnerung umhauchte mich der Würzeduft des Harzes; aber bald trat ich aus dem Schatten in den vollen Sonnenschein hinaus; da lagen zu beiden Seiten die mit Haselbüschen eingehegten Wiesen, und nicht lange, so wanderte ich zwischen den zwo Reihen gewaltiger Eichbäume, die zum Herrensitz hinaufführen.

Ich weiß nicht, was für ein bang Gefühl mich plötzlich überkam, ohn' alle Ursach', wie ich derzeit dachte; denn es war eitel Sonnenschein umher, und vom Himmel herab klang ein gar herzlich und ermunternd Lerchensingen. Und siehe, dort auf der Koppel, wo der Hofmann seinen Immenhof hat, stand ja auch noch der alte Holzbirnenbaum und flüsterte mit seinen jungen Blättern in der blauen Luft.

„Grüß dich Gott!" sagte ich leis, gedachte dabei aber weniger des Baumes,

Digitized by Google

als vielmehr des holden Gottesgeschöpfes, in dem, wie es sich nachmals fügen mußte, all' Glück und Leid, und auch all' nagende Buße meines Lebens beschlossen sein sollte, für jetzt und alle Zeit. Das war des edlen Herrn Gerhardus Töchterlein, des Junkers Wulfen einzig Geschwister.

Item, es war bald nach meines lieben Vaters Tode, als ich zum ersten Mal die ganze Vacanz hier verbrachte; sie war derzeit ein neunjährig Dirnlein, die ihre braunen Zöpfe luftig fliegen ließ; ich zählte um ein paar Jahre weiter. So trat ich eines Morgens aus dem Thorhaus; der alte Hofmann Dietrich, der ober der Einfahrt wohnt und neben dem als einem getreuen Mann mir mein Schlafkämmerlein eingeräumt war, hatte mir einen Eschenbogen zugerichtet, mir auch die Bolzen von tüchtigem Blei dazu gegossen, und ich wollte nun auf die Raubvögel, deren genug bei dem Herrenhaus umherschrieen; da kam sie vom Hofe auf mich zugesprungen.

„Weißt Du, Johannes," sagte sie; „ich zeig' Dir ein Vogelnest; dort in dem hohlen Birnbaum; aber das sind Rothschwänzchen, die darfst Du ja nicht schießen!"

Damit war sie schon wieder vorausgesprungen; doch eh' sie noch dem Baum auf zwanzig Schritte nah' gekommen, sah ich sie jählings stille stehn. „Der Buhz, der Buhz!" schrie sie und schüttelte wie entsetzt ihre beiden Händlein in der Luft.

Es war aber ein großer Waldkauz, der ober dem Loche des hohlen Baumes saß und hinabschauete, ob er ein ausfliegend Vögelein erhaschen möge. „Der Buhz, der Buhz!" schrie die Kleine wieder. „Schieß, Johannes, schieß!" — Der Kauz aber, den die Freßgier taub gemacht, saß noch immer und stierete in die Hohlung. Da spannte ich meinen Eschenbogen und schoß, daß das Raubthier zappelnd auf dem Boden lag; aus dem Baume aber schwang sich ein zwitschernd Vöglein in die Luft.

Seit der Zeit waren Katharina und ich zwei gute Gesellen miteinander; in Wald und Garten, wo das Mägdlein war, da war auch ich. Darob aber mußte mir gar bald ein Feind erstehen; das war Kurt von der Risch, dessen Vater eine Stunde davon auf seinem reichen Hofe saß. In Begleitung seines gelahrten Hofmeisters, mit dem Herr Gerhard gern der Unterhaltung pflag, kam er oftmals auf Besuch; und da er jünger war, als Junker Wulf, so war er wohl auf mich und Katharinen angewiesen; insonders aber schien das braune Herrentöchterlein ihm zu gefallen. Doch war das schier umsonst; sie lachte nur über seine krumme Vogelnase, die ihm, wie bei fast Allen des Geschlechtes, unter buschigem Haupthaar zwischen zwo merklich runden Augen saß. Ja, wenn sie seiner nur von fern gewahrte, so reckte sie wohl ihr Köpfchen vor und rief: „Johannes, der Buhz! der Buhz!" Dann versteckten wir uns hinter den Scheunen oder rannten wohl auch spornstreichs in den Wald hinein, der sich in einem Bogen um die Felder und danach wieder dicht an die Mauern des Gartens hinanzieht.

Darob, als der von der Risch deß inne wurde, kam es oftmals zwischen uns zum Haarraufen, wobei jedoch, da er mehr hitzig denn stark war, der Vortheil meist in meinen Händen blieb.

Als ich, um von Herrn Gerhardus Urlaub zu nehmen, vor meiner Aus-

Digitized by Google

fahrt in die Fremde zum letzten Mal, jedoch nur kurze Tage, hier verweilte, war Katharina schon fast wie eine Jungfrau; ihr braunes Haar lag itzt in einem goldnen Netz gefangen; in ihren Augen, wenn sie die Wimpern hob, war oft ein spielend Leuchten, das mich schier beklommen machte. Auch war ein alt' gebrechlich Fräulein ihr zur Obhut beigegeben, so man im Hause nur „Bas' Ursel" nannte; sie ließ das Kind nicht aus den Augen und ging überall mit einer langen Tricotage neben ihr.

Als ich so eines Octobernachmittags im Schatten der Gartenhecken mit Beiden auf und ab wandelte, kam ein lang aufgeschossener Gesell, mit spitzenbesetztem Lederwamms und Federhut ganz à la mode gekleidet, den Gang zu uns herauf; und siehe da, es war der Junker Kurt, mein alter Widersacher. Ich merkte allsogleich, daß er noch immer bei seiner schönen Nachbarin zu Hofe ging; auch, daß insonders dem alten Fräulein solches zu gefallen schien. Das war ein „Herr Baron" auf alle Frag' und Antwort; dabei lachte sie höchst obligeant mit einer widrig feinen Stimme und hob die Nase unmäßig in die Luft; mich aber, wenn ich ja ein Wort dazwischen gab, nannte sie stetig „Er" oder kurzweg auch „Johannes", worauf der Junker dann seine runden Augen einkniff und im Gegentheile that, als sähe er auf mich herab, obschon ich ihn um halben Kopfes Länge überragte.

Ich blickte auf Katharinen; die aber kümmerte sich nicht um mich, sondern ging sittig neben dem Junker, ihm manierlich Red' und Antwort gebend; den kleinen rothen Mund aber verzog mitunter ein spöttisch stolzes Lächeln, so daß ich dachte: „Getröste Dich, Johannes; der Herrensohn schnellt itzo deine Wage in die Luft!" Trotzig blieb ich zurück und ließ die andern Drei vor mir gehen. Als aber diese in das Haus getreten waren und ich davor noch an Herrn Gerhards Blumenbeeten stand, darüber brütend, wie ich, gleich wie vormals, mit dem von der Risch ein tüchtig Haarraufen beginnen möchte, kam plötzlich Katharina wieder zurückgelaufen, riß neben mir eine Aster von den Beeten und flüsterte mir zu: „Johannes, weißt Du was? Der Buhz sieht einem jungen Adler gleich; Bas' Ursel hat's gesagt!" Und fort war sie wieder, eh' ich mich's versah. Mir aber war auf einmal all' Trotz und Zorn wie weggeblasen. Was kümmerte mich itzund der Herr Baron! Ich lachte hell und fröhlich in den güldnen Tag hinaus; denn bei den übermüthigen Worten war wieder jenes süße Augenspiel gewesen. Aber dieß Mal hatte es mir gerad' in's Herz geleuchtet.

Bald danach ließ mich Herr Gerhard auf sein Zimmer rufen; er zeigte mir auf einer Karte noch einmal, wie ich die weite Reise nach Amsterdam zu machen habe, übergab mir Briefe an seine Freunde dort und sprach dann lange mit mir, als meines lieben seligen Vaters Freund. Denn noch selbigen Abends hatte ich zur Stadt zu gehen, von wo ein Bürger mich auf seinem Wagen mit nach Hamburg nehmen wollte.

Als nun der Tag hinabging, nahm ich Abschied. Unten im Zimmer saß Katharina an einem Stickrahmen; ich mußte der Griechischen Helena gedenken, wie ich sie jüngst in einem Kupferwerk gesehen; so schön erschien mir der junge Nacken, den das Mädchen eben über ihre Arbeit neigte. Aber sie war nicht allein; ihr gegenüber saß Bas' Ursel und las laut aus einem französischen Ge-

Digitized by Google

schichtenbuche. Da ich näher trat, hob sie die Nase nach mir zu: „Nun, Johannes," sagte sie, „Er will mir wohl Ade sagen! So kann Er auch dem Fräulein gleich seine Reverenze machen!" — Da war schon Katharina von ihrer Arbeit aufgestanden; aber, indem sie mir die Hand reichte, traten die Junker Wulf und Kurt mit großem Geräusch ins Zimmer; und sie sagte nur: „Lebwohl, Johannes!" Und so ging ich fort.

Im Thorhaus drückte ich dem alten Dieterich die Hand, der Stab und Ranzen schon für mich bereit hielt; dann wanderte ich zwischen den Eichbäumen auf die Waldstraße zu. Aber mir war dabei, als könne ich nicht recht fort, als hätt' ich einen Abschied noch zu Gute, und stand oft still und schaute hinter mich. Ich war auch nicht den Richtweg durch die Tannen, sondern, wie von selber, den viel weiteren auf der großen Fahrstraße hingewandert. Aber schon kam vor mir das Abendroth überm Wald herauf, und ich mußte eilen, wenn mich die Nacht nicht überfallen sollte. „Ade, Katharina, ade!" sagte ich leise und setzte rüstig meinen Wanderstab in Gang.

Da, an der Stelle, wo der Fußsteig in die Straße mündet — in stürmender Freude stund das Herz mir still — plötzlich aus dem Tannendunkel war sie selber da; mit glühenden Wangen kam sie hergelaufen, sie sprang über den trocknen Weggraben, daß die Fluth des seidenbraunen Haars dem güldnen Netz entstürzete; und so fing ich sie in meinen Armen auf. Mit glänzenden Augen, noch mit dem Odem ringend, schaute sie mich an. „Ich — ich bin ihnen fortgelaufen!" stammelte sie endlich; und dann, ein Päckchen in meine Hand drückend, fügte sie leis hinzu: „Von mir, Johannes! Und du sollst es nicht verachten!" Auf einmal aber wurde ihr Gesichtchen trübe; der kleine schwellende Mund wollte noch was reden, aber da brach ein Thränenquell aus ihren Augen, und wehmüthig ihr Köpfchen schüttelnd, riß sie sich hastig los. Ich sah ihr Kleid im finstern Tannensteig verschwinden; dann in der Ferne hört' ich noch die Zweige rauschen, und dann stand ich allein. Es war so still, die Blätter konnte man fallen hören. Als ich das Päckchen aus einander faltete, da war's ihr güldner Pathenpfennig, so sie mir oft gezeiget hatte; ein Zettlein lag dabei, das las ich nun beim Schein des Abendrothes. „Damit Du nicht in Noth geratheſt," stund darauf geschrieben. — Da streckt' ich meine Arme in die leere Luft: „Ade, Katharina, ade, ade!" wohl hundert Mal rief ich es in den stillen Wald hinein; — und erst mit sinkender Nacht erreichte ich die Stadt.

— — Seitdem waren fast fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute Alles wiederfinden?

Und schon stund ich am Thorhaus, und sah drunten im Hof die alten Linden, hinter deren lichtgrünem Laub die beiden Zackengiebel des Herrenhauses itzt verborgen lagen. Als ich aber durch den Thorweg gehen wollte, jagten vom Hofe her zwei fahlgraue Bullenbeißer mit Stachelhalsbändern gar wild gegen mich heran; sie erhuben ein erschreckliches Geheul und der eine sprang auf mich und fletschete seine weißen Zähne dicht vor meinem Antlitz. Solch' einen Willkommen hatte ich noch niemalen hier empfangen. Da, zu meinem Glück, rief aus den Kammern ober dem Thore eine rauhe, aber mir gar traute Stimme: „Halloh!" rief sie; „Tartar, Türk!" Die Hunde ließen von mir ab, ich hörte

Digitized by Google

es die Stiege herabkommen, und aus der Thür, so unter dem Thorgang war, trat der alte Dieterich.

Als ich ihn anschaute, sahe ich wohl, daß ich lang in der Fremde gewesen sei; denn sein Haar war schloweiß geworden und seine sonst so lustigen Augen blickten gar matt und betrübsam auf mich hin. „Herr Johannes!" sagte er endlich und reichte mir seine beiden Hände.

„Grüß ihn Gott, Dieterich!" entgegnete ich. „Aber seit wann haltet Ihr solche Bluthunde auf dem Hof, die die Gäste anfallen gleich den Wölfen?"

„Ja, Herr Johannes," sagte der Alte, „die hat der Junker hergebracht."

„Ist denn der daheim?"

Der Alte nickte.

„Nun", sagte ich; „die Hunde mögen schon vonnöthen sein; vom Krieg her ist noch viel verlaufen Volk zurückgeblieben."

„Ach, Herr Johannes!" Und der alte Mann stund immer noch, als wolle er mich nicht zum Hof hinauflassen. „Ihr seid in schlimmer Zeit gekommen!"

Ich sah ihn an, sagte aber nur: „Freilich, Dieterich; aus mancher Fensterhöhlung schaut statt des Bauern itzt der Wolf heraus; hab' dergleichen auch gesehen; aber es ist ja Frieden worden, und der gute Herr im Schloß wird helfen, seine Hand ist offen."

Mit diesen Worten wollte ich, obschon die Hunde mich wieder anknurreten, auf den Hof hinausgehen; aber der Greis trat mir in den Weg. „Herr Johannes," rief er, „ehe Ihr weiter gehet, höret mich an! Euer Briefslein ist zwar richtig mit der Königlichen Post von Hamburg kommen; aber den rechten Leser hat es nicht mehr finden können.

„Dieterich!" schrie ich. „Dieterich!"

„— Ja, ja, Herr Johannes! Hier ist die gute Zeit vorbei; denn unser theurer Herr Gerhardus liegt aufgebahret dort in der Kapellen, und die Guteridons brennen an seinem Sarge. Es wird nun anders werden auf dem Hofe; aber — ich bin ein höriger Mann, mir ziemet Schweigen."

Ich wollte fragen: „Ist das Fräulein, ist Katharina noch im Hause?" Aber das Wort wollte nicht über meine Zunge.

Drüben, in einem hinteren Seitenbau des Herrenhauses war eine kleine Kapelle, die aber, wie ich wußte, seit lange nicht benutzt war. Dort also sollte ich Herrn Gerhard suchen.

Ich fragte den alten Hofmann: „Ist die Kapelle offen?" und als er es bejahete, bat ich ihn, die Hunde anzuhalten; dann ging ich über den Hof, wo Niemand mir begegnete; nur einer Grasmücke Singen kam oben aus den Lindenwipfeln.

Die Thür zur Kapellen war nur angelehnt, und leis und gar beklommen trat ich ein. Da stund der offene Sarg, und die rothe Flamme der Kerzen warf ihr flackernd Licht auf das edle Antlitz des geliebten Herrn; die Fremdheit des Todes, so darauf lag, sagte mir, daß er itzt eines andern Land's Genosse sei. Indem ich aber neben dem Leichnam zum Gebete hinknieen wollte, erhub

Digitized by Google

sich über den Rand des Sarges mir genüber ein junges blasses Antlitz, das aus schwarzen Schleiern fast erschrocken auf mich schaute.

Aber nur, wie ein Hauch verweht, so blickten die braunen Augen herzlich zu mir auf, und es war fast wie ein Freudenruf: „O Johannes, seid Ihr's denn! Ach, Ihr seid zu spät gekommen!" Und über dem Sarge hatten unsere Hände sich zum Gruß gefaßt; denn es war Katharina, und sie war so schön geworden, daß hier im Angesicht des Todes ein heißer Puls des Lebens mich durchfuhr. Zwar, das spielende Licht der Augen lag itzt zurückgeschrecket in der Tiefe; aber aus dem schwarzen Häubchen drängten sich die braunen Löcklein, und der schwellende Mund war um so röther in dem blassen Antlitz.

Und fast verwirret auf den Todten schauend, sprach ich: „Wol kam ich in der Hoffnung an seinem lebenden Bilde ihm mit meiner Kunst zu danken, ihm manche Stunde genüber zu sitzen und sein mild und lehrreich Wort zu hören. Laßt mich denn nun die bald vergehenden Züge festzuhalten suchen."

Und als sie unter Thränen, die über ihre Wangen strömten, stumm zu mir hinüber nickte, setzte ich mich in ein Gestühlte und begann auf einem von den Blättchen, die ich bei mir führte, des Todten Antlitz nachzubilden. Aber meine Hand zitterte; ich weiß nicht, ob alleine vor der Majestät des Todes.

Während dem vernahm ich draußen vom Hofe her eine Stimme, die ich für die des Junker Wulf erkannte; gleich danach schrie ein Hund wie nach einem Fußtritt oder Peitschenhiebe; und dann ein Lachen und einen Fluch von einer andern Stimme, die mir gleicherweis bekannt deuchte.

Als ich auf Katharinen blickte, sah ich sie mit schier entsetzten Augen nach dem Fenster starren; aber die Stimmen und die Schritte gingen vorüber. Da erhub sie sich, kam an meine Seite und sahe zu, wie des Vaters Antlitz unter meinem Stift entstund. Nicht lange, so kam draußen ein einzelner Schritt zurück; in demselben Augenblick legte Katharina die Hand auf meine Schulter und ich fühlte, wie ihr junger Körper bebte.

Sogleich auch wurde die Kapellenthür aufgerissen; und ich erkannte den Junker Wulf, obschon sein sonsten bleiches Angesicht itzt roth und aufgedunsen schien.

„Was hukst Du allfort an dem Sarge!" rief er zu der Schwester. „Der Junker von der Risch ist da gewesen, uns seine Condolenze zu bezeigen; Du hättest ihm wohl den Trunk kredenzen mögen!"

Zugleich hatte er meiner wahrgenommen und bohrete mich mit seinen kleinen Augen an. — „Wulf," sagte Katharina, indem sie mit mir zu ihm trat; „es ist Johannes, Wulf."

Der Junker fand nicht vonnsthen, mir die Hand zu reichen; er musterte nur mein violenfarben Wamms und meinte: „Du trägst da einen bunten Federbalg; man wird Dich „Sieur" nun tituliren müssen!"

„Nennt mich, wie's Euch gefällt!" sagte ich, indem wir auf den Hof hinaustraten. „Obschon mir dorten, von wo ich komme, das „Herr" vor meinem Namen nicht gefehlet, — Ihr wißt wohl, Eueres Vaters Sohn hat großes Recht an mir."

Er sah mich was verwundert an, sagte dann aber nur: „Nun wohl, so

Digitized by Google

magst Du zeigen, was Du für meines Vaters Gold erlernet hast; und soll dazu der Lohn für Deine Arbeit Dir nicht verhalten sein."

Ich meinete, was den Lohn anginge, den hätte ich längst voraus bekommen; da aber der Junker entgegnete, er werd' es halten, wie sich's für einen Edelmann gezieme, so fragte ich, was für Arbeit er mir aufzutragen hätte.

„Du weißt doch," sagte er, und hielt dann inne, indem er scharf auf seine Schwester blickte — „wenn eine adelige Tochter das Haus verläßt, so muß ihr Bild darin zurückbleiben."

Ich fühlte, daß bei diesen Worten Katharina, die an meiner Seite ging, gleich einer Taumelnden nach meinem Mantel haschte; aber ich entgegnete ruhig: „Der Brauch ist mir bekannt; doch, wie meinet Ihr denn, Junker Wulf?"

„Ich meine," sagte er hart, als ob er einen Gegenspruch erwarte; „daß Du das Bildniß der Tochter dieses Hauses malen sollst!"

Mich durchfuhr's fast wie ein Schrecken; weiß nicht, ob mehr über den Ton oder die Deutung dieser Worte; dachte auch, zu solchem Beginnen sei itzt kaum die rechte Zeit.

Da Katharina schwieg, aus ihren Augen aber ein flehentlicher Blick mir zuflog, so antwortete ich: „Wenn Euere edle Schwester es mir vergönnen will, so hoffe ich Eueres Vaters Protection und meines Meisters Lehre keine Schande anzuthun. Räumet mir nur wieder mein Kämmerlein oder dem Thorweg bei dem alten Dieterich, so soll geschehen, was Ihr wünschet."

Der Junker war das zufrieden, und sagte auch seiner Schwester, sie möge einen Imbiß für mich richten lassen.

Ich wollte über den Beginn meiner Arbeit noch eine Frage thun; aber ich verstummte wieder, denn über den empfangenen Auftrag war plötzlich eine Entzückung in mir aufgestiegen, daß ich fürchtete, sie könne mit jedem Wort hervorbrechen. So war ich auch der zwo grimmen Köter nicht gewahr worden, die dort am Brunnen sich auf den heißen Steinen sonnten. Da wir aber näher kamen, sprangen sie auf und fuhren mit offnem Rachen gegen mich, daß Katharina einen Schrei that, der Junker aber einen schrillen Pfiff, worauf sie heulend ihm zu Füßen krochen. „Beim Höllenelemente," rief er lachend, „zwo tolle Kerle; gilt ihnen gleich, ein Sauschwanz oder Flandrisch Tuch!"

„Nun, Junker Wulf," — ich konnte der Rede mich nicht wohl enthalten — „soll ich noch einmal Gast in Eueres Vaters Hause sein, so möget Ihr Euere Thiere bessere Sitte lehren!"

Er blitzte mich mit seinen kleinen Augen an und riß sich ein paar Mal in seinen Zwickelbart. „Das ist nur so ihr Willkommsgruß, Sieur Johannes;" sagte er dann, indem er sich bückte, um die Bestien zu streicheln. „Damit Jedweder wisse, daß ein ander Regiment allhier begonnen; denn — wer mir in die Quere kommt, den hetz' ich in des Teufels Rachen!"

Bei den letzten Worten, die er heftig ausgestoßen, hatte er sich hoch aufgerichtet; dann pfiff er seinen Hunden und schritt über den Hof dem Thore zu.

Ein Weilchen schaute ich hinterdrein; dann folgte ich Katharinen, die unter dem Lindenschatten stumm und gesenkten Hauptes die Freitreppe zu dem Herren-

Digitized by Google

haus emporstieg; eben so schweigend gingen wir miteinander die breiten Stufen in das Oberhaus hinauf, allwo wir in des seligen Herrn Gerhardus Zimmer traten. — Hier war noch Alles, wie ich es vordem gesehen; die goldgeblümten Ledertapeten, die Karten an der Wand, die saubern Pergamentbände auf den Regalen, über dem Arbeitstische der schöne Waldgrund von dem älteren Ruysdael — und dann davor der leere Sessel. Meine Blicke blieben daran haften; gleich wie drunten in der Kapellen der Leib des Entschlafenen, so schien auch dieß Gemach mir itzt entseelet, und, obschon vom Walde draußen der junge Lenz durch's Fenster leuchtete, doch gleichsam von der Stille des Todes wie erfüllet.

Ich hatte auf Katharinen in diesem Augenblicke fast vergessen. Da ich mich umwandte, stand sie schier reglos mitten in dem Zimmer, und ich sah wie unter den kleinen Händen, die sie darauf gepreßt hielt, ihre Brust in ungestümer Arbeit ging. „Nicht wahr," sagte sie leise, „hier ist itzt Niemand mehr; Niemand, als mein Bruder und seine grimmen Hunde?"

„Katharina!" rief ich; „was ist Euch? Was ist das hier in Eueres Vaters Haus?"

„Was es ist, Johannes?" und fast wild ergriff sie meine beiden Hände; und ihre jungen Augen sprüheten wie in Zorn und Schmerz.

„Nein, nein; laß erst den Vater in seiner Gruft zur Ruhe kommen! Aber dann — Du sollst mein Bild ja malen, Du wirst eine Zeit lang hier verweilen — dann, Johannes, hilf mir; um des Todten willen, hilf mir!"

Auf solche Worte, von Mitleid und von Liebe ganz bezwungen, fiel ich vor der Schönen, Süßen nieder und schwur ihr mich und alle meine Kräfte zu. Da löfete sich ein sanfter Thränenquell aus ihren Augen, und wir saßen neben einander und sprachen lange zu des Entschlafenen Gedächtniß.

Als wir sodann wieder in das Unterhaus hinabgingen, fragete ich auch dem alten Fräulein nach.

„O," sagte Katharina, „Bas' Ursel! Wollt Ihr sie begrüßen? Ja, die ist auch noch da; sie hat hier unten ihr Gemach; denn die Treppen sind ihr schon längsthin zu beschwerlich."

Wir traten also in ein Stübchen, das gegen den Garten lag, wo auf den Beeten vor den grünen Heckenwänden so eben die Tulpen aus der Erde brachen. Bas' Ursel saß, in der schwarzen Tracht und Krebbhaube nur wie ein schwindend Häufchen anzuschauen, in einem hohen Sessel und hatte ein Nonnenspielchen vor sich, das, wie sie nachmals mir erzählte, der Herr Baron — nach seines Vaters Ableben war er solches itzund wirklich — ihr aus Lübeck zur Verehrung mitgebracht.

„So," sagte sie, da Katharina mich genannt hatte, indeß sie behutsam die helfenbeinern Pflöcklein umeinander steckte, „ist Er wieder da, Johannes? — Nein, es geht nicht aus! Oh, c'est un jeu très-compliqué!"

Dann warf sie die Pflöcklein übereinander und schauete mich an. „Ei," meinte sie; „Er ist gar stattlich angethan; aber weiß Er denn nicht, daß Er in ein Trauerhaus getreten ist?"

„Ich weiß es, Fräulein;" entgegnete ich; „aber da ich in das Thor trat, wußte ich es nicht."

Digitized by Google

„Nun," sagte sie und nickte gar begütigend; „so eigentlich gehöret Er ja auch nicht zur Dienerschaft."

Ueber Katharinens blasses Antlitz flog ein Lächeln, wodurch ich mich jeder Antwort wohl enthoben halten mochte. Vielmehr rühmte ich der alten Dame die Anmuth ihres Wohngemaches; denn auch der Epheu von dem Thürmchen, das draußen an der Mauer aufstieg, hatte sich nach dem Fenster hingesponnen und wiegete seine grünen Ranken vor den Scheiben.

Aber Bas' Ursel meinete, ja, wenn nur nicht die Nachtigallen wären, die itzt schon wieder anhüben mit ihrer Nachtunruhe; sie könne ohnedem den Schlaf nicht finden; und dann auch sei es schier zu abgelegen; das Gesinde sei von hier aus nicht im Aug' zu halten; im Garten draußen aber passire eben nichts, als etwan, wann der Gärtnerbursche an den Hecken oder Buxrabatten putze.

— Und damit hatte der Besuch seine Endschaft; denn Katharina mahnte, es sei nachgerade an der Zeit, meinen wegemüden Leib zu stärken.

Ich war nun in meinem Kämmerchen ober dem Hofthor einlogiret, dem alten Dieterich zur sondern Freude; denn am Feyerabend saßen wir auf seiner Tragkist und ließ ich mir, gleich wie in der Knabenzeit, von ihm erzählen. Er rauchte dann wohl eine Pfeife Tabak, welche Sitte durch das Kriegsvolk auch hier in Gang gekommen war, und holete allerlei Geschichten aus den Drangsalen, so sie durch die fremden Truppen auf dem Hof und unten in dem Dorf erleiden müssen; einmal aber, da ich seine Rede auf das gute Frölen Katharina gebracht und er erst nicht hatt' ein Ende finden können, brach er gleichwohl plötzlich ab und schauete mich an.

„Wisset Ihr, Herr Johannes," sagte er, „'s ist grausam Schad', daß Ihr nicht auch ein Wappen habet gleich dem von der Risch da drüben!"

Und da solche Rede mir das Blut in's Gesicht jagete, klopfte er mit seiner harten Hand mir auf die Schulter, meinend: „Nun, nun, Herr Johannes; 's war ein dummes Wort von mir; wir müssen freilich bleiben, wo uns der Herrgott hingesetzet."

Weiß nicht, ob ich derzeit mit Solchem einverstanden gewesen, fragete aber nur, was der von der Risch denn itzund für ein Mann geworden.

Der Alte sah mich gar pfiffig an und paffte aus seinem kurzen Pfeiflein, als ob das theure Kraut am Feldrain wüchse. „Wollet Ihr's wissen, Herr Johannes?" begann er dann. „Er gehöret zu denen muntern Junkern, die im Kieler Umschlag den Bürgersleuten die Knöpfe von den Häusern schießen; Ihr möget glauben, er hat treffliche Pistolen! Auf der Geigen weiß er nicht so gut zu spielen; da er aber ein lustig Stücklein liebt, so hat er letzthin den Rathsmusikanten, der über'm Holstenthore wohnt, um Mitternacht mit seinem Degen aufgeklopfet, ihm auch nicht Zeit gelassen, sich Wamms und Hosen anzuthun. Statt der Sonnen stund aber der Mond am Himmel, es war octavis trium regum, und fror Pickelsteine; und hat also der Musikante, den Junker mit dem Degen hinter sich, im blanken Hemde vor ihm durch die Gassen geigen müssen! — — Wollet Ihr mehr noch wissen, Herr Johannes?"

„— Zu Haus bei ihm freuen sich die Bauern, wenn der Herrgott sie nicht

Digitized by Google

mit Töchtern gesegnet; und dennoch — — aber nach seines Vaters Tode hat er Geld, und unser Junker, Ihr wisset's wohl, hat schon vorher von seinem Erbe aufgezehrt."

Ich wußte freilich nun genug; auch hatte der alte Dietrich schon mit seinem Spruche: „Aber ich bin nur ein höriger Mann," seiner Rede Schluß gemacht.

— — Mit meinem Malgeräth war auch meine Kleidung aus der Stadt gekommen, wo ich im goldenen Löwen Alles abgeleget, so daß ich anitzt, wie es sich ziemete, in dunkler Tracht einherging. Die Tagesstunden aber wandte ich zunächst in meinen Nutzen. Nämlich, es befand sich oben im Herrenhause neben des seligen Herrn Gemach ein Saal, räumlich und hoch, dessen Wände fast völlig von lebensgroßen Bildern verhänget waren, so daß nur noch neben dem Kamin ein Platz zu zweien offen stund. Es waren das die Voreltern des Herrn Gerhardus, meist ernst und sicher blickende Männer und Frauen, mit einem Antlitz, dem man wohl vertrauen konnte; er selbsten in kräftigem Mannesalter und Katharinens frühverstorbene Mutter machten dann den Schluß. Die beiden letzten Bilder waren gar trefflich von unserem Landsmanne, dem Eiderstedter Georg Ovens, in seiner kräftigen Art gemalet; und ich suchte nun mit meinem Pinsel die Züge meines edlen Beschützers nachzuschaffen; zwar in verjüngtem Maaßstabe und nur mir selber zum Genügen; doch hat es später zu einem größeren Bildniß mir gedienet, das noch itzt hier in meiner einsamen Kammer die theuerste Gesellschaft meines Alters ist. Das Bildniß seiner Tochter aber lebt mit mir in meinem Innern.

Oft, wenn ich die Palette hingelegt, stund ich noch lange vor den schönen Bildern. Katharinens Antlitz fand ich in dem der beiden Eltern wieder: des Vaters Stirn, der Mutter Liebreiz um die Lippen; wo aber war hier der harte Mundwinkel, das kleine Auge des Junker Wulf? — Das mußte tiefer aus der Vergangenheit heraufgekommen sein! Langsam ging ich die Reih' der älteren Bildnisse entlang, bis über hundert Jahre weit hinab. Und siehe, da hing im schwarzen, von den Würmern schon zerfressenen Holzrahmen ein Bild, vor dem ich schon als Knabe, als ob's mich hielte, stillgestanden war. Es stellete eine Edelfrau von etwa vierzig Jahren vor; die kleinen grauen Augen sahen kalt und stechend aus dem harten Antlitz, das nur zur Hälfte zwischen dem weißen Kinntuch und der Schleierhaube sichtbar wurde. Ein leiser Schauer überfuhr mich vor der so lang schon heimgegangenen Seele; und ich sprach zu mir: „Hier, diese ist's! Wie räthselhafte Wege gehet die Natur! Ein saeculum und drüber rinnt es heimlich wie unter einer Decke im Blute der Geschlechter fort; dann, längst vergessen, tauchet es plötzlich wieder auf, den Lebenden zum Unheil. Nicht vor dem Sohn des edlen Gerhardus; vor dieser hier und ihres Blutes nachgeborenem Sprößling soll ich Katharinen schützen." Und wieder trat ich vor die beiden jüngsten Bilder, an denen mein Gemüthe sich erquickte.

So weilte ich derzeit in dem stillen Saale, wo um mich nur die Sonnenstäublein spielten, unter den Schatten der Geweseuen.

Katharinen sah ich nur beim Mittagstische, das alte Fräulein und den Junker Wulf zur Seiten; aber wofern Vas' Ursel nicht in ihren hohen Tönen

Digitized by Google

redete, so war es stets ein stumm und betrübsam Mahl, so daß mir oft der Bissen im Munde quoll. Nicht die Trauer um den Abgeschiedenen war deß Ursach, sondern es lag zwischen Bruder und Schwester, als sei das Tischtuch durchgeschnitten zwischen ihnen. Katharina, nachdem sie fast die Speisen nicht berührt, entfernete sich allzeit bald, mich kaum nur mit den Augen grüßend; der Junker aber, wenn ihm die Laune stund, suchte mich dann beim Trunke festzuhalten; hatte mich also hiegegen und, so ich nicht hinaus wollte über mein gestecktes Maaß, überdem wider allerart Flosculn zu wehren, welche gegen mich gespitzet wurden.

Inzwischen, nachdem der Sarg schon mehrere Tage geschlossen gewesen, geschahe die Beisetzung des Herrn Gerhardus drunten in der Kirche des Dorfes, allwo das Erbbegräbniß ist, und wo itzt seine Gebeine bei denen seiner Voreltern ruhen, mit denen der Höchste ihnen dereinst eine fröhliche Urständ wolle bescheeren!

Es waren aber zu solcher Trauerfestlichkeit zwar mancherlei Leute aus der Stadt und den umliegenden Gütern gekommen, von Angehörigen aber fast wenige und auch diese nur entfernte, maaßen der Junker Wulf der Letzte seines Stammes war und des Herrn Gerhards Ehgemahl nicht hiesigen Geschlechts gewesen; darum es auch geschahe, daß in der Kürze Alle wieder abgezogen sind.

Der Junker drängte nun selbst, daß ich mein aufgetragen Werk begönne, wozu ich droben in dem Bilderſaale an einem nach Norden zu belegenen Fenster mir schon den Platz erwählet hatte. Zwar kam Baſ' Ursel, die wegen ihrer Gicht die Treppen nicht hinauf konnte, und meinete, es möge am Besten in ihrer Stuben oder im Gemach daran geschehen, so sei es uns beiderseits zur Unterhaltung; ich aber, solcher Gevatterschaft gar gern entrathend, hatte an der dortigen Westsonne einen rechten Malergrund dagegen, und konnte alles Reden ihr nicht nützen. Vielmehr war ich am andern Morgen schon dabei, die Nebenfenster des Saales zu verhängen und die hohe Staffelei zu stellen, so ich mit Hilfe Dieterichs mir selber in den letzten Tagen angefertigt.

Als ich eben den Blendrahmen mit der Leinewand darauf gelegt, öffnete sich die Thür aus Herrn Gerhardus' Zimmer, und Katharina trat herein. — Aus was für Ursach', wäre schwer zu sagen; aber ich empfand, daß wir uns diesmal fast erschrocken gegenüberstanden; aus der schwarzen Kleidung, die sie nicht abgeleget, schaute das junge Antlitz in gar süßer Verwirrung zu mir auf.

„Katharina," sagte ich, „Ihr wisset, ich soll Euer Bildniß malen; duldet Ihr's auch gern?"

Da zog ein Schleier über ihre braunen Augensterne und sie sagte leise: „Warum doch fragt Ihr so, Johannes?"

Wie ein Thau des Glückes sank es in mein Herz. „Nein, nein, Katharina! Aber sagt, was ist, worin kann ich Euch dienen? — Setzet Euch, damit wir nicht so müßig überrascht werden, und dann sprecht! Oder vielmehr, ich weiß es schon. Ihr braucht mir's nicht zu sagen!"

Aber sie setzte sich nicht, sie trat zu mir heran. „Denket Ihr noch, Johannes, wie Ihr einst den Bubz mit Euerem Bogen niederschosset? Das thut diesmal nicht noth, obschon er wieder ob dem Neste lauert; denn ich bin kein

Digitized by Google

Vöglein, das sich von ihm zerreißen läßt. Aber, Johannes, — ich habe einen Blutsfreund! — Hilf mir wider den!"

„Ihr meinet Eueren Bruder, Katharina!"

— „Ich habe keinen andern. — — Dem Manne, den ich hasse, will er mich zum Weibe geben! Während unseres Vaters langem Siechbett habe ich den schändlichen Kampf mit ihm gestritten, und erst an seinem Sarg hab' ich's ihm abgetrotzt, daß ich in Ruhe um den Vater trauern mag; aber ich weiß, auch das wird er nicht halten."

Ich gedachte eines Stiftsfräuleins zu Preetz, Herrn Gerhards einzigen Geschwisters, und meinete, ob die nicht um Schutz und Zuflucht anzugehen sei.

Katharina nickte. „Wollt Ihr mein Bote sein, Johannes? — Geschrieben habe ich ihr schon, aber in Wulf's Hände kam die Antwort, und auch erfahren habe ich sie nicht; nur die ausbrechende Wuth meines Bruders, die selbst das Ohr des Sterbenden erfüllet hätte, wenn es noch offen gewesen wäre für den Schall der Welt; aber der gnädige Gott hatte das geliebte Haupt schon mit dem letzten Erdenschlummer zugedecket."

Katharina hatte sich nun doch auf meine Bitte mir genüber gesetzet, und ich begann die Umrisse auf die Leinewand zu zeichnen. So kamen wir zu ruhiger Berathung; und da ich, wenn die Arbeit weiter vorgeschritten, nach Hamburg mußte, um bei dem Holzschnitzer einen Rahmen zu bestellen, so stelleten wir fest, daß ich alsdann den Umweg über Preetz nähme und also meine Botschaft ausrichtete. Zunächst jedoch sei emsig an dem Werk zu fördern.

Es ist gar oft ein seltsam Widerspiel im Menschenherzen. Der Junker mußte es schon wissen, daß ich zu seiner Schwester stand; gleichwohl — hieß nun sein Stolz ihn mich gering zu schätzen, oder glaubte er mit seiner ersten Drohung mich genug geschrecket — was ich besorget, traf nicht ein; Katharina und ich waren am ersten wie an den andern Tagen von ihm ungestöret. Einmal zwar trat er ein und schalt mit Katharinen wegen ihrer Trauerkleidung, warf aber dann die Thür hinter sich, und wir hörten ihn bald auf dem Hofe ein Reiterstücklein pfeifen. Ein ander Mal noch hatte er den von der Risch an seiner Seite. Da Katharina eine heftige Bewegung machte, bat ich sie, auf ihrem Platz zu bleiben, und malete ruhig weiter. Seit dem Begräbnißtage, wo ich einen fremden Gruß mit ihm getauschet, hatte der Junker Kurt sich auf dem Hofe nicht gezeigt; nun trat er näher und beschauete das Bild und redete gar schöne Worte, meinete aber auch, weshalb das Fräulein sich so sehr vermummet und nicht vielmehr ihr seidig Haar in seinen Locken auf den Nacken habe wallen lassen; wie es ein Engelländischer Poet so trefflich ausgedrücket, „rückwärts den Winden leichte Küße werfend?" Katharina aber, die bisher geschwiegen, wies auf Herrn Gerhardus' Bild und sagte: „Ihr wisset wohl nicht mehr, daß das mein Vater war!"

Was Junker Kurt hierauf entgegnete, ist mir nicht mehr erinnerlich; meine Person aber schien ihm ganz nicht gegenwärtig oder doch nur gleich einer Maschine, wodurch ein Bild sich auf die Leinewand malete. Von letzterem begann er über meinen Kopf hin dies und jenes noch zu reden; da aber Katharina

Digitized by Google

nicht mehr Antwort gab, so nahm er alsbald seinen Urlaub, der Dame angenehme Kurzweil wünschend.

Bei diesem Wort jedennoch sah ich aus seinen Augen einen raschen Blick gleich einer Messerspitzen nach mir zücken.

— — Wir hatten nun weitre Störniß nicht zu leiden, und mit der Jahreszeit rückte auch die Arbeit vor. Schon stand auf den Waldkoppeln draußen der Roggen in silbergrauem Blühst und unten im Garten brachen schon die Rosen auf; wir beide aber — ich mag es heut' wohl niederschreiben — wir hätten itzund die Zeit gern stille stehen lassen; an meine Botenreise wagten, auch nur mit einem Wörtlein, weder sie noch ich zu rühren. Was wir gesprochen, wüßte ich kaum zu sagen; nur daß ich von meinem Leben in der Fremde ihr erzählte und wie ich immer heimgedacht; auch daß ihr güldner Pfennig mich in Krankheit einst vor Noth bewahrt, wie sie in ihrem Kinderherzen es damals fürgesorget, und wie ich später dann gestrebt und mich geängstet, bis ich das Kleinod aus dem Leihhaus mir zurückgewonnen hatte. Dann lächelte sie glücklich; und dabei blühete aus dem dunkeln Grund des Bildes immer süßer das holde Antlitz auf; mir schien's, als sei es kaum mein eigenes Werk. — Mitunter war's, als schaue mich etwas heiß aus ihren Augen an; doch wollte ich es dann fassen, so floh es scheu zurück; und dennoch floß es durch den Pinsel heimlich auf die Leinewand, so daß mir selber kaum bewußt ein sinnberückend Bild entstand, wie nie zuvor und nie nachher ein solches aus meiner Hand gegangen ist. — — Und endlich war's doch an der Zeit und festgesetzet, am andern Morgen sollte ich meine Reise antreten.

Als Katharina mir den Brief an ihre Base eingehändiget, saß sie noch einmal mir genüber. Es wurde heute mit Worten nicht gespielet; wir sprachen ernst und sorgenvoll miteinander; indessen setzete ich noch hie und da den Pinsel an, mitunter meine Blicke auf die schweigende Gesellschaft an den Wänden werfend, deren ich in Katharinens Gegenwart sonst kaum gedacht hatte.

Da, unter dem Malen, fiel mein Auge auch auf jenes alte Frauenbildniß, das mir zur Seite hing und aus den weißen Schleiertüchern die stechend grauen Augen auf mich gerichtet hielt. Mich fröstelte, ich hätte nahezu den Stuhl verrücket.

Aber Katharinens süße Stimme drang mir in das Ohr: „Ihr seid ja fast erbleichet; was flog Euch über's Herz, Johannes?"

Ich zeigete mit dem Pinsel auf das Bild. „Kennet Ihr die, Katharine? Diese Augen haben hier all' die Tage auf uns hingesehen."

„Die da? — Vor der hab' ich schon als Kind eine Furcht gehabt, und gar bei Tage bin ich oft wie blind hier durchgelaufen. Es ist die Gemahlin eines früheren Gerhardus; vor weit über hundert Jahren hat sie hier gehauset."

„Sie gleicht nicht Euerer schönen Mutter," entgegnete ich; „dies Antlitz hat wohl vermocht, einer jeden Bitte nein zu sagen."

Katharina sah gar ernst zu mir herüber. „So heißt's auch," sagte sie; „sie soll ihr einzig Kind verfluchet haben; am andern Morgen aber hat man das blasse Fräulein aus einem Gartenteich gezogen, der nachmals zugedämmet ist. Hinter den Hecken, dem Walde zu, soll es gewesen sein."

Digitized by Google

„Ich weiß, Katharina; es wachsen heut noch Schachtelhalm und Binsen aus dem Boden."

„Wisset Ihr denn auch, Johannes, daß eine unseres Geschlechtes sich noch immer zeigen soll, sobald dem Hause Unheil droht? Man sieht sie erst hier an den Fenstern gleiten, dann draußen in dem Gartensumpf verschwinden."

Ohnwillens wandten meine Augen sich wieder auf die unbeweglichen des Bildes. „Und weßhalb", fragte ich, „verfluchete sie ihr Kind?"

„Weßhalb?" — Katharina zögerte ein Weilchen und blickte mich fast verwirret an mit allem ihrem Liebreiz. „Ich glaub', sie wollte den Vetter ihrer Mutter nicht zum Ehgemahl."

— „War's denn ein gar so übler Mann?"

Ein Blick fast wie ein Flehen flog zu mir herüber, und tiefes Rosenroth bedeckte ihr Antlitz. „Ich weiß nicht," sagte sie beklommen; und leiser, daß ich's kaum vernehmen mochte, setzte sie hinzu: „Es heißt, sie hab' einen Andern lieb gehabt; der war nicht ihres Standes."

Ich hatte den Pinsel sinken lassen; denn sie saß vor mir mit gesenkten Blicken; wenn nicht die kleine Hand sich leis aus ihrem Schooße auf ihr Herz geleget, so wäre sie selber wie ein leblos Bild gewesen.

So hold es war, ich sprach doch endlich: „So kann ich ja nicht malen; wollet Ihr mich nicht ansehen, Katharina?"

Und als sie nun die Wimpern von den braunen Augensternen hob, da war kein Hehlens mehr; heiß und offen ging der Strahl zu meinem Herzen. „Katharina!" Ich war aufgesprungen. „Hätte jene Frau auch Dich verflucht?"

Sie athmete tief auf. „Auch mich, Johannes!" Da lag ihr Haupt an meiner Brust, und fest umschlossen standen wir vor dem Bild der Ahnfrau, die kalt und feindlich auf uns niederschauete.

Aber Katharina zog mich leise fort. „Laß uns nicht trotzen, mein Johannes!" sagte sie. — Mit Selbigem hörte ich im Treppenhause ein Geräusch, und war es, als wenn etwas mit dreien Beinen sich mühselig die Stiegen heraufarbeitete. Als Katharina und ich uns deshalb wieder an unsern Platz gesetzet und ich Pinsel und Palette zur Hand genommen hatte, öffnete sich die Thür, und Bas' Ursel, die wir wohl zuletzt erwartet hätten, kam an ihrem Stock hereingehustet. „Ich höre," sagte sie, „Er will nach Hamburg, um den Rahmen zu besorgen: da muß ich mir nachgerade doch sein Werk besehen!"

Es ist wohl männiglich bekannt, daß alte Jungfrauen in Liebessachen die allerfeinsten Sinne haben und so der jungen Welt gar oft Bedrang und Trübsal bringen. Als Bas' Ursel auf Katharinens Bild, das sie bislang noch nicht gesehen, kaum einen Blick geworfen hatte, zuckte sie gar stolz empor mit ihrem runzeligen Angesicht und frug mich allsogleich: „Hat denn das Fräulein Ihn so angesehen, als wie sie da im Bilde sitzet?"

Ich entgegnete, es sei ja eben die Kunst der edlen Malerei, nicht bloß die Abschrift des Gesichts zu geben. Aber schon mußte an unsern Augen oder Wangen ihr Sonderliches aufgefallen sein, denn ihre Blicke gingen sprühend hin und wieder: „Die Arbeit ist wohl bald am Ende?" sagte sie dann mit

Digitized by Google

ihrer höchsten Stimme. „Deine Augen haben kranken Glanz, Katharina; das lange Sitzen hat Dir nicht wohl gedienet."

Ich entgegnete, das Bild sei bald vollendet, nur an dem Gewande sei noch hie und da zu schaffen.

„Nun, da braucht Er wohl des Fräuleins Gegenwart nicht mehr dazu! — Komm Katharina, Dein Arm ist besser, als der dumme Stecken hier!"

Und so mußt' ich von der dürren Alten meines Herzens holdselig Kleinod mir entführen sehen, da ich es eben mir gewonnen glaubte; kaum daß die braunen Augen mir noch einen stummen Abschied senden konnten.

Am andern Morgen, am Montage vor Johannis, trat ich meine Reise an. Auf einem Gaule, den Dieterich mir besorget, trabte ich in der Frühe aus dem Thorweg; als ich durch die Tannen ritt, brach einer von des Junkers Hunden herfür und fuhr meinem Thiere nach den Flechsen, wann schon selbiges aus ihrem eigenen Stalle war; aber der oben im Sattel saß, schien ihnen allzeit noch verdächtig. Kamen gleichwohl ohne Blessur davon, ich und der Gaul, und langeten Abends bei guter Zeit in Hamburg an. Am andern Vormittage machte ich mich auf und befand auch bald einen Schnitzer, so der Bilderleisten viele fertig hatte, daß man sie nur zusammenzustellen und in den Ecken die Zierrathen darauf zu thun brauchte. Wurden also handelseinig, und versprach der Meister, mir das Alles wohlverpacket nachzusenden.

Nun war zwar in der berühmten Stadt vor einen Neubegierigen gar Vieles zu beschauen: so in der Schiffer-Gesellschaft des Seeräubern Störtebeker silberner Becher, welcher das zweite Wahrzeichen der Stadt genennet wird, und ohne den gesehen zu haben, wie es in einem Buche heißet, Niemand sagen dürfe, daß er in Hamburg sei gewesen; sodann auch der Wunderfisch mit eines Adlers richtigen Krallen und Fluchten, so eben um diese Zeit in der Elbe war gefangen worden und den die Hamburger, wie ich nachmalen hörete, auf einen Seesieg wider die türkischen Piraten deuteten; allein, obschon ein rechter Reisender solcherlei Seltsamkeiten nicht vorbeigehen soll, so war doch mein Gemüthe, beides, von Sorge und von Herzenssehnen, allzusehr beschweret. Derohalben, nachdem ich bei einem Kaufherrn noch meinen Wechsel umgesetzet und in meiner Nachtherbergen Richtigkeit getroffen hatte, bestieg ich um Mittage wieder meinen Gaul und hatte allsobald allen Lärmen des großen Hamburg hinter mir.

Am Nachmittage danach langete ich in Preetz an, meldete mich im Stifte bei der hochwürdigen Dame und wurde auch alsbald vorgelassen. Ich erkannte in ihrer stattlichen Person allsogleich die Schwester meines theueren seligen Herrn Gerhardus; nur, wie es sich an unverehelichten Frauen oftmals zeiget, waren die Züge des Antlitzes gleichwohl strenger, als die des Bruders. Ich hatte, selbst nachdem ich Katharinens Schreiben überreichet, ein lang und hart Examen zu bestehen; dann aber verhieß sie ihren Beistand und setzete sich zu ihrem Schreibgeräthe, indeß die Magd mich in ein ander Zimmer führen mußte, allwo man mich gar wohl bewirthete.

Es war schon spät am Nachmittage, da ich wieder fortritt; doch rechnete ich, obschon mein Gaul die vielen Meilen hinter uns bereits verspürete, noch

Digitized by Google

gegen Mitternacht beim alten Dieterich anzuklopfen. — Das Schreiben, das die alte Dame mir für Katharinen mitgegeben, trug ich wohlverwahret in einem Ledertäschlein unterm Wammse auf der Brust. So ritt ich fürbaß in die aufsteigende Dämmerung hinein; gar bald an sie, die Eine, nur gedenkend, und immer wieder mein Herz mit neuen lieblichen Gedanken schreckend.

Es war aber eine lauwarme Juninacht; von den dunkelen Feldern erhub sich der Ruch der Wiesenblumen, aus den Knicken duftete das Geißblatt; in Luft und Laub schwebete ungesehen das kleine Nachtgeziefer oder flog auch wohl surrend meinem schnaubenden Gaule an die Nüstern; droben aber an der blauschwarzen ungeheueren Himmelsglocke über mir strahlte im Süd-Ost das Sternenbild des Schwanes in seiner unberührten Herrlichkeit.

Da ich endlich wieder auf Herrn Gerhards Grund und Boden war, resolvirte ich mich sofort, noch nach dem Dorfe hinüberzureiten, welches seitwärts von der Fahrstraßen hinterm Wald belegen ist. Denn ich gedachte, daß der Krüger Hans Ottsen einen paßlichen Handwagen habe; mit dem solle er morgen einen Boten in die Stadt schicken, um die Hamburger Kiste für mich abzuholen; ich aber wollte nur an sein Kammerfenster klopfen, um ihm solches zu bestellen.

Also ritte ich am Waldesrande hin, die Augen fast verwirret von den grünlichen Johannisfünkchen, die mit ihren spielerischen Lichtern mich hier umflogen. Und schon ragete groß und finster die Kirche vor mir auf, in deren Mauern Herr Gerhardus bei den Seinen ruhte; ich hörte, wie im Thurm so eben der Hammer ausholete, und von der Glocken scholl die Mitternacht in's Dorf hinunter. „Aber sie schlafen Alle;" sprach ich bei mir selber, „die Todten in der Kirchen oder unter dem hohen Sternenhimmel hieneben auf dem Kirchhof, die Lebenden noch unter den niedern Dächern, die dort stumm und dunkel vor Dir liegen." So ritt ich weiter. Als ich jedoch an den Teich kam, von wo aus man Hans Ottsens Krug gewahren kann, sahe ich von dorten einen dunstigen Lichtschein auf den Weg hinausbrechen, und Fiedeln und Klarinetten schalleten mir entgegen.

Da ich gleichwohl mit dem Wirthe reden wollte, so ritt ich herzu und brachte meinen Gaul im Stalle unter. Als ich danach auf die Tenne trat, war es gedrangvoll von Menschen, Männern und Weibern, und ein Geschrei und wüst' Getreibe, wie ich solches, auch beim Tanz, in früheren Jahren nicht vermerket. Der Schein der Unschlittkerzen, so unter einem Balken auf einem Kreuzholz schwebten, hob manch' bärtig und verhauen Antlitz aus dem Dunkel, dem man lieber nicht allein im Wald begegnet wäre. — Aber nicht nur Strolche und Bauernbursche schienen hier sich zu vergnügen; bei den Musikanten, die drüben vor der Döns auf ihren Tonnen saßen, stund der Junker von der Risch; er hatte seinen Mantel über dem einen Arm, an dem andern hing ihm eine derbe Dirne. Aber das Stücklein schien ihm nicht zu gefallen; denn er riß dem Fiedler seine Geigen aus den Händen, warf eine Hand voll Münzen auf seine Tonne und verlangte, daß sie ihm den neumodischen Zweitritt aufspielen sollten. Als dann die Musikanten ihm gar rasch gehorchten und wie toll die neue Weise klingen ließen, schrie er nach Platz und schwang sich in den dichten Haufen; und die Bauer-

Digitized by Google

burschen glotzten drauf hin, wie ihm die Dirne im Arme lag, gleich einer Tauben vor dem Geier.

Ich aber wandte mich ab und trat hinten in die Stube, um mit dem Wirth zu reden. Da saß der Junker Wulf beim Kruge Wein und hatte den alten Ottsen neben sich, welchen er mit allerhand Späßen in Bedrängniß brachte; so drohete er, ihm seinen Zins zu steigern, und schüttelte sich vor Lachen, wenn der geängstete Mann gar jämmerlich um Gnad' und Nachsicht supplicirte. — Da er mich gewahr worden, ließ er nicht ab, bis ich selb dritt mich an den Tisch gesetzet; frug nach meiner Reise und ob ich in Hamburg mich auch wohl vergnüget; ich aber antwortete nur, ich käme eben von dort zurück, und werde der Rahmen in Kürze in der Stadt eintreffen, von wo Hans Ottsen ihn mit seinem Handwäglein leichtlich möge holen lassen.

Indeß ich mit Letzterem solches nun verhandelte, kam auch der von der Risch hereingestürmet und schrie dem Wirthe zu, ihm einen kühlen Trunk zu schaffen. Der Junker Wulf aber, dem bereits die Zunge schwer im Munde wühlete, faßte ihn am Arm und riß ihn auf den leeren Stuhl hernieder.

„Nun Kurt!" rief er. „Bist Du noch nicht satt von Deinen Dirnen! Was soll die Katharina dazu sagen? Komm machen wir alamode ein ehrbar hazard mitsammen!" Dabei hatte er ein Kartenspiel unterm Wamms hervorgezogen „Allons donc! — Dix et dame! — dame et valet!"

Ich stand noch und sah dem Spiele zu, so dermalen eben Mode worden; nur wünschend, daß die Nacht vergehen und der Morgen kommen möchte. — Der Trunkene schien aber dieses Mal des Nüchternen Uebermann; dem von der Risch schlug nach einander jede Karte fehl.

„Tröste Dich Kurt!" sagte der Junker Wulf, „indeß er schmunzelnd die Speciesthaler auf einen Haufen scharrte:

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk, für Einen
Ist's zuviel!

Laß den Maler Dir hier von Deiner schönen Braut erzählen! Der weiß sie auswendig; da kriegst Du's nach der Kunst zu wissen."

Dem Andern, wie mir am besten kund war, mochte aber noch nicht viel von Liebesglück bewußt sein; denn er schlug fluchend auf den Tisch und sah gar grimmig auf mich her.

„Ei, Du bist eifersüchtig, Kurt;" sagte der Junker Wulf vergnüglich, als ob er jedes Wort auf seiner schweren Zunge schmeckete; „aber getröste Dich, der Rahmen ist schon fertig zu dem Bilde; Dein Freund der Maler kommt eben erst von Hamburg."

Bei diesem Worte sahe ich den von der Risch aufzucken gleich einem Spürhund bei der Witterung. „Von Hamburg heut? — So muß er Fausti Mantel sich bedienet haben; denn mein Reitknecht sah ihn heut zu Mittag noch in Preetz! Im Stift, bei Deiner Base ist er auf Besuch gewesen."

Meine Hand fuhr unversehens nach der Brust, wo ich das Täschlein mit dem Brief verwahret hatte; denn die trunkenen Augen des Junkers Wulf lagen

Digitized by Google

auf mir; und war mir's nicht anders, als sähe er damit mein ganz Geheimniß offen vor sich liegen. Es währete auch nicht lange, so flogen die Karten klatschend auf den Tisch. „Oho!" schrie er. „Im Stift, bei meiner Base! Du treibst wohl gar doppelt Handwerk, Bursch! Wer hat Dich auf den Botengang geschickt?"

„Ihr nicht, Junker Wulf!" entgegnet' ich; „und das muß Euch genug sein!" — Ich wollt' nach meinem Degen greifen; aber er war nicht da; fiel mir auch bei nun, daß ich ihn an den Sattelknopf gehänget, da ich vorhin den Gaul zu Stalle brachte.

Und schon schrie der Junker wieder zu seinem jüngeren Kumpan: „Reiß ihm das Wamms auf, Kurt! Es gilt den blanken Haufen hier, Du findest eine saubere Briefschaft, die Du ungern möchtst bestellet sehen!"

Im selbigen Augenblick fühlte ich auch schon die Hände des von der Risch an meinem Leibe, und ein wüthend Ringen zwischen uns begann. Ich fühlte wohl, daß ich so leicht, wie in der Bubenzeit, ihm nicht mehr über würde; da aber fügete es sich zu meinem Glücke, daß ich ihm beide Handgelenke packte, und er also wie gefesselt vor mir stund. Es hatte keiner von uns ein Wort dabei verlauten lassen; als wir uns aber itzund in die Augen sahen, da wußte Jeder wohl, daß er's mit seinem Todtfeind vor sich habe.

Solches schien auch der Junker Wulf zu meinen; er strebte von seinem Stuhl empor, als wolle er dem von der Risch zu Hilfe kommen; mochte aber zu viel des Weins genossen haben, denn er taumelte auf seinen Platz zurück. Da schrie er, so laut seine lallende Zung es noch vermochte: „He, Tartar! Türk! Wo steckt ihr! Tartar, Türk!" Und ich wußte nun, daß die zwo grimmen Köter, so ich vorhin auf der Tenne an dem Ausschank hatte lungern sehen, mir an die nackte Kehle springen sollten. Schon hörete ich sie durch das Getümmel der Tanzenden daher schnaufen, da riß ich mit einem Rucke jählings meinen Feind zu Boden, sprang dann durch eine Seitenthür aus dem Zimmer, die ich schmetternd hinter mir zuwarf, und gewann also das Freie.

Und um mich her war plötzlich wieder die stille Nacht und Mond- und Sternenschimmer. In den Stall zu meinem Gaule wagt' ich nicht erst zu gehen, sondern sprang flugs über einen Wall und lief über das Feld dem Walde zu. Da ich ihn bald erreichet, suchte ich die Richtung nach dem Herrenhofe einzuhalten; denn es zieht sich die Holzung bis hart zur Gartenmauer. Zwar war die Helle der Himmelslichter hier durch das Laub der Bäume ausgeschlossen; aber meine Augen wurden der Dunkelheit gar bald gewohnt, und da ich das Täschlein sicher unter meinem Wammse fühlte, so tappte ich rüstig vorwärts; denn ich gedachte den Rest der Nacht noch einmal in meiner Kammer auszuruhen, dann aber mit dem alten Dieterich zu berathen, was allfort geschehen solle; maaßen ich wohl sahe, daß meines Bleibens hier nicht fürder sei.

Bisweilen stund ich auch und horchte; aber ich mochte bei meinem Abgang wohl die Thür in's Schloß geworfen und so einen guten Vorsprung mir gewonnen haben: von den Hunden war kein Laut vernehmbar. Wohl aber, da ich eben aus dem Schatten auf eine vom Mond erhellete Lichtung trat, hörete ich nicht gar fern die Nachtigallen schlagen; und von wo ich ihren Schall hörte,

Digitized by Google

dahin richtete ich meine Schritte; denn mir war wohl bewußt, sie hatten hier herum nur in den Hecken des Herrengartens ihre Nester; erkannte nun auch, wo ich mich befand, und daß ich bis zum Hofe nicht gar weit mehr hatte.

Ging also dem lieblichen Schallen nach, das immer heller vor mir aus dem Dunkel drang. Da plötzlich schlug was Anderes an mein Ohr, das jählings näher kam und mir das Blut erstarren machte. Nicht zweifeln konnt' ich mehr, die Hunde brachen durch das Unterholz; sie hielten fest auf meiner Spur, und schon hörete ich deutlich hinter mir ihr Schnaufen und ihre gewaltigen Sätze in dem dürren Laub des Waldbodens. Aber Gott gab mir seinen gnädigen Schutz; aus dem Schatten der Bäume stürzte ich gegen die Gartenmauer und an eines Fliederbaums Geäste schwang ich mich hinüber. — Da sangen hier im Garten immer noch die Nachtigallen; die Buchenhecken warfen tiefe Schatten. — In solcher Mondnacht war ich einst vor meiner Ausfahrt in die Welt mit Herrn Gerhardus hier gewandelt. „Sieh Dir's noch einmal an, Johannes!" hatte dermalen er gesprochen; „es könnt' geschehen, daß Du bei Deiner Heimkehr mich nicht daheim mehr fändest, und daß alsdann ein Willkomm nicht für Dich am Thor geschrieben stünde; — ich aber möcht' nicht, daß Du diese Stätte hier vergäßest."

Das flog mir itzund durch den Sinn, und ich mußte bitter lachen; denn nun war ich hier als ein gehetzet Wild; und schon hörete ich die Hunde des Junker Wulf gar grimmig draußen an der Gartenmauer rennen. Selbige aber war, wie ich noch Tags zuvor gesehen, nicht überall so hoch, daß nicht das wüthige Gethier hinüber konnte; und rings im Garten war kein Baum, nichts als die dichten Hecken und drüben gegen das Haus die Blumenbeete des seligen Herrn. Da, als eben das Bellen der Hunde wie ein Triumphgeheule innerhalb der Gartenmauer scholl, ersahe ich in meiner Noth den alten Epheu-Baum, der sich mit starkem Stamme an dem Thurm hinaufreckt; und da dann die Hunde aus den Hecken auf den mondhellen Platz hinausrasetten, war ich schon hoch genug, daß sie mit ihrem Anspringen mich nicht mehr erreichen konnten; nur meinen Mantel, so von der Schulter geglitten, hatten sie mit ihren Zähnen mir herabgerissen.

Ich aber, also angeklammert und fürchtend, es werde das nach oben schwächere Geäste mich auf die Dauer nicht ertragen, blickte suchend um mich, ob ich nicht irgend besseren Halt gewinnen möchte; aber es war nichts zu sehen, als die dunklen Epheublätter um mich her. — Da, in solcher Noth, hörete ich oder mir ein Fenster öffnen, und eine Stimme scholl zu mir herab — möcht' ich sie wieder hören, wenn Du, mein Gott, mich bald nun rufen läßt aus diesem Erdenthal! — „Johannes!" rief sie; leis doch deutlich hörete ich meinen Namen, und ich kletterte höher an dem immer schwächeren Gezweige, indeß die schlafenden Vögel um mich auffuhren, und die Hunde von unten ein Geheul herausstießen. — „Katharina! Bist Du es wirklich, Katharina?"

Aber schon kam ein zitternd Händlein zu mir herab und zog mich gegen das offene Fenster; und ich sah in ihre Augen, die voll Entsetzen in die Tiefe starrten.

„Komm!" sagte sie. „Sie werden Dich zerreißen." Da schwang ich mich

Digitized by Google

in ihre Kammer. — Doch als ich drinnen war, ließ mich das Händlein los, und Katharina sank auf einen Sessel, so am Fenster stund, und hatte ihre Augen dicht geschlossen. Die dicken Flechten ihres Haares lagen über dem weißen Nachtgewand bis in den Schooß hinab; der Mond, der draußen die Gartenhecken überstiegen hatte, schien voll herein und zeigete mir Alles. Ich stund wie fest gezaubert vor ihr; so lieblich fremde und doch so ganz mein eigen schien sie mir; nur meine Augen tranken sich satt an all der Schönheit. Erst als ein Seufzen ihre junge Brust erhob, sprach ich zu ihr: „Katharina, liebe Katharina, träumet Ihr denn?"

Da flog ein schmerzlich Lächeln über ihr Gesicht: „Ich glaub' wohl fast, Johannes! — Das Leben ist so hart; der Traum ist süß!"

Als aber von unten aus dem Garten das Geheul auf's Neu heraufkam, fuhr sie erschreckt empor. „Die Hunde, Johannes!" rief sie. „Was ist das mit den Hunden?"

„Katharina," sagte ich, „wenn ich Euch dienen soll, so glaub' ich, es muß bald geschehen; denn es fehlt viel, daß ich noch einmal durch die Thür in dieses Haus gelangen sollte." Dabei hatte ich den Brief aus meinem Täschlein hervorgezogen und erzählete auch, wie ich im Kruge drunten mit den Junkern sei in Streit gerathen.

Sie hielt das Schreiben in den hellen Mondenschein und las; dann schaute sie mich voll und herzlich an, und wir beredeten, wie wir uns morgen in dem Tannenwalde treffen wollten; denn Katharina sollte noch zuvor erkunden, auf welchen Tag des Junker Wulfen Abreise zum Kieler Johannismarkte festgesetzet sei.

„Und nun, Katharina," sprach ich; „habt Ihr nicht etwas, das einer Waffe gleichsieht, ein eisern Ellenmaaß oder so dergleichen, damit ich der beiden Thiere drunten mich erwehren könne?"

Sie aber schrak jäh wie aus einem Traum empor: „Was sprichst Du, Johannes!" rief sie; und ihre Hände, so bislang in ihrem Schooß geruhet, griffen nach den meinen. „Nein, nicht fort, nicht fort! da drunten ist der Tod; und gehst Du, so ist auch hier der Tod!"

Da war ich vor ihr hingekniet und lag an ihrer jungen Brust, und wir umfingen uns in großer Herzensnoth. „Ach, Käthe," sprach ich, „was vermag die arme Liebe denn! Wenn auch dein Bruder Wulf nicht wäre; ich bin kein Edelmann, und darf nicht um dich werben."

Sehr süß und sorglich schauete sie mich an; dann aber kam es wie Schelmerei aus ihrem Munde: „Kein Edelmann, Johannes? — Ich dächte, du seiest auch das! Aber — ach nein! Dein Vater war nur der Freund des meinen — das gilt der Welt wohl nicht!"

„Nein, Käthe; nicht das, und sicherlich nicht hier;" entgegnete ich und umfaßte fester ihren jungfräulichen Leib; „aber drüben in Holland, dort gilt ein tüchtiger Maler wohl einen deutschen Edelmann; die Schwelle von Minheer van Dyks Pallaste zu Amsterdam ist wohl dem Höchsten ehrenvoll zu überschreiten. Man hat mich drüben halten wollen, mein Meister van der Helst und Andre! Wenn ich dorthin zurückginge, ein Jahr noch oder zwei; dann — wir

Digitized by Google

kommen dann schon von hier fort; bleib mir nur feste gegen Eure wüsten Junker!"

Katharinens weiße Hände strichen über meine Locken; sie herzete mich und sagte leise: „Da ich in meine Kammer Dich gelassen, so werd ich doch Dein Weib auch werden müssen."

— — Ihr ahnete wohl nicht, welch' einen Feuerstrom dieß Wort in meine Adern goß, darin ohnedieß das Blut in heißen Pulsen ging. — Von dreien furchtbaren Dämonen, von Zorn und Todesangst und Liebe ein verfolgter Mann, lag nun mein Haupt in des vielgeliebten Weibes Schooß.

Da schrillte ein geller Pfiff; die Hunde drunten wurden jählings stille, und da es noch einmal gellte, hörete ich sie wie toll und wild davon rennen.

Vom Hofe her wurden Schritte laut; wir horchten auf, daß uns der Athem stille stund. Bald aber wurde dorten eine Thür erst auf-, dann zugeschlagen und dann ein Riegel vorgeschoben. „Das ist Wulf," sagte Katharina leise; „er hat die beiden Hunde in den Stall gesperrt." — Bald hörten wir auch unter uns die Thür des Hausflurs gehen, den Schlüssel drehen, und danach Schritte in em untern Corridor, die sich verloren, wo der Junker seine Kammer hatte. Dann wurde Alles still.

Es war nun endlich sicher, ganz sicher; aber mit unserem Plaudern war es mit einem Male schier zu Ende. Katharina hatte den Kopf zurückgelehnt; nur unser Beider Herzen hörete ich klopfen. — „Soll ich nun gehen, Katharina?" sprach ich endlich.

Aber die jungen Arme zogen mich stumm zu ihrem Mund empor; und ich ging nicht.

Kein Laut war mehr, als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauschen des Wässerleins, das hinten um die Hecken fließt. — —

Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die schöne heidnische Frau Venus aufersteht und umgeht, um die armen Menschenherzen zu verwirren, so war es dazumalen eine solche Nacht. Der Mondschein war am Himmel ausgethan, ein schwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster und dorten überm Walde spielete die Nacht in stummen Blitzen. — O Hüter, Hüter, war Dein Ruf so fern?

— — Wohl weiß ich noch, daß vom Hofe her plötzlich scharf die Hähne krähten, und daß ich ein blaß und weinend Weib in meinen Armen hielt, die mich nicht lassen wollte, unachtend, daß überm Garten der Morgen dämmerte und rothen Schein in unsre Kammer warf. Dann aber, da sie deß' inne wurde, trieb sie wie von Todesangst geschreckt mich fort.

Noch einen Kuß, noch hundert; ein flüchtig Wort noch: wann für das Gesind zu Mittage geläutet würde, dann wollten wir im Tannenwald uns treffen; und dann — ich wußte selber kaum, wie mir's geschehen — stund ich im Garten, unten in der kühlen Morgenluft.

Noch einmal, indem ich meinen von den Hunden zerfetzeten Mantel aufhob, schaute ich empor und sah ein blasses Händlein mir zum Abschied winken. Nahezu erschrocken aber wurd' ich, da meine Augen bei einem Rückblick aus

Digitized by Google

dem Gartensteig von ungefähr die unteren Fenster neben dem Thurme streiften; denn mir war, als sähe hinter einem derselbigen ich gleichfalls eine Hand; aber sie drohete nach mir mit aufgehobenem Finger und schien mir farblos und knöchern gleich der Hand des Todes. Doch war's nur wie im Husch, daß solches über meine Augen ging; dachte zwar erstlich des Märleins von der wiedergehenden Urahne; redete mir dann aber ein, es seien nur meine eigenen aufgestörten Sinne, die solch' Spiel mir vorgegaukelt hätten.

So, daß nicht weiter achtend, schritt ich eilends durch den Garten, merkete aber bald, daß in der Hast ich auf den Binsensumpf gerathen; sank auch der eine Fuß bis über's Aenkel ein, gleichsam als ob ihn was hinunterziehen wollte. „Ei," dachte ich, „faßt das Hausgespenste doch nach dir!" Machte mich aber auf und sprang über die Mauer in den Wald hinab.

Die Finsterniß der dichten Bäume sagte meinem träumenden Gemüthe zu; hier um mich her war noch die selige Nacht, von welcher meine Sinne sich nicht lösen mochten. — Erst da ich nach geraumer Zeit vom Waldesrande in das offene Feld hinaustrat, wurd ich völlig wach. Ein Häuflein Rehe stund nicht fern im silbergrauen Thau, und über mir vom Himmel scholl das Tageslied der Lerche. Da schüttelte ich all' müßig Träumen von mir ab; im selbigen Augenblick stieg aber auch wie heiße Noth die Frage mir in's Hirn: „Was weiter nun Johannes? Du hast ein theures Leben an dich gerissen; nun wisse, daß dein Leben nichts gilt, als nur das ihre!"

Doch was ich sinnen mochte, es deuchte mir allfort das Beste, wenn Katharina im Stifte sichern Unterschlupf gefunden, daß ich dann zurück nach Holland ginge, mich dort der Freundeshilf' versicherte und alsobald zurückkäm', um sie nachzuholen. Vielleicht, daß sie gar der alten Base Herz erweichete; und schlimmsten Falles — es mußt' auch gehen ohne das!

Schon sahe ich uns auf einem fröhlichen Barkschiff die Wellen des grünen Zuidersees befahren, schon hörete ich das Glockenspiel vom Rathhausthurme Amsterdams und sah am Hafen meine Freunde aus dem Gewühl hervorbrechen und mich und meine schöne Frau mit hellem Zuruf grüßen und im Triumph nach unserem kleinen, aber trauten Heim geleiten. Mein Herz war voll von Muth und Hoffnung: und kräftiger und rascher schritt ich aus, als könnte ich bälder so das Glück erreichen.

— Es ist doch anders kommen.

In meinen Gedanken war ich allmählich in das Dorf hinabgelanget und trat hier in Hans Ottsens Krug, von wo ich in der Nacht so jählings hatte flüchten müssen. — „Ei, Meister Johannes," rief der Alte auf der Tenne mir entgegen; „was hattet Ihr doch gestern mit unseren gestrengen Junkern? Ich war just draußen bei dem Ausschank; aber da ich wieder eintrat, fluchten sie schier grausam gegen Euch; und auch die Hunde rasten an der Thür, die Ihr hinter Euch in's Schloß geworfen hattet."

Da ich aus solchen Worten abnahm, daß der Alte den Handel nicht wohl begriffen habe, so entgegnete ich nur: „Ihr wisset, der von der Risch und ich, wir haben uns schon als Jungen oft einmal gezaust; da mußt's denn gestern noch so einen Nachschmack geben."

Digitized by Google

„Ich weiß, ich weiß!“ meinete der Alte; „aber der Junker sitzt heut auf seines Vaters Hof; Ihr solltet Euch hüten, Herr Johannes; mit solchen Herren ist nicht sauber Kirschen essen.“

Dem zu widersprechen hatte ich nicht Ursach, sondern ließ mir Brod und Frühtrunk geben und ging dann in den Stall, wo ich mir meinen Degen holete auch Stift und Skizzenbüchlein aus dem Ranzen nahm.

Aber es war noch lange bis zum Mittagläuten. Also bat ich Hans Ottsen, daß er den Gaul mit seinem Jungen mög' zum Hofe bringen lassen, und als er mir solches zugesaget, schritt ich wieder hinaus zum Wald. Ich ging aber bis zu der Stelle auf dem Heidenhügel, von wo man die beiden Giebel des Herrenhauses über die Gartenhecken ragen sieht, wie ich solches schon für den Hintergrund zu Katharinens Bildniß ausgewählet hatte. Nun gedachte ich, daß, wann in zu verhoffender Zeit sie selber in der Fremde leben und wohl das Vaterhaus nicht mehr betreten würde, sie seines Anblicks doch nicht ganz entrathen solle; zog also meinen Stift herfür und begann zu zeichnen, gar sorgsam jedes Winkelchen, woran ihr Auge einmal mocht gehaftet haben. Als farbig Schilderei sollt es dann in Amsterdam gefertigt werden, damit es ihr sofort entgegengrüße, wann ich sie dort in unsre Kammer führen würde.

Nach ein paar Stunden war die Zeichnung fertig. Ich ließ noch wie zum Gruß ein zwitschernd Vögelein darüber fliegen; dann suchte ich die Lichtung auf, wo wir uns finden wollten, und streckte mich nebenan im Schatten einer dichten Buche; sehnlich verlangend, daß die Zeit vergehe.

Ich mußte gleichwohl darob eingeschlummert sein; denn ich erwachte von einem fernen Schall und wurd' deß inne, daß es das Mittagläuten von dem Hofe sei. Die Sonne glühte schon heiß hernieder und verbreitete den Ruch der Himbeeren, womit die Lichtung überdecket war. Es fiel mir bei, wie einst Katharina und ich uns hier bei unseren Waldgängen süße Wegzehrung geholet hatten; und nun begann ein seltsam Spiel der Phantasei: bald sahe ich drüben zwischen den Sträuchen ihre zarte Kindsgestalt, bald stund sie vor mir, mich anschauend mit den seligen Frauenaugen, wie ich sie letzlich erst gesehen, wie ich sie nun gleich, im nächsten Augenblicke schon leibhaftig an mein klopfend Herze schließen würde.

Da plötzlich überfiel mich's wie ein Schrecken. Wo blieb sie denn? Es war schon lang, daß es geläutet hatte. Ich war aufgesprungen, ich ging umher, ich stund und spähete scharf nach aller Richtung durch die Bäume; die Angst kroch mir zum Herzen; aber Katharina kam nicht; kein Schritt im Laube raschelte; nur oben in den Buchenwipfeln rauschte ab und zu der Sommerwind.

Böser Ahnung voll ging ich endlich fort und nahm einen Umweg nach dem Hofe zu. Da ich unweit dem Thore zwischen die Eichen kam, begegnete mir Dieterich. „Herr Johannes,“ sagte er, und trat hastig auf mich zu; „Ihr seid die Nacht schon in Hans Ottsens Krug gewesen; sein Junge brachte mir Euren Gaul zurück; — was habet Ihr mit unsern Junkern vorgehabt?

„Warum fragst Du, Dieterich?“

— „Warum, Herr Johannes? — Weil ich Unheil zwischen Euch verhüten möcht'.“

Digitized by Google

„Was soll das heißen, Dieterich?" frug ich wieder; aber mir war beklommen, als sollte das Wort mir in der Kehle sticken.

„Ihr werdet's schon selber wissen, Herr Johannes!" entgegnete der Alte. „Mir hat der Wind nur so einen Schall davon gebracht; vor einer Stunde mag's gewesen sein; ich wollte den Burschen rufen, der im Garten an den Hecken putzte. Da ich an den Thurm kam, wo droben unser Fräulein ihre Kammer hat, sah ich dorten das alte Baf' Ursel mit unserem Junker dicht beisammen stehen. Er hatte die Arme unterschlagen und sprach kein einzig Wörtlein; die Alte aber redete einen um so größeren Haufen und jammerte ordentlich mit ihrer feinen Stimme. Dabei wies sie bald nieder auf den Boden, bald hinauf in den Epheu, der am Thurm hinaufwächst. — Verstanden, Herr Johannes, hab ich von dem Allen nichts; dann aber, und nun merket wohl auf, hielt sie mit ihrer knöchern Hand, als ob sie damit drohete, dem Junker was vor Augen; und da ich näher hinsah, war's ein Fetzen Grauwerk, just wie Ihr's da an Euerem Mantel traget."

„Weiter, Dieterich!" sagte ich; denn der Alte hatte die Augen auf meinen zerrissenen Mantel, den ich auf dem Arme trug.

„Es ist nicht viel mehr übrig;" erwiderte er; denn der Junker wandte sich jählings nach mir zu und frug mich, wo Ihr anzutreffen wäret. Ihr möget mir es glauben, wäre er in Wirklichkeit ein Wolf gewesen, die Augen hätten blutiger nicht funkeln können."

Da frug ich: „Ist der Junker im Hause, Dieterich?"

— „Im Haus? Ich denke wohl; doch was sinnet Ihr, Herr Johannes?"

„Ich sinne, Dieterich, daß ich allsogleich mit ihm zu reden habe."

Aber Dieterich hatte bei beiden Händen mich ergriffen. „Gehet nicht, Johannes," sagte er dringend; „erzählet mir zum wenigsten, was geschehen ist; der Alte hat Euch ja sonst wohl guten Rath gewußt!"

„Hernach, Dieterich, hernach!" entgegnete ich. Und also mit diesen Worten riß ich meine Hände aus den seinen.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Hernach, Johannes," sagte er, „das weiß nur unser Herrgott!"

Ich aber schritt nun über den Hof dem Hause zu. — Der Junker sei eben in seinem Zimmer, sagte eine Magd, so ich im Hausflur drum befragte.

Ich hatte dieses Zimmer, das im Unterhause lag, nur einmal erst betreten. Statt wie bei seinem Vater seel. Bücher und Karten, war hier vielerlei Gewaffen, Handröhre und Arkebusen, auch allerart Jagdgeräthe an den Wänden angebracht; sonst war es ohne Zier und zeigete an ihm selber, daß Niemand auf die Dauer und mit seinen ganzen Sinnen hier verweile.

Fast wär' ich an der Schwelle noch zurückgewichen, da ich auf des Junkers „Herein" die Thür geöffnet; denn, als er sich vom Fenster zu mir wandte, sahe ich eine Reiterpistole in seiner Hand, an deren Radschloß er handthierete. Er schauete mich auch an, als ob ich von den Tollen käme. „So!" sagte er gedehnet; „wahrhaftig, Sieur Johannes, wenn's nicht schon sein Gespenste ist!"

„Ihr dachtet, Junker Wulf," entgegnet' ich, indem ich näher zu ihm trat,

Digitized by Google

„es möcht' der Straßen noch andre für mich geben, als die in Euere Kammer führen."

— „So dachte ich, Sieur Johannes! Wie Ihr gut rathen könnt! Doch immerhin, Ihr kommt mir eben recht; ich hab' Euch suchen lassen."

In seiner Stimme bebte was, das wie ein lauernd Raubthier auf dem Sprunge lag, so daß die Hand mir unversehens nach dem Degen fuhr. Jedennoch sprach ich: „Höret mich und gönnet mir ein ruhig Wort, Herr Junker!"

Er aber unterbrach meine Rede: „Du wirst gewogen sein, mich erstlich auszuhören! Sieur Johannes," — und seine Worte, die erst langsam waren, wurden allmählich gleichwie ein Gebrüll — „vor ein paar Stunden, da ich mit schwerem Kopf erwachte, da fiel's mir bei und reuete mich gleich einen Narren, daß ich im Rausch die wilden Hunde Dir auf die Fersen gesetzet hatte; — seit aber Baf' Urfel mir den Fetzen vorgehalten, den sie Dir aus Deinem Federbalg gerissen, — beim Höllenelement! mich reut's nur noch, daß mir die Bestien solch' Stück Arbeit nachgelassen!"

Noch einmal suchte ich zu Worte zu kommen; und, da der Junker schwieg, so dachte ich, daß er auch hören würde. „Junker Wulf," sagte ich, „es ist schon wahr, ich bin kein Edelmann; aber ich bin kein geringer Mann in meiner Kunst und hoffe, es auch wohl noch einmal den Größeren gleich zu thun; so bitte ich Euch geziementlich, gebet Euere Schwester Katharina mir zum Ehgemahl" — —

Da stockte mir das Wort im Munde. Aus seinem bleichen Antlitz starrten mich die Augen des alten Bildes an; ein gellend' Lachen schlug mir in das Ohr, ein Schuß — — — dann brach ich zusammen und hörete nur noch, wie mir der Degen, den ich ohn' Gedanken fast gezogen hatte, klirrend aus der Hand zu Boden fiel.

Es war manche Woche danach, daß ich in dem schon bleicheren Sonnenschein auf einem Bänkchen vor dem letzten Haus des Dorfes saß; mit matten Blicken nach dem Wald hinüberschauend, an dessen jenseitigem Rande das Herrenhaus belegen war. Meine thörichten Augen suchten stets aufs Neue den Punkt, wo, wie ich mir vorstellete, Katharinens Kämmerlein von drüben auf die schon herbstlich gelben Wipfel schaue; denn von ihr selber hatte ich keine Kunde.

Man hatte mich mit meiner Wunde in dieß Haus gebracht, das von des Junkers Waldhüter bewohnt wurde; und außer diesem Mann und seinem Weibe und einem mir unbekannten Chirurgus war während meines langen Lagers Niemand zu mir kommen. — Von wannen ich den Schuß in meine Brust erhalten, darüber hat mich Niemand befragt, und habe ich Niemandem Kunde gegeben; des Herzogs Gerichte gegen Herrn Gerhards Sohn und Katharinens Bruder anzurufen, konnte nimmer mir zu Sinne kommen. Er mochte sich dessen auch wohl getrösten; noch glaubhafter jedoch, daß er allen diesen Dingen trotzete.

Nur einmal war mein guter Dieterich dagewesen; er hatte mir in des Junkers Auftrage zwei Rollen Ungarischer Dukaten überbracht als Lohn für Katharinens Bild, und ich hatte das Geld genommen, in Gedanken, es sei ein Theil von deren Erbe, von dem sie als mein Weib wohl später nicht zu viel empfahen würde. Zu einem traulichen Gespräch mit Dieterich, nach dem mich

Digitized by Google

sehr verlangete, hatte es mir nicht gerathen wollen, maaßen das gelbe Fuchsgesicht meines Wirthes allaugenblicks in meine Kammer schaute; doch wurde so viel mir kund, daß der Junker nicht nach Kiel gereiset, und Katharina seither von Niemandem weder in Hof noch Garten war gesehen worden; kaum konnte ich noch den Alten bitten, daß er dem Fräulein, wenn sich's treffen möchte, meine Grüße sage, und daß ich bald nach Holland zu reisen, aber bälder noch zurückzukommen dächte, was alles in Treuen auszurichten er mir dann gelobete.

Ueberfiel mich aber danach die allergrößeste Ungeduld, so daß ich gegen den Willen des Chirurgus und bevor im Walde drüben noch die letzten Blätter von den Bäumen fielen, meine Reise in's Werk setzete; langete auch schon nach kurzer Frist wohlbehalten in der Holländischen Hauptstadt an, allwo ich von meinen Freunden gar liebreich empfangen wurde, und mochte es auch ferner vor ein glücklich Zeichen wohl erkennen, daß zwo Bilder, so ich dort zurückgelassen, durch die hilfsbereite Vermittelung meines theueren Meisters van der Helst beide zu ansehnlichen Preisen verkaufet waren. Ja, es war dessen noch nicht genug: ein mir schon früher wohlgewogener Kaufherr ließ mir sagen, er habe nur auf mich gewartet, daß ich für sein nach dem Haag verheirathetes Töchterlein sein Bildniß malen möge; und wurde mir auch sofort ein reicher Lohn dafür versprochen. Da dachte ich, wenn ich solches noch vollendete, daß dann genug des helfenden Metalles in meinen Händen wäre, um auch ohne andere Mittel Katharinen in ein wohlbestellet Heimwesen einzuführen.

Machete mich also, da mein freundlicher Gönner desselbigen Sinnes war, mit allem Eifer an die Arbeit, so daß ich bald den Tag meiner Abreise gar fröhlich nah und näher rücken sahe, unachtend, mit was vor üblen Anständen ich drüben noch zu kämpfen hätte.

Aber des Menschen Augen sehen das Dunkel nicht, das vor ihm ist. — Als nun das Bild vollendet war und reichlich Lob und Gold um dessen willen mir zu Theil geworden, da konnte ich nicht fort. Ich hatte in der Arbeit meiner Schwäche nicht geachtet, die schlecht geheilte Wunde warf mich wiederum danieder. Eben wurden zum Weihnachtsfeste auf allen Straßenplätzen die Waffelbuden aufgeschlagen, da begann mein Siechthum und hielt mich länger als das erste Mal gefesselt. Zwar der besten Arzteskunst und liebreicher Freundespflege war kein Mangel, aber in Aengsten sahe ich Tag um Tag vergehen, und keine Kunde konnte von ihr, keine zu ihr kommen.

Endlich nach harter Winterzeit, da der Zuidersee wieder seine grünen Wellen schlug, geleiteten die Freunde mich zum Hafen; aber statt des frohen Muthes nahm ich itzt schwere Herzensorge mit an Bord. Doch ging die Reise rasch und gut von Statten.

Von Hamburg aus fuhr ich mit der Königlichen Post; dann, wie vor nun fast einem Jahre hiebevor, wanderte ich zu Fuße durch den Wald, an dem noch kaum die ersten Spitzen grüneten. Zwar probten schon die Finken und die Ammern ihren Lenzgesang; doch was kümmerten sie mich heute! — Ich ging aber nicht nach Herrn Gerhardus' Herrengut; sondern, so stark mein Herz auch klopfete, ich bog seitwärts ab und schritt am Waldesrand entlang dem Dorfe zu. Da stund ich bald in Hans Ottsens Krug und ihm gar selber gegenüber.

Digitized by Google

Der Alte sahe mich seltsam an, meinete aber dann, ich lasse ja recht munter. „Nur," fügete er bei, „mit Schießbüchsen müsset Ihr nicht wieder spielen; die machen ärgere Flecken, als so ein Malerpinsel."

Ich ließ ihn gern bei solcher Meinung, so, wie ich wohl merkete, hier allgemein verbreitet war, und that vor's Erste eine Frage nach dem alten Dieterich.

Da mußte ich vernehmen, daß er noch vor dem ersten Winterschnee, wie es so starken Leuten wohl passiret, eines plötzlichen wenn auch gelinden Todes verfahren sei. „Der freuet sich," sagte Hans Ottsen, „daß er zu seinem alten Herrn da droben kommen; und ist für ihn auch besser so."

„Amen!" sagte ich; „mein herzlieber alter Dieterich!"

Indeß aber mein Herz nur, und immer banger, nach einer Kundschaft von Katharinen seufzete, nahm meine furchtsame Zunge einen Umweg, und ich sprach beklommen: „Was machet denn Euer Nachbar, der von Risch?"

„Oho," lachte der Alte; „der hat ein Weib genommen, und eine, die ihn schon zu Richte setzen wird."

Nur im ersten Augenblick erschrak ich; denn ich sagte mir sogleich, daß er nicht so von Katharinen reden würde; und da er dann den Namen nannte, so war's ein ältlich aber reiches Fräulein aus der Nachbarschaft; forschete also muthig weiter, wie's drüben in Herrn Gerhardus' Haus bestellet sei, und wie das Fräulein und der Junker mit einander hauseten.

Da warf der Alte mir wieder seine seltsamen Blicke zu. „Ihr meinet wohl," sagte er, „daß alte Thürm' und Mauern nicht auch plaudern könnten!"

„Was soll's der Rede?" rief ich; aber sie fiel mir centnerschwer aufs Herz.

„Nun, Herr Johannes," und der Alte sahe mir gar zuversichtlich in die Augen, „wo das Fräulein hinkommen, das werdet doch Ihr am besten wissen! Ihr seid derzeit im Herbst ja nicht zum Letzten hier gewesen; nur wunderts mich, daß Ihr noch einmal wiederkommen; denn Junker Wulf wird, denk' ich, nicht eben gute Mien' zum bösen Spiel gemachet haben."

Ich sahe den alten Menschen an, als sei ich selber hintersinnig worden; dann aber kam mir plötzlich ein Gedanke. „Unglücksmann!" schrie ich, „Ihr glaubet doch nicht etwan, das Fräulein Katharina sei mein Eheweib geworden!"

„Nun, lasset mich nur los!" entgegnete der Alte — denn ich schüttelte ihn an beiden Schultern. — „Was geht's mich an! Es geht die Rede so! Auf alle Fäll'; seit Neujahr ist das Fräulein im Schloß nicht mehr gesehen worden."

Ich schwur ihm zu, derzeit sei ich in Holland krank gelegen; ich wisse nichts von alle dem.

Ob er's geglaubet, weiß ich nicht zu sagen; allein er gab mir kund, es solle dermalen ein unbekannter Geistlicher zur Nachtzeit und in großer Heimlichkeit auf den Herrenhof gekommen sein; zwar habe Bas' Ursel das Gesinde schon zeitig in ihre Kammern getrieben; aber der Mägde eine, so durch den Thürspalt gelauschet, wolle auch mich über den Flur nach der Treppe haben gehen sehen; dann später hätten sie deutlich einen Wagen aus dem Thorhaus fahren hören, und seien seit jener Nacht nur noch Bas' Ursel und der Junker in dem Schloß gewesen.

Digitized by Google

— — Was ich von nun an Alles und immer doch vergebens unternommen, um Katharinen oder auch nur eine Spur von ihr zu finden, das soll nicht hier verzeichnet werden. Im Dorfe war nur das thörichte Geschwätz, davon Hans Ottsen mich die Probe schmecken lassen; darum machete ich mich auf nach dem Stifte zu Herrn Gerhards Schwester; aber die Dame wollte mich nicht vor sich lassen; wurde im Uebrigen mir auch berichtet, daß keinerlei junges Frauenzimmer bei ihr gesehen worden. Da reisete ich wieder zurück und demüthigte mich also, daß ich nach dem Hause des von der Risch ging und als ein Bittender vor meinen alten Widersacher hintrat. Der sagte höhnisch, es möge wohl der Buhz das Vöglein sich geholet haben; er habe dem nicht nachgeschaut; auch halte er keinen Aufschlag mehr mit denen von Herrn Gerhardus' Hofe.

Der Junker Wulf gar, der davon vernommen haben mochte, ließ nach Hans Ottsens Kruge sagen, so ich mich unterstünde, auch zu ihm zu dringen, er würde mich noch einmal mit den Hunden hetzen lassen. — Da bin ich in den Wald gegangen und hab gleich einem Strauchdieb am Weg auf ihn gelauert; die Eisen sind von der Scheide bloß geworden; wir haben gefochten, bis ich die Hand ihm wund gehauen und sein Degen in die Büsche flog. Aber er sahe mich nur mit seinen bösen Augen an; gesprochen hat er nicht. — Zuletzt bin ich zu längerem Verbleiben nach Hamburg kommen, von wo aus ich ohne Anstand und mit größerer Umsicht meine Nachforschungen zu betreiben dachte.

Es ist Alles doch umsonst gewesen.

* * *

Aber ich will vor's Erste nun die Feder ruhen lassen. Denn vor mir liegt Dein Brief, mein Josias; ich soll Dein Töchterlein, meiner lieben Schwester seel. Enkelin, aus der Taufe heben. — Ich werde auf meiner Reise dem Walde vorbeifahren, so hinter Herrn Gerhardus' Hof belegen ist. Aber das Alles gehört ja der Vergangenheit.

Hier schließt das erste Heft der Handschrift. — Hoffen wir, daß der Schreiber ein fröhliches Taufffest gefeiert und inmitten seiner Freundschaft an frischer Gegenwart sein Herz erquickt habe!

Meine Augen ruhten auf dem alten Bild mir gegenüber: ich konnte nicht zweifeln, der schöne ernste Mann war Herr Gerhardus. Wer aber war jener todte Knabe, den ihm Meister Johannes hier so sanft in seinen Arm gebettet hatte? — Sinnend nahm ich das zweite und zugleich letzte Heft, dessen Schriftzüge um ein Weniges unsicherer erschienen. Es lautete, wie folgt:

Geliek as Rook un Stoof verswindt,
Alsus sind ock de Minschenkind.

Der Stein, darauf diese Worte eingehauen stehen, saß ob dem Thürsims eines alten Hauses. Wenn ich daran vorbei ging, mußte ich allezeit meine Augen dahin wenden, und auf meinen einsamen Wanderungen ist dann selbiger

Digitized by Google

Spruch oft lange mein Begleiter blieben. Da sie im letzten Herbste das alte Haus abbrachen, habe ich aus den Trümmern diesen Stein erstanden, und ist er heute gleicherweise ob der Thüre meines Hauses eingemauert worden, wo er nach mir noch Manchen, der vorübergeht, an die Nichtigkeit des Irdischen erinnern möge. Mir aber soll er eine Mahnung sein, ehbevor auch an meiner Uhr der Weiser stille steht, mit der Aufzeichnung meines Lebens fortzufahren. Denn Du, meiner lieben Schwester Sohn, der Du nun bald mein Erbe sein wirst, mögest mit meinem kleinen Erbengute dann auch mein Erbenleid dahin nehmen, so ich bei meiner Lebzeit Niemandem, auch, aller Liebe ohnerachtet, Dir nicht habe anvertrauen mögen.

Item; anno 1666 kam ich zum ersten Mal in diese Stadt an der Nordsee; maaßen von einer reichen Branntweinbrenner-Wittwen mir der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild sie zum schuldigen und freundlichen Gedächtniß ihres Seligen, der hiesigen Kirchen aber zum Zierrath zu stiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Taufsteine mit den vier Apostеln zu schauen ist. Daneben wünschte auch der Bürgermeister, Herr Titus Axen, so früher in Hamburg Thumherr und mir von dort bekannt war, sein Contrefey von mir gemalet, so daß ich für eine lange Zeit allhier zu schaffen hatte. — Mein Losament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder, der seit lange schon das Sekretariat der Stadt bekleidete; das Haus, darin er als unbeweibter Mann lebte, war hoch und räumlich, und war es dasselbig Haus mit den zwo Linden an der Ecken von Markt und Krämerstraße, worin ich, nachdem es durch meines lieben Bruders Hintritt mir angestorben, anitzt als alter Mann noch lebe und der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Lieben in Demuth entgegenharre.

Meine Werkstätte hatte ich mir in dem großen Pesel der Wittwe eingerichtet; es war dorten ein gutes Oberlicht zur Arbeit und bekam Alles gemacht und gestellet, wie ich es verlangen mochte. Nur daß die gute Frau selber gar zu gegenwärtig war; denn allaugenblicklich kam sie draußen von ihrem Schenktisch zu mir hergetrottet mit ihren Blechgemäßen in der Hand; drängte mit ihrer Wohlbeleibtheit mir auf den Malstock und roch an meinem Bild herum; gar eines Vormittages, da ich so eben den Kopf des Lazarus untermalet hatte, verlangte sie mit viel überflüssigen Worten, der auferweckte Mann solle das Antlitz ihres Seligen zur Schau stellen, obschon ich diesen Seligen doch niemalen zu Gesicht bekommen, von meinem Bruder auch vernommen hatte, daß selbiger, wie es die Brenner pflegen, das Zeichen seines Gewerbes als eine blaurothe Nasen im Gesicht herumgetragen; da habe ich denn, wie man glauben mag, dem unvernünftigen Weibe gar hart den Daumen gegenhalten müssen. Als dann von der Außendiele her wieder neue Kundschaft nach ihr gerufen und mit den Gemäßen auf den Schank geklopfet und sie endlich von mir lassen müssen, da sank mir die Hand mit dem Pinsel in den Schooß, und ich mußte plötzlich des Tages gedenken, da ich eines gar andern Seligen Antlitz mit dem Stifte nachgebildet, und wer da in der kleinen Kapelle so still bei mir gestanden sei. — Und also rückwärts sinnend setzete ich endlich meinen Pinsel wieder an; als aber selbiger eine gute Weile hin und wieder gegangen, mußte ich zu eigener

Digitized by Google

Verwunderung gewahren, daß ich die Züge des edlen Herrn Gerhardus in des Lazari Angesicht hineingetragen hatte. Aus seinem Lailach blickte des Todten Antlitz gleichwie in stummer Klage gegen mich, und ich gedachte: so wird er dir einstmals in der Ewigkeit entgegentreten!

Ich konnte heute nicht weiter malen; sondern ging fort und schlich auf meine Kammer ober der Hausthür, allwo ich mich an's Fenster setzte und durch den Ausschnitt der Lindenbäume auf den Markt hinabsah. Es gab aber groß Gewühl dort, und war bis drüben an die Rathswage und weiter bis zur Kirchen Alles voll von Wagen und Menschen; denn es war ein Donnerstag und noch zur Stunde, daß Gast mit Gaste handeln durfte, also daß der Stadtknecht mit dem Griper müßig auf unseres Nachbaren Beischlag saß, maaßen es vor der Hand keine Brüchen zu erhaschen gab. Die Ostenfelder Weiber mit ihren rothen Jacken, die Mädchen von den Inseln mit ihren Kopftüchern und feinem Silberschmuck, dazwischen die hochgethürmeten Getreidewagen und darauf die Bauern in ihren gelben Lederhosen — dieß Alles mochte wohl ein Bild für eines Malers Auge geben, zumal wenn selbiger, wie ich, bei den Holländern in die Schule gegangen war; aber die Schwere meines Gemüthes machte das bunte Bild mir trübe. Doch war es keine Reu', wie ich vorhin an mir erfahren hatte; ein sehnend Leid kam immer gewaltiger über mich; es zerfleischete mich mit wilden Krallen und sah mich gleichwohl mit holden Augen an. Drunten lag der helle Mittag auf dem wimmelnden Markte; vor meinen Augen aber dämmerte silberne Mondnacht; wie Schatten stiegen ein paar Zackengiebel auf, ein Fenster klirrte, und gleich wie aus Träumen schlugen leis und fern die Nachtigallen. O du mein Gott und mein Erlöser, der du die Barmherzigkeit bist, wo war sie in dieser Stunde, wo hatte meine Seele sie zu suchen? — —

Da hörete ich draußen unter dem Fenster von einer harten Stimme meinen Namen nennen, und als ich hinausschaute, ersahe ich einen großen hageren Mann in der üblichen Tracht eines Predigers, obschon sein herrisch und finster Antlitz mit dem schwarzen Haupthaar und dem tiefen Einschnitt ob der Nase wohl eher einem Kriegsmann angestanden wäre. Er wies so eben einem andern, untersetzten Manne von bäuerischem Aussehen, aber gleich ihm in schwarzwollenen Strümpfen und Schnallenschuhen, mit seinem Handstocke nach unserer Hausthür zu, indem er selbst zumal durch das Marktgewühle von dannen schritt.

Da ich dann gleich darauf die Thürglocke schellen hörte, ging ich hinab und lud den Fremden in das Wohngemach, wo er von dem Stuhle, darauf ich ihn genöthiget, mich gar genau und aufmerksam betrachtete.

Also war selbiger der Küster aus dem Dorfe norden der Stadt, und erfuhr ich bald, daß man dorten einen Maler brauche, da man des Pastors Bildniß in die Kirche stiften wolle. Ich forschete ein wenig, was für Verdienst um die Gemeine dieser sich erworben hätte, daß sie solche Ehr' ihm anzuthun gedächten, da er doch seines Alters halben noch nicht gar lang im Amte stehen könne; der Küster aber meinete, es habe der Pastor freilich wegen eines Stück Ackergrundes einmal einen Proceß gegen die Gemeine angestrenget, sonst wisse er eben nicht, was Sondres könne vorgefallen sein; allein es hingen allbereits die

Digitized by Google

drei Amtsvorweser in der Kirchen, und da sie, wie er sagen müsse, vernommen hätten, ich verstünde das Ding gar wohl zu machen, so solle der guten Gelegenheit wegen nun auch der vierte Pastor mit hinein; dieser selber freilich kümmere sich nicht eben viel darum.

Ich hörete dem Allen zu; und da ich mit meinem Lazarus am liebsten auf eine Zeit pausiren mochte, das Bildniß des Herrn Titus Axen aber wegen eingetretenen Siechthums desselbigen nicht beginnen konnte, so hub ich an, dem Auftrage näher nachzufragen.

Was mir an Preis für solche Arbeit nun geboten wurde, war zwar gering, so daß ich erstlich dachte: sie nehmen Dich für einen Pfennigmaler, wie sie im Kriegstrosse mitziehen, um die Soldaten für ihre heimgebliebenen Dirnen abzumalen; aber es muthete mich plötzlich an, auf eine Zeit allmorgentlich in der goldnen Herbstessonne über die Haide nach dem Dorf hinauszuwandern, das nur eine Wegstunde von unserer Stadt belegen ist. Sagete also zu, nur mit dem Beding, daß die Malerei draußen auf dem Dorfe vor sich ginge, da hier in meines Bruders Hause paßliche Gelegenheit nicht befindlich sei.

Deß schien der Küster gar vergnügt, meinend, das sei Alles hiebevor schon fürgesorget; der Pastor hab sich solches gleichfalls ausbedungen; item, es sei dazu die Schulstube in seiner Küsterei erwählet; selbige sei das zweite Haus im Dorfe und liege nah am Pastorate, nur hintenaus durch die Priesterkoppel davon geschieden, so daß also auch der Pastor leicht hinübertreten könne. Die Kinder, die im Sommer doch nichts lernten, würden dann nach Haus geschicket.

Also schüttelten wir uns die Hände, und da der Küster auch die Maaße des Bildes fürsorglich mitgebracht, so konnte alles Malgeräth, deß ich bedurfte, schon Nachmittages mit der Priesterfuhr hinausbefördert werden.

Als mein Bruder dann nach Hause kam — erst spät am Nachmittage; denn ein Ehrsamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinder-Leichen, so die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten — meinete er, ich bekäme da einen Kopf zu malen, wie er nicht oft auf einem Priesterkragen sitze, und möchte mich mit Schwarz und Braunroth wohl versehen; erzählete mir auch, es sei der Pastor als Feldcapellan mit den Brandenburgern hier in's Land gekommen, als welcher er's fast wilder als die Offiziers getrieben haben solle; sei übrigens itzt ein scharfer Streiter vor den Herrn, der seine Bauern gar meisterlich zu packen wisse. — Noch merkete mein Bruder an, daß bei desselbigen Amtseintritt in unserer Gegend adelige Fürsprach eingewirket haben solle, wie es heiße, von drüben aus dem Holsteinischen her; der Archi-Diakonus habe bei der Klosterrechnung ein Wörtlein davon fallen lassen. War jedoch Weiteres meinem Bruder darob nicht kund geworden.

So sahe mich denn die Morgensonne des nächsten Tages rüstig über die Haide schreiten, und war mir nur leid, daß letztere allbereits ihr rothes Kleid und ihren Würzeduft verbrauchet und also diese Landschaft ihren ganzen Sommerschmuck verloren hatte; denn von grünen Bäumen war weithin nichts zu ersehen; nur der spitze Kirchthurm des Dorfes, dem ich zustrebte — wie ich

Digitized by Google

bereits erkennen mochte, ganz von Granitquadern auferbauet — stieg immer höher vor mir in den dunkelblauen Oktoberhimmel. Zwischen den schwarzen Strohdächern, die an seinem Fuße lagen, krüppelte nur niedrig Busch- und Baumwerk; denn der Nordwestwind, so hier frisch von der See herauf kommt, will freien Weg zu fahren haben.

Als ich das Dorf erreichet und auch alsbald mich nach der Küsterei gefunden, stürzete mir sofort mit lustigem Geschrei die ganze Schul entgegen; der Küster aber hieß an seiner Hausthür mich willkommen. „Merket Ihr wohl, wie gern sie von der Fibel laufen!" sagte er. „Der eine Bengel hatte Euch schon durch's Fenster kommen sehen."

In dem Prediger, der gleich danach in's Haus trat, erkannte ich denselbigen Mann, den ich schon Tags zuvor gesehen hatte. Aber auf seine finstere Erscheinung war heute gleichsam ein Licht gesetzet; das war ein schöner blasser Knabe, den er an der Hand mit sich führete; das Kind mochte etwan vier Jahre zählen und sahe fast winzig aus gegen des Mannes hohe knochige Gestalt.

Da ich die Bildnisse der früheren Prediger zu sehen wünschte, so gingen wir mitsammen in die Kirche, welche also hoch belegen ist, daß man nach den anderen Seiten über Marschen und Haide, nach Westen aber auf den nicht gar fernen Meeresstrand hinunterschauen kann. Es mußte eben Fluth sein; denn die Watten waren überströmet und das Meer stund wie ein lichtes Silber. Da ich anmerkete, wie oberhalb desselben die Spitze des Festlandes und von der anderen Seite diejenige der Insel sich gegen einander strecketen, wies der Küster auf die Wasserfläche, so dazwischen liegt. „Dort," sagte er, „hat einst meiner Eltern Haus gestanden; aber anno 34 bei der großen Fluth trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Wassern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an diesen Strand geworfen, auf der anderen fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus."

Ich dachte: „So stehet die Kirche wohl am rechten Ort; auch ohne den Pastor wird hier vernehmentlich Gottes Wort geprediget."

Der Knabe, welchen Letzterer auf den Arm genommen hatte, hielt dessen Nacken mit seinen Aermchen fest umschlungen und drückte die zarte Wange an das schwarze bärtige Gesicht des Mannes, als finde er so den Schutz vor der ihn schreckenden Unendlichkeit, die dort vor unseren Augen ausgebreitet lag.

Als wir in das Schiff der Kirche eingetreten waren, betrachtete ich mir die alten Bildnisse und sahe auch einen Kopf darunter, der wohl eines guten Pinsels werth gewesen wäre; jedennoch war es Alles eben Pfennigmalerei, und sollte demnach der Schüler van der Helfts hier in gar sondere Gesellschaft kommen.

Da ich solches eben in meiner Eitelkeit bedachte, sprach die harte Stimme des Pastors neben mir: „Es ist nicht meines Sinnes, daß der Schein des Staubes dauere, wenn der Odem Gottes ihn verlassen; aber ich habe der Gemeine Wunsch nicht widerstreben mögen; nur, Meister, machet es kurz; ich habe besseren Gebrauch für meine Zeit."

Nachdem ich dem finsteren Manne, an dessen Antlitz ich gleichwohl für meine Kunst Gefallen fand, meine beste Bemühung zugesaget, fragete ich einem geschnitzten Bilde der Maria nach, so von meinem Bruder mir war gerühmet worden.

Digitized by Google

Ein fast verachtend Lächeln ging über des Predigers Angesicht. „Da kommet Ihr zu spät," sagte er, „es ging in Trümmer, da ich's aus der Kirche schaffen ließ."

Ich sah ihn fast erschrocken an. „Und wolltet Ihr des Heilands Mutter nicht in Euerer Kirche dulden?"

„Die Züge von des Heilands Mutter," entgegnete er, „sind nicht überliefert worden."

— „Aber wollet Ihr's der Kunst mißgönnen, sie in frommem Sinn zu suchen?"

Er sahe eine Weile finster auf mich herab; denn, obschon ich zu den Kleinen nicht zu zählen, so überragte er mich doch um eines halben Kopfes Höhe; — dann sprach er heftig: „Hat nicht der König die holländischen Papisten dort auf die zerrissene Insel herberufen; nur um durch das Menschenwerk der Deiche des Höchsten Strafgericht zu trotzen? Haben nicht noch letzlich die Kirchenvorsteher drüben in der Stadt sich zwei der Heiligen in ihr Gestühlte schnitzen lassen? Betet und wachet! Denn auch hier geht Satan noch von Haus zu Haus! Diese Marienbilder sind nichts als Säugammen der Sinnenlust und des Papismus; die Kunst hat allezeit mit der Welt gebuhlt!"

Ein dunkles Feuer glühte in seinen Augen; aber seine Hand lag liebkosend auf dem Kopf des blassen Knaben, der sich an seine Kniee schmiegte.

Ich vergaß darob des Pastors Worte zu erwidern; mahnete aber danach, daß wir in die Küsterei zurückgingen, wo ich alsdann meine edele Kunst an ihrem Widersacher selber zu erproben anhub.

Also wanderte ich fast einen Morgen um den andern über die Haide nach dem Dorfe, wo ich allezeit den Pastor schon meiner harrend antraf. Geredet wurde wenig zwischen uns; aber das Bild nahm desto rascheren Fortgang. Gemeiniglich saß der Küster neben uns und schnitzete allerlei Geräthe gar säuberlich aus Eichenholz, dergleichen als eine Hauskunst hier überall betrieben wird; auch habe ich das Kästlein, woran er derzeit arbeitete, von ihm erstanden und darin vor Jahren die ersten Blätter dieser Niederschrift hinterleget, alswie denn auch mit Gotteswillen diese letzten darin sollen beschlossen sein.

— In des Predigers Wohnung wurde ich nicht geladen und betrat selbige auch nicht; der Knabe aber war allzeit mit ihm in der Küsterei; er stand an seinen Knieen oder er spielte mit Kieselsteinchen in der Ecke des Zimmers. Da ich selbigen einmal fragte, wie er heiße, antwortete er: „Johannes!" — „Johannes?" entgegnete ich, „so heiße ich ja auch!" — Er sah mich groß an, sagte aber weiter nichts.

Weßhalb rühreten diese Augen so an meine Seele? — Einmal gar überraschete mich ein finsterer Blick des Pastors, daß ich den Pinsel müssig auf der Leinewand ruhen ließ. Es war etwas in dieses Kindes Antlitz, das nicht aus seinem kurzen Leben kommen konnte; aber es war kein froher Zug. So, dachte ich, sieht ein Kind, das unter einem kummerschweren Herzen ausgewachsen. Ich hätte oft die Arme nach ihm breiten mögen; aber ich scheuete mich vor dem

Digitized by Google

harten Manne, der es gleich einem Kleinod zu behüten schien. Wohl dachte ich oft: „Welch eine Frau mag dieses Knaben Mutter sein?“ —

Des Küsters alte Magd hatte ich einmal nach des Predigers Frau befraget; aber sie hatte mir kurzen Bescheid gegeben: „Die kennt man nicht; in die Bauernhäuser kommt sie kaum, wenn Kindelbier und Hochzeit ist.“ — Der Pastor selbst sprach nicht von ihr. Aus dem Garten der Küsterei, welcher in eine dichte Gruppe von Fliederbüschen ausläuft, sahe ich sie einmal langsam über die Priesterkoppel nach ihrem Hause gehen; aber sie hatte mir den Rücken zugewendet, so daß ich nur ihre schlanke jugendliche Gestalt gewahren konnte, und außerdem ein paar gekräuselte Löckchen, in der Art, wie sie sonst nur von den Vornehmeren getragen werden, und die der Wind von ihren Schläfen wehte. Das Bild ihres finsteren Ehgesponsen trat mir vor die Seele, und mir schien, es passe dieses Paar nicht wohl zusammen.

— — An den Tagen, wo ich nicht da draußen war, hatte ich auch die Arbeit an meinem Lazarus wieder aufgenommen, so daß nach einiger Zeit diese Bilder mit einander nahezu vollendet waren.

So saß ich eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke mit meinem Bruder unten in unserem Wohngemache. Auf dem Tisch am Ofen war die Kerze fast herabgebrannt und die holländische Schlaguhr hatte schon auf Eilf gewarnt; wir aber saßen am Fenster und hatten der Gegenwart vergessen; denn wir gedachten der kurzen Zeit, die wir mitsammen in unserer Eltern Haus verlebet hatten; auch unseres einzigen lieben Schwesterleins gedachten wir, das im ersten Kindbette verstorben und nun seit lange schon mit Vater und Mutter einer fröhlichen Auferstehung entgegenharrete. — Wir hatten die Läden nicht vorgeschlagen; denn es that uns wohl, durch das Dunkel, so draußen auf den Erdenwohnungen der Stadt lag, in das Sternenlicht des ewigen Himmels hinaufzublicken.

Am Ende verstummeten wir Beide in uns selber, und wie auf einem dunklen Strome trieben meine Gedanken zu ihr, bei der sie allzeit Rast und Unrast fanden. — — Da, gleich einem Stern aus unsichtbaren Höhen, fiel es mir jählings in die Brust: Die Augen des schönen blassen Knaben, es waren ja ihre Augen! Wo hatte ich meine Sinne denn gehabt! — — Aber dann, wenn sie es war, wenn ich sie selber schon gesehen! — Welch schreckbare Gedanken stürmten auf mich ein!

Indem legte sich die eine Hand meines Bruders mir auf die Schulter, mit der andern wies er auf den dunkeln Markt hinaus, von wannen aber itzt ein heller Schein zu uns herüberschwankte. „Sieh nur!“ sagte er. „Wie gut, daß wir das Pflaster mit Sand und Haide ausgestopfet haben! Die kommen von des Glockengießers Hochzeit; aber an ihren Stockleuchten sieht man, daß sie gleichwohl hin und wieder stolpern.“

Mein Bruder hatte Recht. Die tanzenden Leuchten zeugeten deutlich von der Trefflichkeit des Hochzeitschmauses; sie kamen uns so nahe, daß die zwei gemalten Scheiben, so letzlich von meinem Bruder als eines Glasers Meisterstück erstanden waren, in ihren satten Farben wie in Feuer glühten. Als aber dann die Gesellschaft an unserem Hause laut redend in die Krämerstraße einbog, hörete ich Einen unter ihnen sagen: „Ei freilich; das hat der Teufel uns verpurret!

Digitized by Google

Hatte mich leblang darauf gespitzet, einmal eine richtige Hex' so in der Flammen fingen zu hören!"

Die Leuchten und die lustigen Leute gingen weiter, und draußen die Stadt lag wieder still und dunkel.

„O weh!" sprach mein Bruder; „den trübet, was mich tröstet."

Da fiel es mir erst wieder bei, daß am nächsten Morgen die Stadt ein grausam Spektakul vor sich habe. Zwar war die junge Person, so wegen einbekannten Bündnisses mit dem Satan zu Aschen sollte verbrannt werden, am heutigen Morgen vom Frohne todt in ihrem Kerker aufgefunden worden; aber dem todten Leibe mußte gleichwohl sein peinlich Recht geschehen.

Das war nun vielen Leuten gleich einer kalt gestellten Suppen. Hatte doch auch die Buchführer-Wittwe Liebernickel, so unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherschranken hat, mir am Mittage, da ich wegen der Zeitung bei ihr eingetreten, aufs Heftigste geklaget, daß nun das Lied, so sie im Voraus darüber habe anfertigen und drucken lassen, nur kaum noch passen werde, wie die Faust auf's Auge. Ich aber, und mit mir mein viel lieber Bruder, hatte so meine eigenen Gedanken von dem Hexenwesen; und freuete mich, daß unser Herrgott — denn der war es doch wohl gewesen — das arme junge Mensch so gnädiglich in seinen Schooß genommen hatte.

Mein Bruder, welcher weichen Herzens war, begann gleichwohl der Pflichten seines Amts sich zu beklagen; denn er hatte drüben von der Rathhaustreppe das Urthel zu verlesen, sobald der Racker den todten Leichnam davor aufgefahren, und hernach auch der Justification selber zu assistiren. „Es schneidet mir schon itzund in das Herz;" sagte er, „das greuelhafte Gejohle, wenn sie mit dem Karren die Straße herabkommen; denn die Schulen werden ihre Buben und die Zunftmeister ihre Lehrburschen loslassen. — An Deiner Statt," fügete er bei, „der Du ein freier Vogel bist, würde ich auf's Dorf hinausmachen, und an dem Conterfey des schwarzen Pastors weiter malen!"

Nun war zwar festgesetzet worden, daß ich am nächstfolgenden Tage erst wieder hinauskäme; aber mein Bruder redete mir zu, unwissend, wie er die Ungeduld in meinem Herzen schürete; und so geschah es, daß Alles sich erfüllen mußte, was ich getreulich in diesen Blättern niederschreiben werde.

Am andern Morgen, als drüben vor meinem Kammerfenster nur kaum der Kirchthurmhahn in rothem Frühlicht blinkte, war ich schon von meinem Lager aufgesprungen; und bald schritt ich über den Markt, allwo die Bäcker, vieler Käufer harrend, ihre Brodschragen schon geöffnet hatten; auch sahe ich, wie an dem Rathhause der Wachtmeister und die Fußknechte in Bewegung waren, und hatte Einer bereits einen schwarzen Teppich über das Geländer der großen Treppe aufgehangen; ich aber ging durch den Schwiebbogen, so unter dem Rathhause ist, eilends zur Stadt hinaus.

Als ich hinter dem Schloßgarten auf dem Steige war, sahe ich drüben bei der Lehmkuhle, wo sie den neuen Galgen hingesetzet, einen mächtigen Holzstoß aufgeschichtet. Ein paar Leute handtirten noch daran herum, und mochten das

Digitized by Google

der Frohn und seine Knechte sein, die leichten Brennstoff zwischen die Hölzer thaten; von der Stadt her aber kamen schon die ersten Buben über die Felder ihnen zugelaufen. — Ich achtete deß nicht weiter, sondern wanderte rüstig fürbaß, und da ich hinter den Bäumen hervortrat, sahe ich mir zur Linken das Meer im ersten Sonnenstrahl entbrennen, der im Osten über die Haide emporstieg. Da mußte ich meine Hände falten:

„O Herr, mein Gott und Christ,
Sei gnädig mit uns Allen,
Die wir in Sünd' gefallen,
Der Du die Liebe bist!" — —

Als ich draußen war, wo die breite Landstraße durch die Haide führt, begegneten mir viele Züge von Bauern; sie hatten ihre kleinen Jungen und Dirnen an den Händen und zogen sie mit sich fort.

„Wohin strebet Ihr denn so eifrig?" fragte ich den einen Haufen; „es ist ja doch kein Markttag heute in der Stadt."

Nun, wie ich's wohl zum Voraus wußte, sie wollten die Hexe, das junge Satansmensch, verbrennen sehen.

— „Aber die Hexe ist ja todt!"

„Freilich, das ist ein Verdruß;" meineten sie; „aber es ist unserer Hebamme, der alten Mutter Siebzig, ihre Schwestertochter; da können wir nicht außen bleiben und müssen mit dem Reste schon fürlieb nehmen."

— — Und immer mehrere kamen daher; und itzund tauchten auch schon Wagen aus dem Morgennebel, die statt mit Kornfrucht heut mit Menschen vollgeladen waren. — Da ging ich abseits über die Haide, obwohl noch der Nachtthau von dem Kraute rann; denn mein Gemüth verlangte nach der Einsamkeit; und ich sahe von fern, wie es den Anschein hatte, das ganze Dorf des Weges nach der Stadt ziehen. Als ich auf dem Hünenhügel stand, der hier inmitten der Haide liegt, überfiel es mich, als müsse auch ich zur Stadt zurückkehren oder etwan nach links hinab an die See gehen, oder nach dem kleinen Dorfe, das dort unten hart am Strande liegt; aber vor mir in der Luft schwebete etwas, wie ein Glück, wie eine rasende Hoffnung, und es schüttelte mein Gebein, und meine Zähne schlugen aneinander. „Wenn sie es wirklich war, so letzlich mit meinen eigenen Augen ich erblicket, und wenn dann heute" — — Ich fühlte mein Herz gleich einem Hammer an den Rippen; ich ging weit um durch die Haide; ich wollte nicht sehen, ob auf der Wagen einem auch der Prediger nach der Stadt fahre. — Aber ich ging dennoch endlich seinem Dorfe zu.

Als ich es erreichet hatte, schritt ich eilends nach der Thür des Küsterhauses. Sie war verschlossen. Eine Weile stund ich unschlüssig; dann hub ich mit der Faust zu klopfen an. Drinnen blieb Alles ruhig; als ich aber stärker klopfte, kam des Küsters alte halbblinde Trienke aus einem Nachbarhause.

„Wo ist der Küster?" fragte ich.

— „Der Küster? Mit dem Priester in die Stadt gefahren."

Ich starrete die Alte an; mir war, als sei ein Blitz durch mich dahin geschlagen.

„Fehlet Euch etwas, Herr Maler?" fragte sie.

Digitized by Google

Ich schüttelte den Kopf und sagte nur: „So ist wohl heute keine Schule, Trienke?“

— „Bewahre! Die Hex wird ja verbrannt!“

Ich ließ mir von der Alten das Haus aufschließen, holte mein Malergeräthe und das fast vollendete Bildniß aus des Küsters Schlafkammer und richtete, wie gewöhnlich, meine Staffelei in dem leeren Schulzimmer. Ich pinselte etwas an der Gewandung: aber ich suchte damit nur mich selber zu belügen: ich hatte keinen Sinn zum Malen, war ja um dessen willen auch nicht hieher gekommen.

Die Alte kam hereingelaufen, stöhnte über die arge Zeit und redete über Bauern- und Dorfsachen, die ich nicht verstund; mich selber drängete es, sie wieder einmal nach des Predigers Frau zu fragen, ob selbige alt oder jung, und auch, woher sie kommen sei; allein ich brachte das Wort nicht über meine Zungen. Dagegen begann die Alte ein lang Gespinnste von der Hex' und ihrer Sippschaft hier im Dorfe und von der Mutter Siebenzig, so mit Vorspuk-Sehen behaftet sei; erzählete auch, wie selbige zur Nacht, da die Gicht dem alten Weibe keine Ruh' gelassen, drei Leichlaken über des Pastors Hausdach habe fliegen sehen; es gehe aber solche Gesichte allezeit richtig aus, und Hofart komme vor dem Falle; denn sei die Frau Pastorin bei aller ihrer Vornehmheit doch nur eine blasse und schwächliche Kreatur.

Ich mochte solch Geschwätz nicht fürder hören; ging daher aus dem Hause und auf dem Wege herum, da wo das Pastorat mit seiner Fronte gegen die Dorfstraße liegt; wandte auch unter bangem Sehnen meine Augen nach den weißen Fenstern, konnte aber hinter den blinden Scheiben nichts gewahren, als ein paar Blumenscherben, wie sie überall zu sehen sind. — Ich hätte nun wohl umkehren mögen; aber ich ging dennoch weiter. Als ich auf den Kirchhof kam, trug von der Stadtseite der Wind ein wimmernd Glockenläuten an mein Ohr; ich aber wandte mich und blickte hinab nach Westen, wo wiederum das Meer wie lichtes Silber am Himmelssaume hinfloß, und war doch ein tobend Unheil dort gewesen, worin in einer Nacht des Höchsten Hand viel tausend Menschenleben hingeworfen hatte. Was krümmete denn ich mich so gleich einem Wurme? Wir sehen nicht, wie seine Wege führen!

Ich weiß nicht mehr, wohin mich damals meine Füße noch getragen haben; ich weiß nur, daß ich in einem Kreis gegangen bin; denn da die Sonne fast zur Mittagshöhe war, langete ich wieder bei der Küsterei an. Ich ging aber nicht in das Schulzimmer an meine Staffelei, sondern durch das Hinterpförtlein wieder zum Hause hinaus. — —

Das ärmliche Gärtlein ist mir unvergessen, obschon seit jenem Tage meine Augen es nicht mehr gesehen. — Gleich dem des Predigershauses von der anderen Seite, trat es als ein breiter Streifen in die Priesterkoppel; inmitten zwischen beiden aber war eine Gruppe dichter Weidenbüsche, welche zur Einfassung einer Wassergrube dienen mochten; denn ich hatte einmal eine Magd mit vollem Eimer wie aus einer Tiefe daraus hervorsteigen sehen.

Als ich ohne viel Gedanken, nur mein Gemüthe erfüllet von nicht zu zwingender Unrast, an des Küsters abgeheimseten Bohnenbeeten hinging, hörete ich

Digitized by Google

von der Koppel draußen eine Frauenstimme von gar holdem Klang, und wie sie liebreich einem Kinde zusprach.

Unwillens schritt ich solchem Schalle nach; so mochte einst der griechische Heidengott mit seinem Stabe die Todten nach sich gezogen haben. Schon war ich am jenseitigen Rande des Hollundergebüsches, das hier ohne Verzäunung in die Koppel ausläuft, da sahe ich den kleinen Johannes mit einem Aermchen voll Moos, wie es hier in dem kümmerlichen Grase wächst, gegenüber hinter die Weiden gehen; er mochte sich dort damit nach Kinderart ein Gärtchen angeleget haben. Und wieder kam die holde Stimme an mein Ohr: „Nun heb nur an; nun hast du einen ganzen Haufen! Ja, ja; ich such' derweil noch mehr; dort am Hollunder wächst genug!"

Und dann trat sie selber hinter den Weiden hervor; ich hatte ja längst schon nicht gezweifelt. — Mit den Augen auf dem Boden suchend schritt sie zu mir her, so daß ich ungestöret sie betrachten durfte; und mir war, als gliche sie nun gar seltsam dem Kinde wieder, das sie einst gewesen war, für das ich den „Buhz" einst von dem Baum herabgeschossen hatte; aber dieses Kinderantlitz von heute war bleich, und weder Glück noch Muth darin zu lesen.

So war sie mählich näher kommen, ohne meiner zu gewahren; dann knieete sie nieder an einem Streifen Moos, der unter den Büschen hinlief; doch ihre Hände pflückten nicht davon; sie ließ das Haupt auf ihre Brust sinken, und es war, als wolle sie nur ungesehen vor dem Kinde in ihrem Leide ausruhen.

Da rief ich leise: „Katharina!"

Sie blickte auf; ich aber ergriff ihre Hand und zog sie gleich einer Willenlosen zu mir unter den Schatten der Büsche. Doch als ich sie endlich also nun gefunden hatte und keines Wortes mächtig vor ihr stund, da sahen ihre Augen weg von mir, und mit fast einer fremden Stimme sagte sie: „Es ist nun einmal so, Johannes! Ich wußte wohl, Du seiest der fremde Maler; ich dachte nur nicht, daß Du heute kommen würdest."

Ich hörete das und dann sprach ich es aus: „Katharina, — — — so bist Du des Predigers Eheweib?"

Sie nickte nicht; sie sah mich starr und schmerzlich an. „Er hat das Amt dafür bekommen," sagte sie, „und Dein Kind den ehrlichen Namen."

— „Mein Kind, Katharina?"

„Und fühltest Du das nicht? Er hat ja doch auf Deinem Schooß gesessen; einmal doch, er selbst hat es mir erzählet."

— — Möge keines Menschen Brust ein solches Weh zerfleischen! — „Und Du, Du und mein Kind, Ihr solltet mir verloren sein!"

Sie sah mich an, sie weinte nicht, sie war nur gänzlich todtenbleich.

„Ich will das nicht!" schrie ich; „ich will" . . . Und eine wilde Gedankenjagd rasete mir durch's Hirn. Aber ihre kleine Hand hatte gleich einem kühlen Blatte sich auf meine Stirn gelegt, und ihre braunen Augensterne aus dem blassen Antlitz sahn mich flehend an. „Du, Johannes," sagte sie, „Du wirst es nicht sein, der mich noch elender machen will."

— „Und kannst denn Du so leben, Katharina?"

Digitized by Google

„Leben? — — Es ist ja doch ein Glück dabei; er liebt das Kind. — Was ist mehr noch zu verlangen?"

— „Und von uns, von dem, was einst gewesen ist, weiß er denn?" — —

„Nein, nein!" rief sie heftig. „Er nahm die Sünderin zum Weibe; mehr nicht. O Gott, ist's denn nicht genug, daß jeder neue Tag ihm gehört." In diesem Augenblicke tönete ein zarter Gesang zu uns herüber. — „Das Kind," sagte sie. „Ich muß zu ihm; es könnte ihm ein Leids geschehen!"

— „Bleib doch; es spielt ja fröhlich dort mit seinem Moose."

Sie trat an den Rand des Gebüsches und horchete hinaus. Die goldene Herbstsonne schien so warm hernieder, nur leichter Hauch kam von der See herauf. Da höreten wir von jenseit durch die Weiden das Stimmlein unseres Kindes singen:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich strecken,
Und zweie so mich weisen,
In das himmlische Paradeisen."

Katharina war zurückgetreten und ihre Augen sahen groß und geisterhaft mich an. „Und nun leb wohl, Johannes," sprach sie leise; „auf nimmer Wiedersehen hier auf Erden!" Ich wollte sie an mich reißen; ich streckte beide Arme nach ihr aus; doch sie wehrete mich ab und sagte sanft: „Ich bin des anderen Mannes Weib; vergiß das nicht."

Mich aber hatte auf diese Worte ein fast wilder Zorn ergriffen. „Und wessen, Katharina," sprach ich hart, „bist Du gewesen, ehe bevor Du sein geworden?"

Ein weher Klaglaut brach aus ihrer Brust; sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!"

Da wurd' ich meiner schier unmächtig; ich riß sie jäh an meine Brust, ich hielt sie wie mit Eisenklammern und hatte sie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen sanken in die meinen, und ihre rothen Lippen duldeten die meinen; wir umschlangen uns inbrünstiglich; ich hätte sie tödten mögen, wenn wir also mit einander hätten sterben können. Und als dann meine Blicke voll Seligkeit auf ihrem Antlitz weideten, da sprach sie, fast erstickt von meinen Küssen: „Es ist ein langes, banges Leben! O, Jesu Christ, vergieb mir diese Stunde!"

— — Es kam eine Antwort; aber es war die harte Stimme jenes Mannes, aus dessen Munde ich itzt zum ersten Male ihren Namen hörte. Der Ruf kam von drüben aus dem Predigergarten, und noch einmal und härter rief es: „Katharina!" Da war das Glück vorbei; mit einem Blicke der Verzweiflung sah sie mich an; dann stille wie ein Schatten war sie fort.

— — Als ich in die Küsterei trat, war auch schon der Küster wieder da. Er begann sofort von der Justification der armen Hexe auf mich einzureden. „Ihr haltet wohl nicht viel davon;" sagte er; „sonst wäret Ihr heute nicht auf's Dorf gegangen, wo der Herr Pastor gar die Bauern und ihre Weiber in die Stadt getrieben."

Ich hatte nicht Zeit zur Antwort; ein gellender Schrei durchschnitt die Luft; ich werde ihn leblang in den Ohren haben.

Digitized by Google

„Was war das, Küster?“ rief ich.

Der Mann riß ein Fenster auf und horchete hinaus; aber es geschah nichts weiter. „So mir Gott,“ sagte er, „es war ein Weib, das so geschrieen hat; und drüben von der Priesterkoppel kam's.“

Indem war auch die alte Trienke in die Thür gekommen. „Nun, Herr?“ rief sie mir zu. „Die Leichlaken sind auf des Pastors Dach gefallen!“

— „Was soll das heißen, Trienke?“

„Das soll heißen, daß sie des Pastors kleinen Johannes so eben aus dem Wasser ziehen.“

Ich stürzete aus dem Zimmer und durch den Garten auf die Priesterkoppel; aber unter den Weiden fand ich nur das dunkle Wasser und Spuren feuchten Schlammes daneben auf dem Grase. — Ich bedachte mich nicht, es war ganz wie von selber, daß ich durch das weiße Pförtchen in des Pastors Garten ging. Da ich eben in's Haus wollte, trat er selber mir entgegen. Der große knochige Mann sah gar wüste aus; seine Augen waren geröthet und das schwarze Haar hing wirr ihm in's Gesicht. „Was wollt Ihr?“ sagte er. Ich starrete ihn an; denn mir fehlete das Wort. Was wollte ich denn eigentlich?

„Ich kenne Euch!“ fuhr er fort. „Das Weib hat endlich Alles ausgeredet.“

Das machte mir die Zunge frei. „Wo ist mein Kind?“ rief ich.

Er sagte: „Die beiden Eltern haben es ertrinken lassen.“

— „So laßt mich zu meinem todten Kinde!“

Allein, da ich an ihm vorbei in den Hausflur wollte, drängete er mich zurück. „Das Weib“ sprach er, „liegt bei dem Leichnam und schreit zu Gott aus ihren Sünden. Ihr sollt nicht hin, um ihrer armen Seelen Seligkeit!“

Was dermalen selber ich gesprochen, ist mir schier vergessen; aber des Predigers Worte gruben sich in mein Gedächtniß. „Höret mich!“ sprach er. „So von Herzen ich Euch hasse, wofür dereinst mich Gott in seiner Gnade wolle büßen lassen, und Ihr vermuthendlich auch mich, — noch ist Eines uns gemeinsam. — Geht itzo heim und bereitet eine Tafel oder Leinewand! Mit solcher kommet morgen in der Frühe wieder und malet darauf des todten Knaben Antlitz. Nicht mir oder meinem Hause; der Kirchen hier, wo er sein kurz unschuldig Leben ausgelebet, möget Ihr das Bildniß stiften. Mög' es dort die Menschen mahnen, daß vor der knöchern Hand des Todes Alles Staub ist!“

Ich blickte auf den Mann, der kurz vordem die edle Malerkunst ein Buhlweib mit der Welt gescholten; aber ich sagte zu, daß Alles so geschehen möge.

— — Daheim indessen wartete meiner eine Kunde, so meines Lebens Schuld und Buße gleich einem Blitze jählings aus dem Dunkel hob, so daß ich Glied um Glied die ganze Kette vor mir leuchten sahe.

Mein Bruder, dessen schwache Constitution von dem abscheulichen Spectakul, dem er heute assistiren müssen, hart ergriffen war, hatte sein Bette aufgesucht. Da ich zu ihm eintrat, richtete er sich auf. „Ich muß noch eine Weile ruhen“; sagte er, indem er ein Blatt der Wochenzeitung in meine Hand gab: „aber lies doch dieses! Da wirst Du sehen, daß Herrn Gerhardus' Hof in fremde Hände kommen, maaßen Junker Wulf ohn' Weib und Kind durch eines tollen Hundes Biß gar jämmerlichen Todes verfahren ist.“

Digitized by Google

Ich griff nach dem Blatte, das mein Bruder mir entgegenhielt; aber es fehlte nicht viel, daß ich getaumelt wäre. Mir war's bei dieser Schreckenspost, als sprängen des Paradieses Pforten vor mir auf; aber schon sahe ich am Eingange den Engel mit dem Feuerschwerdte stehen, und aus meinem Herzen schrie es wieder: O Hüter, Hüter, war Dein Ruf so fern! — — Dieser Tod hätte uns das Leben werden können; nun war's nur ein Entsetzen zu den andern. Ich saß oben auf meiner Kammer. Es wurde Dämmerung, es wurde Nacht; ich schaute in die ewigen Gestirne, und endlich suchte auch ich mein Lager. Aber die Erquickung des Schlafes ward mir nicht zu Theil. In meinen erregten Sinnen war es mir gar seltsamlich, als sei der Kirchthurm drüben meinem Fenster nah gerückt; ich fühlte die Glockenschläge durch das Holz der Bettstatt dröhnen, und ich zählete sie alle die ganze Nacht entlang. Doch endlich dämmerte der Morgen. Die Balken an der Decke hingen noch wie Schatten über mir, da sprang ich auf, und ehbevor die erste Lerche aus den Stoppelfeldern stieg, hatte ich allbereits die Stadt im Rücken.

Aber so frühe ich auch ausgegangen, ich traf den Prediger schon auf der Schwelle seines Hauses stehen. Er geleitete mich auf den Flur und sagte, daß die Holztafel richtig angelanget, auch meine Staffelei und sonstiges Malergeräth aus dem Küsterhause herübergeschaffet sei. Dann legte er seine Hand auf die Klinke einer Stubenthür.

Ich jedoch hielt ihn zurück und sagte: „Wenn es in diesem Zimmer ist, so wollet mir vergönnen, bei meinem schweren Werk allein zu sein!"

„Es wird Euch Niemand stören;" entgegnete er und zog die Hand zurück. „Was Ihr zur Stärkung Eures Leibes bedürft, werdet Ihr drüben in jenem Zimmer finden." Er wies auf eine Thür an der anderen Seite des Flures; dann verließ er mich. Meine Hand lag itzund statt der des Predigers auf der Klinke. Es war todtenstill im Hause; eine Weile mußte ich mich sammeln, bevor ich öffnete. Es war ein großes fast leeres Gemach, wohl für den Confirmanden-Unterricht bestimmt, mit kahlen weißgetünchten Wänden; die Fenster sahen über öde Felder nach dem fernen Strand hinaus. Inmitten des Zimmers aber stund ein weißes Lager aufgebahret; auf dem Kissen lag ein bleiches Kinderangesicht; die Augen zu; die kleinen Zähne schimmerten gleich Perlen aus den blassen Lippen.

Ich fiel an meines Kindes Leiche nieder und sprach ein brünstiglich Gebet. Dann rüstete ich Alles, wie es zu der Arbeit nöthig war; und dann malte ich; — rasch, wie man die Todten malen muß, die nicht zum zweiten Mal dasselbig Antlitz zeigen. Mitunter wurd' ich wie von der andauernden großen Stille aufgeschrecket; doch wenn ich inne hielt und horchte, so wußte ich bald, es sei nichts dagewesen. Einmal auch war es, als drängen leise Odemzüge an mein Ohr. — Ich trat an das Bette des Todten, aber da ich mich zu dem bleichen Mündlein niederbeugete, berührte nur die Todeskälte meine Wangen. Ich sahe um mich; es war noch eine Thür im Zimmer; sie mochte zu einer Schlafkammer führen, vielleicht daß es von dort gekommen war! Allein so scharf ich lauschte, ich vernahm nichts wieder; meine eigenen Sinne hatten wohl ein Spiel mit mir getrieben. So setzete ich mich denn wieder, sahe auf den kleinen Leichnam

Digitized by Google

und malete weiter; und da ich die leeren Händchen ansahe, wie sie auf dem Linnen lagen, so dachte ich: „Ein klein Geschenk doch mußt du deinem Kinde geben!“ Und ich malete auf seinem Bildniß ihm eine weiße Wasserlilie in die Hand, als sei er spielend damit eingeschlafen. Solcher Art Blumen gab es selten in der Gegend hier, und so war's wohl ein erwünschtes Angebinde.

Endlich trieb mich der Hunger von der Arbeit auf, mein ermüdeter Leib verlangte Stärkung. Also legte ich den Pinsel und die Palette fort und ging über den Flur nach dem Zimmer, so der Prediger mir angewiesen hatte. Indem ich aber eintrat, wäre ich vor Ueberraschung bald zurückgewichen; denn Katharina stund mir gegenüber, zwar in schwarzen Trauerkleidern und doch in all' dem Zauberschein, so Glück und Liebe in eines Weibes Antlitz wirken mögen.

Ach, ich wußte es nur zu bald; was ich hier sahe, war nur ihr Bildniß, das ich selber einst gemalet. Auch für dieses war also nicht mehr Raum in ihres Vaters Haus gewesen. — Aber wo war sie selber denn? Hatte man sie fortgebracht, oder hielt man sie auch hier gefangen? — Lang, gar lange sahe ich das Bildniß an; die alte Zeit stieg auf und quälete mein Herz. Endlich, da ich mußte, brach ich einen Bissen Brod und stürzete ein paar Gläser Wein hinab; dann ging ich zurück zu unserem todten Kinde.

Als ich drüben eingetreten und mich an die Arbeit setzen wollte, zeigete es sich, daß in dem kleinen Angesicht die Augenlider um ein Weniges sich gehoben hatten. Da bückete ich mich hinab, im Wahne, ich möchte noch einmal meines Kindes Blick gewinnen; als aber die kalten Augensterne vor mir lagen, überlief mich Grausen; mir war, als sähe ich die Augen jener Ahne des Geschlechtes, als wollten sie noch hier aus unseres Kindes Leichenantlitz künden: „Mein Fluch hat doch Euch Beide eingeholet!“ — Aber zugleich — ich hätte es um alle Welt nicht lassen können — umfing ich mit beiden Armen den kleinen blassen Leichnam und hob ihn auf an meine Brust und herzete unter bitteren Thränen zum ersten Male mein geliebtes Kind. „Nein, nein, mein armer Knabe, Deine Seele, die gar den finstern Mann zur Liebe zwang, die blickte nicht aus solchen Augen; was hier herausschaut, ist alleine noch der Tod. Nicht aus der Tiefe schreckbarer Vergangenheit ist es heraufgekommen; nichts Anderes ist da, als Deines Vaters Schuld; sie hat uns alle in die schwarze Fluth hinabgerissen.“

Sorgsam legte ich dann wieder mein Kind in seine Kissen und drückte ihm sanft die beiden Augen zu. Dann tauchete ich meinen Pinsel in ein dunkles Roth und schrieb unten in den Schatten des Bildes die Buchstaben: C. P. A. S. Das sollte heißen: Culpa Patris Aquis Submersus, „Durch Vaters Schuld in der Fluth versunken.“ — Und mit dem Schalle dieser Worte in meinem Ohre, die wie ein schneidend Schwert durch meine Seele fuhren, malete ich das Bild zu Ende. Während meiner Arbeit hatte wiederum die Stille im Hause fortgedauert, nur in der letzten Stunde war abermalen durch die Thür, hinter welcher ich eine Schlafkammer vermuthet hatte, ein leis Geräusch hereingedrungen. — War Katharina dort, um ungesehen bei meinem schweren Werk mir nah zu sein? — Ich konnte es nicht enträthseln.

Es war schon spät. Mein Bild war fertig, und ich wollte mich zum Gehen wenden; aber mir war, als müsse ich noch einen Abschied nehmen, ohne

Digitized by Google

den ich nicht von hinnen könne. — So stand ich zögernd und schaute durch das Fenster auf die öden Felder draußen, wo schon die Dämmerung begunnte sich zu breiten; da öffnete sich vom Flure her die Thür, und der Prediger trat zu mir herein. Er grüßte schweigend; dann mit gefalteten Händen blieb er stehen und betrachtete wechselnd das Antlitz auf dem Bilde und das des kleinen Leichnams vor ihm, als ob er sorgsame Vergleichung halte. Als aber seine Augen auf die Lilie in der gemalten Hand des Kindes fielen, hub er wie im Schmerze seine beiden Hände auf, und ich sahe, wie seinen Augen jählings ein reicher Thränenquell entstürzete. Da streckte auch ich meine Arme nach dem Todten und rief überlaut: „Lebwohl, mein Kind! O mein Johannes, lebewohl!“ — —

Doch in demselben Augenblicke vernahm ich leise Schritte in der Nebenkammer; es tastete wie mit kleinen Händen an der Thür; ich hörte deutlich meinen Namen rufen — oder war es der des todten Kindes? — Dann rauschte es wie von Frauenkleidern hinter der Thüre nieder und das Geräusch vom Falle eines Körpers wurde hörbar. „Katharina!“ rief ich. Und schon war ich hinzugesprungen und rüttelte an der Klinke der festverschlossenen Thür; da legte die Hand des Predigers sich auf meinen Arm. „Das ist meines Amtes!“ sagte er. „Gehet itzo! Aber gehet in Frieden; und möge Gott uns allen gnädig sein!“

— — Ich bin dann wirklich fortgegangen; ehe ich es selbst begriff, wanderte ich schon draußen auf der Haide auf dem Weg zur Stadt. Noch einmal wandte ich mich um und schaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein todtes Kind — Katharina — Alles, Alles! — Meine alte Wunde brannte mir in meiner Brust; und seltsam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Brandung tosen hörete. Kein Mensch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brausen des Meeres tönete es mir immerfort, gleich einem finsteren Wiegenliede: Aquis submersus — aquis submersus!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier endete die Handschrift.

— Dessen Herr Johannes sich einstens im Vollgefühle seiner Kraft vermessen, daß er's wohl auch einmal in seiner Kunst den Größeren gleich zu thun verhoffe, das sollten Worte bleiben, in die leere Luft gesprochen.

Sein Name gehört nicht zu denen, die genannt werden, kaum dürfte er in einem Künstlerlexikon zu finden sein; ja selbst in seiner engeren Heimath weiß Niemand von einem Maler seines Namens. Des großen Lazarus-Bildes thut zwar noch die Chronik unserer Stadt Erwähnung, das Bild selbst aber ist zu Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Abbruch unserer alten Kirche gleich den anderen Kunstschätzen derselben verschleudert und verschwunden.

Aquis submersus.

Digitized by Google

Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord.

Von

Heinrich von Sybel.

Es sind nur wenige Zeilen, die ich über den seit mehr als zwei Menschenaltern besprochenen und stets räthselhaft gebliebenen Frevel von 1799 vorlegen will; jedoch glaube ich, daß sie von Werth für die Auffassung desselben sein werden. Dem Kundigen wird dies sofort wahrscheinlich dünken, wenn ich bemerke, daß die Notizen, um die es sich handelte, Fragmente der österreichischen Kriegsacten über den Gesandtenmord sind, jener Acten, nach welchen Mendelssohn, Vivenot, Helfert vergeblich in den Wiener Archiven gesucht haben, die beiden Letzten, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung, mit unbedingter Autorisation zur vollständigsten Ausdehnung ihrer Forschungen, so daß nichts zuverlässiger erschien, als ihre Ansicht, die Documente über das beispiellose Attentat seien für alle Zeit verloren. Auch ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, und als ich im vorigen Jahre von dem damaligen Kriegsminister Herrn Baron von Koller mit dankenswerther Liberalität die Erlaubniß erhielt, für die Geschichte des Krieges von 1799 die Feldacten der österreichischen Armeen jener Zeit zu benutzen, eben dieselben von Vivenot und Helfert durchstöberten Feldacten, hoffte ich allerdings auf reiche Ausbeute zur Erkenntniß der großen militärisch-politischen Actionen, dachte aber entfernt nicht mehr an die Möglichkeit, nach Vivenot's und Helfert's Mißlingen noch Entdeckungen über das Rastadter Trauerspiel zu machen. Es ist also meinerseits mehr von Glück als von eigenem Verdienste zu reden, wenn ich dennoch Einiges und, wie man sehen wird, nicht ganz Unbedeutendes gefunden habe; ich suchte für andere Zwecke, für diese aber auch an Stellen, welche jene österreichischen Forscher bei ihrer Arbeit vernachlässigt hatten, und so fiel mir in die Hände, was den beiden Herren viele Mühe und Arbeit erspart, was nämlich ihre Schriften über den Gesandtenmord von vornherein unmöglich gemacht hätte. Was mich bestimmt, die hier gewonnenen Aufschlüsse nicht, wie ich anfangs beabsichtigte, für die demnächst erscheinende neue Auflage meiner „Geschichte der Revolutionszeit" aufzubewahren, sondern gleich hier vorzulegen,

Digitized by Google

ist eine Abhandlung des Hrn. Georg Müller,*) worin er meine Darstellung des Gesandtenmordes in den wesentlichsten Punkten bestreitet und mir damit den Wunsch nahe legt, irrthümliche Vorstellungen nicht länger als nöthig sich verbreiten zu lassen. Ich suche deshalb zunächst den bisherigen Stand der Frage in seinen wesentlichen Beziehungen festzustellen.

Die Ermordung der von dem Rastadter Friedenscongreß abreisenden französischen Gesandten durch österreichische Husaren, 28. April 1799, hat begreiflicher Weise damals und später die öffentliche Aufmerksamkeit auf das stärkste beschäftigt. In der That, es kam hier Alles zusammen, um Interesse und Neugier zu reizen. Es war eine Verletzung des Völkerrechts, wie sie ärger nicht gedacht werden konnte. Fünfzehn Monate lang hat das heilige römische Reich mit diesen Männern über den Frieden verhandelt; das Reich als solches hat noch keinen Beschluß über den Abbruch der Unterhandlung gefaßt; nur der leitende Reichsstand, Oesterreich, ist auf eigne Hand wieder in den Kampf gegen Frankreich getreten und hat seinerseits das Aufhören der Neutralität des Congreßorts erklärt. Noch ist das übrige Gesandtschaftspersonal in Rastadt versammelt; da erscheinen österreichische Husarenpatrouillen in der Umgegend und heben die französischen Gesandtschaftscouriere auf; dann rückt eine Schwadron in Rastadt selbst ein, und ihr Rittmeister Burkhard erläßt gleichzeitig hier den Befehl, die Thore der Stadt zu sperren, und dort die Weisung an die französischen Gesandten, binnen 24 Stunden abzureisen. Als diese hierauf zum Thore hinausfahren wollen, werden sie daselbst wegen der angeordneten Sperre Stunden lang aufgehalten; dann verfließt noch weiter eine geraume Zeit über einer Verhandlung mit dem Rittmeister, den Gesandten eine Escorte bis zum Rheine mitzugeben, was dieser mit der Erklärung verweigert, daß die Gesandten mit voller Sicherheit reisen könnten. Darüber ist es finstere Nacht geworden; die Gesandten entschließen sich zur Abfahrt; mit acht Wagen verlassen sie Rastadt. Aber kaum zweihundert Schritte vor dem Thore werden sie durch einen heransprengenden Schwarm von etwa sechzig Husaren angefallen, die drei Gesandten aus ihren Kutschen herausgerissen, zwei derselben mit hundert Säbelhieben zusammen gehauen; der dritte stellt sich todt, entwischt in der Dunkelheit und kommt glücklich in die Stadt zurück. Die Husaren plündern nach vollbrachtem Morde die Wagen, in denen ihre Opfer gesessen, nehmen Geld und Pretiosen an sich, werfen werthlose Dinge, wie Papiere und Briefe, die sie dort finden, auf die Straße oder in den Murg-Canal; dann werden alle Kutschen nach Rastadt zurückgeführt, dem Rittmeister überliefert und das Archiv der Gesandtschaft durch diesen in das Hauptquartier des Erzherzogs Carl gesandt, wo es sorgfältig untersucht und nach vierzehn Tagen der französischen Behörde in Straßburg zurückgestellt wird. Der Oberst des Husarenregiments, Barbaczy, spricht indessen den deutschen Diplomaten seine tiefe Bekümmerniß über das Attentat „einiger raubsüchtiger Gemeinen" aus; auf seinen Bericht verfügt der Erzherzog die strengste Untersuchung des Frevels, die, wie er einige Tage später schreibt, mit äußerster Strenge bei Tag und bei Nacht durch ein in Villingen niedergesetztes Kriegsgericht geführt werden soll,

*) Osterprogramm des Vitzthum'schen Gymnasiums. Dresden, Teubner. 1876.

Digitized by Google

und gibt davon auch dem französischen Obergeneral Massena amtliche Nachricht. Der leitende Minister in Wien, Baron Thugut, ist nicht minder entrüstet über den blutigen Gräuel, und erläßt dieselben Betheuerungen öffentlicher rücksichtsloser Untersuchung an den deutschen Reichstag und die befreundeten Höfe; jedoch scheint ihm das kriegsgerichtliche Verfahren für den Fall nicht geeignet, und befiehlt er die Einsendung aller Acten nach Wien, wo er den Grafen Lehrbach, früher österreichischen Gesandten in Rastadt, mit der Leitung des Processes zu beauftragen gedenkt. Und damit ist jede weitere Spur verloren. Der Erzherzog äußert gelegentlich, daß wol nicht wirkliche kaiserliche Husaren, sondern verkleidete französische Emigranten die Thäter gewesen. Oberst Barbaczy und Rittmeister Burkhard bleiben aber trotzdem zwei Jahre lang in Haft, unter der Anklage auf Raubmord; zu einem Urtheil kommt es jedoch nicht, vielmehr werden beide Officiere, gleich nachdem mit Frankreich wieder Friede geschlossen ist, unter Beförderung ehrenvoll pensionirt. Endlich, drei Jahre nachher, erfährt der Minister Graf Cobenzl, daß die mit der Geschichte des letzten Krieges beschäftigten Generalstabsofficiere in den Feldacten auch Papiere gesehen haben, aus denen erhellt, was das traurige Rastadter Ereigniß gewesen ist; sogar ein Billet Thugut's solle darunter sein. Cobenzl verfügt darauf die Secretirung dieser Actenstücke.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, wie ein solches Ereigniß die allgemeinste Spannung hervorrufen, die Gemüther der Menschen nach allen Richtungen in Bewegung setzen mußte. Wie war es denkbar, daß eine große Regierung wie die österreichische, die sich damals zwar nicht durch diplomatische Wahrhaftigkeit auszeichnete, immer aber eine große äußerliche Ehrenhaftigkeit vor sich her trug, daß sie eine solche brutale Unthat verfügt hätte? Oder wenn man es ihrer Gesinnung zutraute, welcher irgend ersinnliche Grund sollte sie zu einem Schritte bestimmt haben, der ihr nicht den geringsten Vortheil zuwenden konnte, sie aber mit der Entrüstung der ganzen civilisirten Welt beladen mußte? Aber wieder, wenn sie den Mord nicht befohlen hatte, wie war es möglich, daß ihre Soldaten ohne höhere Weisung einen solchen Banditenstreich ausführten? Und wenn es geschah, daß solche Mordgesellen der verdienten Strafe entgingen? Oder wenn sie von irgend einem ihrer Vorgesetzten dazu veranlaßt worden, daß dessen Schuld in Schweigen begraben und damit die Gehässigkeit derselben von der kaiserlichen Regierung selbst übernommen wurde? Wie man sieht, war hier ein höchst ergibiges Feld für eine Menge der scharfsinnigsten Vermuthungen eröffnet, welche denn auch gleich damals, unter dem frischen Eindruck der tragischen Katastrophe, in üppiger Fülle hervorsproßten, und dann in unserer Zeit durch die Thätigkeit der geschichtlichen Forschung wieder neues Leben gewonnen haben. Es hieße dem heutigen Leser zuviel zumuthen, wenn man auf alle einschlagenden Erörterungen der ältern Literatur wieder eingehen wollte: ich begnüge mich damit, die neueren Erklärungsversuche, welche durch irgend einen Umstand besondere Aufmerksamkeit verdienen, hier kurz zu charakterisiren.

So wenig es an Stimmen gefehlt hat, welche schlechtweg den damaligen Lenker der österreichischen Regierung des Doppelmordes für fähig erklärt haben, auch ohne politischen Gewinn, aus reinem Vergnügen an der Mißhandlung einiger nichtsnutziger Jacobiner und Königsmörder, ebenso entschieden sind Freunde und

Digitized by Google

Patrioten Oesterreichs für die Schuldlosigkeit desselben eingetreten. Am durchgreifendsten in dieser Beziehung sind in neuerer Zeit die Herren Carl Mendelssohn und J. von Helfert verfahren. Sie stellen Thugut's, Lehrbach's, des Erzherzogs vertraute Briefe über das eben vollzogene Attentat zusammen. In diesen völlig intimen Aeußerungen redet überall nur Entrüstung über das blutige Trauerspiel, Ueberraschung und Befremden, Aerger über das Benehmen der Officiere, sehr bestimmte Einsicht in die abscheuliche Gefährdung des eigenen Rufes. Es ist unmöglich, hier noch zu zweifeln: gewiß, die österreichische Regierung hat keinen Antheil an der Mordscene. Hiernach thun jene Schriftsteller unbedenklich einen weiteren Schritt. Anknüpfend an jene späteren Aeußerungen des Erzherzogs Carl erklären sie, daß der Mord überhaupt nicht von österreichischen Truppen begangen worden sei; die Thäter seien vielmehr Franzosen gewesen, in österreichische Husarenuniform verkleidet, welche nach vollbrachter That sich eiligst davongemacht hätten, worauf dann die gleich nachher hinzukommenden wirklichen Husaren in gutem Glauben über das herrenlose Gut in den Kutschen hergefallen wären. Hr. von Helfert läßt es unentschieden, ob die verkleideten Mörder Emigranten, die aus Rache gegen die Revolution gehandelt, oder Sendlinge des französischen Directoriums gewesen, welches aus irgend einem Grunde seine Gesandten hätte auf die Seite schaffen wollen. Wenn es sich so in der That verhalten, nun, auch dann blieb es verwunderlich, daß die österreichische Regierung es niemals zu ihrer eigenen Rechtfertigung amtlich ausgesprochen: indessen so viel könnte man zugeben, daß für sie wenigstens keine Verpflichtung vorgelegen hätte, inmitten sorgenvoller Kriegsarbeit noch hinter fremden Uebelthätern her einen peinlichen Proceß zu verfolgen.

Allein, wie steht es mit der factischen Begründung dieses ganzen Systems? Von der einen Alternative desselben, der Anklage gegen das französische Directorium, dürfen wir ohne Weiteres absehen, da sie ohne den Schatten eines Beweises oder auch nur eines Verdachtgrundes auftritt. Während der ganzen Dauer des Congresses war nicht die mindeste Differenz der Ansichten zwischen den Directoren und den Gesandten vorgekommen; auch waren die letztern nicht in der Lage, nach ihrer Rückkehr etwa der Regierung unbequeme Enthüllungen zu machen, da das Directorium während der ganzen Unterhandlung jede Wendung derselben sogleich im Moniteur veröffentlicht hatte. Nun waren Barras und die übrigen Directoren sicher keine Heilige noch Tugendspiegel: aber irgend eine Regierung der muthwilligen, zwecklosen Ermordung ihrer eignen Gesandten bezichtigen, nur weil sich nicht gleich ein anderer erweislicher Uebelthäter finden will, dies scheint doch die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten. Was aber die Emigranten betrifft, so liegt der Befehl des Erzherzogs Carl vor, daß sich dieselben bei dem Erscheinen österreichischer Truppentheile überall einige Meilen weit hinter deren Front zu begeben hätten. Vor dem Einrücken der Oesterreicher in das Murgthal wären dortige Emigranten dem sichern Tode durch das republikanische Kriegsgericht ausgesetzt gewesen. Nichts ist unwahrscheinlicher von vornherein, als ein so halsbrechendes Unternehmen von ihrer Seite zwischen den Vorposten der beiden Armeen. Am wenigsten hätten sie im Falle des Mißlingens auf milde Behandlung durch die österreichischen Behörden rechnen dürfen.

Digitized by Google

da der Kaiser Franz und der Minister Thugut von jeher mit der französischen Emigration auf dem schlechtesten Fuße standen und eben damals über die Umtriebe derselben bei dem russischen Kaiser Paul höchst verdrießlich waren.

Doch, wozu hier Möglichkeiten für und gegen einander abwägen? So Vieles an dem Ereignisse für's Erste im Dunkel liegt, die eine Thatsache, daß die Mörder wirklich Szekler vom 11. Husarenregiment, und zwar unter Führung ihrer Officiere, gewesen, steht unerbittlich fest. Sie wird durch die Aussagen der die Wagen führenden Postillone, durch die sofort vorgenommenen Aufzeichnungen der in Rastadt anwesenden deutschen Diplomaten,*) durch die Erzählung des auf dem Mordplatze eintreffenden badischen Majors Harrant, durch das ganze Verhalten der in Rastadt befindlichen österreichischen Officiere, durch Barbaczy's Aeußerungen an die deutschen Gesandten, durch die ersten Erklärungen des Erzherzogs, durch Barbaczy's und Burkhard's fortdauernde Haft ganz unwiderleglich erwiesen. Die scharfsinnige Unterscheidung des Hrn. von Helfert, zwischen den Mördern, die nur in Husarenjacken gesteckt, und den Plünderern, die wirkliche Husaren gewesen, ist rein aus dem Kopfe erfunden. Kein historisches Factum ist gewisser, als daß kaiserliche Reiter, und Niemand sonst, das Verbrechen vollzogen haben.

Diese Thatsache wird denn auch von einem andern österreichischen Forscher, dem der Zugang zu allen Acten der Wiener Archive ebenso wie Hrn. von Helfert offen gestanden, rückhaltlos anerkannt und ausgesprochen. Die Mörder waren Szekler Husaren, sagt Herr von Vivenot, der wärmste Verehrer des Barons Thugut, welchen Minister er für einen der größten und edelsten Staatsmänner aller Zeiten hält, und denn auch für völlig unschuldig an dem Rastadter Attentate erklärt. Vivenot's Meinung geht dahin, daß hier nichts als ein Act roher soldatischer Lynchjustiz vorliege. Bei dem heftig entflammten National- und Parteienhaß seien die halbwilden Szekler ohne alle höhere Weisung über die gottverfluchten Jacobiner hereingebrochen und hätten auf eigene Faust die Wuth gegen den französischen Namen in deren Blute gesättigt. Dergleichen wäre ja denkbar. Aber wie soll man sich unter dieser Voraussetzung den weitern Verlauf des Ereignisses erklären? Als der Schwarm mit seiner Beute nach Rastadt zurückkommt, warum legt der Rittmeister Beschlag auf die Wagen der Gemordeten, anstatt die Mörder in Haft und Untersuchung zu nehmen? Und wenn nur gemeine Soldaten oder höchstens subalterne Officiere bei dem Verbrechen betheiligt waren, woher die Weitläufigkeit des Verfahrens und bald das gänzliche Einschlafen und Vertuschen desselben? Denn so viel ist doch unwidersprechlich: je bedeutungsloser die Mörder, desto unbegreiflicher ist die Beschützung und Straflosigkeit derselben, desto düsterer der Schatten, welcher dann auf die Regierung fällt. Sie hätte die That nicht befohlen, aber sie privilegirte den Mord, den das Völkerrecht schändenden Mord.

So bleiben wir nach wie vor in dem ursprünglichen Dilemma. Auf der

*) Herr Professor Oncken in Gießen hat mir die Correspondenz des Abgeordneten der Wetterauer Grafenbank, des Grafen von Solms-Laubach, mitgetheilt, die auf das bestimmteste, mit verschiedenen bisher nicht erwähnten Einzelnheiten, dieselbe Thatsache ausspricht.

Digitized by Google

einen Seite unleugbare Beweise, daß die Häupter der österreichischen Regierung um den Mord nicht gewußt, ja ihn schwer beklagt, auf der andern nicht minder sicher die Thatsache, daß ihre Werkzeuge denselben vollführt und dann die Mißbilligung ihrer Vorgesetzten in keiner Weise erfahren haben. Es gibt hier offenbar nur Einen Ausweg. Die österreichische Regierung hat den Mord nicht gewollt, aber irgend ein Umstand hat den strafenden Arm ihrer Gerechtigkeit mit Lähmung geschlagen. Wäre es möglich, zu errathen, welcher Art dieser Umstand gewesen? Ein sehr tüchtiger und begabter Kritiker hat denn hierauf neuerlich die Antwort gegeben: nicht innerhalb der österreichischen Regierung, wol aber in österreichischen Kreisen, deren Mitglieder für jede verfolgende Thätigkeit der Staatsgewalt unnahbar waren, ist der Gedanke des Doppelmordes erwachsen, mit einem Worte, bei irgend einem Mitgliede der kaiserlichen Familie. Damit wäre also erklärt, wie durch einen solchen Einfluß kaiserliche Truppen auch hinter dem Rücken des Höchstcommandirenden zu der Unthat aufgeboten werden konnten, und zugleich, wie die nachfolgende Untersuchung bei dem ersten Schritte erschreckt zum Stillstand kommen mußte. Der neueste Vertreter dieser Ansicht, Herr Dr. Georg Müller, prüft dann näher die Frage, welchem Sprößling des lothringischen Hauses der verbrecherische Entwurf am Ersten zugetraut werden könnte, und kommt auf solche Art zu dem Ergebniß, daß die leidenschaftliche Franzosenfeindin, die Königin Caroline von Neapel, auf welche schon mehrere Zeitgenossen den Verdacht geworfen, als die Urheberin des Attentats betrachtet werden müsse.

Bereits an einem andern Orte habe ich, hier mit Hrn. von Helfert übereinstimmend, die Unmöglichkeit dieser Lösung des Räthsels erörtert. Ich will also an dieser Stelle nicht näher auf die Frage eintreten, ob nach irgend einem authentischen Zeugniß der Charakter der Königin in der That es verstattet, ihr ohne ein Atom positiver Verdachtsgründe ein blutiges Verbrechen aufzubürden, nur und allein deshalb, weil ein sonstiger Urheber sich nicht gleich ermitteln läßt. Ich beschränke mich auf die Erinnerung an die urkundlich feststehende Thatsache, daß die Königin, die zur Zeit des Rastadter Mordes sich bekanntlich nicht in Rastadt und Wien, sondern seit vier Monaten auf der Insel Sicilien befand, geflüchtet vor einer französischen Invasion und einheimischen Republikanern, daß sie damals ohne jeden Verkehr mit dem Festlande und ohne jede Kenntniß der dortigen Vorgänge war und noch keine Ahnung von dem Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich hatte. Umgekehrt fehlte es in Wien Monate lang an jeder unmittelbaren Kunde aus Neapel; die Königin hat in den letzten Wochen vor dem Gesandtenmorde mit Wien nicht correspondirt, weil sie keine Möglichkeit des Verkehrs besaß. Wenn man sie zur Urheberin des Gesandtenmordes machen will, so kann der Satz, wie jetzt auch Müller einräumt, schlechterdings nur den Sinn haben, daß möglicher Weise zuerst in ihrer Seele der Gedanke an ein solches Verbrechen aufgetaucht und von ihr, lange Monate vor dem Beginn des Krieges und somit auch vor der Möglichkeit der Ausführung, irgend einem uns unbekannten Wiener Freunde als schön und wünschenswerth in das Ohr geflüstert wäre. Wie gesagt, Beweise gibt es nicht dafür, und wenn es sich so verhielte, so hätte es uns zuletzt nicht einen Schritt

Digitized by Google

weiter gebracht: denn uns interessirt nicht besonders die Frage, wer etwa vor einem halben Jahre den Tod der Franzosen gewünscht, sondern wer den Mord factisch vorbereitet und ausgeführt hat. Wer wäre also jener unbekannte Vertraute gewesen, welcher in Wien die Macht und den Willen besessen hätte, die Operationen der Armee nach Rastadt und die Hiebe der Szekler auf die Häupter der Gesandten zu lenken?

Dazu kommt, daß das ganze Fundament, auf dem Hr. Müller seine Hypothese aufbaut, an jedem Punkte sich brüchig und unsicher zeigt. Als politisches Motiv der Königin erscheint ihm der Wunsch, den von ihr ersehnten Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zu einem unversöhnlichen zu machen. Man sollte denken, sie hätte, um deshalb zum Meuchelmorde zu schreiten, irgend einen Grund zur Vermuthung haben müssen, die Wiener Regierung meine es nicht ernst mit dem Kampfe und bedürfe deshalb eines so drastischen Antriebs. Aber nicht der Schatten eines Anhaltspunktes für eine solche Sorge ist gegeben. Caroline hatte Monate lang über Thugut gezürnt, weil dieser den Zeitpunkt für den ersprießlichen Beginn des Krieges später ansetzte, als die Königin; über den bittern, zähen, gründlichen Haß des Ministers gegen die habgierige Politik der Franzosen war man in Neapel seit lange unterrichtet, und der einzige Differenzpunkt, die Frage über den passenden Moment zum Losschlagen, war ja zur Zeit des Rastadter Mordes, wo Erzherzog Karl die Franzosen bereits aus ganz Süddeutschland hinausgeworfen hatte, längst erledigt. Wozu sich da noch mit einem dreifachen Morde besudeln? Eben so grundlos ist die Ansicht Müller's von dem bedeutenden Einflusse der Königin in Wien; die Briefe, in denen Thugut 1748 gegen Colloredo über ihre unausstehliche „tripotage" seinen Aerger ausschüttet, zeigen auf das deutlichste, daß sie ihn zwar belästigt, entfernt aber nicht, daß sie im Stande ist, das Geringste auszurichten. In der That, sie hatte es nicht vermocht, zur Rettung ihres Königreiches auch nur Einen österreichischen Soldaten in Bewegung zu setzen, trotz der bestimmtesten Verheißungen bereitwilliger Hilfe: und sie sollte aus ihrem abgesperrten Exile heraus, hundert Meilen weit entfernt, österreichische Truppentheile hinter dem Rücken des Armeecommandos zu einer scheußlichen Schlächterei haben ausschicken können? Ueberhaupt aber folgt in der Beurtheilung ihres Thuns Hr. Müller viel zu unbedingt den Angaben Botta's und Colletta's, welche beide sehr ehrenhafte Männer, aber über die einzelnen Schritte des Hofes und der Regierung von Neapel höchst unvollkommen unterrichtet waren. Ein Schriftsteller z. B., welcher wie Colletta die Abenteuerlichkeit begeht, einen Baron Awerveck als den ersten Anstifter der Uneinigkeit auf dem Rastadter Congresse zu bezeichnen, ist eine schwache Autorität für die Angaben, daß eben dieser Awerveck die Königin von Neapel gegen die französischen Congreßgesandten aufgehetzt habe.

In Summa also, wir sind nicht berechtigt, um die Unthätigkeit der österreichischen Strafjustiz zu erklären, einen Stein auf die Königin von Neapel oder sonst auf ein Mitglied der kaiserlichen Familie zu werfen. Dann aber bleibt nur noch eine Erklärung übrig: den Mord der Gesandten hat die österreichische Regierung allerdings nicht gewollt, aber ein Attentat gegen dieselben zu anderem Zwecke hat sie angeordnet, und war demnach, als der Vorgang, sehr gegen ihre

Digitized by Google

Wünsche, durch den Mord befleckt wurde, nicht in der Lage, ohne eigne Compromittirung öffentliche Sühne dafür zu leisten. Auch diese Vermuthung ist, ebenso wie der Verdacht gegen die Königin Caroline, bereits von mehreren der damaligen Zeitgenossen ausgesprochen worden. Näher hat man die Anklage dahin formulirt: die österreichische Regierung wollte sich Einsicht in die Documente des französischen Gesandtschaftsarchivs verschaffen, und befahl deshalb, die Abreisenden anzuhalten und ihr Archiv in das Hauptquartier zu bringen. Es geschah dann, durch ein bei der Rohheit der Szekler begreifliches Ueberschreiten der Ordre, daß die Husaren zuerst die Gesandten niederhieben und dann das Archiv in Sicherheit brachten. Noch wird, nach der Erzählung eines bayerischen Diplomaten, der sich als Ohrenzeugen gibt, angeführt, der österreichische Congreßgesandte Graf Lehrbach, damals mit großen Lieferungen für die Armee beschäftigt und nachher dem Erzherzog als Civilcommissar beigegeben, habe der Ordre den Wink hinzugefügt, die Husaren möchten die schnöden Jacobiner bei dieser Gelegenheit etwas zausen, und dadurch, ebenfalls wider seinen Willen, die nächste Veranlassung zu der blutigen That gegeben.

In meiner Darstellung des Ereignisses bin ich bei dieser Auffassung stehn geblieben, und halte sie schon nach dem bisher bekannten Material trotz aller Einwendungen Müller's auch heute für die einzig wahrscheinliche.

Man hat sich früher vielfache Mühe gegeben, den Beweggrund zu der Ordre, den Wunsch, die Papiere der Gesandtschaft kennen zu lernen, auf die eine oder die andere Art hinweg zu deuteln; die Gesandten, sagt man, hätten ihre geheimsten Acten schon in Sicherheit gebracht oder vernichtet. Aber kein Mensch weiß über solche Vorkehrungen derselben etwas Bestimmtes, und auf keinen Fall hätten die österreichischen Behörden davon Kenntniß haben können. Es sei in Rastadt sehr leicht gewesen, heißt es weiter, sich durch Bestechung alle wichtigen Papiere zu verschaffen; man hätte zu diesem Zwecke keiner bewaffneten Macht bedurft. Aber wie, wenn nun Lehrbach etwa die Bestechung versucht und doch nicht erlangt hätte, was nach seiner Meinung sicher existirte? es aus dem einfachen Grunde nicht erlangt hätte, weil es in Wahrheit nicht vorhanden war? Aufschlüsse nämlich über verrätherische Umtriebe Bayerns und Preußens, an deren Dasein er und Thugut so fest wie an ihr eigenes Seelenheil damals glaubten und bis an ihr Lebensende geglaubt haben? Die Husaren, wird sodann bemerkt, haben sich bei dem Ueberfall um das Archiv gar nicht bekümmert, im Gegentheil, sie haben nach dem Morde viele Papiere, die sie in den Taschen der Opfer und in deren Equipagen vorfanden, auf der Straße umhergeworfen. Auch dies Bedenken hat wenig auf sich. Denn trotz dieser Verschleuderungen ist das Archiv eben doch dem Erzherzog überliefert, im Hauptquartier durchgesehen und dann nach Straßburg zurückgeschickt worden, wo ein amtliches über seinen Zustand aufgenommenes Protokoll sowol die beinahe vollständige Unversehrtheit seiner Bestände als seine Durchstöberung durch fremde Hand feststellte. Das Factum also, daß das österreichische Armeecommando Forschungen in den französischen Papieren angestellt hat, ist einmal nicht wegzuschaffen, und ebenso sicher beglaubigt ist die weitere Thatsache, daß die österreichische Behörde vorher die erforderlichen Schritte gethan hat, um sich diese Studien zu ermöglichen.

Digitized by Google

Vivenot hat aus den Wiener Kriegsacten mitgetheilt, es sei von dem Armeecommando der Befehl gegeben worden, sämmtliche französische Couriere und alle Briefschaften und Depeschen der französischen Gesandten aufzuheben. In Folge dieser Ordre hatten die Szekler einen in aller Form legitimirten Gesandtschaftscourier bereits mehrere Tage vor dem 28. April gefangen genommen; es war kein schlimmerer Rechtsbruch, wenn man am 28. die Gesandten selbst festhielt und ihrer archivalischen Bürde entlastete.*) Es hätte der Unterschied lediglich in der Masse des hier oder dort sequestrirten Papieres bestanden, die wesentlichen Punkte aber, die Mißachtung des Völkerrechts und die indiscrete Wißbegierde der österreichischen Diplomatie, wären hier wie dort vorhanden gewesen. Ich sehe mithin nicht ab, was sich gegen den Schluß einwenden läßt, jener Befehl des Armeecommandos habe, wie die Anhaltung des Couriers, so auch den Anfall auf die Gesandten veranlaßt, oder mit andern Worten, der letztere habe eben auf Grund jenes Befehls die Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs zum Zwecke gehabt.

Ohne allen Zweifel war nun schon diese Verfügung, auch wenn bei der Ausführung kein Tropfen Bluts vergossen wurde, eine Verletzung des Völkerrechts. Franz II. hatte nicht blos als römischer Kaiser, nicht blos als deutscher Reichsstand, sondern auch als König von Ungarn und Böhmen mit den Franzosen in Rastadt unterhandelt; in jeder dieser Eigenschaften war er verpflichtet, den von dem Congreßorte abreisenden Gesandten sicheres Geleit zu gewähren. Der Befehl, die Papiere der Gesandten wegzunehmen, verstieß gegen diese Pflicht in augenfälliger Weise und konnte im besten Falle nur eine nachträgliche Rechtfertigung erhalten, wenn nämlich die aufgefangenen Papiere den Beweis lieferten, daß die Gesandten ihrerseits, durch rechtswidrige Umtriebe bei Unterthanen oder Ständen des Reiches, ihre völkerrechtliche Unverletzlichkeit verwirkt hatten. Allein die Durchsicht der Papiere ergab nichts Derartiges; statt dessen war durch die nicht angeordnete Ermordung der Gesandten der Bruch des Völkerrechtes in namenloser Weise gesteigert worden, und ich denke, daß bei dieser Lage der Dinge nichts verständlicher ist, als die zürnende Aufregung Thugut's, Lehrbach's, des Erzherzogs über die blutige That, ihr Eifer, durch scharfe Untersuchung den Ursprung derselben festzustellen, ihr Wunsch, für diese gräßliche Uebertreibung und Vergiftung ihrer Befehle irgend einen sonstigen Urheber zu ermitteln, und zuletzt, als nirgendwo ein solcher sich finden ließ, das stumpfe und dumpfe Schweigen, in welches man den ganzen Vorgang zu begraben suchte. Man hatte sich durch die Ordre auf Wegnahme der Gesandtschaftspapiere in Schuld versetzt; man trug also die Last der Verantwortung auch für die nicht befohlenen Brutalitäten bei der Ausführung. Sobald es nach Barbaczy's und Burkhard's Aussagen

*) Herr Müller hält unbegreiflicher Weise die Arretirung des Couriers für eine höchst einfache und harmlose Sache; jeder heutige Militär, meint er S. 24 seiner neuesten Abhandlung, würde die Wegnahme hin- und hergehender Depeschen für geboten erachten, in einem Attentat auf ein ganzes Archiv aber könne Niemand etwas Anderes, als ein Attentat auf das Völkerrecht sehen. In Wahrheit ist der Unterschied der beiden Fälle nicht größer, als der zwischen dem Diebstahl von zehn und von zehntausend Mark; der Gesandtschaftscourier steht ebenso unter dem Schutze des Völkerrechts, wie der Gesandte selbst.

Digitized by Google

einmal feststand, daß kein fremder Einfluß die Hiebe der Husaren veranlaßt hatte, daß Alles, was geschehen, nur in Folge des ertheilten Auftrags, des freilich in roher und übereifriger Art vollzogenen Auftrags geschehen war: so hätte es in den Augen Europa's der österreichischen Regierung wenig geholfen, ihre formelle Unschuld an dem Morde darzuthun. Die Antwort wäre unerbittlich dieselbe geblieben: ihr habt einen Diebstahl befohlen, ihr bleibt verantwortlich für Gewaltthat und Blutvergießen bei dem Einbruch. Daran war nichts zu ändern; so ließ man die traurige Sache schweigend vermodern.

Alle bisher publicirten Aeußerungen der Betheiligten stimmen mit dieser Auffassung zusammen. Als der Minister Thugut die erste Nachricht von dem Morde erhält, schreibt er am 5. Mai, das sei verhängnißvoll, das werde Anlaß zu den ärgsten Verläumdungen geben, da es eben österreichische Husaren gewesen, die den Mord verübt haben: er bricht dann noch in den ärgerlichen Ausruf aus, wie man nur die Dummheit habe begehen können, Rastadt militärisch zu besetzen, das sei offenbar wieder ein Streich Faßbender's (eines vertrauten Beamten des Erzherzogs). Ganz gewiß, mochte man nun nach den Papieren oder nach dem Leben der Gesandten trachten, in jedem dieser Fälle konnte nichts Verkehrteres geschehen, als selbst nach Rastadt hineinzurücken, mitten unter die zahlreichen dort versammelten Diplomaten, und damit die That, die jedenfalls rechtswidrig und bedenklich war, gerade unter die Augen eines sachkundigen, aufgeregten und nicht durchaus befreundeten Publicums zu stellen. Wie viel harmloser hätte sich die Anhaltung des Archivs auf der Landstraße ausgenommen, wenn kein österreichischer Soldat vorher nach Rastadt gekommen, keine Thorsperre, keine peinlichen Verhandlungen mit den Officieren stattgefunden hätten. Aus Thugut's Verdruß über die Besetzung Rastadt's ist also wahrhaftig nicht zu schließen, er könne die Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs nicht verfügt haben.

Ebenso wenig ist ein Einwand gegen meine Auffassung aus den sonstigen Differenzen zu folgern, welche damals zwischen Thugut und dem Erzherzoge in Bezug auf dessen strategische Pläne bestanden. Thugut, sagt Hr. Müller S. 21, klagt darüber, daß man (im Hauptquartier) die Befehle des Hofkriegsrathes in Wien und seine eigenen Rathschläge in den Wind schlug; gerade damals sind die Generalstabsofficiere bei Karl's Armee gegen seinen Einfluß so mißtrauisch — und unter diesen Umständen, fragt Müller, sollte man Thugut's Werkzeuge, dem Grafen Lehrbach, so weit nachgegeben haben, daß man ihm zu Liebe einen Raubmord befohlen hätte? Dies Letztere gewiß nicht; nach meiner Meinung war eben nicht der Mord, sondern die Wegnahme des Archivs befohlen. Im Uebrigen aber stellt Müller's Erörterung die wahre Sachlage auf den Kopf. Zunächst ist der Hofkriegsrath hier ganz und gar zu streichen; diese vielgescholtene Behörde war damals ein äußerst harmloses Verwaltungsamt, welches dem Feldherrn nicht einen einzigen Befehl ertheilt hat. Sodann hat Karl von Thugut niemals Rathschläge empfangen und folglich niemals Rathschläge in den Wind geschlagen. Er erhielt von Thugut nicht Rathschläge, sondern Befehle, natürlich vom Kaiser unterschriebene Befehle, und ist diesen Befehlen, wenn auch nicht selten mit Zorn und Aerger im Herzen, pünktlich nachgekommen. Gerade damals gehorchte er unbedingt dem verhängnißvollen Befehle, die entscheidende Offensive

Digitized by Google

gegen die Schweiz sechs Wochen aufzuschieben; wenn er von dem Minister die Weisung erhielt, die französische Gesandtschaft aufheben zu lassen, so war es selbstverständlich, daß er ihr nachkam, wie jedem anderen Befehle seiner Regierung. Daß daneben mehrfache Klagen Thugut's und Lehrbach's über die persönliche Unfähigkeit oder Eigenwilligkeit einzelner Officiere hergehen konnten, bedarf keines besonderen Beweises.

Herr Müller findet dann weiter, die Annahme, daß Lehrbach die Aufhebung des Archivs bei dem Erzherzoge veranlaßt, oder gar die Angabe, daß er jenen tragisch gewordenen Wink an die Husaren hinzugefügt habe, sei schlechterdings unverträglich mit den Briefen Lehrbach's an Karl und Thugut unmittelbar nach der Nachricht von dem Morde. Nach der von mir adoptirten Hypothese hat jedoch Lehrbach den Mord ebensowenig wie Karl oder Thugut gewollt; er sieht ebenso wie diese die schlimmen Folgen desselben voraus; er redet überall in seinen Briefen nur hierüber, und über nichts Anderes; ich sehe nicht, wie diese Briefe darthun sollen, daß er auch etwas ganz Anderes als den Mord, nämlich die Wegnahme des Archivs, nicht hätte betreiben können. Er constatirt einmal, daß aus den Kutschen nicht auf die Husaren geschossen worden sei; wie man sieht, war er oder Karl einen Augenblick auf eine solche Vermuthung verfallen, um die Mordlust der Husaren zu erklären. Dann klagt er darüber, daß man (die preußische Gesandtschaft) ausstreue, das französische Archiv sei im kaiserlichen Hauptquartier: er ist eben unglücklich nicht über die Thatsache, sondern über das Bekanntwerden derselben. In allen seinen Briefen versichert er zugleich, wie er nach Thugut's Weisung Jedermann erklärt habe, daß die strengste Untersuchung des traurigen Vorfalls im Gange sei, daß aber selbstverständlich jede Mittheilung über das Ergebniß der Allerhöchsten Entschließung des Kaisers vorbehalten bleiben müsse. So weit ich sehe, ist aus einer solchen Haltung keine Widerlegung jener Aussagen des bayerischen Diplomaten über die von ihm belauschten Reden Lehrbach's im Gasthofe zu München zu schöpfen.

Endlich hält man uns noch die Meinung der Opfer selbst, so wie der nahestehenden Zeitgenossen entgegen, von denen nur der badische Major Harrant die Beschlagnahme der Papiere, die Andern aber, insbesondere die preußischen Gesandten Görz und Dohm, den Mord selbst als das erste und letzte Ziel des Attentats bezeichnet hätten. Daß die angefallenen Franzosen, im Anblick ihrer hingeschlachteten Angehörigen, in einer solchen Stimmung gewesen, scheint mir höchst natürlich, in der Sache aber wenig beweisend. Was aber die Diplomaten betrifft, welche allerdings in ihrem sofort abgefaßten „authentischen Bericht" von der Beschlagnahme des Archivs wenig Erwähnung thun, so erhält dies Verschweigen sogleich das gebührende Licht durch folgende Darlegung des Wetterauischen Gesandten Grafen Solms an seine Committenten: „Ob wir der Wegnahme der Papiere erwähnen sollten oder nicht, dies war ein sehr schwieriger Deliberationspunkt. Ich gehörte zu Denen, die der Vollständigkeit des facti wegen auch diesen allerdings wichtigen Umstand in die Erzählung aufgenommen haben wollten; eine allzu große Vorsicht, und das Bedenken, daß man Diejenigen, die der Papiere erwähnten, in dem Verdacht haben könnte, als seien sie durch solche compromittirt, bewirkte die Weglassung dieser Thatsache." Heute wissen

Digitized by Google

wir, daß die Oesterreicher in den Papieren nichts Bedenkliches vorgefunden haben; wir wissen aber ebenso positiv, zu welchem unwürdigen Benehmen eine große Zahl namentlich der kleinern Reichsstände sich durch die Angst vor den herandrohenden Umwälzungen hat fortreißen lassen, und wir sehen aus Solms' Worten, weshalb jene Diplomaten lieber vom Morde, als vom Archive der französischen Gesandten redeten.

Nach den bisher vorliegenden Materialien stellt sich uns mithin das Ergebniß auf folgende Punkte fest.

Die Szekler sind durch höhere Anordnung zu der Expedition gegen die Gesandten ausgeschickt worden.

Diese höhere Weisung ging aber nicht auf die Ermordung der Franzosen, sondern zunächst, wie die Ordre des Armeecommandos sagte, auf Aufhebung aller Couriere, Briefschaften und Depeschen derselben, also ihres Archivs.

Hierbei war zunächst nicht die Besetzung von Rastadt, sondern nur die Bewachung der dortigen Landstraßen beabsichtigt, um nach der Entfernung der Gesandten aus dem Orte den Streich auszuführen. Erst als diese ihre Abreise verzögerten, erließ der Erzherzog den 25. April an Barbaczy die Ordre, in Rastadt einzurücken und die Gesandten auszuweisen.

Als dann eine Abtheilung der Husaren vor dem Thore der Stadt den Anfall ausführte, erfolgte der Mord, höchst wahrscheinlich nach der oben erwähnten Andeutung Lehrbach's.

Die über diesen Punkt, über den Mord und die dabei vorgekommene Plünderung, verfügte Untersuchung wurde schweigend beendigt, sobald sich heraus stellte, daß weder die Opfer selbst, noch irgend ein dritter (Emigranten oder französische Agenten) den Anlaß dazu gegeben hatten.

Sehen wir nun, in wie weit die uns zugekommenen neuen Daten diese Momente bestätigen oder modificiren.

Das Wiener Kriegsarchiv ist, ähnlich wie das Pariser, in mustergültiger Weise geordnet und für die historische Forschung bereit gestellt. Nach Armeen, Kriegsschauplätzen und Feldzügen sind die Acten chronologisch an einander gereiht; von jedem Documente, bis auf den kleinsten Rapport einer Unterofficierspatrouille herab, ist ein kurzes Inhaltsverzeichniß angefertigt, und diese Regesten sind dann monatweise in großen Protokollbänden vereinigt worden. Das erste der gleich mitzutheilenden Schreiben fand ich nun in den Feldacten der deutschen Armee vom April 1799; gleich nachher folgte ein eingelegtes, offenbar altes, Blatt mit der Notiz, daß die Nummern 118, 135, 138, 140, 145, 156 der Serie aus den Acten entfernt, und in Verwahrung zuerst eines andern Officiers und dann des Major Egger gegeben worden seien. Es ergab sich, daß ein Major dieses Namens in den Armeelisten seit 1815 nicht vorkomme, und so lag der Schluß nahe, eben diese Acten seien es, welche auf Veranlassung des Ministers Cobenzl im Jahre 1804 den Blicken der Generalstabsofficiere entzogen worden seien. Ob und wo sie noch existiren, war ich nicht in der Lage zu ermitteln. Einigen Ersatz aber lieferten die von Vivenot und Helfert offenbar nicht beachteten Protokollbücher, in welchen der Inhalt der secretirten Briefe in gewohnter Weise angegeben war. Nicht darunter aufgeführt war die von

Digitized by Google

Vivenot publicirte Ordre des Armeecommandos auf Aufhebung der französischen Couriere und Depeschen, nicht der von Mendelssohn mitgetheilte Auftrag des Erzherzogs an Barbaczy, die Gesandten aus Rastadt auszuweisen, endlich nicht das von Cobenzl erwähnte Billet des Ministers Thugut; jedoch ist in dieser Beziehung zu bemerken, daß, wie es bei neben einander bestehenden Archiven nicht selten ergeht, gerade die Correspondenz des Erzherzogs Carl selbst aus dem Jahre 1799 im Kriegsarchive nur zu geringerem Theile sich befindet, andre sehr bedeutende Stücke in das Hof- und Staatsarchiv gelangt sind, noch andre in dem mir nicht zugänglichen kaiserlichen Cabinetsarchiv liegen sollen.

Folgendes sind nun meine Notizen.

18. April. General Merveldt an General Kospoth. Lieutenant Scheibler*) meldet heute: „Herr General von Görger hat in Rücksicht auf das gestern durch Courier erhaltene Schreiben des Obristlieutenant Mayer**) die Anstalten so getroffen, daß, wenn die Szekler Husaren das Nest nicht lehr finden, die Sache wohl nicht fehlen wird. Hätte man nur ein Paar Tage früher diesen Wunsch geäußert."

18. April. Oberst Barbaczy an General Görger. Berichtet, was er in Folge eines geheimen Auftrags hinsichtlich der zur Abreise sich anschickenden französischen Gesandten bereits eingeleitet hat und noch ferner veranlassen wird. Zugleich Anfrage, ob die aus badischen Truppen bestehende Escorte dieser Gesandten feindlich zu behandeln sei.

Görger an Barbaczy. Bescheid auf obige Anfrage.

19. April. Merveldt an Kospoth. Bericht wegen Aufhebung der Depeschen des holländischen und dänischen Gesandten. Lösung der von Barbaczy gestellten Frage.

20. April. Kospoth an Merveldt. Erklärt sich mit dieser Lösung ganz einverstanden.

21. April. Görger an Merveldt. Die dem Freiherrn von Albini***) durch Barbaczy zu ertheilende Antwort betreffend.

23. April. Merveldt an Kospoth. Auszug aus dem Berichte Barbaczy's über die Abreise der französischen Gesandten.

23. April. Kospoth an den Erzherzog Carl. Ueberreicht ein Promemoria des Rastadter Postmeisters mit dem Gesuch, den Postcurs von Rastadt nach Selz führen zu dürfen, sowie Merveldt's einstweiliger Bescheid darüber. Behandlung von sechs emigrirten verdächtigen Geistlichen.

24. April. Merveldt an Kospoth. Dem Obersten Barbaczy ist die Beobachtung aller Vorsicht aufgetragen worden.

26. April. Görger an Merveldt und dieser an Kospoth. Betreffend die Arretirung des französischen Couriers, Wegnahme seiner Depesche, Beschlagnahme dreier französischen Schiffe.

---

*) Ein in den Acten häufig vorkommender kecker Vorposten- und Patrouillenführer.

**) Ohne Zweifel Mayer von Heldenfeld, in Karl's Generalstab.

***) Churmainzer Directorialgesandter beim Congreß, der sich wegen ungebührlichen Betragens der Husaren gegen deutsche Gesandte bei dem Obersten beschwert hatte.

Digitized by Google

27. April. Kospoth an den Erzherzog. Barbaczy meldet die nahe Abreise der Franzosen.

29. April. Kospoth an den Erzherzog. Barbaczy meldet,*) daß die französischen Gesandten heute aus Rastadt abgehen wollen, mit Pässen Albini's.

29. April. Bericht Barbaczy's über eine unglückliche Begebenheit, die sich mit den französischen Gesandten zugetragen.

Summarische Aussage der Postillone, aufgenommen durch Actuar Müller.

1. Mai. Befehl des Erzherzogs auf strengste Untersuchung.

Ueberblickt man diese Briefauszüge, so wird man zuerst den Eindruck einiger Enttäuschung haben, daß der Inhalt der an Barbaczy gelangten Weisungen nicht darin mitgetheilt wird. Gleich die nächste Erwägung aber wird, wie mir scheint, wenig Zweifel zurücklassen. Vollkommen deutlich tritt ein Doppeltes hervor: einmal, daß ein Angriff auf die abreisenden Gesandten in amtlicher Weise zehn Tage lang planmäßig vorbereitet wurde, sodann, daß die leitenden Behörden dabei entfernt nicht an die Ermordung der Gesandten dachten, sondern durch die Kunde von der „unglücklichen Begebenheit" vollständig überrascht wurden. Was die eine Seite der Sache betrifft, so hat Oberst Barbaczy nicht erst am 28. April, wie man bisher annehmen mußte, sondern eilf Tage früher den Befehl erhalten, sich — ich wähle den möglichst unbestimmten Ausdruck — mit den französischen Gesandten zu beschäftigen. Daß nicht gerade an eine freundschaftliche Begegnung gedacht wurde, zeigt seine Anfrage, ob er die badische Escorte derselben als feindliche Truppen zu behandeln habe. Eine Besetzung Rastadt's war damals offenbar noch nicht in Frage; im Uebrigen wurden auf der Stelle Vorkehrungen getroffen, den aus dem Hauptquartiere erhaltenen Auftrag zu erfüllen, und fort und fort gehen Berichte und Erlasse durch und an alle militärischen Instanzen, Brigade, Division, Corpscommando, Hauptquartier. Auf des Erzherzogs Ordre vom 25. läßt Barbaczy Rastadt selbst am 28. militärisch besetzen, und berichtet an demselben Tage seinem Vorgesetzten über die nahe Abreise der Gesandten, was jene sofort an den Erzherzog weiter geben. In der Nacht darauf erfolgt dann die Katastrophe. Daß diese nicht beabsichtigt war, zeigt die Fassung des vorletzten Regests („die unglückliche Begebenheit" u. s. w.) trotz ihrer Kürze mit voller Deutlichkeit; es erhellt ebenso aus der sofortigen Beifügung der von einem badischen Civilbeamten aufgenommenen Aussagen der Postillone, an deren Stelle, wenn der Mord auf Befehl geschehen wäre, doch ohne Zweifel der Rapport des führenden Officiers getreten wäre; es wird zwingend bestätigt durch den umgehend erfolgenden Befehl des Erzherzogs, der hier um so frappanter ist, je deutlicher jetzt vorliegt, daß alles Frühere auf seine Anordnung und unter seiner Kenntnißnahme vorgekehrt worden ist. Der Mord also war sicher gegen den Willen der österreichischen Behörden, der Anfall ebenso sicher auf ihren Befehl geschehn: was also war bei dem Anfall beabsichtigt? Wenn man sich nun erinnert, daß der Erzherzog das Abfangen aller diplomatischen Papiere der fremden, insbesondere aber der französischen Gesandten angeordnet hatte, daß nach dem Morde die Kutschen und sonst noch vorhandenen

*) Wol am 28. April.

Digitized by Google

Gepäckfachen den Angehörigen der Gesandten zurückgegeben, die Gesandtschaftsarchive jedoch festgehalten und in das Hauptquartier abgeliefert wurden, daß anderweitige Anzeichen aber in keiner Richtung nachzuweisen sind: so scheint mir der Beweis unwiderleglich, daß eben hierauf, auf die Beschlagnahme des Archivs und auf nichts Anderes, die Absicht der österreichischen Regierung von Anfang an gegangen ist.

Die geschichtlich und politisch wichtige Seite der Frage ist damit erledigt; das Urtheil über Oesterreichs Verhalten in der Sache kann nicht länger zweifelhaft sein. Eine volle Billigung ist auch für den ursprünglichen Befehl nicht möglich. Man hatte, wie Thugut selbst am 5. Mai bemerkte, über ein Jahr lang mit den Männern den deutschen Reichsfrieden amtlich verhandelt: man mußte sie in jeder Hinsicht unangefochten zurückreisen lassen, auch wenn sich ihre Abfahrt einige Tage über den Termin hinaus verzögerte, an welchem Graf Metternich die Neutralität des Congreßortes gekündigt hatte. Auf der andern Seite wird man einräumen, daß bei genauer Durchführung der ursprünglichen Absicht kein tragisches, ja kaum ein erhebliches Ereigniß erfolgt wäre. Wenn man die Gesandten anhielt, ohne vorausgegangene Belästigung, ohne Besetzung der Stadt, ohne Aufregung des diplomatischen Corps, auf der Landstraße, beim Passiren der Vorpostenkette, und vor Allem, wenn es nicht zu einer blutigen Gewaltthat kam, sondern Alles auf die Beschlagnahme einiger Actenbündel hinauslief: so hätte man, je nach den Umständen, entweder aus den Papieren des Archivs die Verhaftung der gefährlichen Revolutionsmänner gerechtfertigt, oder man hätte mit einer Verbeugung die harmlos befundenen Papiere zurückgegeben und für das Ungeschick eines übereifrigen Husarenlieutenants höflich um Entschuldigung gebeten — und dann hätte nach drei Tagen kein Mensch von dem Vorfalle weiter geredet, und höchstens die Gesandten sich später des tapfern Bestehens einer solchen Reiseunannehmlichkeit in dem barbarischen Deutschland berühmen mögen. Was man also über die ursprüngliche Absicht der österreichischen Regierung sagen kann, wird sich darauf beschränken, daß sie nicht gerade besonders zarte Rücksicht auf das Völkerrecht dabei genommen, irgend ein schwerwiegendes Vergehen aber in Niemandes Gedanken gelegen hat. Auch hier wiederholt sich die bei archivalischen Forschungen so oft erscheinende Wahrnehmung, daß bei abgethanen Dingen Offenherzigkeit in der Regel klüger als Geheimnißkrämerei ist.

Wie aber kommen die Szekler dazu, durch ihre scharfen Streiche die Reputation ihrer Regierung damals und für lange Jahre so übel zuzurichten? General Kospoth meldet am 23. April dem Erzherzog von sechs verdächtigen emigrirten Geistlichen: sollten diese etwa die Husaren gegen die Jacobiner gehetzt haben? Späterhin reden Thugut und der Erzherzog von einer solchen Möglichkeit; aber es ist nur zu gewiß, daß sich etwas Bestimmtes der Art nicht ergeben hat: wozu sonst noch das tiefe Geheimniß und die Straflosigkeit der Soldaten? Lehrbach, wie wir sahen, hat von Schüssen gehört, die aus den Wagen auf die Reiter abgefeuert worden, aber die Untersuchung hat sofort die Unrichtigkeit des Gerüchtes klar gestellt, und nicht auf diese Reizung haben die Husaren eingehauen. Endlich bleibt der Bericht des bayerischen Diplomaten, der, wie er

Digitized by Google

seinem Minister meldet, den Grafen Lehrbach hat klagen hören, er habe die Franzosen nur etwas prügeln lassen wollen, und daraus hätten die rohen Szekler ein solches Blutbad gemacht. Hoffentlich wird endlich einmal dieses Document aus dem Dunkel des bayerischen Staatsarchivs an das Tageslicht treten. Indessen schon jetzt gestehe ich, keine bessere Erklärung zu kennen. Sie wird, wie wir bemerkten, durch Lehrbach's weitere Correspondenz gar nicht berührt, also auch nicht widerlegt; war von ihm ein solcher Wink an die ausführenden Officiere gelangt, so versteht man doppelt leicht, daß diesen keine Bestrafung zu Theil wurde. Was jedoch die Untersuchung im Ganzen betrifft, so wiederhole ich hier die frühere Bemerkung: da der Angriff auf die Gesandten durch die Behörden angeordnet worden war, so konnte die Ermittlung der Ursachen, welche den Mord herbeigeführt hatten, für die Regierung nur in so weit Interesse haben, als sich Aussicht zeigte, einen nicht österreichischen Urheber zu entdecken. Wenn dies nicht gelang, so blieb, bei der Rechtswidrigkeit des Angriffs, auch die Verantwortung für alles nicht gewollte, aber vorgekommene Unheil auf ihr haften. Eben dieser Fall trat ein; man kann sich nicht wundern, daß damals das österreichische Ministerium es vorzog, zu schweigen.

Digitized by Google

Der Proceß Galilei's.

Von

Professor E. Zeller in Berlin.

Galileo Galilei und die römische Curie. Nach den authentischen Quellen von Karl von Gebler. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Die Geschichte führt uns zahllose Fälle vor Augen, in denen die freie Forschung im Namen der Religion unterdrückt oder beschränkt wurde, Einzelne und ganze Schulen wegen ihrer wissenschaftlichen Ansichten oft bis auf's äußerste verfolgt wurden. Nur ein Glied in dieser langen Reihe wissenschaftlicher Martyrien bildet der Proceß Galilei's; und er steht zudem an spannenden Momenten, an plastischer Greifbarkeit der Conflicte, an Kraft und Größe der handelnden Personen, an erschütternder Gewaltsamkeit des Ausgangs hinter vielen ähnlichen Vorgängen zurück. Der Held dieser Tragödie ist keiner von jenen groß angelegten reformatorischen Charakteren, die einer weltgeschichtlichen Aufgabe in unbedingter Hingebung dienen, die ihren Weg gerade aus, nicht rechts noch links blickend, mit rücksichtsloser Entschlossenheit verfolgen, die Hindernisse niederwerfen oder an ihnen zerschellen; sondern bei aller seiner wissenschaftlichen Größe liegen ihm doch von Anfang an gewisse Rücksichten gegen die Macht, die sich seiner Forschung in den Weg stellt, im Blute; und als sich die Unverträglichkeit der beiderseitigen Ansprüche immer klarer herausstellt, führt ihn diese Erfahrung nicht zur energischen Befreiung von jenen Rücksichten, sondern er läßt sich einschüchtern, sucht sich hinter zweideutige Wendungen zu verstecken, und kann sich am Ende, wie dies nicht anders zu erwarten war, da die Ausflüchte nicht länger vorhalten, einer entwürdigenden Verleugnung seiner Ueberzeugung nicht entziehen. Auf der andern Seite haben wir aber auch bei seinen Verfolgern zwar die volle Bösartigkeit, aber nicht die imponirende Kraft, die stürmische Leidenschaftlichkeit des religiösen Fanatismus; gerade die mächtigsten unter denselben machen vielmehr den Eindruck, daß sie ihres eigenen Standpunkts nicht mehr sicher seien, daß ihnen der Glaube an sich selbst und ihre Sache, das einzige, was uns mit der Unduldsamkeit des Fanatikers einigermaßen versöhnen kann, fehle, daß auch sie dem Conflict, dessen Gefahr und Schande sie ahnen, gern aus dem Wege gingen,

Digitized by Google

wenn sie es mit ihrer Stellung und ihrem Interesse zu vereinigen wüßten. Es ist so Halbheit da und dort, und dem entspricht auch der schließliche Ausgang. Auf Galilei's Seite ist nur ein halbes Martyrium, auf Seite der Kirchengewalt ein halber Sieg: eine persönliche Mißhandlung, keine Vernichtung des Gegners, ein Protest gegen wissenschaftliche Ansichten, bei dem man sich aber doch die Möglichkeit nicht abschneidet, ihn auch wieder fallen zu lassen, wenn sich dies als nothwendig herausstellen sollte, wie es ja auch bald genug der Fall war. Aber trotz alledem hat das Schicksal Galilei's für uns ein ganz eigenthümliches Interesse. Fehlt es auch dem Conflict, aus dem es hervorging, an der unmittelbaren tragischen Gewalt, mit der uns der Zusammenstoß geschichtlicher Mächte in manchen andern ähnlichen Fällen ergreift, so hat es dafür keinen geringen Reiz für den Psychologen, die Mischung verschiedenartiger Elemente und widersprechender Motive in dem Verhalten Galilei's wie in dem seiner Gegner zu zergliedern, und ebenso für den Historiker, den Ursachen nachzugehen, welche den Freunden des Alten wie denen des Neuen unter den damaligen Verhältnissen die rücksichtslose Durchführung ihres Standpunktes erschwerten. Stehen sich ferner die kämpfenden *Parteien* nicht mit voller grundsätzlicher Entschiedenheit gegenüber, so tritt dafür der Gegensatz der streitenden *Principien* nur um so klarer an den Tag. Wir sehen auf der einen Seite einen Gelehrten, dem jede Feindschaft gegen seine Kirche, jede Absicht eines Angriffs auf ihre religiöse und dogmatische Auctorität ferne liegt; auf der andern einen Papst, der für seine Person weder von Fanatismus, noch auch nur überhaupt von ernsteren religiösen Antrieben beseelt ist, dem an sich ohne Zweifel sehr wenig daran gelegen wäre, ob sich die Erde um die Sonne bewege oder die Sonne um die Erde. Wir können nicht annehmen, daß der eine oder der andere den Conflict gesucht habe; aber der Conflict kam von selbst; und nachdem er einmal da war, gab es kein Mittel, ihn anders als durch die Unterwerfung des einen der streitenden Theile aus der Welt zu schaffen — eine Unterwerfung, welche zuerst dem Gelehrten von der brutalen Gewalt der Inquisition, nach wenigen Jahrzehenden aber der Kirche von der fortschreitenden Zeitbildung abgepreßt wurde. Man sieht deutlich: es handelt sich hier um einen scharf und bestimmt ausgeprägten sachlichen Gegensatz, um grundsätzlich unvereinbare Standpunkte; und dadurch erhält der Proceß Galilei's etwas Typisches, eine Bedeutung, die über sein persönliches und selbst über sein unmittelbar geschichtliches Interesse hinausgeht; er bringt uns jenen Gegensatz der wissenschaftlichen Forschung und des Auctoritätsglaubens, der priesterlichen Bevormundung und des eigenen Nachdenkens in mustergültiger Weise zur Anschauung, der mit dem wissenschaftlichen Denken begonnen hat und nur mit dem Auctoritätsglauben selbst aufhören könnte. Er bringt ihn uns aber zugleich auf einem Boden zur Anschauung, auf dem unser eigenes geistiges Leben sich bewegt; wir stehen ihm nicht so unbetheiligt gegenüber, wie etwa der Verurtheilung des Sokrates oder der Anklage gegen Anaxagoras; sondern die Mächte, die sich hier bekämpfen, sind dieselben, die auch heute noch mit einander im Streit liegen, wenn auch die Gestalt und die nächsten Objecte dieses Streites sich geändert haben, und die Frage, wer als Sieger aus demselben hervorgehen werde, jetzt nicht mehr so unentschieden ist, wie sie es damals war, als Galilei

Digitized by Google

vor den Richtern der heil. Inquisition abschwören mußte, was heute kein Papst und kein Inquisitor mehr bezweifelt.

Je vielseitiger und tiefer nun das Interesse ist, welches sich an den vorliegenden Gegenstand knüpft, um so willkommener wird uns ein Werk sein müssen, das denselben so eingehend und sorgfältig behandelt, wie dies Herr v. Gebler gethan hat. Die Vorgänge, von denen unser Urtheil über das Inquisitionsverfahren gegen Galilei und über sein eigenes Verhalten dabei abhängt, werden hier auf Grund eines umfassenden Quellenstudiums mit musterhafter Genauigkeit und Objectivität dargestellt; und wenn der Verfasser sein Urtheil über Personen und Standpunkte nur mit Vorsicht und Zurückhaltung ausspricht, wird doch Jedem, der dazu im Stande ist, für die Bildung des seinigen ein vortreffliches Material geliefert. Geschrieben ist das Werk, der Vorrede zufolge, in Meran; und es verdient hier als besonders erfreulich hervorgehoben zu werden, daß wir gerade dem Lande der Glaubenseinheit diese tüchtige Arbeit zu verdanken haben, deren streng sachliche Haltung von dem sonst dort üblichen Tone so vortheilhaft absticht.

Galilei's Leben fällt in eine Zeit, in welcher die freiheitliche Bewegung, die auch in Italien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die edelsten Geister ergriffen hatte, schon längst in entschiedenem Rückgang begriffen war. Es war der Todestag Michel Angelo's, der 18. Februar 1564, an dem er zu Pisa das Licht der Welt erblickte; so daß ein und derselbe Tag Florenz, dem Galilei's Familie angehörte, seinen größten Künstler geraubt und seinen größten Naturforscher geschenkt hat. Die Anfänge einer religiösen Reformation waren damals in Italien durch die Inquisitoren Paul's IV. bereits mit Stumpf und Stiel ausgerottet; in dem neugegründeten Jesuitenorden hatte die Kirchengewalt eine vortrefflich disciplinirte, mit unvergleichlicher Schlauheit geleitete schlagfertige Armee zur Verfügung, welche ebenso sehr, wie die Wiedergewinnung der Ketzer, die Unterdrückung jedes Widerspruchs gegen die päpstliche Auctorität als ihre Lebensaufgabe betrachtete; und soeben hatte die Kirchenversammlung von Trient die Krönung des Gebäudes vollendet, in welchem die Gläubigen fortan vor aller Ansteckung durch Ketzerei, vor jeder Auflehnung gegen die Kirchengewalt streng und sorgfältig behütet werden sollten, in dem ihnen aber zugleich durch eine Reihe wirklicher Verbesserungen, so weit solche ohne eine tiefergehende Reform möglich waren, im Vergleich mit den letzten Jahrhunderten vor der Reformation viel geordnetere und befriedigendere Zustände geboten wurden. Das Papstthum und seine Hierarchie begann sich auf dem neubefestigten Boden wieder behaglich einzurichten; und während das auffälligste Aergerniß früherer Zeiten vermieden, die schreiendsten Mißbräuche theils abgestellt, theils wenigstens beschränkt wurden, der äußere Anstand im allgemeinen gewahrt blieb, verlor man die Gegner, welche die päpstliche Machtstellung bedrohten, keinen Augenblick aus dem Gesicht. Nach außen wurde mit allen Mitteln der List und der Gewalt an der Unterwerfung der abgefallenen Kirchen gearbeitet; im Innern zeigten die Scheiterhaufen eines Giordano Bruno und Vanini, wessen sich Die zu versehen haben, die vermessen genug wären, dem Dogma der Kirche eine eigene Meinung, den Befehlen der Kirchengewalt einen eigenen Willen entgegenzusetzen. Ungezählte Opfer

Digitized by Google

fielen der Inquisition; noch viel zahlreichere und für das geistige Leben der Völker noch empfindlichere dem jesuitischen Unterrichts- und Erziehungssystem, welches in den römisch-katholischen Ländern mit immer steigendem Erfolg darauf ausging, den Willen und das Denken, vor allem in den leitenden Theilen der Gesellschaft, von Jugend an den Zwecken der Hierarchie entsprechend zu formen, das Princip der Reformation selbst, den Grundsatz der sittlichen, religiösen und intellectuellen Selbstbestimmung, in den Dienst der Gegenreformation zu ziehen, die Völker und die Regierungen so weit zu bringen, daß sie sich mit vermeintlicher Freiheit der Knechtschaft fügten. So kam es denn bald genug dahin, daß nicht blos keine Theologie, sondern auch keine Philosophie mehr gelehrt werden durfte, die von den mittelalterlichen Auctoritäten und der kirchlich approbirten Auffassung dieser Auctoritäten abwich; daß auch die Natur- und Geschichtsforschung argwöhnisch überwacht, einer strengen und im einzelnen, wie natürlich, oft höchst willkürlichen Censur unterworfen wurde. Aber deshalb wollte die Kirche doch nicht allein auf den Schein der Wissenschaft, sondern auch auf die Wissenschaft selbst nicht verzichten: theils weil sie die Unentbehrlichkeit derselben für ihre eigenen Zwecke einsah, theils aber auch, weil die maßgebenden kirchlichen Kreise von den wissenschaftlichen Interessen der Zeit doch selbst zu tief berührt waren, um sich ihrem Einfluß entziehen zu können. So wenig daher die Kirchengewalt eine freie Forschung zu dulden vermochte, so wenig konnte sie ihr doch mit der vollen Entschiedenheit ihres Princips entgegentreten; andererseits aber waren auch die Vertreter der Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche mit wenigen Ausnahmen theils durch äußere Rücksichten, theils durch die anerzogene Verehrung der kirchlichen Auctorität zu vielfach gebunden, um sich ihr ganz unabhängig gegenüberzustellen.

Diese Zustände muß man sich vergegenwärtigen, wenn man das Verhältniß Galilei's zu der Kirche seiner Zeit verstehen will. So tief der innere Gegensatz seiner naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung und der kirchlichen Dogmatik an sich selbst war, so entwickelte er sich doch nur allmählich, unter vorsichtiger Zurückhaltung von beiden Seiten, zum förmlichen Kampfe. Nachdem es Galilei von seinem Vater mit Mühe erreicht hatte, daß er statt der gewerblichen die gelehrte Laufbahn einschlagen und dann von der Medicin zu den Naturwissenschaften übergehen durfte, hatte er schon frühe durch hervorragende Leistungen die Blicke auf sich gezogen, und im Jahre 1589 eine Professur in Pisa erhalten; und wenn ihm dieselbe auch nur auf drei Jahre übertragen war, und durch den Neid seiner Collegen und die Intriguen einflußreicher Feinde noch vor Ablauf dieser Zeit wieder verleidet wurde, so haben doch diese wenigen Jahre durch die Entdeckung der Fallgesetze für die Wissenschaft epochemachende Bedeutung erlangt. Im Jahre 1592 trat er als Professor an der Universität Padua in die Dienste der Republik Venedig. Er war damals, wie er 1597 an Kepler schreibt, schon seit vielen Jahren von der Wahrheit der copernicanischen Lehre überzeugt, die aber freilich noch längere Zeit nicht blos von den Theologen ganz allgemein, sondern auch von der großen Mehrzahl der Naturforscher verworfen und verspottet wurde, da für diese Aristoteles und Ptolemäus kaum geringere Auctoritäten waren, als für jene die Kirchenväter und die Bibel. Aber

Digitized by Google

so viele Beweise für das copernicanische System Galilei gesammelt hatte, so hatte er doch, wie er selbst sagt, nicht den Muth, sie öffentlich bekannt zu machen, um nicht ebenso, wie der Urheber dieses Systems, dem Spott der Masse anheimzufallen. Von theologischen Bedenken ist hier noch nicht die Rede; und nachdem ein Papst (Paul III.) die Widmung von Copernicus' Werk wohlgefällig aufgenommen hatte, nachdem dieses Werk seit einem halben Jahrhundert im Umlauf war, ohne von einer kirchlichen Censur betroffen zu werden, hätte man allerdings glauben sollen, man könne sich zu seinen Ergebnissen bekennen, ohne deshalb zum Ketzer zu werden. Aber doch sieht man schon an dieser Aeußerung, welches Wagniß in jener Zeit das Bekenntniß einer Wahrheit war, deren Bezweiflung heutzutage Niemand mehr einfällt, und welche Aengstlichkeit andererseits einem so hervorragenden Naturforscher wie Galilei durch die Macht der herrschenden Vorurtheile und die, wie es scheint, in seinem Naturell liegende Behutsamkeit aufgedrängt wurde.

Aber so vorsichtig er auch dem Zusammenstoß mit einer überlegenen Gewalt auswich: auf die Dauer ließ sich diesem Zusammenstoß nicht entgehen, und seine eigenen Entdeckungen waren es, die ihn herbeiführten. Nachdem ihn schon 1605 das plötzliche Erscheinen und Wiederverschwinden eines Fixsterns veranlaßt hatte, zum größten Anstoß für die Aristoteliker die Unveränderlichkeit des Himmelsgebäudes und eben damit der Sache nach jenen absoluten Gegensatz der himmlischen und der irdischen Welt zu bestreiten, der nicht allein im aristotelischen, sondern auch im kirchlichen Lehrsystem eine so große Rolle spielt, schuf er sich 1610 in dem Fernrohr das Werkzeug, welches ihm zu den folgenreichsten Entdeckungen den Weg bahnen sollte. Sein erster Erfinder war er allerdings nicht, aber auf die Nachricht hin, daß der Middelburger Optiker Hans Lipperhey ein solches Instrument verfertigt habe, wurde es von Galilei nacherfunden und erheblich verbessert, und es wurde von ihm zuerst auf die Beobachtung des Himmels angewendet. Mit diesem Hülfsmittel untersuchte er die Oberfläche des Mondes wie die Milchstraße, beobachtete eine Menge neuer Sterne und machte noch 1610 die wichtige Entdeckung der Jupiterstrabanten, der „medicеischen Sterne", wie er sie nannte. Noch ehe die Aufregung über diese Entdeckungen und der Streit über ihre Richtigkeit sich gelegt hatte, erschien der Ring des Saturn, zunächst unter der Form von zwei Nebensternen dieses Planeten, vor dem bewaffneten Auge des Astronomen, und noch in demselben, an neuen Aufschlüssen so reichen Jahre 1610 wurde den Gegnern des copernicanischen Systems durch den Nachweis, daß die Venus in ihrer Gestalt einen ähnlichen Wechsel zeige, wie der Mond, eines ihrer scheinbarsten Argumente entwunden, während bald darauf in den Sonnenflecken eine Erscheinung aufgezeigt wurde, aus der Galilei später die Achsendrehung der Sonne erschloß.

Es ist erklärlich, wenn diese rasch aufeinander folgenden glänzenden Entdeckungen den leidenschaftlichen Widerspruch aller Derer hervorriefen, welche ihren eigenen Ruhm durch dieselben verdunkelt oder das, was ihnen bisher für eine unumstößliche Wahrheit gegolten hatte, gefährdet sahen. Und gerade in diesem Zeitpunkt trat Galilei aus dem Dienste der Republik aus, die ihm ihren Schutz gegen die Angriffe der Kirchengewalt schwerlich versagt hätte, um einem

Digitized by Google

Rufe zu folgen, den sein früherer Schüler, der Großherzog von Toscana, Cosmus II., an ihn ergehen ließ. Im Herbst 1610 verließ er Padua und ging als erster Professor der Mathematik zu Pisa und erster Philosoph bei der Person des Großherzogs nach Florenz. Aber so glänzend die Stellung war, die ihm hier geboten wurde, so unsicher war doch der Boden, auf den er sich begab, da die Jesuiten in Florenz selbst zu Lebzeiten des jungen Großherzogs sehr viel vermochten, und nach seinem Tode (1621) die Regierung ihrem Einfluß völlig anheimfiel. Doch gelang es den Gegnern des großen Naturforschers nicht so schnell, die geistlichen Gerichte gegen ihn in Bewegung zu setzen, und nur in der Ferne sammelten sich, anfangs kaum sichtbar, die Wolken, welche sich schließlich so vernichtend über ihn entladen sollten. Als Galilei 1611 auf Kosten seines Fürsten nach Rom reiste, um im leitenden Mittelpunkt der Kirche den Vorurtheilen gegen seine Lehre entgegenzutreten, deren Gefährlichkeit er sich nicht verbergen konnte, wurde er dort auf's ehrenvollste empfangen, und die Gelehrten, von denen der berühmte Cardinal Bellarmin ein Gutachten über seine astronomischen Entdeckungen einholte, bestätigten übereinstimmend die Richtigkeit der von ihm behaupteten Thatsachen. Gleichzeitig warf aber freilich bereits auch die Congregation des heiligen Officiums ihr wachsames Auge auf den Neuerer, indem sie Erkundigungen darüber einzog, ob nicht vielleicht in dem eben gegen Cremonini (der übrigens zu Galilei's entschiedensten Gegnern gehörte) schwebenden Proceß sein Name erwähnt worden sei; und die Peripatetiker, deren Zorn er durch folgenreiche physikalische Entdeckungen immer neuen Nahrungsstoff zuführte, unterließen es nicht, die Unvereinbarkeit seiner Ansichten mit der Kirchenlehre und der Bibel von Zeit zu Zeit zur Sprache zu bringen. Aber noch 1613, als er in einer Streitschrift gegen den Jesuiten Scheiner über die Sonnenflecken sich offen für die copernicanische Theorie erklärte, nahmen Cardinäle und hohe päpstliche Beamte daran nicht blos keinen Anstoß, sondern gaben ihm zum Theil selbst ausdrücklich ihre Beistimmung zu erkennen.

Die erste Veranlassung zu einer kirchlichen Untersuchung gegen Galilei gab ein Schreiben des letzteren an seinen Schüler und Freund, P. Castelli. Die bigotte Großherzogin Mutter von Toscana war gegen die Lehre Galilei's als schriftwidrig aufgehetzt worden, und Castelli hatte dieselbe, da er von ihr befragt wurde, lebhaft vertheidigt. Als er Galilei davon Mittheilung machte, antwortete ihm dieser in einem Schreiben, worin er zunächst zwar die Hereinziehung der Theologie in naturwissenschaftliche Untersuchungen entschieden mißbilligte, dann aber in Betreff der bekannten Stelle im Buch Josua auseinander setzte, daß die Bibel in diesem wie in vielen anderen Fällen bei Dingen, die das Seelenheil nichts angehen, der gewöhnlichen Sprach- und Denkweise folge, daß jene Stelle auch von den Anhängern des Aristoteles und Ptolemäus nicht wörtlich verstanden werde, da ja der Tagesumlauf der Sonne nach ihrem System nicht durch ihren eigenen Stillstand, sondern nur durch den der Fixsternsphäre hätte verlängert werden können, daß sich endlich selbst der Wortlaut der Stelle durch eine Hypothese, die bei Galilei freilich nur ein Nothbehelf für die Schwachen am Geiste, nicht seine wirkliche Meinung ist, mit dem copernicanischen System in Einklang bringen lasse. Dieses Schreiben wurde von Castelli in der besten

Digitized by Google

Meinung abschriftlich verbreitet; aber die Gegner wußten es so zu verdrehen und so viel Gift daraus zu saugen, daß es sich zur Handhabe für öffentliche Ausfälle und geheime Denunciationen gegen den großen Astronomen gebrauchen ließ. Der Dominicaner Caccini gab das Zeichen zum Kampfe mit jener berüchtigten Capucinerpredigt, der er die Worte der Apostelgeschichte zu Grunde legte: viri Galilaei quid statis aspicientes in coelum (ihr galiläischen Männer, was steht ihr da und seht gen Himmel)? Ein anderer Dominicaner, Lorini, überschickte eine Abschrift des Briefes mit einem denunciatorischen Begleitschreiben an das heilige Officium. Doch gelang es Galilei, beide Angriffe vorerst noch abzuschlagen. Caccini's Predigt wurde durch Ignoriren unschädlich gemacht, das Original des galileischen Schreibens, nach dem die Inquisition fahndete, nicht ausgeliefert; und als Caccini zur Zeugenaussage nach Rom citirt wurde, brachte er so nachweisbare Unwahrheiten vor, daß die Inquisitoren darauf verzichteten, das gegen Galilei eröffnete Verfahren, von welchem bis dahin weder dieser selbst noch seine hochstehenden römischen Freunde das geringste erfahren hatten, weiter zu verfolgen.

Nichtsdestoweniger waren es diese Vorfälle, welche den florentinischen Naturforscher in die erste unliebsame Berührung mit dem römischen Glaubensgericht brachten. Bei dem Aufsehen, das die Sache gemacht hatte, schien es Galilei und seinen Freunden zweckmäßig, zu den ungerechten und gefahrdrohenden Angriffen, denen er fortwährend ausgesetzt war, nicht länger zu schweigen. In der Form eines Schreibens an die verwittwete Großherzogin ließ er eine ausführliche Vertheidigung erscheinen, welche von den gleichen Gesichtspunkten ausging, wie früher der Brief an Castelli. Aber so angelegentlich er sich gegen die Absicht verwahrte, sich mit diesem Schreiben in einen theologischen Streit einzulassen, so einleuchtend er nachwies, daß das eigene Interesse der Kirche ihr verbiete, den unleugbaren Thatsachen und den unvermeidlichen Schlüssen aus den Thatsachen ihr Veto entgegenzusetzen; so feierlich er betheuerte, daß er jeden etwaigen Irrthum in Sachen des Glaubens sofort zu berichtigen bereit sei, und daß er sich der Entscheidung der geistlichen Oberen über das copernicanische System unterwerfe: damit war die Thatsache nicht beseitigt, daß er selbst ein entschiedener Anhänger dieses Systems war, daß er unwiderlegliche Beweise seiner Wahrheit zu besitzen glaubte, daß er die entgegenstehenden Schriftstellen anders erklärte, als sie bis dahin in der Kirche allgemein erklärt worden waren, und daß er es offen aussprach: der Papst habe zwar die unbedingte Gewalt, naturwissenschaftliche Gesetze gutzuheißen oder zu verdammen, aber daß sie wahr oder falsch werden, könne kein Mensch bewirken. Galilei selbst täuschte sich nicht darüber, daß seine Antwort die Gegner nicht zum Schweigen gebracht hatte; um ihren Umtrieben entgegen zu wirken, ging er zu Ende des Jahres 1615 — nicht auf eine Vorladung, wie später behauptet worden ist, sondern aus freien Stücken — nach Rom. Indessen gelang ihm nur seine persönliche Rechtfertigung; dagegen hatten seine eifrigen Bemühungen, die entscheidenden Persönlichkeiten und Behörden von der Wahrheit der copernicanischen Theorie zu überzeugen, keine Aussicht auf Erfolg. Denn um die wissenschaftliche Wahrheit handelte es sich ja für diese überhaupt nicht, sondern lediglich um die Frage, was dem An-

Digitized by Google

sehen und Interesse der „Kirche", d. h. der römischen Hierarchie, am besten entspreche, und ebensosehr bei den meisten ohne Zweifel darum, was sie in ihren hergebrachten Vorstellungen am wenigsten störe. Je emsiger vielmehr Galilei seine Sache betrieb, um so mißtrauischer wurden die Kirchenbehörden. Am 24. Februar 1616 wurde in einem Gutachten der päpstlichen Theologen die Erklärung abgegeben: die Behauptung, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei und sich nicht bewege, sei nicht allein thöricht und absurd, sondern auch formell häretisch und im ausdrücklichen Widerspruch mit vielen Stellen der heiligen Schrift; die Lehre, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt sei und sich bewege, wissenschaftlich genommen ebenso absurd, sei mindestens für einen Glaubensirrthum zu halten. Auf Grund dieses Gutachtens wurde Cardinal Bellarmin von dem Papste beauftragt, Galilei zu ermahnen, daß er diese Meinung verlasse; sollte er sich dessen weigern, so solle ihm zu Protokoll eröffnet werden, daß er dieselbe bei Strafe der Einkerkerung nicht lehren, vertheidigen oder besprechen dürfe. Gleichzeitig wurde, mit einigen Schriften von Anhängern seines Systems, auch das epochemachende Werk des Copernicus bis zur Verbesserung der darin enthaltenen Irrthümer verboten. Galilei nahm Bellarmin's Ermahnung, wie dieser selbst berichtet, ohne Widerspruch hin, und in Folge davon beschränkte sich der Cardinal darauf, ihm die Verordnung mitzutheilen, derzufolge die copernicanische Lehre von der Bewegung der Erde nicht vertheidigt oder behauptet*) werden sollte, ohne daß ihm doch in dieser Beziehung ein Versprechen abgenommen oder das specielle Verbot ertheilt worden wäre, jene Lehre in gar keiner Weise, auch nicht einmal als Hypothese, vorzutragen. Eine angebliche Urkunde, welche das letztere behauptet, ist, wie sogleich gezeigt werden wird, gefälscht.

Hiemit hatte die römische Curie zu der großen astronomischen Streitfrage des Jahrhunderts Stellung genommen. Die Bewegung der Erde um die Sonne war für eine schriftwidrige Lehre, eine formelle Ketzerei erklärt; sie sollte von keinem katholischen Christen behauptet oder vertheidigt werden. Es war einem Anhänger dieser Lehre vielleicht noch möglich, den Buchstaben dieses Verbots auf irgend einem künstlichen Wege zu umgehen, seine Ansicht so zu verstecken und zu verclausuliren, daß sie ohne directe Verletzung desselben erkennbar gemacht wurde; aber es war ihm innerhalb der römischen Kirche nicht mehr gestattet, sich offen zu ihr zu bekennen, und auch die versteckten Andeutungen konnten nur so lange vorhalten, als es der Kirchengewalt gefiel, sie zu ignoriren: das Schwert der kirchlichen Censur hing über ihm an einem Faden, der jeden Augenblick abgerissen werden konnte. Es galt dies in erster Reihe natürlich von dem Manne, auf den es bei der ganzen Procedur vorzugsweise abgesehen gewesen war, von Galilei. Er hatte für seine Person zunächst nichts zu befürchten, wie er denn auch noch einige Monate unangefochten in Rom blieb. Aber seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit war der Lebensnerv unterbunden, und jeder Versuch, diese

*) So nämlich, nicht mit „festhalten", noch weniger mit „fürwahrhalten", ist das tenere der lateinischen und italienischen Texte zu übersetzen. Es handelt sich dabei nicht um die Ansicht als solche, sondern um das Aufrechthalten derselben abweichenden Ansichten gegenüber; statt tenere steht daher auch docere.

Digitized by Google

Fessel zu lösen, konnte nur neue und schlimmere Verwickelungen herbeiführen. Wenn man sieht, wie unterwürfig er unmittelbar nach seiner Zurückkunft aus Rom in dem Zueignungsschreiben einer Abhandlung über Ebbe und Fluth die höhere Einsicht der geistlichen Oberen anerkennt, welche ihn über die Unzulässigkeit der copernicanischen Ansicht belehrt habe, wie er seine festeste Ueberzeugung als einen Traum behandelt, aus welchem die Stimme des Himmels ihn erweckt habe, so kann man sich allerdings über seine spätere Abschwörung weniger wundern; aber, wie auch der Verfasser S. 124 bemerkt, man weiß kaum, was mehr empört, diese unwürdige Verleugnung der Wahrheit im Munde eines so hervorragenden Forschers, oder der eiserne Glaubensdespotismus, der sie ihm abpreßte. So viel erreichte er aber allerdings auf diesem Wege, daß er selbst der Curie weniger gefährlich erschien, als es sonst wol der Fall gewesen wäre; und als er aus Anlaß des Kometen des Jahres 1618 in einen langwierigen Streit mit einem Jesuiten verwickelt wurde, denuncirten ihn seine Gegner vergeblich wegen seiner meisterhaften Streitschrift: il Saggiatore, in der er aber freilich das copernicanische System mit ausdrücklichen Worten verleugnet hatte, während er es indirect in Schutz nahm. Sechs Jahre später, 1624, wurde er bei einer Reise nach Rom in dieser Stadt, und namentlich auch von dem neuen Papst selbst, dem stolzen und herrischen Urban VIII., mit der größten Auszeichnung behandelt, und in einem Schreiben an den Großherzog von Toscana wußte Urban nicht allein seine wissenschaftlichen Verdienste, sondern auch seine Tugend und Frömmigkeit nicht genug zu rühmen. Die Hoffnung freilich, daß es ihm gelingen werde, die Zurücknahme der Decrete vom Jahre 1616 zu erwirken, erwies sich bald als eine Täuschung. Aber wurde ihm auch nicht gestattet, das copernicanische System als Wahrheit zu behaupten, so mochte er doch immerhin glauben, daß man ihn nicht verhindern werde, es als Hypothese, unter Angabe seiner Gründe, der Welt vorzulegen, wenn er nur zugleich der Kirchenbehörde die letzte Entscheidung vorbehielt; und da nach allen ihm zukommenden Nachrichten die für ihn günstige Stimmung an höchster Stelle Bestand hatte, wagte er es schließlich, in seinem berühmten „Dialog über die beiden wichtigsten Weltsysteme" das ihm aufgedrungene Stillschweigen über diese Frage mit einem Werke zu brechen, welches dieselbe nach allen Seiten so eingehend besprach, daß alle auf sie bezüglichen Ergebnisse seiner langen und so außerordentlich fruchtbaren Forscherthätigkeit zu einem Ganzen von überwältigender Wirkung zusammengefaßt wurden.

Galilei hatte in dieser Schrift alles mögliche gethan, um seinen Zweck ohne eine förmliche Verletzung der kirchlichen Verbote zu erreichen und sich den geistlichen Behörden gegenüber den Rücken zu decken. Er hatte ihr die Form eines Gespräches gegeben, in dem beide Theile ihre Ansichten entwickeln und vertheidigen, ohne daß es doch zur abschließenden Entscheidung käme. Er hatte auf's ausdrücklichste versichert, daß ihn zu ihrer Abfassung nur die Absicht bewogen habe, den Vorwurf zu widerlegen, als ob die römische Curie ihre früheren Aussprüche ohne genaue Kenntniß der Streitfrage gethan hätte. Er hatte bereitwillig eingeräumt, daß die Ansicht, deren Wahrheit ihm doch unzweifelhaft feststand, vielleicht nur ein leerer Einfall sein möge. Er hatte mit einer Resignation,

Digitized by Google

mit der es ihm unmöglich Ernst sein konnte, erklärt, die definitive Entscheidung sei weder von der Mathematik noch von der Physik, sondern nur von einer „höheren Einsicht", natürlich der des Papstes, zu erwarten. Er hatte sich alle Veränderungen und Zusätze, welche die geistlichen Censoren für gut fanden, ohne Widerrede gefallen lassen. Aber seiner ganzen Anlage und Tendenz nach konnte das Werk doch nur den Eindruck der schlagendsten Vertheidigung des copernicanischen Systems machen; und diese Wirkung war um so gefährlicher, da es so klar und so glänzend geschrieben war, daß sich jeder Gebildete aus demselben von der Wahrheit dieses Systems leicht überzeugen konnte. Kann man sich wundern, wenn die Gegner des Astronomen die Gelegenheit begierig ergriffen, ihn einer Uebertretung des Verbots vom Jahre 1616 anzuklagen, und wenn an entscheidender Stelle die Hüllen, hinter die er seine eigentliche Meinung versteckte, viel zu durchsichtig befunden wurden, um sich mit denselben zufrieden zu geben?

Schon das war von übler Vorbedeutung, daß dem Erscheinen seines Werkes alle möglichen formellen Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Nachdem er bereits 1630 die Druckerlaubniß für Rom erhalten hatte, dauerte es noch fast zwei Jahre, bis die Dialogen in Florenz erscheinen konnten, wo sie gedruckt werden mußten, weil wegen der in Florenz herrschenden Pest die Grenze gesperrt war und das Manuscript nicht nach Rom geschickt werden konnte; und so widerspruchslos sich der Verfasser allen den Forderungen gefügt hatte, an welche die Druckerlaubniß geknüpft wurde, bekam er schließlich doch noch den Vorwurf zu hören, er habe die ihm gestellten Bedingungen verletzt. Der Erfolg des Werkes war nun allerdings ein ganz durchschlagender; nur um so größer war aber auch die Bestürzung und Erbitterung der Gegner, nur um so rastloser die Thätigkeit der Jesuiten, welche die Leitung des Angriffs in die Hand nahmen. Und ihre Hand läßt sich auch in der Art, wie er geführt wurde, nicht verkennen. Nicht zufrieden mit der Anklage gegen den sachlichen Inhalt der Gespräche, wußte man auch dem eiteln und gegen persönliche Verletzungen unversöhnlichen Papste die Meinung beizubringen, mit dem Simplicius (der Name eines bekannten Aristoteleserklärers), dem Galilei die mißlungene Vertheidigung der peripatetischen Lehre in den Mund gelegt hatte, sei er gemeint, so wenig auch in Wahrheit daran gedacht werden konnte. Noch viel schlimmer aber ist es, daß zum Zweck der jetzigen Anklage gegen Galilei die Acten der Untersuchung von 1616 von unbekannter Hand gefälscht wurden. In diesen Acten befindet sich nämlich eine Aufzeichnung, der zufolge Galilei den 26. Februar 1616, nach der ihm von Bellarmin ertheilten (S. 8 besprochenen) Ermahnung, von dem Generalcommissär der Inquisition im Namen des Papstes der Befehl ertheilt worden wäre, die Meinung, daß die Erde sich bewege, „gänzlich zu verlassen" und in's künftige nicht mehr „in irgend einer Weise", mündlich oder schriftlich, zu lehren oder zu vertheidigen, und Galilei diesem Befehl zu gehorchen versprochen hätte; und diese Aufzeichnung bildete in dem Proceß des Jahres 1633 die Grundlage für die Anschuldigung, daß Galilei einem ausdrücklichen päpstlichen Befehle zuwidergehandelt, ein förmliches Versprechen gebrochen, bei der Vorlegung des Manuscripts seiner „Gespräche" das ihm früher ertheilte Verbot ver-

Digitized by Google

heimlicht und dadurch die Druckerlaubniß erschlichen habe. Allein jenes angebliche Actenstück entbehrt schon in seiner äußeren Form jeder Beglaubigung: es trägt weder eine Unterschrift noch sonst eine Beurkundung irgend welcher Art, wie sie doch einer amtlichen Aufzeichnung unmöglich fehlen könnte; es ist überhaupt so beschaffen, daß man nicht begreift, wie die Richter Galilei's in gutem Glauben ein so formloses Schriftstück als eine Urkunde von unantastbarer Zuverlässigkeit ihrem Vorgehen gegen den Angeklagten zu Grunde legen konnten, ohne es diesem auch nur vorzuzeigen und ihm zu einer Erklärung darüber Gelegenheit zu geben. Es steht ferner in seinem Inhalt mit zwei (von dem Verfasser S. 400 und 402 mitgetheilten) unzweifelhaft echten Urkunden, dem Protokoll der Congregation des heiligen Officiums vom 3. März 1616 und der Erklärung Bellarmin's vom 26. Mai 1616, in einem unauflöslichen Widerspruch. Es ist ebenso unvereinbar mit den Erklärungen Galilei's, der nicht nur in seinem Verhör und seiner Vertheidigungsschrift, sondern auch in seinen Privatbriefen jederzeit, und unverkennbar mit voller Ueberzeugung, behauptet hat, es sei ihm im Jahre 1616 zwar das Verbot mitgetheilt worden, die Erdbewegung absolut, als ausgemachte Wahrheit zu lehren, nicht aber das Verbot, sie in irgend einer Weise, auch nicht als astronomische Hypothese, vorzutragen, und der auch nur Bellarmin, nicht den Commissär der Inquisition, als Denjenigen nennt, von dem ihm diese Eröffnung gemacht wurde. Es ist endlich ganz undenkbar, daß den päpstlichen Censoren, die mit Galilei's Dialogen Jahre lang beschäftigt waren, von dem früher an diesen ergangenen Verbot, das copernicanische System „in irgend einer Weise" zu vertheidigen, gar nichts bekannt gewesen wäre; daß unter den vielen, in die früheren Verhandlungen über Galilei eingeweihten Personen, welche das Erscheinen seines Werkes zu verhindern suchten, und welche auch wirklich an seiner Unterdrückung das höchste Interesse hatten, nicht ein einziger an das frühere Verbot erinnert haben sollte, mit dem die ganze Sache abgemacht gewesen wäre; daß schon wenige Jahre nach dem ihm angeblich so feierlich ertheilten Verbot von 1616, bei den Verhandlungen über seinen Saggiatore, in dem er zum copernicanischen System im Wesentlichen die gleiche Stellung eingenommen hatte, wie in dem Dialog, Ankläger und Richter jenes Verbot vollständig vergessen, jene sich nicht darauf berufen, diese die Anklage trotz desselben zurückgewiesen haben sollten. Es liegt vielmehr am Tage: dieses unbedingte und specielle Verbot ist an Galilei gar nie ergangen, und wenn zuerst Emil Wohlwill in einer Abhandlung vom Jahre 1870 den Bericht über dasselbe mit guten Gründen für eine Fälschung erklärt hat, und Gebler ihm beistimmt, so wird jede neue Untersuchung des Gegenstandes dieses Ergebniß nur bestätigen können.

Im Februar 1632 war Galilei's Dialog erschienen. Ein Halbjahr später wurde vom Papst eine eigene Commission zur Prüfung dieses Werkes niedergesetzt und auf den Bericht derselben, in dem die eben besprochene, jetzt erst „aufgefundene" Aufzeichnung die Hauptrolle spielt, trotz der angelegentlichen Verwendung des Großherzogs von Toscana und seines Gesandten, Galilei durch den Inquisitor in Florenz vor das heilige Officium in Rom vorgeladen. Krank und gebrochenen Muthes machte der neunundsechzigjährige Mann vergebliche

Digitized by Google

Anstrengungen, eine Verlegung der Untersuchung nach Florenz oder wenigstens einen längeren Aufschub zu erwirken; seine flehentlichen Bitten machten ebensowenig Eindruck, als die Vorstellungen seines Fürsten; und um der Anwendung einer Gewalt zu entgehen, gegen welche ihn dieser zu schützen weder die Macht noch den Muth gehabt hätte, machte er sich den 20. Januar 1633 auf den Weg. In Rom wurde er nun zwar für einen Untersuchungsgefangenen der Inquisition mit ungewöhnlicher Milde behandelt: er wurde nur zweimal, im ganzen 17 Tage, in einer anständigen Haft im Palast des heiligen Officiums zurückgehalten, die ganze übrige Zeit wohnte er bei dem toscanischen Gesandten; in einem eigentlichen Kerker saß er nie, und der verbreiteten Angabe, daß die Folter gegen ihn angewandt worden sei, liegt nur die Thatsache zu Grunde, daß er in seinem letzten Verhör, als das Urtheil bereits feststand, unter Androhung der Folter aufgefordert wurde, die Wahrheit zu sagen. Aber auf den schließlichen Ausgang seines Processes hatte dieses keinen Einfluß. Galilei hatte erst daran gedacht, seine Ansichten vor dem geistlichen Gericht mit wissenschaftlichen Gründen zu vertheidigen; aber der toscanische Gesandte, der sich seiner während dieser ganzen Zeit unermüdlich auf's wohlwollendste annahm, rieth entschieden davon ab, und er selbst war so niedergebeugt und vernichtet, daß er jeden Versuch eines Widerstands aufgab und seine ganze Vertheidigung nur noch darauf berechnete, seine Richter durch Unterwürfigkeit zu gewinnen und sie zu überzeugen, daß er niemals die Absicht gehabt habe, die Lehre von der Erdbewegung anders als hypothetisch vorzutragen. Ja er ging hierin so weit, daß er behauptete, vor 1616 habe er zwar das copernicanische so gut wie das ptolemäische System für zulässig gehalten, ohne sich für das eine oder das andere zu entscheiden; seit aber in jenem Jahre die Weisheit seiner kirchlichen Vorgesetzten sich für die Wahrheit des ptolemäischen ausgesprochen habe, sei dieselbe auch ihm vollkommen gewiß und unzweifelhaft; auch in seinen Dialogen sei er durchaus nur darauf ausgegangen, die Beweise für die Lehre von der Erdbewegung zu widerlegen, und da er bemerke, daß er dies dort nicht deutlich genug gethan habe, sei er bereit, in einer Fortsetzung derselben den Ungrund jener falschen und von der Kirche verworfenen Meinung auf's nachdrücklichste darzuthun. Diese Unwahrheiten waren nun allerdings zu handgreiflich, um ihm etwas zu nützen. Den 22. Juni 1633 wurde Galilei in der Kirche St. Maria sopra Minerva, derselben, welche der Christus seines großen Landsmanns Michel Angelo schmückt, vor einer feierlichen Versammlung geistlicher Würdenträger sein Urtheil verlesen. Es lautete im wesentlichen dahin, daß er sich durch seine Vertheidigung der copernicanischen Lehre der Ketzerei sehr verdächtig gemacht habe; daß ihm zwar die übrigen Strafen, welchen er dadurch verfallen würde, unter der Bedingung einer aufrichtigen Abschwörung und Verfluchung seiner Irrthümer erlassen werden sollen; daß aber nicht allein sein Buch verboten, sondern auch er selbst für eine nach dem Ermessen des heiligen Officiums zu bestimmende Zeitdauer zum Kerker verurtheilt werde und drei Jahre lang wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen zu sprechen habe. Dem Urtheil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Unmittelbar nach der Verlesung desselben mußte Galilei auf den Knieen in einer eidlichen Erklärung nicht allein bekennen, daß er einem

Digitized by Google

Verbot, das nie an ihn ergangen war, zuwidergehandelt habe, sondern er mußte auch den Irrthum von der Bewegung der Erde abschwören und verfluchen, und Jeden, der sich der Ketzerei (d. h. im vorliegenden Falle der Anhänglichkeit an das copernicanische System) verdächtig mache, der Inquisition zu denunciren versprechen. Nach diesem moralischen Selbstmord wurde dann allerdings die Kerkerstrafe dahin gemildert, daß er zuerst in der Villa des Großherzogs von Toscana auf Trinita bei Monti bei Rom, dann in dem Palast seines Freundes, des Erzbischofs Piccolomini in Siena, und seit dem Ende des Jahres 1633 in der Villa Arcetri bei Florenz internirt wurde. Hier entstanden die letzten großen Arbeiten, mit denen dieser rastlose Geist von unzerstörbarer Elasticität die Wissenschaft bereicherte. Aber er war und blieb der Gefangene der Inquisition. Die Bitte, nach Florenz übersiedeln zu dürfen, wurde dem Kranken in der härtesten Form abgeschlagen, alle Verwendungen für seine vollständige Begnadigung waren erfolglos, und erst im Februar 1638, als er vollständig erblindet und in einem so elenden körperlichen Zustand war, daß sein Ende unmittelbar bevorzustehen schien, erhielt er die Erlaubniß, seine Wohnung in Florenz wieder zu beziehen, jedoch mit dem Zusatz, daß er bei Strafe lebenslänglicher Einkerkerung und Excommunication keinen Ausgang in die Stadt mache und mit Niemand über die Lehre von der doppelten Erdbewegung spreche. Indessen kehrte er schon zu Ende des Jahres, wie es scheint unfreiwillig, nach Arcetri zurück. Hier lebte er noch volle drei Jahre. Er starb am 8. Januar 1642, in demselben Jahre, in dem Newton geboren wurde. Aber selbst den Todten gab die Macht, welche den Lebenden verfolgt hatte, nicht frei. Nur in der Stille durfte er beigesetzt werden, kein Denkstein bezeichnete sein Grab. Erst 1737 konnte seine letztwillige Verordnung, nach der er in der Kirche Sta. Croce in Florenz ruhen wollte, ausgeführt, jetzt erst dem großen Naturforscher neben Michel Angelo und Machiavelli ein Denkmal gesetzt werden.

Als der Asche Galilei's diese späte Ehrenerklärung zu Theil wurde, war der Sieg des Systems, für das er gekämpft und gelitten hatte, schon längst außer Frage. Die Kirchengewalt selbst, welche dieses System vor einem Jahrhundert in dem florentinischen Naturforscher verurtheilt hatte, gab den Widerstand dagegen auf, nachdem sich seine absolute Erfolglosigkeit unzweifelhaft herausgestellt hatte; wenn sie sich auch erst 1757 entschloß, das Decret vom 5. März 1616 aufzuheben, und erst 1835 die Werke des Copernicus, Galilei und Kepler aus dem Index entfernt wurden. Für die Unfehlbarkeit der Kirche und ihres Oberhauptes war freilich dieser Wechsel ihrer Ansichten über eine Frage, der sie selbst so großes Gewicht beilegte, nicht unbedenklich; und der Umstand, daß weder ein Papst noch ein ökumenisches Concil, sondern nur die päpstlichen Theologen und die Congregation des heiligen Officiums die Lehre des Copernicus formell verdammt hatten, ist hiebei von untergeordneter Bedeutung. Es bleibt doch immer die Thatsache bestehen, daß dasselbe, was im 19. Jahrhundert mit ausdrücklicher päpstlicher Zustimmung für zulässig und unanstößig erklärt ist, im 17. mit dem Vorwissen und der Genehmigung von zwei Päpsten als ketzerisch und schriftwidrig verboten wurde. Bellarmin, der in diesen Dingen doch auch Bescheid wußte, bezeichnet das Verbot, welches er

Digitized by Google

Galilei auf Befehl des Papstes zu eröffnen hatte, ganz einfach als „die von unserem Herrn abgegebene und von der Congregation des Index publicirte Erklärung"; und nach der Verurtheilung Galilei's, die ja nur wegen seiner Vertheidigung der copernicanischen Lehre erfolgt war, wurde das Urtheil, in das die Entscheidung der päpstlichen Theologen vom Jahre 1616 wörtlich aufgenommen ist, an alle katholischen Nunciaturen Europa's und an alle Bischöfe und Inquisitoren Italiens zur Publicirung versendet. Es liegt am Tage, daß dieses, vollends unter einem Selbstherrscher, wie Urban VIII., nur auf päpstlichen Befehl geschehen konnte, und daß ein solcher Befehl ein rein amtlicher Act war; daß daher die Ausflucht (von der selbst Gebler S. 298 Gebrauch macht), Paul V. und Urban VIII. hätten nur als Privatpersonen, nicht in dem amtlichen Charakter, auf den ihre Unfehlbarkeit sich bezieht, der Verdammung der Lehre von der Erdbewegung zugestimmt, ganz unhaltbar ist. Aber eine unbefangene Geschichtsbetrachtung wird die wechselnde Stellung, welche die Kirche zu der großen astronomischen Streitfrage einnahm, nur natürlich finden können. Sie hat sich den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung gefügt, als ihr kein anderer Ausweg mehr übrig blieb, aber sie hat sich möglichst lange dagegen gesträubt, und sie ist ihnen offen entgegengetreten, so lange sie sich von diesem Vorgehen einen Erfolg versprach. Von ihrem Standpunkt aus war dies ganz folgerichtig. Galilei war freilich der Meinung, das copernicanische System lasse sich mit der heiligen Schrift und der Kirchenlehre ohne Mühe in Uebereinstimmung bringen; er wußte in dem Verbot dieses Systems nur Mißverständniß und Intrigue zu sehen, und glaubte fortwährend, ein guter Katholik bleiben zu können, wenn er sich mit dem Buchstaben dieses Verbots nur irgendwie abfand, mochte er ihm auch in der Sache noch so augenscheinlich zuwiderhandeln. Allein dies war nur eine Täuschung ähnlicher Art, wie die unserer Altkatholiken, wenn sie meinten, ohne einen wirklichen Bruch mit ihrer Kirche sich der Anerkennung der vaticanischen Decrete entziehen zu können, und sich hinter allerlei formale Einwendungen gegen die Rechtsgültigkeit dieser Decrete verschanzten. Hätte Galilei auch materiell ganz Recht gehabt, hätte seine Lehre in Wahrheit dem Glauben der Kirche und den Aussprüchen der heiligen Schrift auf keinem Punkt widersprochen, so war doch auf katholischem Standpunkt das schon unerlaubt, daß er sie überhaupt noch festhielt, nachdem sie von der obersten Kirchenbehörde verworfen war, daß er die Verordnung von 1616 fortwährend zu umgehen versuchte. Aber diese Lehre war in Wirklichkeit für die Kirche gar nicht so ungefährlich, wie ihr Vertheidiger annahm. Die bekannten Bibelstellen hätten ihr freilich an sich kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt; mit ihnen hätte man, wenn man gewollt hätte, damals so gut fertig werden können, wie man später mit ihnen fertig geworden ist, und es war auf dem Standpunkt des Bibelglaubens ein ganz annehmbarer und vernünftiger Ausweg, wenn Galilei der Meinung war, so weit sie dem astronomischen Thatbestand widersprechen, müsse man eine Anbequemung der Verfasser an die gewöhnliche Ausdrucks- und Vorstellungsweise annehmen. Aber die Kirchenlehrer waren bisher ohne Ausnahme anderer Ansicht gewesen, sie hatten weder die Bewegung der Sonne um die Erde, noch die buchstäbliche Auffassung der Schriftstellen bezweifelt, welche

Digitized by Google

dieselbe voraussetzten. Da war es für die Auctorität der Kirche und ihrer Tradition, diesen Grundstein der katholischen Dogmatik, nicht gleichgültig, wenn nun von ihr verlangt wurde, daß sie eine bisher unwidersprochene Annahme und eine seit anderthalbtausend Jahren ausnahmslos festgehaltene Schrifterklärung mit der entgegengesetzten vertausche. Nach katholischen Grundsätzen ist für wahr zu halten, was immer und überall und von allen geglaubt worden ist (quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est); was war aber bis auf Copernicus allgemeiner geglaubt worden, als der Umlauf der Sonne um die Erde? Und auch das kann man nicht sagen, daß es sich hiebei nur um eine naturwissenschaftliche, nicht um eine theologische Frage gehandelt habe. Nicht allein wegen des Einflusses, den das astronomische System in diesem Fall auf die Bibelerklärung haben mußte, welche die Kirche jederzeit als ihr Privilegium eifersüchtig gehütet hat, sondern noch weit mehr wegen seines Einflusses auf die gesammte Weltanschauung. Diese naturwissenschaftliche Forschung, diese Erklärung der Thatsachen aus unabänderlichen Gesetzen, dieses Zurückgehen von der Ueberlieferung auf die eigene Beobachtung, diese kritische Stellung zu dem bisherigen Glauben der Menschen lag schon an und für sich nicht in der Richtung und in dem Interesse einer Kirche, die sich ganz und gar auf Auctorität gründen wollte, und selbst für das Widervernünftigste, wenn sie ihre Auctorität einmal dafür eingesetzt hatte, unbedingten Glauben verlangte. Das Bestreben des Naturforschers, alles in der Welt aus seinen natürlichen Ursachen zu erklären, ist das gerade Gegentheil jener Ungebundenheit, mit welcher die religiöse Phantasie auch das unmöglichste für wirklich annimmt, weil der göttlichen Allmacht kein Ding unmöglich sei. Es lautet für uns unglaublich schwach, wenn Papst Urban VIII. noch als Cardinal Barberini Galilei's (an sich verfehlter) Auseinandersetzung, daß sich Ebbe und Fluth nur aus einer Bewegung der Erde erklären lassen, den Einwurf entgegenhielt: da Gott allmächtig sei, könne er dieselben auch durch andere Ursachen bewirken (Gebler S. 198, 244); und es mag Galilei einige Selbstüberwindung gekostet haben, diesen kindlichen Einfall — auf den sich sein Urheber freilich nicht wenig zugute that, und es Galilei nie verzieh, daß er sich durch denselben nicht widerlegt fand — in seinem Dialog mit dem äußersten Ernst und Respect als einen „wahrhaft himmlischen und bewunderungswürdigen", von einer „sehr hochstehenden und gelehrten Persönlichkeit" herrührenden Beweisgrund zu behandeln. Aber dem Standpunkt der kirchlichen Theologie entspricht er vollkommen; für sie existirt keine Gesetzmäßigkeit des Naturzusammenhangs und daher auch kein Recht, von einer bestimmten Erscheinung auf eine bestimmte Ursache zu schließen, weil man nie weiß, ob sich die göttliche Allmacht in dem gegebenen Fall an die Analogie des sonstigen Geschehens gehalten hat. Auch in ihren materiellen Ergebnissen war aber die copernicanische Lehre für das kirchliche System höchst gefährlich. Wenn die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der Welt ist, so ist auch das Christenthum und die Kirche nicht mehr der Mittelpunkt der Weltgeschichte, so bleibt kein Ort mehr für den Himmel und die Hölle der christlichen Dogmatik; und wenn unser Planet nur ein Tropfen in dem Weltenmeer ist, werden seine Bewohner nicht mehr den Anspruch machen können, daß die Gottheit zu ihnen allein herabgekommen sei, um als Mensch geboren zu

Digitized by Google

werden, zu leben und zu sterben. Durch das copernicanische System war mit Einem Wort eine so durchgreifende Veränderung der Vorstellungen von der Welt und der Stellung der Menschheit in derselben gefordert, daß die bisherige Dogmatik durch dasselbe auf's tiefste und unwiderstehlichste erschüttert werden mußte, wie sie ja auch thatsächlich dadurch erschüttert worden ist. Läßt sich auch nicht annehmen, daß sich die Gegner Galilei's diesen Zusammenhang in seiner ganzen Tragweite irgendwie deutlich gemacht hatten, so hatten sie doch jedenfalls eine richtige Witterung von der Gefahr, welche ihnen von dieser Seite her drohte; und wenn sie sich gegen diese Gefahr nach Kräften zu schützen versuchten, so kann dies so wenig auffallen, daß man sich vielmehr (wie schon im Eingang dieses Artikels angedeutet wurde) weit eher darüber wundern könnte, daß dieselbe nicht früher und nachdrücklicher bekämpft wurde. Die Schrift des Copernicus war schon 73 Jahre erschienen, als sie im Jahre 1616 bis auf weiteres verboten wurde*), und die darin vorgetragene Theorie wurde auch jetzt noch als astronomische Hypothese geduldet, wiewol sie von den päpstlichen Theologen für häretisch und schriftwidrig erklärt war. Das letztere war nun offenbar eine Halbheit, die noch viel auffallender ist, als die siebzigjährige Connivenz gegen die Schrift und die Lehre des Copernicus. Diese erklärt sich daraus, daß man die Bedeutung seiner Untersuchungen nicht erkannte, und der Versicherung der Vorrede Glauben schenkte, welche Andr. Osiander dem Werke des sterbenden Astronomen beigefügt hatte, daß sein heliocentrisches System nur eine Hypothese zur Vereinfachung der astronomischen Berechnungen sein solle. Aber nachdem man dieses System mit aller Bestimmtheit als ketzerisch und schriftwidrig verurtheilt hatte, durfte man es consequenter Weise überhaupt nicht mehr, auch nicht hypothetisch, vortragen lassen; denn was der von Gott eingegebenen Schrift und der unfehlbaren Lehre der Kirche widerspricht, das kann nicht mehr als eine irgendwie zulässige oder mögliche Hypothese, sondern nur als ein verderblicher Irrthum behandelt, seine Wahrheit kann nicht mehr erörtert, sondern nur bestritten werden. Wenn man sich in Rom im Jahre 1616 nicht entschließen konnte, diese Consequenz zu ziehen, wenn man gegen Galilei's Saggiatore nichts zu erinnern hatte, wenn man auch nach seiner Verurtheilung nicht den Muth fand, im Sinne derselben gegen die immer stärker anwachsende Schaar der Copernicaner vorzugehen und die Lehre, welche bei diesem besonderen Anlaß verworfen worden war, in einem allgemeinen Glaubensgesetz für immer zu ver-

*) Noch früher soll nach Gebler, S. 48, „der berühmte belgische Astronom Nicolaus von Cues" eine doppelte Bewegung der Erde gelehrt und trotzdem den Cardinalshut erlangt haben. Allein dies ist in jeder Beziehung ungenau. Nicolaus Cusanus, der 1401—1464 gelebt hat, war für's erste kein Belgier, sondern ein Deutscher: Cues liegt an der Mosel, unterhalb Trier. Wenn er ferner neben anderem auch ein für seine Zeit ausgezeichneter Astronom war, so bildet doch die Astronomie nur einen Bruchtheil seiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Was endlich die Hauptsache ist: Nicolaus nahm die Bewegung der Erde nicht aus astronomischen, sondern aus rein speculativen Gründen an, und er dachte nicht daran, die der Sonne um ihretwillen aufzugeben, und konnte deshalb auch mit den Bibelstellen, welche die letztere voraussetzen, in keine Collision kommen: die Erde bewegt sich nach ihm in 24 Stunden einmal, der Fixsternhimmel und die Sonne zweimal um die Weltachse; vergl. Clemens, Nicol. v. Cusa, S. 97 f.

Digitized by Google

bieten, so beweist dies, daß schon damals am Sitze des Papstthums entgegengesetzte Einflüsse sich bekämpften, und daß man an entscheidender Stelle seiner Sache doch nicht sicher genug war, um sich durch eine in der feierlichen Form eines päpstlichen Decrets gegebene abschließende Erklärung eine spätere Umkehr für den Nothfall, der wirklich bald genug eintrat, unmöglich zu machen. In der Consequenz des römisch-katholischen Standpunktes hätte dies aber gelegen, und als consequent müssen wir die Verwerfung des copernicanischen Systems, wie sie in dem Urtheil über Galilei enthalten war, anerkennen.

Dieses Urtheil selbst ist freilich damit noch lange nicht entschuldigt, und der Standpunkt, von dem es ausging, nicht gerechtfertigt. Die Verdammung der copernicanischen Lehre war consequent; aber sie war eine von den Consequenzen, welche ihr Princip widerlegen, die Verkehrtheit ihrer Voraussetzungen aller Welt greifbar machen. Eine Kirche, deren ganzer Standpunkt sie dazu hindrängt, die unabweisbaren Ergebnisse der Naturforschung zu verdammen, die keine vorurtheilslose Beobachtung, keine freie wissenschaftliche Besprechung der unleugbarsten Thatsachen ertragen kann, und die schließlich dennoch erlauben und einräumen muß, was sie erst auf's hartnäckigste geleugnet, auf's unbarmherzigste verfolgt hat, — eine solche Kirche widerlegt ebendamit schlagender, als je ein Gegner es vermöchte, den Anspruch, die unfehlbare Bewahrerin der ewigen Wahrheit, die Führerin der Menschheit auf der Bahn des geistigen Fortschritts zu sein. Wäre daher auch in dem Vorgehen gegen Galilei nichts weiter zu sehen, als eine folgerichtige Anwendung der Grundsätze, welche sich aus dem Wesen der katholischen Kirche ergaben, so wäre es noch immer demselben Tadel ausgesetzt, wie das ganze System, aus dem es hervorging. Aber jene Voraussetzung ist gleichfalls nicht zuzugeben. Selbst vom römisch-katholischen Standpunkt aus läßt sich die Behandlung, die Galilei widerfuhr, weder in rechtlicher noch in moralischer Beziehung in Schutz nehmen. Seine Verurtheilung gründet sich im wesentlichen auf die zwei Anklagen: daß er eine von der Kirche verworfene Lehre vertheidigt, und daß er das ihm im Jahre 1616 durch Bellarmin eröffnete specielle Verbot, sie „in irgend einer Weise" zu vertheidigen, übertreten habe. Allein dieses letztere Verbot ist ihm, wie wir gesehen haben, gar nicht ertheilt worden, sondern irgend eine feindliche Hand hat den Bericht, wonach es ihm ertheilt worden wäre, unterschoben; seine Richter aber waren so fahrlässig oder so böswillig, daß sie diese unterschobene, schon äußerlich aller rechtlichen Form und Beglaubigung ermangelnde Urkunde ungeprüft annahmen, und den Angeklagten auf Grund derselben verurtheilten, ohne daß er von ihrer Existenz etwas geahnt, oder seine Einwendungen gegen ihre Aechtheit geltend zu machen Gelegenheit gehabt hätte. Was aber die allgemeinere, Galilei wirklich bekannt gegebene Entscheidung über die copernicanische Lehre (oben S. 8) betrifft, so möchte ich zwar nicht mit Gebler (S. 293 f.) sagen: ein bloßes Decret der Indexcongregation habe Galilei nicht verhindern können, diese Lehre nach wie vor für zulässig, ja sogar für wahrscheinlich zu halten, da diese Congregation nicht infallibel sei; denn das Decret, um das es sich hier handelt, war Galilei, wie wir gesehen haben, im ausdrücklichen Auftrag des Papstes, als eine von ihm abgegebene Entscheidung, zur Nachachtung mitgetheilt worden.

Digitized by Google

Um so schwerer fällt dagegen der Umstand in's Gewicht, daß in diesem Decret nicht jede Erörterung, sondern nur die dogmatische Behauptung und Vertheidigung der copernicanischen Lehre untersagt war, daß daher Galilei glauben konnte, sich durch eine solche Vertheidigung derselben, wie sie in seinem Dialog geführt war, mit dem kirchlichen Verbot in keinen formellen Widerspruch zu setzen. Sofern aber in dieser Beziehung noch Zweifel übrig blieben, hatte er alles gethan, was er konnte, um sich rechtlich zu decken; er hatte das Manuscript seines Werkes der päpstlichen Censur vorgelegt, und alle ihre Ausstellungen bereitwillig berücksichtigt. Sein Werk war mit dem fünffachen Imprimatur von einer bürgerlichen und vier kirchlichen Behörden, dem Magister sacri palatii, dem Generalinquisitor von Florenz u. s. w. versehen; und wenn ihm seine Richter in dem Urtheil vorwarfen, daß er diese Approbationen durch Verschweigung des ihm im Jahre 1616 ertheilten speciellen Verbots erschlichen habe, so ermangelte dieser Vorwurf aller thatsächlichen Begründung, da ihm jenes specielle Verbot in Wirklichkeit niemals ertheilt worden ist. Hatte er daher dennoch dem Sinn des ihm publicirten Decrets zuwidergehandelt, so konnte ihn dafür keine persönliche Verantwortlichkeit treffen: man hätte seine Schrift verbieten, aber man hätte ihn selbst rechtmäßiger Weise nicht bestrafen dürfen. Statt dessen wurde über den siebzigjährigen, körperlich leidenden Greis nicht allein eine Freiheitsstrafe verhängt, die zehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, schwer auf ihm lastete, sondern er wurde auch zu jener schmählichen Abschwörung genöthigt, die auf einen gesunden Sinn fast noch einen empörenderen, jedenfalls aber einen widerwärtigeren Eindruck macht, als der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno. Unter den acht Cardinälen, die Galilei's Urtheil unterschrieben haben, war ganz sicher nicht Einer, der wirklich geglaubt hätte, daß der Verurtheilte seine Ansicht über das Weltgebäude in Folge seiner Verurtheilung geändert habe. Und nichtsdestoweniger zwang man ihn, in der feierlichen Form eines Eides, die Hand auf dem Evangelium, zu versichern, daß er die Meinung, an deren Wahrheit er nachher so wenig, wie vorher, gezweifelt hat, „mit aufrichtigem Herzen und ungeheucheltem Glauben abschwöre, verfluche und verabscheue". Zur Ehre Gottes und der christlichen Kirche wurde dem größten Gelehrten Italiens am Abend eines ruhmreichen Lebens von dem geistlichen Gerichte mit Bewußtsein und Vorbedacht ein förmlicher Meineid auferlegt. In der That, wenn es kein einziges weiteres Beispiel der gleichen Art gäbe, dieses Eine genügte, um ein System zu verurtheilen, das solche Früchte getragen hat.

Galilei selbst spielt bei diesen trostlosen Vorgängen eine traurige Rolle. Von dem, was man sich unter einem Märtyrer vorstellt, ist in ihm keine Ader. Nicht die Begeisterung, welche sich in der Sache vergißt; nicht der Trotz, der das Schicksal herausfordert und der vor der feindlichen Gewalt keinen Zoll breit zurückweicht. Gleich mit dem Beginn seines Processes gibt er jeden Gedanken an die Vertretung seiner Ueberzeugung auf; er fühlt sich einer Gewalt überliefert, gegen die er nichts vermag; seine einzige Waffe ist Nachgibigkeit, sein einziges Bestreben, die Richter nicht zu reizen; in stummer Resignation läßt er alles, selbst das unwürdigste, widerspruchslos über sich ergehen. Auch das be-

Digitized by Google

rühmte „e pur si muove“ hat er nicht gesprochen; die Anekdote ist erfunden und nicht einmal gut erfunden. Die Geschichte zeigt uns den unglücklichen Gelehrten nach der schmachvollen Abschwörung seiner Ueberzeugung viel zu zerknirscht und vernichtet, als daß er sich zu dieser pathetischen, und nach der Verleugnung übel angebrachten Protestation aufgerafft hätte. Aber ehe man den großen Naturforscher wegen dieser beklagenswerthen Schwäche zu hart beurtheilt, möge man sich klar machen, wie er zu derselben gekommen ist. Der Forschungstrieb war ja bei ihm ohne Zweifel von Hause aus größer, als der moralische Muth; den glänzenden Eigenschaften seines Geistes stand keine ebenbürtige Kraft des Charakters zur Seite. Man kann ihn in dieser Beziehung mit seinem berühmten englischen Zeitgenossen, Baco von Verulam, vergleichen. Und wie diesem sein Verhältniß zu einer despotischen und verderbten Regierung zum Fallstrick wurde, so wurde es Galilei sein Verhältniß zur katholischen Kirche. Und es wurde dies nicht blos, weil es ihn äußerlich beengte, sondern vorher noch, weil es ihn in sich selbst nicht zur vollen geistigen Freiheit gelangen ließ. Galilei ist seinem Schicksal nicht dadurch anheimgefallen, daß er ein zu schlechter, sondern dadurch, daß er ein zu guter Katholik war; oder genauer: dadurch, daß das Verhältniß des Naturforschers zum Katholiken in ihm nicht zur Klarheit gekommen war. Hätte er es sich von Anfang an deutlich gemacht, daß ihn seine wissenschaftliche Ueberzeugung mit der Kirche in Conflict bringen müsse, so hätte er drei Wege vor sich gehabt, von denen jeder wenigstens ein gerader Weg gewesen wäre. Er konnte mit seiner Ansicht zurückhalten und sich mit der Mittheilung seiner astronomischen Entdeckungen begnügen, ohne daraus Folgerungen im Sinne des Copernicus abzuleiten. Er konnte der Kirche, die seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung keinen Raum ließ, den Rücken kehren; was unter den damaligen Verhältnissen freilich nur dann möglich war, wenn er mit ihr auch sein Vaterland zu verlassen entschlossen war. Er konnte den Kampf mit offenem Visir aufnehmen, mußte dann aber allerdings, wenn er nicht etwa in Padua blieb und dort vielleicht Venedig ihn schützte, auf das Aeußerste gefaßt sein. Aber jenes Verhältniß hat er sich nicht klar gemacht. Er gab sich fortwährend der Täuschung hin, die Kirchengewalt werde sich doch schließlich für die Wahrheit gewinnen lassen, und in dieser Meinung machte er immer neue Versuche, seine Ansicht zur Geltung zu bringen, während er doch den Conflict mit der Kirche viel zu sehr scheute, um ihm nicht durch äußerliche Anbequemung an ihre Gebote, durch allerlei Kniffe und Künste auszuweichen. Als diese Mittel nicht mehr ausreichten, als ihm nur zwischen dem Martyrium und der Verleugnung seiner Ueberzeugung die Wahl blieb, unterlag er; aber er unterlag nur deshalb, weil ihn die Kirche, die ihn besiegte, von Hause aus nicht zum unabhängigen Charakter gebildet, die Schwungkraft seines Geistes schon längst gefesselt hatte.

Digitized by Google

Aus Griechenland.

Der Apollontempel zu Bassae.

Von

Wilhelm Lang.

Vom Zeustempel in Olympia bis zum Tempel des hilfreichen Apollon zu Bassae ist eine Entfernung von ungefähr zehn Stunden. Ein geübter Reiter, der es eilig hätte, vermöchte diese Strecke vom unteren Alpheios bis auf den Kamm des Kotyliongebirges, nahe der messenischen Grenze, wol in einem Tage zurücklegen, wiewol die Beschaffenheit der Wege kaum verstattet, anders als im Schritte weiter zu kommen. Unsere Caravane war solcher Eile glücklicherweise nicht benöthigt, auch hatten wir keinen Ehrgeiz, in Reiterkünsten zu glänzen. In aller Gemächlichkeit, von gleichmüthigen Rossen getragen, zogen wir unsres Weges durch diese wasser- und waldreichste aller peloponnesischen Landschaften. An Menschenwohnungen ist sie freilich arm, und die Lüfte zur Frühjahrszeit unsanft und kühl, wie das so in Arkadien, nämlich im wirklichen Arkadien zum Unterschied von dem der Dichter, überhaupt der Fall ist. Aber die Waldesfrische that um so wohler, je weniger wir sie unter diesem Himmelsstrich vermuthet hatten. Die rauschenden Wipfel und schwatzhaften Bäche mutheten schier heimathlich an, und auch der berühmte blaue Himmel Griechenlands schien wenigstens über diesen Gegenden nicht recht zu gedeihen. Später, in den vertrockneten kahlen Ebenen des inneren Arkadiens und in den Steinklippen des Partheniongebirges, dachten wir sehnsüchtig an die waldigen Schluchten zurück, durch welche der Alpheios mit seinen Zuflüssen an der Grenze von Arkadien und Elis sich durchwindet, um seinen Lauf in die Ebene zu finden.

In dem Dorfe Aspraspitia, das vier Stunden oberhalb Olympia am Alpheios liegt, hatte uns der Pope ein Nachtquartier dargeboten, mit geringen Bequemlichkeiten, aber vielem gutem Willen. Dann ging es über die angeschwollenen Flüsse Erymanthos und Ladon, die vom Norden her in den Alpheios münden, und zuletzt wurde auch dieser selber an einer seichteren Stelle durchwatet und der Weg nach Süden eingeschlagen, in's Gebirge hinein.

Digitized by Google

Am Abend erreichten wir das Städtchen Andritzena. Es liegt am nördlichen Abhang des Kotyliongebirges, das wir am nächsten Morgen ersteigen sollten. Auch hier hatten wir uns der hellenischen Gastfreundschaft zu erfreuen. Im Hause eines begüterten Landbesitzers, der als Nestor inmitten einer zahlreichen Familie waltete, fanden wir nicht blos ein Nachtlager, sondern auch schätzenswerthe Ansprache, die freilich nur durch den geschickten Petros, unseren Dolmetsch, vermittelt werden konnte. Der Alte hatte in seinen jungen Jahren im Unabhängigkeitskriege mit gekämpft und bewahrte als Andenken an diese Zeit etliche Kriegswaffen und Trophäen, mit denen die Wand geschmückt war. Er erinnerte sich auch noch aus seiner Knabenzeit, wie eines Tages eine Gesellschaft von „Engländern", wie er sagte, hier erschien, nach dem Tempel oder zu den „Säulen", εἰς τοὺς στύλους — so wird die Ruine von den Umwohnern genannt — sich aufmachte und ein paar Monate dort verweilte, umgeben von Arbeitern, welche die Bildwerke des Tempels unter dem Schutt ausgruben und zuletzt nach der Küste hinabtrugen. Er selbst war zuweilen droben gewesen und hatte den Arbeiten zugesehen. Er wußte auch, daß diese Bildwerke sich jetzt zu London im britischen Museum befinden und zu den kostbarsten Schätzen desselben gerechnet werden. Und als ich ihm sagte, ich sei vor wenigen Monaten dort gewesen und habe die berühmten Kentauren- und Amazonenkämpfe betrachtet, mit denen einst der Tempel droben geschmückt war, da kam ihn schier ein Rühren an, als ob ihm unvermuthet ein Gruß gebracht würde von verschollenen Jugendfreunden.

Der Ritt von Andritzena zu dem Tempel der Phigalier zu Bassae gehört zu den beschwerlichsten, die wir im Peloponnes zu erdulden hatten; aber der rauhe Pfad führt, wie dies auch dem Tugendpfad nachgerühmt wird, zu einem Ziel, das für alles ausgestandene Ungemach auf's reichlichste entschädigt. Was noch von diesem Tempel steht, ist eine der schönsten Ruinen, inmitten einer unvergleichlichen Landschaft. So eigenthümlich und großartig, so reizend aus Bergen und Thälern und dem fernen Meer zusammengesetzt ist diese Landschaft, daß auch, wer durch Beschreibungen früherer Reisender sich ein vorreiliges Bild ausgedacht hat, von der Erscheinung des wahren Bildes auf's innerste ergriffen wird.

Andritzena liegt 2000, der Apollontempel etwa 3500 Fuß über dem Meer. Die Steigung ist also für einen Weg von zwei starken Stunden eine beträchtliche. Sie beginnt gleich in Andritzena, noch unter Gärten und Fruchtbäumen. In den dichten Hecken zur Linken stehen hohe blaue Lilien, wie sie in unseren Ziergärten wachsen. Sieht man zurück, so zeigt sich die reizende Lage des Städtchens, das am Abhang des Gebirges in einer von weichen Hügeln gebildeten Mulde eingebettet ist. Diese ist nach Norden geöffnet und dem Gebirgsland des Alpheios zugekehrt, das hier als ein schwerverständliches Gewirr von Schluchten und hinter einander geschobenen Berglinien erscheint. Nur dadurch traten sie deutlich auseinander, daß die Thalgründe mit Nebeln erfüllt waren. Wir wußten noch nicht, ob wir dieses Phänomen uns als gutes oder als schlimmes Zeichen für den heutigen Tag zu deuten hatten.

Nachdem ein erster Gebirgskamm erstiegen war, ging es wieder in die Tiefe;

Digitized by Google

zugleich bemerkten wir, daß noch andere und höhere Gebirgskämme unsrer Ueberschreitung warteten. So ging es noch ein paar Mal auf und nieder. Bald sahen wir uns in engen Schluchten eingeschlossen, bald kamen wir wieder auf freie Plätze, die einen Ueberblick über weite Strecken des zerklüfteten Gebirges verstatteten. Wald wechselte ab mit kahlen Hängen. Nirgends eine menschliche Wohnung, so weit das Auge reichte. Ein- oder zweimal trafen wir auf eine weidende Heerde. Aus den Ahornwäldern streckten reizende Anemonen ihre rothen und bläulichen Köpfe hervor. Auch fehlte nicht der Gesang der Vögel, wie man denn im Peloponnes an diesem Genusse weit häufiger sich ergötzt, als in Italien, wo der Mensch gegen die lieblichen Musikanten des Waldes einen unbarmherzigen Vertilgungskrieg führt.

Je höher wir stiegen, um so öder und unwirthlicher wurden die Berghänge. Da war es eine angenehme Ueberraschung, als wir, vor dem letzten und höchsten Bergeskamm angekommen, noch einmal in einen prachtvollen Wald eintraten, der bis zur Höhe reichte. Es waren uralte Eichen von seltener Größe, noch unbelaubt, so daß die phantastische Verzweigung der Aeste unverhüllt dem Auge sich zeigte. Auf diesen Eichwald traf zu jenes schöne Lied zum Preise des Peloponnes, das Goethe seinem Faust in den Mund legt:

Altwälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Die Schilderung, die dieses Lied von der „Nichtinsel" entwirft, die „mit leichter Hügelkette Europens letztem Bergast angeknüpft", gibt überhaupt mit merkwürdiger Treue die Natur des Landes wieder und verdiente es wol, als Seitenstück zu Schiller's glücklicher Zeichnung der Schweizer Landschaft gepriesen zu werden. Wie der zum Fürsten von Achaia erhobene Faust sein freudiges Staunen über das schöne Land in diesen Versen ausströmt, so findet noch heute der Deutsche in ihnen den glücklichsten Ausdruck der Empfindungen, mit denen er zum ersten Mal diese Art von Landschaft begrüßt.

Jetzt war der Gipfel erstiegen, und eine weite Steinwüste breitete sich aus. Hier stand vor Zeiten ein Aphroditetempel, und damals mag wol auch ein freundlicher Hain die Wallfahrer, die dahin pilgerten, aufgenommen haben; jetzt stehen vereinzelte Eichbäume unter den Blöcken grauen Kalkgesteins. Aber nur wenige Schritte, und wir sind am Rande angelangt, wo das Kotyliongebirge, dessen Sattel wir erstiegen, sich wieder südwärts senkt. Weite Fernen thun sich mit einem Mal vor dem Auge auf, es blitzt das Meer, herrliche Bergketten dehnen sich von einem Ende zum andern, und während unsere Pferde vorsichtig den Weg über die Steinblöcke hinab suchen, steht mit einem Mal der Tempel vor uns, mitten in der Wildniß; wundergleich schießen die kunstgefügten Säulen aus dem Boden auf, als der schönste Vorgrund, der sich zu dem weiten Landschaftsbild erfinden ließe.

Die Griechen haben aus den schönen Gegenden ihrer Heimath wenig Wesens gemacht. Auch diejenigen, die durch Reisen in fremde Länder das Charakteristische der Landschaften erkannt haben mochten, haben ihre Mitbürger mit ausführlichen

Digitized by Google

Beschreibungen verschont. Pausanias, der auf seiner gründlichen Reise auch den Tempel zu Bassae besuchte, hat durch kein Wort verrathen, daß der Reiz seiner Lage irgend einen Eindruck auf ihn machte, und so wandert er auch sonst anscheinend gleichgiltig von Ort zu Ort, blos auf die Beschreibung der Menschenwerke bedacht, die er auf seinem Wege findet. Trotzdem kann nicht bezweifelt werden, daß dem kunstsinnigsten aller Völker auch das Gefühl des Schönen in der Natur nicht gefehlt hat. Das beweisen nicht blos die spärlichen Stellen in seinen Dichtern, wo der leicht und im Vorübergehen angedeutete Ausdruck der Naturempfindung um so stärker wirkt, eben je seltener er ist; das beweisen vor Allem die Kunstwerke, die sie an bevorzugten Orten der Landschaft aufrichteten. Denn das war die Art, wie sie ihre Anerkennung des Naturschönen auszudrücken liebten: sie setzten ein Gebild der Menschenhand hinein und weihten das Eine durch das Andere. Die schöne Landschaft war für sie erst legitimirt, wenn sie dieselbe in Verbindung mit einem Gott gebracht hatten, dem sie hier ein Heiligthum errichteten. Alles, was sie mit ihrem Künstlersinn anfaßten, nahm unter ihren Händen Menschengestalt an. Auch die Landschaft, die sich ihnen zum Schauplatz von Göttergeschichten und Heroenthaten verwandelte. Sie stiegen nicht auf die Berge, um die Aussicht zu bewundern, sondern um dem Gotte zu opfern; doch in der Auswahl dieser heiligen Orte zeigten sie, daß sie den Reiz der charakteristischen Linien und der luftgefärbten Ferne und des Zusammenspiels von Meer und felsigem Küstenland lebhaft empfanden. Dieser ästhetische Genuß verschmolz sich ihnen noch unmittelbar mit der religiösen Feier. Und sie theilten diesen Genuß recht Vielen mit, indem sie Wallfahrtsstätten an solchen gottbegnadigten Orten weihten. Das haben ihnen dann die Diener des siegreichen Christengottes abgelernt, die gleichfalls zuerst durch die Errichtung von Klöstern und Wallfahrtskirchen den Sinn für Naturschönheit unbewußt im Volke pflegten, bis endlich eine spätere Zeit, die den Naturgenuß von der Religionsübung ablöste und sozusagen säcularisirte, jenen Sinn durch andere, und freilich profanere, Anstalten zu befördern wußte.

Genialer ist vielleicht keine einzige Tempelstätte ausgesucht worden, als die für den hilfreichen Apollon im Lande der Phigalier. An den südlichen Abhang des Gebirges gelehnt, gerade gegen Mittag, dem Lichte zugekehrt, steht dieses dem lichtbringenden Gott geweihte Haus im innersten Winkel eines bergigen Amphitheaters, das sich zur reizendsten Fernsicht öffnet. Unterhalb des Tempels, zur Linken, befindet sich eine mäßige Terrasse, auf ihr stand einst das kleine Dorf Bassae; dann aber geht es in jähen Absätzen zu den waldigen Schluchten der Neda hinab. Der Bach entspringt in den Falten des Lykaiongebirges und fließt in kurzem Laufe von Ost nach West in den Meerbusen von Kyparissia. Aus den vielfachen Schluchten zur Linken steigen Reihe an Reihe die Gipfel des Lykaion auf, der Bergaltar des Zeus vor allen und der Kerausische Berg, gleichfalls, wie der Name sagt, dem Donnerer Zeus geheiligt, dem in uralten Zeiten die Pelasger auf diesen Höhen Opfer brachten. Jenseits der Neda zieht sich der waldige Elaion hin, aber beträchtlich niederer als die Höhe, auf der wir stehen, so daß darüber hinaus die gesegnete Ebene des Pamisos erscheint, „Messeniens Triften, die unter dem ewig milden Himmel, durch tausend

Digitized by Google

Quellenbrunnen genährt, von dem schönen Pamisos durchströmt werden". Und aus dieser Ebene steigt in kühner Linie der Bergfels von Ithome auf, von dem sich ein Sattel zu den niedereren Vorbergen zur Rechten hinüberschwingt, und darüber hinaus glänzt, deutlich erkennbar, das Meer, zur Linken vom Ithome ein beträchtlicherer Theil, zur Rechten ein kleinerer mit dem Einschnitt des Busens von Koron. Auch da, wo sich das Elaiongebirge wieder zur Küste senkt, ist noch einmal ein kleiner Streifen des Meeres mit der Küste von Kyparissia sichtbar. Und zwischen den Gipfeln des Lykaion sehen die arkadischen Berge bei Megalopolis, und endlich, durch einen anderen Sattel, in schöner, schneegekrönter Reihe der Taygetos herüber. Man kann die einzelnen Bestandtheile des Bildes der Reihe nach aufzählen, aber das Beste läßt sich nicht beschreiben, weder die Abstufung der Töne von den Waldschluchten im Vordergrund bis zum Silberspiegel des Meeres hinaus, noch die wunderbare Einheit des Ganzen, das sich aus Gipfeln und Thälern, Bergzügen und Triften, Wäldern, Felsen und Meer zusammensetzt und in dessen Mitte dieser Tempel wie ein natürlicher Blumenkelch aufgeblüht ist. Die Blume ist entblättert, die verwitterte Säulenpracht schließt längst kein Heiligthum mehr ein. Doch gerade in dem halbverfallenen Zustand, inmitten der verödeten Gegend, gehört der Tempel zum Ganzen. Er erscheint nicht als ein von außen hereingetragenes Werk der Menschenhand. Es ist, als hätte es von Anbeginn so sein müssen: diese Tempelreste in dieser Landschaft.

Drunten, in der Nedaschlucht verborgen, liegen die spärlichen Ueberreste des Städtchens Phigalia, dessen Bürgern der Ruhm gebührt, den Tempel an dieser Stelle aufgeführt zu haben. Vielleicht hat hier ein älteres Heiligthum des Gottes gestanden, der die Krankheiten über den Menschen verhängt und von ihm abwendet. Als aber im Anfang des peloponnesischen Krieges die Pest in Griechenland wüthete und die Gebete der Phigalier um Abwendung der Gefahr Erhörung fanden, da beschlossen sie, dem hilfreichen Gotte zum Dank einen neuen, prachtvollen Tempel zu erbauen. Es war die Zeit, da eben die perikleischen Wunderwerke in Athen entstanden waren, deren Ruf sich alsbald auch in die entlegensten Waldthäler Arkadiens verbreitete. Ein Baumeister aus Athen, sagten die Phigalier, die bisher mit alterthümlichen, kunstlosen Heiligthümern sich beholfen hatten, soll uns den neuen Tempel bauen, ja kein Geringerer soll es sein, als Iktinos selbst, der berühmteste von Allen, der eben den Tempel der jungfräulichen Göttin auf der Akropolis aufgerichtet hat. Damals wurden athenische Künstler auch nach Delphi, nach Olympia gerufen, um die dortigen Tempel zu vollenden und mit Bildwerken zu schmücken. Iktinos aber machte sich nach dem arkadischen Grenzstädtchen auf und brachte Steinmetzen und Bildhauer mit, die nun in der Einsamkeit des Gebirges einen der schönsten Tempel dorischer Ordnung aufführten. Nach des Pausanias Urtheil war es in Anbetracht der Schönheit der Steine und ihrer Fügung der vollendetste aller peloponnesischen Tempel im Peloponnes nächst dem in Tegea.

Es ist zugleich einer der eigenthümlichsten griechischen Tempel, die wir kennen. Schon seine Lage weicht ab von der Regel: er ist von Nord nach Süd gerichtet, anstatt von West nach Ost. Das hatte, wie man sich noch heute durch

Digitized by Google

den Augenschein überzeugt, in der Beschaffenheit des Bodens seinen Grund, den die Griechen, wie sie auch sonst thaten, lieber benutzten als bezwangen. Der Tempel selbst war in mäßigen Verhältnissen erbaut; im Vergleich zu seiner Länge war er schmal: je sechs Säulen nach Süd und Nord, je fünfzehn an den Langseiten schlossen die Cella ein. Auch in der Bildung der einzelnen Bauglieder verrieth er eine Neigung zu zierlicher Anmuth. Offenbar vermied es der Künstler, mit der großartigen Natur wetteifern zu wollen durch Aufeinanderthürmung mächtiger Massen; er hielt seine Mittel zusammen, um umgekehrt von den großen Linien der Landschaft die Zierlichkeit des Baues zwiefach sich abheben zu lassen. Dabei ließ er seiner Laune, seiner Einbildungskraft freies Spiel. Er brachte Neuerungen an, gewagte Combinationen, die er vielleicht in Athen selbst, vor strengeren Kunstrichtern, sich nicht erlaubt hätte; Erfindungen, die ihm reizend gelangen, die aber von den herkömmlichen Mustern keck sich entfernten, und einen entschiedenen Sinn für malerische Wirkung verriethen. Das Dach des Tempels hatte in der Mitte eine Lücke, durch welche das Licht des Himmels ungehindert in den Raum der Cella eindrang; aber während sonst bei Tempeln gleicher Anlage Säulenreihen innerhalb der Cella angebracht sind, die das Dach tragen, sah sich der Baumeister des Apollontempels vielleicht durch die Enge des Raumes zu einer ganz neuen Anordnung veranlaßt. Er brachte nicht vollständige Säulenstellungen, sondern Halbsäulen an. Aus den Langwänden der Cella ließ er nämlich je fünf Pfeiler vorspringen, zwischen denen abgesonderte Capellen entstanden, und damit gewann er zugleich die passendsten Räumlichkeiten für die Weihgeschenke, die dem hilfreichen Gott von Geheilten und Heilungsbedürftigen aus der Umgegend zufließen mochten. Jene Pfeiler waren nach vorne abgerundet und trugen ein jonisches Capitäl, wie sie auch auf einer jonischen Basis von ebenso kräftiger als feiner Bildung ruhten. Also eine Verbindung von dorischer und jonischer Ordnung, die auch schon an den Propyläen zu Athen versucht war, aber hier in einer ganz neuen, eigenthümlichen Combination erschien. Damit noch nicht genug, ließ der Künstler das südlichste dieser Pfeilerpaare nicht, wie die anderen, im rechten Winkel vorspringen, sondern in einem schiefen Winkel, eine Laune, für die man sich vergeblich auf einen zureichenden Grund besinnt. Es scheint mir indessen nicht zweifelhaft, daß der Künstler beabsichtigte, damit irgend eine perspectivische Wirkung für den hinteren Raum der Cella zu erzielen, in welchem das Cultusbild des Gottes stand. Die Erklärung ist vielleicht nicht zu kühn bei einem Kunstwerk, das offenbar malerisch empfunden ist und auch sonst die Merkmale einer kühn experimentirenden Willkür an sich trägt.

Das Cultusbild des Apollon bestand aus einer ehernen Bildsäule, die aber, wie man dem Pausanias erzählte, an Megalopolis abgetreten werden mußte, als diese Stadt im Herzen von Arkadien als ein Mittelpunkt der zersplitterten Landschaft gegründet und die anderen Städte genöthigt wurden, hierzu Einwohner wie Heiligthümer abzugeben. Vielleicht ist damals das alte Götterbild durch ein anderes ersetzt worden; wenigstens hat man spärliche Reste eines Colossalbildes aus Marmor gefunden, die man in dieser Weise erklärt. Von Marmor war außer dem figürlichen Schmuck das Dach und ein Theil der caset-

Digitized by Google

tirten Decke, während im Uebrigen der Tempel aus dem bläulichen Kalkstein gebaut war, der in der Gegend gebrochen wird und der eine so feine Behandlung zuläßt, daß er nicht wie der Poros des olympischen Zeustempels eines Stucküberzugs bedurfte. Die Giebel entbehrten des plastischen Schmuckes. Dagegen waren die beiden Schmalseiten der Cella mit Metopentafeln verziert; sie sind bis auf geringe Reste zerstört und verloren. Den Hauptschmuck des Tempels aber bildete der Fries, der — wiederum eine ganz originelle Anlage — im Innern der Cella über jenen jonischen Halbsäulen an allen vier Seiten herumgeführt war; ein noch vollständig erhaltenes Werk, das zu den merkwürdigsten Denkmälern der classischen Kunst gehört.

Der Fries zerfällt in zwei Abtheilungen, die aber durch das Bild des Apollon und seiner Schwester Artemis zusammengehalten sind. Die Tafel mit der Darstellung dieser beiden Gottheiten, die einen mit zwei Hirschen bespannten Wagen eben verlassen, war an der Mitte der südlichen Seite angebracht, die dem in den Tempel Eintretenden zunächst in's Auge fiel. Das Götterpaar kommt aus dem einen Kampf, den es so eben zur Entscheidung gebracht hat, und wendet sich dem andern zu, um auch in diesen einzugreifen. Jener, ein Kampf zwischen Griechen und Amazonen, nimmt den Rest der Südseite, die Ost- und die ganze Nordseite ein; die westliche und die Hälfte der Südseite sind von der Darstellung des Kentaurenkampfes eingenommen.

Also ausschließlich Kampfscenen. Und was für Kampfscenen! An Kühnheit der Erfindung, an Gluth der Leidenschaft lassen sie Alles zurück, was bis dahin in Griechenland geschaffen war. Hier sind nicht mehr, wie bei den Metopenfeldern des Theseustempels und des Parthenon, Einzelkämpfe in charakteristischen Momenten aufgefaßt; vielmehr der Künstler versetzte sich in das dichteste Schlachtgewühl und schuf eine Reihe der verwickeltsten Situationen, eine Reihe der wildesten, leidenschaftlichsten Scenen, deren Aufregung auch den Beschauer zu gesteigerter Theilnahme, zu Mitgefühl, Entsetzen oder lauter Bewunderung hinreißen mußte. Wer sich diesen Tafeln nähert, dem fallen beim ersten Blick die wildflatternden Gewänder, die verworrenen Gliedmaßen, die heftigen Bewegungen der ausschreitenden Beine, der drohend emporgehobenen oder hilfeflehenden Arme in's Auge. Verfolgt man dann die Darstellungen in's Einzelne, so zeigt sich eine staunenswerthe Fülle und Originalität der Motive. Hier reißt ein Grieche den am Boden liegenden Kentauren am Schopf, während auf diesen ein anderer Grieche springt und eben zum Hiebe ausholt, aber am Arm von einem zweiten Kentauren zurückgehalten wird, gegen den er sich gleichzeitig durch den Schild zu decken sucht. Hier hat sich ein Kentaur wüthend über einen Jüngling geworfen und zerfleischt ihm den Nacken mit den Zähnen, indessen ihn dieser mit dem Schwert in den Bauch stößt, und zu gleicher Zeit schlägt derselbe Kentaur mit den Pferdefüßen nach hinten aus nach einem anderen Griechen, der ihm zur Abwehr seinen Schild entgegenstreckt. Hier ist ein Kentaur im Begriff, der Braut des Peirithoos (denn bei der Hochzeit des Peirithoos hat dieser Kentaurenkampf stattgefunden) in frecher Lust das Gewand vom Leibe zu reißen; geängstigt umfaßt die verschämte Braut ein alterthümliches Götterbild, und eine Gefährtin ruft mit ausgestreckten Armen um rasche Hilfe; diese ist auch

Digitized by Google

bereits zur Stelle: schon ist Theseus auf den Rücken des frechen Kentauren gesprungen und hält ihm mit der Linken den rückwärts gerissenen Kopf umfaßt, während die Rechte zum tödtlichen Schlag ausholt. Das ist die Schlußscene des Kentaurenkampfes. Das Erscheinen des attischen Nationalheros hat ihn im bedrohlichsten Moment, als die Braut selbst gefährdet war, zum glücklichen Ende gebracht. Zwischen Griechen und Amazonen geht es nicht minder wild zu, nur daß hier noch mannigfaltigere und auch feinere Motive zur Verwendung kommen. Hier wird eine Amazone rücklings vom Pferde gezogen durch einen Griechen, an dessen Brust sie sich, Arm an Arm gestreckt, festklammert. Dort hat ein Grieche die Amazone mit ihrem Pferde niedergestreckt und ein anderer wirft diese vollends vom Pferde, während der erstere mit der Keule ausholt gegen eine andere Amazone, die über einen gefallenen Griechen gegen ihn ansprengt. Todtmatt sinkt hier eine schwer getroffene Amazone nieder, während ihre Gefährtin nach der anderen Seite sich wendet, um ihre schützenden Arme über einen niedergestürzten Griechen zu halten, den sie vom Tode erretten möchte, während eine dritte eben zum tödtlichen Streich über diesen ausholt und eine vierte, von dem letzteren tödtlich getroffen, aus dem Kampfe getragen wird. Hier sind zwei Amazonen an einen Altar geflüchtet, aber die eine wird schon gewaltsam von einem Griechen an den Haaren fortgerissen, dem sie sich vergebens mit Arm und Fuß entgegenstemmt, indessen die andere noch gewandt ihres Bedrängers sich erwehrt. Und die Schlußscene dieses Cyklus: ein gefallener Jüngling wird, über die Schulter des Freundes gelegt, aus dem Kampfe getragen, ein anderer, schwer verwundet, von dem Genossen, um dessen Nacken er den Arm schlingt, sorglich weggeführt, währenddem eine Amazone mit erbeutetem Schilde zur Seite flieht. Es fehlt, wie man sieht, nicht an zarteren Motiven, die uns sagen, daß den erbitterten Streitern auch die menschlichen Empfindungen nicht fremd sind. Es kommt auch vor, daß ein Grieche dem Genossen in den Arm fällt, der, eine knieende Amazone mit dem Fuße festhaltend, sie niederstrecken will. Aber das sind doch nur vereinzelte Regungen inmitten der unbarmherzigen Nothwendigkeiten des Krieges. Der Künstler hat es ganz auf die Vergegenwärtigung des Kampfgetümmels und wilder Kampfeslust abgesehen. Mit höchster Virtuosität zeichnet er die grausenerregenden Momente der höchsten Spannung, die er noch durch Verwicklung mit einer zweiten und dritten Handlung zu steigern weiß. Es ist bezeichnend, daß eine der heftigsten Bewegungen des Menschenleibes, nämlich das Zurückwerfen eines oder beider Arme über den Kopf, sei es um zu einem Hieb auszuholen, oder um sich des Feindes zu erwehren, zu den beliebtesten Motiven des Künstlers gehört.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wie kommen diese wildaufregenden, immer wieder geistreich variirten Kampfscenen in die stille Waldeinsamkeit von Bassae? Als Schmuck eines Tempels, den eine kleine, abgelegene Gemeinde zum Dank für Abwendung einer Seuche dem rettenden Gotte erbaute? Doch wie? wenn es sich zeigen sollte, daß eine so unerhört kecke Kunstweise eben nur hier und an keinem andern Orte sich hervorwagen konnte?

Als die atheniischen Meister, die am Parthenon gearbeitet hatten, an diese ländliche Stätte gerufen wurden, sahen sie eine Aufgabe vor sich, die ihnen erlaubte, ganz

Digitized by Google

nur dem eigenen Genius zu folgen. Die Bürger von Phigalia ließen ihnen die freie Wahl des Gegenstandes und der Behandlung, und die Künstler machten hiervon den ausgibigsten Gebrauch. Der unbekannte Bildner wählte für den Fries, der die Cella umgeben sollte, die allbeliebten athenischen Stammsagen; diese Vorwürfe waren ihm geläufig, sie waren auch so dankbar wie möglich, denn die Gegensätze von Menschen- und Thierleibern, von Jünglingen und Jungfrauengestalten boten fast ungesucht einen unerschöpflichen Reichthum von Motiven und Situationen. Der Erfinder des Frieses begnügte sich damit, den Gott des Tempels in leichte, fast äußerliche Beziehung zu den Amazonen- und Kentaurenkämpfen zu bringen. Und nun war er in der Ausführung frei, vollkommen frei, von jeder Tradition sowol als von der Macht des Beispiels. Ich denke mir, daß gerade in dieser Einsamkeit, von localen Rücksichten und Anforderungen unbeeinflußt und fern von den jüngstvollendeten Meisterwerken zu Athen, die schöpferische Phantasie des Künstlers sich selbst überlassen und zu einer unerhörten Leistung, rein aus ihrer eigenen Fülle heraus, sich angeregt fühlte. Eine ungebundene, sprudelnde Schöpfungslust spricht aus der ganzen Composition. Diese Linien sind wie herausgequollen aus dem Born einer ungezügelten Einbildungskraft. Zunächst zu seiner eigenen Lust wollte der Künstler zeigen, was man mit den Mitteln machen konnte, über welche die Kunst seit Pheidias zu schalten gelernt hatte.

Das will nicht sagen, daß der Fries von Phigalia einer individuellen Laune des Künstlers sein Dasein verdankt. Der Schritt, den er that, war nicht unvorbereitet: die Sculpturen des Niketempels, ja schon die des Erechtheions deuteten bereits auf den Weg, den die Kunst unmittelbar nach dem im Parthenon erreichten Höhepunkt einschlagen würde. Die Ansätze einer neuen Richtung waren bereits vorhanden. Gleichwol gehörte die geniale Begabung und die Kühnheit des Einzelnen dazu, um die Consequenzen derselben, so wie es in Phigalia geschehen, zu ziehen. Es ist in diesen Sculpturen unverkennbar ein Moment des Uebermuths. Ja, übermüthig wurde das Geschlecht, dem in wenigen Jahrzehnten gelungen war, das Abbild der Menschennatur aus der vorsichtigen Gebundenheit der Aegineten zur vollendeten Freiheit der Parthenonsculpturen zu führen; und auch den einzelnen Künstler mußte die Wahrnehmung stacheln, daß in so kurzem Zeitraum siegreich vordringend Schritt um Schritt in das Reich der Schönheit gethan wurde. Ein natürlicher Wetteifer trieb die Genossen, die noch eben in Pheidias Werkstätte zusammengearbeitet hatten, zum Betreten neuer und gefährlicher Wege, die gleichwol geebnet und gebahnt lagen. Kam doch in diesem Falle noch dazu, daß der Baumeister und der Bildner des Tempels gleichsam mit einander wetteiferten, ja sich steigerten. Denn man wird es doch nicht Zufall nennen wollen, daß die Neuerungen des einen wie des anderen zuletzt die gleiche Tendenz verrathen, nämlich die Nachgibigkeit gegen den malerischen Reiz. Arm in Arm, ein Jeder mit den Mitteln seiner Kunst, vertrauten sie sich der neuen Bahn, die ihnen auch nach den unvergleichlichen Werken der Akropolis neue Triumphe lockend in Aussicht stellte. Wie Iktinos nicht daran dachte, den Phigaliern ein Seitenstück seines Parthenons hinzustellen, so hat auch der Künstler des Frieses seinen Ruhm nicht darin gesucht, auf dem eigentlichen Felde

Digitized by Google

des Pheidias mit diesem zu wetteifern. Er hat wenig Werth auf die vollendete Durchbildung der schönen Form gelegt, obwol er, wie hinzugefügt werden muß, dessen vollkommen mächtig war; das zeigt der unvergleichlich schöne Jüngling, der auf dem Rücken des Freundes fortgetragen wird, wie die zusammensinkende Figur der todtgetroffenen Amazone. Aber auch das wirft er nur gleichsam spielend hin; sein Ehrgeiz ist auf ganz Anderes gerichtet. Die Ausführung kümmert ihn wenig, sie ist unleugbar flüchtig, ungleich, ja zum Theil roh. Vielleicht, daß er sie untergeordneten Künstlern überließ, wie dies auch sonst bei Bildwerken vorkam, die nur aus einiger Entfernung auf das Auge zu wirken berechnet waren. Sein Ehrgeiz war die Erfindung, die er nicht rasch genug auf den Marmor übertragen konnte. Der Fries macht, die Wahrheit zu sagen, den Eindruck einer genialen Skizze, keck hingeworfen, mit dem vollen Reiz des ersten Wurfs, der ersten Handschrift, aber auch mit den Mängeln und Unebenheiten, die beim ersten Wurf unvermeidlich sind. Es ist bemerkt worden, die Abbildungen des Frieses lassen die Composition weit harmonischer, anmuthiger, fehlerloser erscheinen, als sie beim Betrachten des Originals sich darstellt. Die Bemerkung trifft zu und sie beweist auf's schlagendste, daß die Composition eben als Skizze gemeint war. Noch einmal: dieser Künstler erscheint als ein Feuergeist, der seiner Phantasie die Zügel schießen läßt. Leichtschaffend, ein Meister der Form, hat er seine Lust daran, die menschliche Gestalt in den Zuständen des Affects zu zeigen. Keine Situation ist ihm zu verwegen. Die Handlung ist ihm Alles; den epischen Styl des Frieses bildet er in's Dramatische hinüber. Dieselbe Generation, die in ihren jungen Jahren in den Aegineten das Knospen einer neuen Kunstblüthe staunend begrüßt und dann mit Entzücken vor den Sculpturen des Parthenon gestanden hatte, erlebte noch die fremdartige, aufregende Kunst des Künstlers von Phigalia. Es war dieselbe Generation, die sich noch des ersten Eindrucks der Trauerspiele des Aeschylos und dann des Sophokles erinnerte und jetzt den stärkeren Reizen der euripideischen Muse sich nicht entziehen konnte; dieselbe Generation, die sorglos unter den Prachtdenkmälern der perikleischen Zeit gewandelt war und jetzt plötzlich in die wilden Leidenschaften des Bürgerkriegs sich gestürzt sah.

Als Pausanias im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung den Tempel besuchte, stand er noch unversehrt; nur das ursprüngliche Bild des Gottes war längst nach Megalopolis gewandert. Wie lange er noch so stand, weiß man nicht. Der Verfall mag aber frühe eingetreten sein; man vermuthet, noch in den heidnischen Zeiten. Fand doch schon Pausanias den benachbarten Aphroditetempel als eine Ruine, und schon die Wegführung des Apollonbildes mochten strengere und ängstliche Gemüther als Tempelraub, als unglückbedeutende Depossedirung des Gottes betrachten. Wie es scheint, blieb der Tempel nicht so lange im Gebrauch, daß die Christen es der Mühe werth fanden, ihn, wie sie es sonst machten, in eine christliche Kirche zu verwandeln. Die einsame Lage half zur Verödung des Platzes. Räuberische Hände suchten die Metalltheile heraus und lockerten damit den Verband der Steine. Erdbeben thaten das Uebrige. Den wiederholten Stößen erlagen die inneren und die oberen Theile, nur die äußeren Säulenreihen blieben aufrecht. Zuerst stürzten die jonischen

Digitized by Google

Halbsäulen der Cella mit dem Friese, auf sie die Mauern, die cassettirte Decke, Gebälke und Dach. Alles stürzte nach innen, so daß der Tempelraum erfüllt war mit einem gestaltlosen, 16 Fuß hohen Trümmerhaufen. So lag der Bau des Iktinos ein Jahrhundert um das andere da, vergessen, nur den Hirten der Umgegend unter dem Namen der „Säulen" bekannt.

Als der Doctor der Gottesgelahrtheit Richard Chandler im Sommer 1766, nach seiner griechischen Reise, zu Zante im Lazareth lag, besuchte ihn eines Tages der Baumeister Joachim Bocher aus Paris, der die Insel mit mehreren Villen geziert hatte. Dieser erzählte, daß er im Jahre zuvor auf einer Wanderung von der Neda an dem Alpheios hinüber unversehens an eine Tempelruine gekommen und von der Schönheit dieser Reste gefesselt worden sei, „welche sowol die Seele als auch das Auge des Beobachters reizten". Der Finder vermuthete, daß dies der von Pausanias erwähnte Tempel des Apollon Epikurios sei, und diese Vermuthung wurde dann durch die englischen Reisenden zu Anfang unsres Jahrhunderts bestätigt. Aber die genauere Untersuchung und den Fund der Bildwerke verdankt man erst der archäologischen Expedition des Herrn v. Stackelberg im Jahre 1812. Sie bestand zum Theil aus denselben Männern, denen bereits die Auffindung der äginetischen Bildwerke geglückt war.

Der Nürnberger Architekt Fr. Karl Haller von Hallerstein, der Stuttgarter J. Linth, und die englischen Künstler C. R. Cockerell und J. Forster waren die Glücklichen, die im Jahre 1811 unter dem Schutthaufen, der das Innere des Tempels füllte, zuerst ein Stück des Frieses entdeckten. Ein aufgescheuchtes Thier hatte sie zufällig auf eine Lücke zwischen den Steinmassen aufmerksam gemacht, die ihnen vergönnte, tiefer hinabzusehen, und ihre Neugier reizte. Mit Mühe und Gefahr drängten sie sich durch die Lücke hinab und fanden nun, daß der Fuchs, den sie vertrieben, ein friedliches Lager auf einem kostbaren Marmorrelief sich aufgesucht hatte. Eine richtige Ahnung sagte den Künstlern sofort, daß der Fries, zu dem diese Platte augenscheinlich gehörte, noch vollständig vorhanden sein müsse, da die nachstürzenden Trümmer ihn zugedeckt und so vor räuberischen Händen beschützt hatten. Sie beschlossen deshalb gleich an die Ausgrabung sich zu machen. Allein die Archonten oder Gemeindevorsteher von Andritzena, zu dessen Bezirk jetzt die Oertlichkeit gehörte, verweigerten die Erlaubniß und verhinderten sogar eine genauere Untersuchung der Architektur. Unverrichteter Dinge mußten die Künstler für dieses Mal abziehen.

Als sie im folgenden Jahre wiederkamen, war es ihnen inzwischen geglückt, den Pascha von Morea, Veli, Sohn des Ali Pascha von Janina, in das Interesse zu ziehen. Dieser war, seit dem vortheilhaften Verkauf einiger im Schatzhaus zu Mykene gefundenen Alterthümer, Liebhaber von solchen Dingen geworden. So ließ er sich denn durch den englischen Viceconsul, Gropius aus Berlin, der die Unterhandlungen führte, leicht dazu überreden, halbpart mit den fremden Künstlern zu machen. Er sollte die Hälfte der Kosten tragen, ebenso wurde die Hälfte der Funde ihm zugesprochen; zugleich sollten aber die Finder das Vorrecht des Ankaufs haben. Jetzt erging ein Befehl an die Archonten von Andritzena, nicht blos die Fremden gewähren zu lassen, sondern auch für die Herbeischaffung von Arbeitern, von Geräthschaften und Lebensmitteln Sorge

Digitized by Google

zu tragen. Der Pascha schickte selbst einige Diener ab, die als seine Commissäre dem Ausgrabungswerk beiwohnen sollten.

Anfangs Juli traf sich die Gesellschaft in Andritzena. An die Hirten der Umgegend erging die Aufforderung, sich bei der Grabung einzustellen, und die Jüngeren eilten in Aussicht nicht gewöhnlichen Gewinns willig herbei, die Alten und die Weiber bei den Heerden lassend. Stackelberg hat das Leben, das nun die Einsamkeit des Kotyliongebirges für einige Monate unterbrach, anziehend beschrieben. Täglich waren an 120 Arbeiter beschäftigt, also ungefähr ebenso viele, als zu Olympia im vergangenen Winter verwendet wurden. Zu ihrer Unterkunft entstand neben dem Tempel eine improvisirte Niederlassung. Zelte, Laubhütten wurden erbaut, indem man bald die mächtigen Eichen, bald Felsen als Lehne benützte. Ein Zelttuch, über Pfähle gespannt, bildete das Versammlungs- und Speisehaus. Dorische Capitäle und andere Bauglieder dienten als Tische und Bänke. Das Museum richtete man in einem großen, mit Laubwänden umschlossenen Raume ein. Täglich wurden, wie in der homerischen Zeit, Schafe und Ziegen an großen hölzernen Spießen über dem Feuer gebraten. Dazu brachten die Schäferinnen Butter und Milchspeisen, und des Abends stellten sich die ländlichen Paare zum Tanz, denn auch Spielleute hatten sich alsbald bei den „Säulen“ eingefunden und waren für die ganze Dauer des Aufenthaltes angenommen worden. Zuweilen erscholl es in der sonst so öden und stillen Höhe von Liedern und lärmender Lustbarkeit, wie bei einer Kirmeßfeier. Ab und zu erschienen auch die Vornehmeren aus den benachbarten Städten zum Besuch. Auf ihren Teppichen sitzend, sahen sie in müßiger Verwunderung diesem Treiben zu und spielten an den Perlen ihrer Rosenkränze. An den Sonntagen geschah es wol, daß ein festlicher Zug den Tempel selbst betrat und die ernsten Räume wie vormals von Reigentänzen und heiligen Gesängen erfüllt wurden. Auch war die Absicht, im Tempel des Heidengottes Apollon eine Kapelle der heiligen Apollonia zu stiften, theils um dem Volke das Glück einer Panigiris, d. h. eines Kirchweihfestes, zu verschaffen, theils aber um durch erneute Weihung der Stätte zur Schonung der Tempeltrümmer beizutragen. Die neuen Götter sollten so gleichsam den Schutz der alten gesunkenen Majestäten übernehmen.

Die Arbeit, die bei den einfachen Werkzeugen nur langsam vor sich ging, bestand darin, das Innere von den aufgehäuften Steinmassen zu säubern. Als man bis zu dem noch wohlerhaltenen, nur in der Mitte eingesunkenen Boden der Cella gelangte, lagen hier die vielfach zersprungenen Platten des Frieses, wie ein Erdstoß sie herabgeworfen hatte. Eine um die andere wurde hervorgezogen, und nach und nach gelang es auch, sie in der richtigen Folge zu ordnen. Allmälig entstand so unter den Händen der Finder die kunstvolle Schöpfung von Neuem, wie sie einst unter der Hand des Bildners entstanden war. Zuletzt konnte durch Vergleich mit den Maßen des Tempels festgestellt werden, daß auch nicht eine der Tafeln fehlte. Der ganze Bildercyklus war gerettet.

Indessen sollte die fröhliche Idylle nicht bis zum Schlusse ungetrübt bleiben. Zwar ein Streit, der sich unter den Arbeitern erhob, wurde wieder beigelegt. Schlimmer war es, daß Räuberbanden in der Gegend auftauchten, die den „Eng-

Digitized by Google

ländern" nachstellten. Das war zu einer Zeit, als die Meisten von der Gesellschaft schon nach Zante aufgebrochen waren, um Anstalten zur Ueberfahrt der Bildwerke zu treffen. Die Zurückbleibenden ergriffen Vorsichtsmaßregeln, es wurden Wächter ausgestellt und durch deren Wachsamkeit denn auch die Räuber, die sich einmal bei Nacht bis in den Tempel eingeschlichen hatten, glücklich wieder verjagt. Auch schuf die kältere Jahreszeit allerlei Ungemach. Schon Anfang August war es auf dieser Höhe empfindlich kühl und das Schlafen im Freien beschwerlich. Gegen Ende des Monats wurde es unerträglich, und die Gesellschaft begab sich jeden Abend in ein nahegelegenes Dorf, nur eine Bewachung zurücklassend. Die Arbeit war jetzt beendet, aber die Fortschaffung erwies sich noch schwieriger, als die Ausgrabung gewesen war.

Zum Pascha war das Gerücht getragen worden, die weißen Marmorfiguren, die man gefunden, seien Statuen von purem Silber. Seine Erwartung wurde dadurch aufs höchste gespannt. Zeichnungen, die man ihm einsandte, genügten ihm nicht, er wollte die Funde selbst sehen und ruhte nicht, bis man ihm, aller Vorstellungen ungeachtet, die Hälfte derselben, seinen Antheil, nach Tripolitza schaffte. Nicht ohne Grund hatten die Künstler Besorgnisse wegen des schwierigen Transports auf den elenden Wegen gehabt. Wirklich ging eine der Platten unterwegs verloren, sie wurde aber im Jahre darauf von Stanhope aufgefunden und durch Schenkung an das britische Museum mit den übrigen wieder vereinigt. Der Pascha hatte geringe Freude an den Funden; enttäuscht sandte er sie sofort wieder zurück. Um aber doch seine Kennerschaft an den Tag zu legen, vermeldete er bei der Rücksendung zugleich sein Erstaunen über die schöne Ausführung der Bildwerke und insbesondere über die täuschend natürliche Darstellung der Schildkröten. Sein archäologischer Scharfsinn hatte nämlich die schweren Schilder der Kämpfenden, die auf jenen Darstellungen mehrfach vorkommen, auf Schildkröten gedeutet. Uebrigens half der Umstand, daß er in dieser Zeit durch eine Intrigue seiner Feinde die Paschastelle verlor, vollends zu einer raschen Abwicklung des Geschäfts. Er trat den Europäern gegen eine mäßige Summe seinen Antheil ab, verweigerte aber, aus Furcht vor neuen Anklagen seiner Feinde, die Erlaubniß zur Weihung des Tempels und dem Bau einer Capelle.

Abermals erging ein schriftlicher Befehl Veli Pascha's, der den Fremden die Wegführung der Antiken erlaubte und die Hirten zur Beihilfe anhielt. Aber nun machten die Archonten von Andritzena erneute Schwierigkeiten und versuchten, bis zu Veli's Abberufung die Sache hinauszuziehen. Doch kam schließlich ein Vertrag mit ihnen zu Stande, worin sie selbst die Besorgung des Transports bis zur Meeresküste übernahmen. Die Unwegsamkeit des Gebirgs machte diesen Transport so beschwerlich als gefahrvoll. Die Tafeln waren zum Theil in Kisten verpackt, zum Theil in Tücher eingenäht. Das Gewicht der meisten Stücke verwehrte sogar den Gebrauch von Saumthieren. Sie mußten von Menschen den steilen Pfad hinuntergeschleppt und bis zu der 6 Stunden entfernten Küste gebracht werden. Kaum vermochten 6—8 Mann die Last der größeren Stücke zu tragen. Als Alles zum Abmarsch bereit war, fing eine der Laubhütten von Ungefähr Feuer. Das schien wie ein Zeichen, das Andenken an die hier verbrachte Zeit mit einem Mal auszulöschen. Rasch ging die ganze

Digitized by Google

Ansiedlung in Rauch auf, und „wie im Traum verschwand plötzlich selbst bis auf diese Zeichen die Belebung dieses Orts, und die große, lichte Gestalt des Tempels blieb in ihrer alten Verödung zurück, dem Wandel der Zeiten trotzend".

Ein Zug von 150 Hirten trug die Lasten zu Thal. Viele Personen, darunter die Archonten von Andritzena, gaben das Geleite. Langsam ging es durch die Waldschluchten hinab zum Grund der Neda, nach Phigalia, und am folgenden Tage bis zur Mündung des Baches. Noch einmal erneuten die Archonten ihre gewinnsüchtigen Pläne, indem sie einen Theil der Bildwerke verbargen und herauszugeben sich weigerten. Zuletzt war auch dieses Hinderniß beseitigt. An der Küste lag das Fahrzeug bereit, das die werthvolle Ladung glücklich nach Zante brachte. Hier wurde sie vorläufig in einem wohleingerichteten Raume untergebracht, bis über ihre Zukunft entschieden wäre. Eigenthümer waren die vier genannten Finder: Haller, Linkh, Cockerell, Forster, und zu diesen kamen noch der Viceconsul Gropius und ein anderer Engländer, wegen der Dienste, die sie bei dem ganzen Handel geleistet hatten. Die Deutschen wie die Engländer waren von dem Wunsche beseelt, das herrliche Kunstwerk dem eigenen Vaterlande zuzuwenden. Unter diesen Umständen mußte man sich zu einem allgemeinen Ausgebot entschließen. Es erging eine öffentliche Bekanntmachung, worin die Entdeckung der gelehrten Welt mitgetheilt, die Funde beschrieben und den Kauflustigen eine Frist von zwei Jahren bewilligt wurde. Am 1. Mai 1814 erfolgte die Versteigerung. Der Landessitte von Zante gemäß wurde sie auf einem öffentlichen Platze gehalten und währte den ganzen Tag. Bei eintretender Nacht zeigte das Auslöschen einer Kerze den Ausgang der Handlung an. Der Fries des Apollontempels in Bassae war für den Prinzregenten, den künftigen König von England, um die Summe von 60,000 spanischen Piastern erstanden.

Seitdem ist der Fries eine Zierde des britischen Museums zu London, und hier vom Apollontempel, wie vom Parthenon, schweifen die Gedanken, wenn sie den einstigen Bilderschmuck der Säulenhallen suchen, nach jenen geweihten Räumen, wo so viele Götter und Helden aus Hellas in einer ehrenvollen und milden Gefangenschaft schmachten. Dort im „hellenic room", zunächst den Parthenonresten, läuft der phigalische Fries rings um die Wand und blickt verwundert auf die zahlreiche Gesellschaft von lieben Marmorgestalten, die hier zusammengedrängt sind, verstümmelt die meisten und zerbrochen, doch alle von den Bergen und Inseln der Heimath. Und zuweilen wird es den Amazonen- und Kentaurenkämpfern in diesem Raum zu enge, leidenschaftlicher pulsirt es in den bewegten Leibern, und oft, wenn die Herren und Damen mit den rothen Büchern gaffend hindurchwandeln, schwillt ihnen der Zorn, und es ergreift sie ein heftiges Heimweh nach den arkadischen Wäldern und der luftigen Höhe auf dem Kotylion. Oder meint Ihr, es fehle den edlen Gestalten die Empfindung ihres Schicksals und die Sehnsucht nach der Heimath? Das weiß man in Athen besser, wo damals, als Lord Elgin die eine der Karyatiden vom Pandroseion raubte, unter dem Volk die rührende Sage entstand, daß an jenem Abend die vier anderen Jungfrauen die verlorene Schwester mit jammerndem Wehruf be-

Digitized by Google

trauert, die geraubte aber aus der unteren Stadt mit denselben Klagelauten geantwortet habe.

So wie die Stackelberg'sche Expedition den Tempel verließ, steht er im Wesentlichen noch heute. Damals fehlten von den 38 dorischen Säulen des Umgangs zwei, die beiden Eckſäulen der Südfront. Seitdem ist noch eine weitere Säule dazugestürzt, die nächststehende von der Westseite. Größtentheils ist auch der Architrav noch erhalten, ganz auf den beiden Langseiten. Noch heute erfreut man sich an der sorgfältigen Ausführung, an der reinen Profilirung der erhaltenen Bauglieder. In der Mitte der Westseite ist eine Anzahl von Säulen nach innen geneigt, und dadurch der Architrav verschoben; doch halten sie bis jetzt noch immer Stand. Der innere Raum ist nicht mehr so vollständig gesäubert, wie ihn Stackelberg zurückließ. Man hat seitdem vielfach die Trümmer durchsucht und hinundhergewälzt. Noch in den Befreiungskämpfen haben, wie uns der Gastfreund in Andritzena erzählte, die Griechen selbst die Beraubung des Tempels vollendet, indem sie die noch auffindbaren Metalltheile in Kugeln umgossen. Weitaus das Meiste liegt aber außerhalb der Säulen, unter Felsstücken gleicher Farbe verstreut, ein ergreifender Trümmerhaufen. Von den feineren, in Marmor ausgeführten Bauliedern ist wenig mehr erhalten. Vieles scheint als Andenken der fremden Besucher mitgewandert zu sein. Doch findet man noch Cassetten von der Decke mit ihren mannigfaltigen, feingearbeiteten Mustern. Von den jonischen Capitälen, welche die Pfeiler des Innenraums bedeckten, gelang es uns nur ein einziges zu entdecken; es lag außerhalb des Tempels, fast unkenntlich, halb in der Erde steckend. Die Zerstörung wird unaufhaltsam weiter ihren Lauf nehmen. Eines Tages wird man hören, daß auch die geneigten Säulen der Westfront eingestürzt sind. So aber, wie heute die Ruine inmitten der Landschaft sich darstellt, gewährt sie einen Anblick, der nicht malerischer und eindrucksvoller sein könnte. Ein schwermüthiger Reiz umgibt die einsame Stätte. Ich lasse noch einmal Stackelberg das Wort: „Nichts läßt einen tieferen Eindruck von Einsamkeit zurück als dieser Anblick. Selten wird die Stille hier oben unterbrochen, und geschieht es einmal, so ist es entweder die große Natur, die sich in mächtigen Lauten hören läßt, oder es ist ein aufgescheuchtes Wild oder das Rufen eines Schäfers, der seine Heerde vorübertreibt. Auch sind die Laubhürden herumziehender arkadischer Schäfer und ihre braunen Zelte, die von Zeit zu Zeit hier aufgeschlagen werden, die einzigen Zeichen menschlicher Bewohnung. Die Einsamkeit vermehren selbst die Wolken, die manchmal, unterhalb des Tempels sich bildend, die Gegend in Dunkel hüllen, diesen Ort, dem sie allein dem Schein der Sonne lassen, gleich einer Insel mit einem Nebelmeer umschließen und dem Auge den Anblick alles übrigen Landes entziehen, das sich rings umher in die Ferne breitet."

Es war uns aber beschieden, daß auch wir noch mit Wolken und Nebelmeer Bekanntschaft machen sollten, so daß uns kaum etwas entging, was zu den charakteristischen Reizen dieser Landschaft gehört. Jenes freien und entzückenden Weitblicks bis zum Meeresspiegel sollten wir uns nur noch kurze Zeit nach unserer Ankunft erfreuen. Schon waren nämlich aus der Nedaschlucht kleine Wölkchen aufgestiegen, die sich zusehends vermehrten. Im Anfang war

Digitized by Google

es ganz vergnüglich zuzusehen, wie diese Wolken auf der gegenüberliegenden Bergwand ihr Spiel trieben, sich zusammenballten und wieder lose auseinandertraten. Aber bald konnten wir uns nicht verbergen, daß aus dem Spiel ein leidiger Ernst wurde. Ungestümer wallte es von der Neda herauf; es war, als ob da unten ein Heerdfeuer angezündet wäre, das unendlichen Dampf in die lichten Regionen herauf entsendete. Ein Stück um das andere von der heiteren Landschaft verschwand in dem anwachsenden Nebelmeer, unversehens hatte es die messenische Landschaft uns entrückt und züngelte jetzt an den Höhen des Lykaion hinauf, um auch diese vollständig einzuhüllen. Wir selber blieben nicht länger verschont. Feine Nebelmassen strichen durch die Säulen des Tempels, und eben, als wir nach Betrachtung desselben auf einem Architravstück uns niederließen und über die Schätze des mitgebrachten Korbes hermachten, fühlten wir uns von dem feuchten Element umringt. Es war empfindlich kalt geworden, und langsam begann der Nebel in rinnende Tropfen sich aufzulösen.

Da konnte unsers Bleibens nicht länger mehr sein; doch trennten wir uns schwer und langsam von einem Ort, der durch das Nebelkleid einen neuen, unsäglichen Zauber erhalten hatte. Traurig, mit verschwommenen Umrissen blickten die Säulen durch den grauen Schleier, aber zu den edlen Ueberresten schien diese schwermüthige Scenerie fast noch besser zu stimmen, als da Helios in alter Heiterkeit, als wäre nichts geschehen, sie angestrahlt und ein lachendes Landschaftsbild dazugefügt hatte. Es war, als ob der Gott, dessen Haus hier zerstört ist, die Augen geschlossen und trauernd von der Welt sich abgewandt habe. Außer den Säulen war ringsum nichts mehr zu sehen, und nur die tausendjährigen Eichen, die vereinzelt in der Nähe stehen, streckten gespenstig, wie die Geberden eines vergeblich um Hilfe Flehenden, ihre kahlen Arme zum Himmel. Mit ernsten, wehmüthigen Gedanken scheidet man von all' den Stätten, die durch die Trümmer hellenischer Kunst geweiht sind. Aber hier war es, als ob diese Trümmer es in hoffnungsloser Trauer müde wären, noch länger das Licht der Erde zu beschauen, und in die rührende Bitte sich auflösen wollten, endlich hinweggenommen zu werden und in Traum zu zerfließen.

Als uns die Pferde wieder zum Gipfel hinauftrugen und wir uns noch einmal umschauen wollten, waren auch die Linien des Tempels in Nebel zerflossen. Wie anders war der Blick gewesen, als wir vor wenigen Stunden mit Ausrufen freudigen Entzückens hier herabgeritten kamen! Jetzt war uns schier unheimlich zu Muth. Durch die Eichenwipfel rauschte es wie Todtengesang zur ewigen Ruhe der alten Götter. Es fröstelte uns an Leib und Seele. Auf der anderen Seite des Kotylion, wo es wieder nach Andritzena hinunter ging, war zwar kein Nebel, aber es regnete in Strömen. Der Pfad war grundlos geworden und an den Abhängen hin so ausgewaschen und schlüpfrig, daß unsere Pferde die größte Mühe hatten, festen Fuß zu fassen. Völlig durchnäßt und erschöpft, doch um die Erinnerung eines herrlichen Bildes bereichert, kamen wir wieder zu den Gastfreunden in Andritzena.

Digitized by Google

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb,

Oberst im Nebenetat des großen Generalstabs.

Die Erinnerung an den vierjährigen Bürgerkrieg in Nordamerika, dessen Beendigung die Hoffnung auf eine Erneuerung des wirthschaftlichen, staatlichen und geistigen Lebens der vereinigten Staaten hervorrief, ist hinter die uns so viel näher liegenden großen Siege Preußens und Deutschlands über Oesterreich und Frankreich zurückgetreten. Aber der Einfluß des jungen Riesenstaates auf europäische Verhältnisse ist so bedeutend, obwol erst die Keime seiner künftigen Macht sich entwickeln, daß eine genaue Kenntniß dieser gefährlichsten Krisis, die er bisher bestanden, höchst lehrreich und zum Verständniß der gegenwärtigen, wie der künftigen Zustände von Nordamerika nothwendig ist. Als zur Zeit der südamerikanischen Revolutionen die europäischen Cabinette die Absicht hatten, sich in die dortigen Bewegungen einzumischen, erklärte es Wellington im Parlamente für gefährlich, weil es die Regierung der Vereinigten Staaten veranlassen könne, ihrerseits in die europäischen Verhältnisse einzugreifen. Das erschien damals als die Träumerei eines besorgten alten Mannes; heute ist die Monroe-Doctrin, die keine Einmischung europäischer Politik in die Verhältnisse des ganzen Amerika dulden will, längst eine Thatsache geworden, deren Berechtigung Niemand anzuzweifeln wagt.

Ferner ist der Krieg militärisch vom höchsten Interesse; nicht im Frieden erzogene, sondern beim Beginn des Kampfes gebildete Heere *eines* Landes standen sich gegenüber, das gewaltige, von großen Strömen vielfach durchschnittene, im Osten und Süden vom Ocean umspülte Kriegstheater machte ein Zusammenwirken der Operationen der Armee und Flotte möglich, wie es noch kein Krieg gezeigt hatte. Ebenso lehrreich war er durch die Benutzung der Eisenbahnen als Transportmittel; Panzerschiffe, Torpedos, Monstregeschütze, alle Kriegsmittel, welche die hoch entwickelte Technik schaffen und gebrauchen lehrt, wurden in umfassendster Weise angewendet. Das Studium dieser Kämpfe gewährt ein hohes psychologisches Interesse, — in den europäischen Culturstaaten ist die Bildung gleichförmiger, Staatsmänner und Officiere gehen den gebahnten

Digitized by Google

Weg zu den höchsten Stellen, die Eigenart der Charaktere wird sich selten so schroff aussprechen können, wie jenseits des atlantischen Oceans. Die Demokratie hat dort alle Kräfte entfesselt, Tugend und Laster, Willensstärke und theilnahmloser Individualismus, wie alle anderen Gegensätze treten offener an's Tageslicht. Wie könnte ein europäischer Krieg eine solche Reihe scharf markirter, bedeutender Persönlichkeiten darbieten wie Lincoln, Lee, Davis, Jackson, Sherman und Grant?

Vor 40 Jahren schrieb Tocqueville sein unsterbliches Werk „sur la démocratie en Amérique", ein Spiegel, den er den Franzosen vorhielt, um ihnen warnend zu zeigen, wohin das Streben nach Gleichheit, nicht nach Freiheit, wohin die Herrschaft der Majoritäten, wohin die Demokratie mit einer centralisirenden Administration ein Volk führt, das nicht, wie Nordamerika, der Selbstverwaltung fähig und gewöhnt ist. Dieselben Gefahren drohen Deutschland, und vielleicht in höherem Grade, weil unser Nationalcharakter dem der Amerikaner verwandter ist, weil wir stärker, zäher, kälter und phantasieloser als die Franzosen, weil wir wie sie der Selbstverwaltung entwöhnt sind, und die Theilnahme an den politischen, namentlich den Wahlkämpfen, oft den Besseren zuwider, mindestens unbehaglich wird, endlich weil die nach schwerem Kampf errungene Einheit die Selbständigkeit der Einzelstaaten und Provinzen bedroht. In den Vereinigten Staaten halten sich vielfach die redlichsten, einsichtigsten, fähigsten Männer von der Theilnahme an der Verwaltung der Gemeinde, der Grafschaft, des Staates, der Union zurück, die Politiker von Fach leiten die Wahlen und die Verwaltung; die Directoren der Eisenbahnen und anderer industrieller Unternehmungen üben einen gefährlichen Einfluß auf die Regierung jedes Staates, auf den Congreß, ja auf den höchsten Gerichtshof. Die Beamten sind, seit Jackson's unseliger Einführung der „rotation in office", nur Diener der herrschenden Majorität und auf möglichste Ausbeutung des Amtes bedacht, das ihnen auf einige Jahre verliehen ist. Nur wenn große Gefahren drohen, auch meist bei den Wahlen der Präsidenten, zeigt sich die Masse der Wähler an der Wahlurne, und dadurch erklärt sich der oft plötzliche Umschwung der öffentlichen Meinung. So wurde auch während des Krieges dessen Bedeutung dem Kern der Bevölkerung, besonders der ländlichen des Westens, erst allmälig klar; die großen Städte des Ostens hatten die ersten Heere in's Feld gestellt, erst im zweiten und dritten Jahre des Krieges waren Grant's und Sherman's Regimenter aus den starken, harten Söhnen des far west gebildet, mit denen die Feldherren die Conföderation am Mississippi, in Georgien und Virginien niederwarfen.

Kaum sind elf Jahre seit der Beendigung des Krieges verflossen, und schon liegt eine reiche Literatur desselben vor; eine besonders wichtige Quelle sind die „Reports of the joint committee on the conduct of war", die gerichtlichen Aussagen fast aller an den wichtigsten Ereignissen betheiligten, namentlich der höheren Officiere, enthaltend. Frei von allem Einflusse der Parteistellung, von allen persönlichen Rücksichten, können diese Aussagen so wenig sein, als die meist von Mitkämpfern des Krieges geschriebenen Werke. Das Auge des Geschichtsschreibers bedarf, wie das leibliche, einer gewissen Sehweite; ebenso wie dicht

Digitized by Google

vor das Auge gehaltene Gegenstände das Gesichtsfeld beschränken, so erscheint das selbst und kurz vorher Erlebte in unverhältnißmäßiger Größe und wird bei der Schilderung der Ereignisse leicht zu sehr hervor gehoben. Nur von einem ferner und höher gelegenen Standpunkt läßt sich die gewaltige Fülle der Erscheinungen übersehen und ordnen.

Ferner ist die Kenntniß der Parteistellung der Verfasser nothwendig, Pollard und Cooke gehören den Südstaaten, Greeley der demokratischen, Tenney und Simpson der republikanischen Partei des Nordens an. Keineswegs will ich diesen und anderen Schriftstellern eine Entstellung der Thatsachen vorwerfen; aber wie das Bild einer Stadt verschieden erscheint, ob sie von Osten oder Westen, von der Höhe oder vom Thale aus gesehen worden, so übt der Standpunkt des Verfassers bei allem Streben nach Objectivität Einfluß auf die Darstellung. „The lost cause" erblickt die Conföderation im trüben Lichte der sinkenden Sonne, Sherman und ihm gleichgesinnte Schriftsteller sehen Kampf und Sieg der Union im Glanze der aufgehenden Sonne eines neuen Tages, der dem fernen Westen die Herrschaft über Nordamerika verheißt.

Der enge Rahmen eines Essay kann nicht alle Gefechte und Schlachten von vier Kriegsjahren umfassen, daher sollen hier nur die großen, allgemeinen Züge der Operationen, einzelne besonders charakteristische Ereignisse und der Gesammtcharakter des Krieges dargestellt werden; ferner war der Einfluß der hervorragenden Persönlichkeiten größer als in unseren europäischen Kriegen, in denen die Schule, die Tradition und Routine so vieles, die Individualität beschränkend, bestimmen, daher müssen einzelne Führer und Staatsmänner sich reliefartig abheben.

Auch ist ein kurzer Ueberblick über die Ursachen und die Veranlassung des Krieges, über die politischen Verhältnisse der Union nothwendig. Vortrefflich sagt Clausewitz: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Staatspolitik mit anderen Mitteln;" und das ist für jeden inneren Krieg doppelt wahr. Nicht blos auf den Entschluß zum Kriege, auf seinen Plan, die Aufbringung und Verwendung der Mittel, sondern auf jeden einzelnen seiner Acte, selbst bis auf das Schlachtfeld wirkt die Politik ein; daher ist ohne Kenntniß der Verfassung der Union, der Verhältnisse der Sklaverei, der Vorgeschichte des Krieges, ein eingehendes Verständniß seiner Ursachen und seiner Erscheinungen, der Folgen, die sich aus ihnen entwickeln werden, und eine billige Beurtheilung der Männer, die ihn führten, unmöglich.

I.

Die Ursachen des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten liegen in dem Gegensatze der Interessen der Nord- und Südstaaten, der, bei ihrer Gründung vorhanden, sich geschichtlich weiter entwickelt hat und, nach immer gesteigerter Spannung, zu einer gewaltsamen Lösung führen mußte. Schon Washington sagte, daß eine große Gefahr für die Vereinigten Staaten darin läge, daß die verschiedenen Interessen der Parteien sich auch geographisch getrennt gegenüber ständen. Die Veranlassung des Krieges war die Sklaverei;*)

*) Friedrich Kapp, Geschichte der Sklaverei.

Digitized by Google

für die Südstaaten war deren Erhaltung der Zweck des Krieges, die Trennung von der Union das Mittel, da sie nach Lincoln's Wahl darauf verzichten mußten, die Union zu beherrschen, und ihren Jahrzehnte lang gehegten Plan, die Sklaverei im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten einzuführen, als gescheitert ansahen.

Die Nordstaaten führten, nachdem sie angegriffen waren, den Krieg zur Erhaltung der Union; erst nach mehrjährigem Kampfe wurde die Aufhebung der Sklaverei als das nothwendige Mittel zu seiner Beendigung erkannt, und im weiteren Verlauf die unbedingte Emancipation, welche die Abolitionisten schon längst gefordert, ausgesprochen, um den Gegensatz des Nordens und Südens nicht zu verewigen und in ihm nicht immer neue Veranlassungen des Streits und neuer Kriege zu erhalten.

Wir sind in Europa gewöhnt, die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von engen, heimischen Parteistandpunkten aus zu beurtheilen, die für die Welt jenseits des Oceans keine Geltung haben.

Ein wesentlicher Grund der Sympathie, der sich die Südstaaten in weiten Kreisen zu erfreuen hatten, lag darin, daß ihre Bewohner als Aristokraten, als Nachkommen von vornehmen Cavalieren Englands, im Gegensatze zu den Bewohnern der demokratischen Nordstaaten, den Nachkommen von Puritanern und Independenten, angesehen wurden: eine Gegenüberstellung, die so irrthümlich ist, als die, welche die Einen zu Abkömmlingen romanischer Nationen und zu Katholiken macht, die Anderen der germanischen Race und dem Protestantismus zuweist.

Ein flüchtiger Blick auf die Entstehung nur einiger Staaten wird die Unhaltbarkeit dieser Voraussetzungen zeigen. Virginien, der älteste Staat, wurde von der Londoner Handels-Compagnie colonisirt; sie gründete 1607 Jamestown; 1621 erhielt die Colonie eine Verfassung. Dann wurde die Compagnie aufgelöst und Virginien fiel an die Krone.

Von den ersten Colonisten sagt Smith in seiner „history of Virginia“: „Ein großer Theil waren junge Leute von gutem Herkommen, aber von ungeregeltem Wandel, die ihre Eltern zu Schiff gebracht hatten, um sie einem schimpflichen Loose zu entziehen; alte Bedienten, betrügerische Bankerottirer und andere Leute der Art bildeten den Rest.“ — So schilderte ein Amerikaner vor 50 Jahren die ersten Ansiedler des old dominion Virginia, die, neueren Darstellungen gemäß, die Grundsätze und Traditionen feudaler Aristokratie der Conföderation vererbt haben sollen.

Oglethorpe gründete unter Georg II. eine Colonie nördlich vom Savannah, um verarmten Schuldnern, aus den Gefängnissen Entlassenen und anderen Bedrängten eine Zuflucht zu gewähren; später wendeten sich deutsche Herrenhuter und schottische Methodisten nach Georgien.

Dagegen wurden die Nordstaaten New-Jersey und New-York, das frühere Neu-Niederland der Holländer, von Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York, später Jakob II., zu Lehn gegeben. Dieser verlieh einen Theil den Lords Berkeley und Carteret, die eine feudalistische Verfassung gaben und eine Prämie von 75 Acker Landes auf die Einführung eines Sklaven in New-Jersey setzten.

Digitized by Google

Der nördliche Theil von Carolina wurde zuerst von Ansiedlern colonisirt, die aus Virginien geflohen waren, weil die dort herrschende anglicanische Kirche ihnen keine freie Religionsübung gestatten wollte; 1665 wurden beide heutige Carolinas an die Lords Albemarle (Monk), Clarendon und Shaftesbury verliehen, die allen Einwanderern freie Religionsübung und eine gesetzgebende Versammlung verhießen; später ließen sie durch den Philosophen Locke eine wunderliche Musterverfassung entwerfen, die nie zu wirklicher Geltung kam und 1693 abgeschafft wurde. Französische Protestanten und Deutsche aus der Pfalz wanderten im Anfange des 18. Jahrhunderts noch ein.

Die Neu-England-Staaten (Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, New-Hampshire, später Vermont und Maine) wurden von englischen Independenten colonisirt, von denen die ersten 1620 bei dem heutigen New-Plymouth landeten und 1628 Salem, 1630 Boston gründeten.

Diese Colonien sind als die Pflanzstätte des anglo-amerikanischen Geistes anzusehen; der Sinn für politische und religiöse Freiheit, für Selfgovernment, für strenge Kirchlichkeit, die phantasielose Nüchternheit, die rastlose Thätigkeit und die Lust am Erwerben sind von hier aus über das Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet; wie ein Sauerteig hat dieser zähe, energische Geist die ganze Bevölkerung durchdrungen.

Das englische Landrecht (common law) mit seinen Grundsätzen der Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung wurde überall in Amerika angenommen; Carolina, Virginien, New-York und Rhode-Island hatten zuerst die feudale Erbfolge eingeführt, sie wurde aber überall noch im vorigen Jahrhundert aufgehoben, in Virginien schon 1776, in New-York erst 1786.

Das Erbrecht und seine Formen haben einen tiefeingreifenden Einfluß auf die sociale Gestaltung, deren Ausdruck die politischen Formen sind. So war das aristokratische Element, die Folge der feudalen Erbfolge, schon im Anfange dieses Jahrhunderts bis auf die letzte Spur verschwunden. Es waren früher gerade Connecticut, Massachusetts, Pennsylvanien gewesen, die dem ältesten Sohne einen doppelten Erbantheil zusprachen, also sich den aristokratischen Formen der Erbfolge genähert hatten. (Eine Einrichtung, die auch dort längst aufgehoben ist.)

Kentucky und Tennessee, die der Conföderation beitraten, sind so gut wie Ohio, das der Union treu blieb, von den Nordstaaten aus colonisirt.

Die Staaten Illinois, Indiana, Missouri sind, wie ein Theil der Ortsnamen bezeugt, vom französischen Canada aus bevölkert worden. Der Strom der Einwanderung, der sich fortwährend den Nordstaaten zuwendet, besteht großentheils aus katholischen Irländern (Celten).

Anders haben sich die Verhältnisse in den südwestlichen Staaten entwickelt. 1803 kaufte die Republik auf Jefferson's Betrieb Louisiana für 15 Millionen Dollars von Napoleon, dem es Spanien einige Jahre vorher abgetreten hatte.

Damals war nur der südliche Theil des heutigen Staates Louisiana colonisirt; das ganze ungeheure Gebiet, das sich bis zu den Felsengebirgen erstreckt, und aus dem später die Staaten Mississippi, Arkansas, Alabama und andere gebildet sind, wurde erst nach dem Kaufe von Anglo-Amerikanern bevölkert,

Digitized by Google

und die Abkömmlinge spanischer oder französischer Race bilden dort einen sehr geringen Theil der Bewohner.

So wenig als in der Nationalität oder dem religiösen Bekenntnisse, liegen die Unterschiede von Nord und Süd in der politischen Theorie. Demokratisch, nach europäischen Begriffen, sind die Gesetzgebungen aller Staaten ohne Ausnahme; einzelne conservative Elemente finden sich sowol in Massachusetts als in Süd-Carolina; New-Orleans und Baltimore waren lange vor dem Kriege die Schauplätze steter Unruhen und der Excesse eines zügellosen Pöbels.

Das vom Lord Baltimore gegründete Maryland war der erste Staat, der (1801) das allgemeine Stimmrecht annahm. Die Verfassung, die sich nach der Secession die conföderirten Staaten gaben, enthält keine Spur von aristokratischen Elementen.

Nicht die politische Richtung, sondern die Form der Arbeit, bedingt durch das Klima, die Boden- und Erwerbsverhältnisse, wie durch die Gewohnheit, ist die Ursache des Gegensatzes der Nord- und Südstaaten.

Die Plantagenwirthschaft erfordert Sklaven; wo Reis, Baumwolle, Zucker, Tabak gebaut werden konnten und hohe Erträge versprachen, wurden Sklaven gehalten, eingeführt und gezüchtet; die Bevölkerung bestand aus ihnen, wenigen reichen Besitzern und einem zahlreichen weißen Proletariat. Wo, wie im Norden und Nordwesten oder in den gebirgigen Theilen von West-Virginien, Kentucky, Tennessee, kein Plantagenbau möglich war, wurde der Boden getheilt, von dem Besitzer mit wenigen Gehilfen bearbeitet; da gedieh neben dem ländlichen Kleinbesitz der Handel, Handwerk, Flußschifffahrt und Industrie.

Schon lange vor dem Ausbruche des Krieges verglich Mommsen, der Geschichtschreiber Rom's, das aus Millionären und Bettlern gemischte Gemeinwesen der letzten Zeit der römischen Republik mit einer Plantagenbesitzer-Aristokratie, in welcher der reiche Mann, der von der Arbeit seiner Sklaven lebt, respectabel, der arme, der von seiner Hände Arbeit lebt, gemein sei. Und wie die alte Welt an der Sklaverei, an dem Fehlen eines freien, arbeitenden, besitzenden Mittelstandes zu Grunde gegangen, so war den Vereinigten Staaten durch die Sklaverei ein Keim des Verderbens eingepflanzt, der, sobald er erkannt war, entwurzelt werden mußte. — Die Ehre der freien Arbeit ist die Grundbedingung der Gesundheit jedes Staates, vor allem einer Demokratie.

Tocqueville sagt: „Die Sklaverei entehrt die Arbeit, führt die Trägheit in die Gesellschaft ein, mit ihr Unwissenheit und Hochmuth, Armuth und Luxus. Sie entnervt die Kräfte des Geistes und schläfert die Thätigkeit ein. Der Einfluß der Sklaverei, verbunden mit dem englischen Charakter, erklärt die Sitten und die socialen Zustände des Südens."

Um die allmälige Steigerung und Schärfung der Gegensätze zu begreifen, muß man auf die Gründung der Republik und ihre spätere Entwicklung zurückgehen. Dieselben Parteien, hier wie überall durch die Verschiedenheit der Interessen bedingt, traten schon während des Unabhängigkeitskrieges und nach dem Frieden auf, wenn auch in wechselnden Formen und unter verschiedenen Namen.

Im Jahre 1781 bildeten die dreizehn Staaten eine Conföderation, deren Namen die Secessionisten 1861 adoptirt haben. In dieser losen Verbindung

Digitized by Google

einzelner Staaten hatte die Centralregierung keine Kraft, nicht die einzelnen Bürger, sondern nur die einzelnen Staaten standen zu ihr im Verhältniß, und es fehlte ihr jedes Mittel, ihren Willen gegen den der Staaten durchzusetzen. Die daraus erwachsenden Uebelstände, die Machtlosigkeit des Staates, waren so groß, daß eine neue Verfassung beschlossen werden sollte, deren Entwerfung in die Hände von 55 Männern gelegt wurde; Washington (als Präsident), Hamilton, Madison, die Brüder Morris und Jefferson waren die bedeutendsten unter ihnen. Diese Verfassung wurde 1787 von allen dreizehn Staaten angenommen und 1789 eingeführt. An Stelle des Staatenbundes war ein Bundesstaat getreten, der die Rechte und Pflichten der Union und der einzelnen Staaten genau begrenzt und, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, jedes Recht der Secession ausschließt. Diese Verfassung, mit geringen späteren Veränderungen, ist das Grundgesetz der Vereinigten Staaten, dem sie eine Entwickelung ohne Beispiel in der Geschichte verdanken, und die von dem Volke, nach eines Engländers Wort, als das Werk einer göttlichen Offenbarung angesehen wird. Während ihrer Berathung bestanden zwei Parteien, die der Föderalisten und der Antiföderalisten (Demokraten); die Führer der ersteren waren Hamilton, Adams, Washington, zu den Gegnern gehörten Madison und Jefferson. Die Föderalisten, von den Gegnern auch Aristokraten, Loyalisten, Monarchisten genannt, wünschten eine der englischen nachgebildete Constitution, soweit sich das mit dem Grundgedanken einer Republik vertrug, und eine möglichste Stärkung der Centralregierung. Den Antiföderalisten schwebte das Musterbild einer Verfassung nach den Grundsätzen vor, die 1789 und 1790 in der französischen Revolution ihren Ausdruck fanden, und möglichste Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, wie sie von 1781—1787 bestanden hatte. Die amerikanische Zeitung „the Federalist", deren Hauptmitarbeiter Hamilton war, zeigt deutlich die Grundsätze und die Stellung beider Parteien.

Nach dem alten Wort, daß die Weltgeschichte eine Reihe von Compromissen ist, wurde auch hier ein vermittelnder Plan, der sogenannte Virginia-Plan angenommen, mit dem die Verfassung von 1787 im Wesentlichen übereinstimmt und dem sie ihre in heißen Kämpfen bewährte Dauer verdankt.

Durch die Bildung des Repräsentantenhauses wird dem Princip der Volkssouveränetät und der Volkszahl Rechnung getragen, durch die Bildung des Senats der Selbständigkeit der einzelnen Staaten. In die Hand des Präsidenten ist auf Hamilton's und Washington's Rath, denen die Verfassung ihre conservativen Elemente dankt, eine Macht gelegt, die in vieler Hinsicht die europäischer constitutioneller Monarchen übertrifft.

Schon damals lag in der Sklavenfrage eine Gefahr für die Union; unter einer weißen Bevölkerung von 3,929,827 Seelen waren 696,897 Sklaven, von denen z. B. auf Vermont 17,000, New-York 21,334, auf Pennsylvanien 337,000, dagegen auf Virginien 203,427, auf die beiden Carolinas 207,311, auf Maryland 103,036 kamen.

Auf England's Befehl, gegen die Bitten der Bevölkerung, hatten einzelne Staaten des Nordens wie des Südens Sklaven einführen müssen, um den Negerhandel, der Liverpool und manches stolze Geschlecht des englischen Oberhauses reich gemacht hat, zu unterstützen. In Folge der Boden- und Erwerbsverhältnisse

Digitized by Google

war die Sklavenarbeit nur im Süden lohnend gewesen, daher war die Zahl der Neger im Norden geringer, und den humanen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts gemäß wünschten Franklin, Jefferson und Andere die Aufhebung der Sklaverei, wie von England aus Wilberforce den Sklavenhandel bekämpfte. Auch Washington und Hamilton waren principiell gegen die Sklaverei, aber ihre plötzliche Aufhebung war für den erst werdenden Staat gefährlich. Das materielle Interesse von Virginien, Carolina und Georgien war an die Plantagenarbeit und die Sklaverei geknüpft. Daher wurde, um diese Staaten bei der Union zu erhalten, der Gegensatz der freien und Sklavenstaaten in der Unionsacte verschleiert, seine Lösung vertagt, selbst der Ausdruck „Sklaverei" in ihr vermieden und an seiner Stelle gesagt: „Personen, die zu unfreiwilliger Arbeit verpflichtet".

Die Ausfuhr der Südstaaten war in den ersten Jahren nach dem Kriege nicht bedeutend und beschränkte sich auf Tabak, Reis, Zucker und etwas Baumwolle (langfaserige, See-Island), die meist auf den sandigen Inseln an der Küste von Süd-Carolina gebaut wurde. Da erfand ein Arbeiter aus Massachusetts, Whitney, 1793 eine Maschine — cotton gin —, die es möglich machte, in schnellster und leichtester Weise die Kapseln auch der kurzfaserigen Baumwolle (upland) von den Fasern zu trennen. Die Upland-Baumwolle, die fast in allen Südstaaten gedeiht, wurde dadurch ebenso werthvoll als die langfaserige, und nun stiegen der Anbau und die Ausfuhr der Baumwolle, zugleich der Bedarf an Negern, in ungeheurer Progression. 1793 betrug die Ausfuhr an Baumwolle nur 187,000 Ctr., 1794, ein Jahr nach Whitney's Erfindung 1,601,761 Ctr., 1795 schon 6,276,300 Ctr. Im Jahre 1859 betrug die Ausfuhr 3,021,403 Ballen à 460 Pfd., der mittlere Durchschnittspreis des Pfundes war 11½ Cent, also die Gesammteinnahme 159,832,218 Dollars. Zu dieser gewaltigen Production bedurfte man aber Sklaven; daher wurde, auf die Forderung des Südens, das Verbot der Einfuhr afrikanischer Neger verschoben und erhielt erst 1808 Gesetzeskraft, ohne jedoch strenge befolgt zu werden. Die Einfuhr von Negern hat nie aufgehört, später sogar zugenommen; an dem Sklavenhandel betheiligten sich auch kurz vor dem letzten Kriege Speculanten aus New-York und Boston.

Während die dreizehn alten Staaten 1790 nicht ganz 700,000 Neger zu Bewohnern hatten, so war deren Zahl 1800 auf 893,000, 1810 auf 1,191,000, 1820 auf 1,538,000, 1840 auf 2,487,000 gestiegen und betrug 1860 bei einer Gesammtbevölkerung von 30 Millionen 4½ Millionen Farbiger, von denen kaum 1 Million, zum Theil freier Farbiger, im Norden, 3½ Millionen im Süden lebten, die mit geringen Ausnahmen Sklaven waren.

Ferner bedurften die Südstaaten neuer Gebiete, weil der Plantagenbau den Boden entwerthet; er ist ein Raubbau, da er dem Acker bei den großen Flächen, die er bedarf, und dem geringen lebenden Inventarium, keinen Dünger wieder gibt, also muß neues Land aufgesucht werden, auf dem der Anbau der Baumwolle noch lohnend ist. Es ist eine Erscheinung, die sich in Amerika überall wiederholt, daß den das Land aussaugenden Plantagenbesitzern, die immer neue Flächen anbauen, die kleinen ackerbauenden Colonisten, meist Deutsche, folgen, die nun durch den Bau von Korn und durch Viehzucht den Acker verjüngen und der Cultur zurückgewinnen. Zur Zeit von Whitney's Erfindung gingen Vir-

Digitized by Google

ginien und Carolina der Verarmung entgegen; selbst in dem neuen Staate Alabama sind nach den Schilderungen südstaatlicher Schriftsteller, die vor dem Kriege schrieben, große Strecken Landes durch den Plantagenbau verödet worden. Wo, wie theilweise in Virginien, später in Kentucky und Tennessee, die Baumwolle nicht gedieh, wurde die Sklavenzüchtung rationell betrieben, um die Sklaven zu hohen Preisen (oft 1000 Dollars der junge Mann) nach Louisiana oder Alabama zu verkaufen.

So drängte das Interesse die Südstaaten zu einer Politik, die die Erhaltung der Sklaverei und die Erwerbung neuer Gebiete forderte. Letzteres war aus einem zweiten Gesichtspunkte nothwendig. Die gesetzgebende und die Regierungsgewalt liegt in den Händen des Congresses und des Präsidenten; das Repräsentantenhaus vertritt die Volkszahl, der Senat die einzelnen Staaten. Jeder Staat, unabhängig von seiner Größe und Bevölkerung, sendet zwei Senatoren. Je mehr nun in den späteren Jahrzehnten die Bevölkerung des freien Nordens zunahm, je mehr sich die Einwanderung aus England und Deutschland dem freien Westen zuwandte, desto mehr mußte der Süden dahin streben, neue Staaten gebildet zu sehen, die unter gleichem Himmelsstrich und unter gleichen Boden- und Verkehrsverhältnissen, *seinen* Interessen dienstbar gemacht werden konnten und im Senate *seine* Partei vertreten. Dadurch erklärt sich wesentlich die innere und äußere Politik der Südstaaten, die zur Erwerbung von Louisiana, Florida, Texas drängte und sich selbst in den Expeditionen Walkers nach Nicaragua und in Projecten auf Cuba (Buchanan) aussprach.

Die Formen der Arbeit im Süden und im Norden bedingten eine verschiedene Lebensweise, andere Sitten und Anschauungen, eine meist entgegengesetzte politische Richtung. Daher finden wir im Süden wenige große Grundbesitzer, die durch Feldsklaven ihre Plantagen bebauen, sehr ähnlich den römischen Capitalisten, die von Rom aus ihre Latifundien durch Sklavenaufseher bewirthschaften ließen, aber sehr unähnlich den Lehnsherrn des Mittelalters, — daneben eine kleine Zahl meist gut gehaltener Haussklaven, dann einige bedeutende Städte, Handelsemporien, mit wenigen reichen Kaufleuten. Die große Masse der weißen Bevölkerung besteht bei dem Fehlen ländlicher Kleinbesitzer, bei dem Mangel an Handwerk und Industrie, bei der Entwürdigung der freien Arbeit, aus verkommenen Proletariern, in völliger Abhängigkeit von der Pflanzer-Aristokratie. 1860 betrug die Zahl sämmtlicher Sklavenhalter in den Südstaaten nur 346,000, darunter etwa 69,000, die nur Einen Sklaven hielten.

Im Norden dagegen, wo nur Korn und Mais gedeihen, wo die Viehzucht lohnend war, bedurfte der Feldbau täglich eine geringere Anzahl Arbeiter; daher war der Boden getheilt und wurde vom Besitzer mit wenigen Arbeitern bewirthschaftet. Daneben entwickelten sich der Handel, auch der Kleinhandel, die Schifffahrt und Industrie. Dem entsprechend war die Lebensweise, Denkungsart und Sitte des Nordens sehr von der des Südens verschieden. An der Nordostküste lebte eine Handel und Schifffahrt treibende Bevölkerung in großen Seestädten; die Fabrikation keimte erst während des englischen Krieges 1812—1814 und nach demselben auf, bis dahin waren alle Erzeugnisse der Industrie aus England bezogen worden. In den Hinterländern von New-York, in Pennsylvanien

Digitized by Google

und im fernen Westen, vom Ohio bis zum Missouri und oberen Mississippi, lebte ein Volk von Bauern, roh, beschränkt, egoistisch, aber kräftig, thätig, zäh, das im Laufe weniger Jahrzehnte einen immer steigenden Einfluß auf die Geschicke Amerika's gewonnen hat. Nach dem Census von 1810 war der Westen erst durch einen Repräsentanten — für Ohio — vertreten; gegenwärtig gehen über ein Drittel (73 Stimmen) aus den im Beginne des Jahrhunderts noch unbesiedelten Staaten des Westens hervor.

„Westward the star of empire takes its way" (der Stern des Reichs nimmt westwärts seinen Lauf). — In den ersten 20 Jahren nach Annahme der Unionsverfassung traten die bisherigen Parteiungen zurück. Washington, 1789—1797 Präsident, wurde von der ganzen Nation erwählt, Adams 1797—1801 von den Föderalisten, Jefferson 1801—1809 von der Partei, die sich die antiföderalistische genannt hatte und später den Namen der demokratischen annahm. Sie hatte bei der Gründung der Verfassung der strafferen Zusammenfassung der Staatsgewalt widerstrebt, aber, wie die Demokratie überall eine rücksichtslose Staatsgewalt befördert, so hat auch Jefferson, wie später Jackson, keineswegs den Staaten besondere Rechte eingeräumt. Jefferson war, nach Raumer's Wort, der kühnste Segler auf dem stürmischen Meere der Demokratie; die schrankenlose Entfesselung aller Volkskräfte war sein Plan. Die von ihm eingeleitete Erwerbung Louisiana's eröffnete zunächst den Südstaaten unermeßliche Gebiete, sie wies der Union die Richtung auf den Westen als neues Colonisationsfeld an und veränderte wesentlich die innere und äußere Politik der Vereinigten Staaten, die bisher nach Washington's Rath sich ganz auf das eigene Gebiet beschränkt hatte. Die in den folgenden Jahren neugebildeten Staaten Mississippi, Alabama, Arkansas, Missouri verstärkten die Partei der Südstaaten und gaben ihr im Senat ein Uebergewicht, das noch dadurch verstärkt wurde, daß eine größere Zahl bedeutender Staatsmänner und Redner aus dem Süden, namentlich aus Virginien, hervorging, als aus den Nordstaaten. Von 17 Präsidenten (bis 1861) haben 11, darunter die bedeutendsten, dem Süden, 6 dem Norden angehört.

Während des englischen Krieges 1812—14 war in den Neu-Englandstaaten eine Industrie entstanden, die von der Regierung möglichst unterstützt wurde, um die bisher aus England bezogenen Fabrikate selbst zu fertigen und Amerika unabhängig zu machen. Damals verweigerten Massachusetts und Connecticut, deren Handelsinteressen der Krieg bedrohte, ihre Milizen marschiren zu lassen, und bestritten das Recht des Congresses, den Krieg zu erklären und Officiere zu ernennen. Diese von dem Präsidenten Madison aus Schwäche sanctionirten Doctrinen nennt Tocqueville „absurdes et destructives", was hier erwähnt wird, weil einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Citate aus seinen Schriften dazu benutzt werden, diesen großen Lehrer der Politik und Kenner Amerika's als Verfechter der secessionistischen Theorie darzustellen.

Nach dem Frieden sollten die Fabriken durch hohe Zölle geschützt werden, und so entstand ein 26 Jahre dauernder Streit um die Höhe des Tarifs, da die Südstaaten Freihandel oder niedrige Schutzzölle, die Fabrikanten Neu-Englands hohe Zölle forderten. Erst 1846 wurden im Wesentlichen die Grundsätze des Freihandels angenommen; so lange hatten die Fabrikstädte des Nordens ihren

Digitized by Google

Einfluß auf den Congreß durchzusetzen gewußt, obwol in dieser Frage die ackerbauende Bevölkerung von New-York, Pennsylvanien und die des ganzen Westens dasselbe Interesse hat, wie die Plantagenstaaten.

In mehreren Fällen hatten die nur durch materielle Rücksichten bestimmten Vertreter der Nordstaaten in wichtigen politischen Fragen nachgegeben, um kleine Vortheile in der Tariffrage durchzusetzen.

Nach langem Streite über die Einführung der Sklaverei in neu besiedelten Gebieten (Territorien genannt, bis sie Staatenrechte erwerben) war 1820 der Missouri-Compromiß geschlossen worden. In dem Gebiete des von Frankreich gekauften Louisiana, aus dem noch viele Staaten gebildet werden konnten, durfte nördlich vom 36° 30″ (etwa der Ohio-Linie) die Sklaverei in keinem Territorium oder Staate eingeführt werden. In Missouri oder den südlich jener Linie zu bildenden neuen Staaten war die Einführung der Sklaverei gestattet und von der eigenen Bestimmung des Staates abhängig. Zugleich wurde Maine als freier Staat zugelassen, um ein Gegengewicht für die Zulassung Missouri's zu bilden. Einer der einflußreichsten Männer in diesen Jahren war Henry Clay (1777—1852), der an Stelle der bisherigen Parteien eine nationale amerikanische Partei bildete, deren Aufgabe die Pflege der materiellen Interessen sein sollte. Er wurde 1830 der Führer der späteren Whigs, unter denen sich meist die früheren Föderalisten wiederfanden, deren Parteiprogramm nach der Annahme der Constitution und deren unbedingter Geltung gegenstandslos geworden war. Die National-Republikaner oder Clay-men nannten sich von 1836 an Whigs.

Bis zu den 40er Jahren ruhte der Streit über äußere Politik und über die Sklavenfrage; in der Tarif- und Bankfrage stimmte ein Theil des Nordens mit dem Süden. Eine große Veränderung im politischen Leben der Nation bewirkte des Präsidenten Jackson's (1829—1837) Verfahren, der bei seinem Antritt, wie er vor seiner Wahl verheißen, alle von der Regierung angestellte Beamten entließ (rotation in office) und nur solche neu anstellte, die für seine Wahl gewirkt hatten.

Durch dies, von seinen Nachfolgern nachgeahmte, Verfahren wurden die Beamtenstellen zu einer Art Belohnung für die Parteithätigkeit; die Dauer des Amtes war nur vierjährig, die meisten suchten möglichst viel Nutzen aus einer Stellung zu ziehen, die sie bald aufgeben mußten, und so hat dieser Mißbrauch wesentlich zur Demoralisation des Beamtenstandes beigetragen.

Von der durch Clay begründeten amerikanischen Partei zweigten sich die Nativisten ab, die den Grundsatz aufstellten, daß Amerika von Amerikanern regiert werden müsse, und das Bürgerrecht nur nach 21jährigem Aufenthalt an Einwanderer verliehen werden solle.

Die geheime Partei der Nichtwisser (Know-nothings), die aus den Nativisten hervorging, richtete sich außerdem gegen die Katholiken, namentlich gegen die Irländer. — Durch geheime Agitation wie durch offene Gewalt suchte sie auf die Wahlen einzuwirken; sie hat größtentheils die Demoralisation des ganzen Wahlverfahrens in den Vereinigten Staaten bewirkt. — Von der Theilnahme am politischen Leben, von den Aemtern der Union, des Staates, der Grafschaft, der Gemeinde zogen sich in den Nordstaaten die Reicheren, Gebildeteren, Besseren,

Digitized by Google

allmälig zurück; ein Beamter, ein Politiker von Fach zu sein, galt im Norden vor dem Kriege fast als ein Makel. Um so eifriger wendeten sich Alle dem Erwerb zu; während in den Südstaaten die Führung der politischen Angelegenheiten, wie die Verwaltung des Staates und der Gemeinde in den Händen der Besitzenden und Gebildeten (Notablen) blieb, was allein genügte, um ihnen eine große Ueberlegenheit zu sichern.

Die Bank der Vereinigten Staaten in Philadelphia war in den Händen der Capitalisten des Nordens, die öffentliche Gelder zu eigennützigen Speculationen gebrauchten. Jackson verweigerte die Erneuerung ihres Privilegiums und entzog ihr die bei ihr deponirten Amtsgelder, was ihren Bankrott (1836) zum Theil verursachte. Dadurch verfeindete er sich mit der republikanischen und Whig-Partei und wurde — auf die untersten Klassen, die seine Wahl durchgesetzt hatten, gestützt, — der Führer der demokratischen Partei, die meistens mit den Südstaaten übereinstimmte.

Wie die Nativisten und Knownothings von den Whigs unter Clay's Führung ausgingen, so sind die Equal-rigths-men und Locofocos Zweige der demokratischen Partei unter Jackson's, später van Buren's Führung. Den Namen Locofocos verdankt diese Partei einem Zufall. Bei einer großen Abendversammlung in der Tamany-Halle in New-York erloschen plötzlich durch Veranstaltung der Gegner die Gasflammen. Ein Mitglied zog Zündhölzer (Locofoco-matches) aus der Tasche und steckte das Gas wieder an. Während so der Norden in die Parteien der Whigs und Demokraten, später der Whigs, Demokraten und Republikaner, mit zahlreichen Unterabtheilungen, gespalten war, stand der Süden seit dem Beginn der Streitigkeiten über die Sklavenfrage, namentlich seit Calhoun, als eine geschlossene Phalanx da.

Schon während Jackson's Präsidentur regten sich im Süden secessionistische Bewegungen, wie zur Zeit des englischen Krieges in den Nordoststaaten. Süd-Carolina und Georgien erklärten den Tarif von 1832 für unconstitutionell, und eine in Columbia gehaltene Convention forderte die Gouverneure auf, die Einführung des Tarifs zu hindern, das betreffende Gesetz zu annulliren, da die Staaten nach dieser Verletzung der Constitution das Recht hätten, aus der Union zu scheiden. Jackson schickte sofort Schiffe und Truppen nach Charleston und die Nullificatoren gaben nach. Um Norden und Süden zu versöhnen, brachten Clay und Calhoun einen neuen, die Interessen der Pflanzer und Fabrikanten vermittelnden Antrag ein.

Letzterer, Calhoun (1782—1850), ist einer der bedeutendsten Parteiführer der Südstaaten; sowol die Theorie von dem göttlichen Recht der Sklaverei wie die von den Staatenrechten, aus der das Recht der Secession abgeleitet wurde, verdanken ihm ihre angebliche Begründung. Während die Sklaverei zur Zeit der Stiftung der Union selbst in den Südstaaten als ein Uebelstand angesehen wurde, dessen Beseitigung wünschenswerth, aber nicht ausführbar sei, so erklärte Calhoun, daß die Sklaverei zu allen Zeiten bestanden habe, göttlicher Ordnung und Bedingung jeder höheren Entwickelung sei. Damit sich ein Theil der Bevölkerung den höheren Aufgaben der Menschheit, der Politik, Kunst, Wissenschaft widmen könne, müsse die Masse den materiellen Bedarf schaffen und im Zustande der

Digitized by Google

Abhängigkeit erhalten werden. So sei es in Griechenland, Rom und im Mittelalter gewesen, und die Fabrikarbeiter und Tagelöhner Europa's unterschieden sich nur darin von den amerikanischen Sklaven, daß sie schlechter gehalten würden. Trotz der großen historischen Thatsache, daß die Sklaverei des Alterthums mit der Ausbreitung des Christenthums verschwand, versuchte man, die Institution der Sklaverei durch die Bibel zu rechtfertigen. Das Beispiel des Sklavenhalters Abraham hätte ebenso gut für die Beschneidung und die Vielweiberei angeführt werden können, und beweist so wenig, als die Verfluchung Canaan's, des Sohnes Ham's, der mit seinen Nachkommen Sem und Japhet dienstbar sein sollte (I. B. Mosis 9, 22—27). Daraus läßt sich unmöglich folgern, daß die äthiopische Race, deren Abstammung von Canaan nicht nachgewiesen wird, zur Sklaverei in Amerika bestimmt ist. Und ebenso hinfällig sind die anderen aus der Bibel, z. B. dem Briefe an Philemon gezogenen Argumente, die hier nur erwähnt werden, weil sie während des Krieges in Europa vielfach Anerkennung gefunden haben. Calhoun wirft den Engländern vor, sie hätten nur deshalb den Negerhandel proscribirt und die Sklaverei aufgehoben, weil sie gehofft, die freie Arbeit der Neger würde billiger sein. Da sie sich aber getäuscht und Milliarden ausgegeben hätten, um die Sklavenbesitzer zu entschädigen, suchten sie die Union zu derselben Maßregel zu drängen, um besser mit ihr concurriren zu können. Die angebliche Negerfreundschaft der anglikanischen Geistlichkeit sei nur Speculation und Eigennutz.

Hammond, Gouverneur von Süd-Carolina, weist nach, daß vor dem Verbot der Negereinfuhr jährlich 50,000 Neger aus Afrika ausgeführt worden sind, von denen 5—10 % auf der Ueberfahrt starben, 1830—40 dagegen 150,000 jährlich, von denen 25 % starben, weil sie eng zusammengepfercht werden mußten, um das Schiff nicht durch den Bau als Negerschiff zu verrathen. „Das ist der ganze Vortheil, den diese augenverdrehende Methodistenzunft den Negern gebracht. England hat die Staaten zur Einführung von Negern gezwungen, um sich durch den Verkauf zu bereichern, und nun unser Wohlstand an die Erhaltung der Sklaverei geknüpft ist, bedroht es uns, unsere Weiber und Kinder, unser blühendes Land mit allen Schrecken eines Sklavenaufruhrs."

Calhoun's mit Geist und Leidenschaft vorgetragene Theorien fanden im Süden um so mehr Anklang, je mehr man eine scheinbar religiöse oder wissenschaftliche Begründung für das suchte, was den Vertheidigern ein materielles Bedürfniß war.

Außerdem war, von England ausgehend, die abolitionistische Bewegung angeregt, von dem England aus, das, wie Hammond mit Recht sagt, die Einführung der Sklaven befördert, zum Theil erzwungen hatte. Schon Franklin hatte in Pennsylvanien einen Club zur Abschaffung der Sklaverei gestiftet, der nach langer Pause 1819 zum ersten Male wieder eine Sitzung hielt. Bei dem steigenden Einfluß des Südens traten im Norden Männer aller Parteien den Abolitionisten-Vereinen bei, sendeten Emissäre zur Belehrung der Sklaven in die Südstaaten, die dort gegen die Sklaverei predigten. Darin lag eine große Gefahr für den Süden, es konnte ein furchtbarer Sklavenaufstand entzündet werden, und die Repressivmaßregeln wurden immer strenger. In einzelnen Staaten

Digitized by Google

wurde verboten, die Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten, die Emissäre des Nordens wurden verfolgt und den Mißhandlungen des Pöbels preisgegeben. Der Haß und die Verachtung des Nordens, die sich in den Zeitungen, wie in den öffentlichen Reden der Südstaaten aussprechen, sind fast ohne Grenzen. —

Während also im Congreß 20 Jahre nach dem Missouri-Compromiß der Streit um die Sklavenfrage ruhte, wurde er in Vereinen, in der Literatur, wie in öffentlichen Versammlungen mit immer steigender Lebendigkeit fortgesetzt.

Der Krieg gegen Mexiko, die Erwerbung von Texas waren Erfolge für den Süden, der von 1840—60 die Union beherrschte, was sich sowol in der Wahl aller Präsidenten, als in der Freihandelspolitik zeigte, die von 1846 bis zum Beginne des Krieges befolgt wurde.

In Folge der Thätigkeit der Abolitionisten entflohen namentlich in den Grenzstaaten häufig Sklaven in die freien Staaten. 1850 wurde das schmachvolle Sklavenfanggesetz gegeben, nach dem jeder Neger auf das Zeugniß zweier Weißen von seinem angeblichen Besitzer reclamirt werden und nach dem Ausspruch eines Beamten (keiner Jury) seinem Herrn zurückgegeben werden mußte. Bei Strafe waren alle Weißen, besonders alle Beamten, verpflichtet, die Ergreifung der flüchtigen Sklaven zu unterstützen. Der erkennende Beamte erhielt für seine Mühewaltung 5 Dollars, wenn er den Sklaven freisprach, 10 Dollars, wenn er ihn dem Herrn zuerkannte. — Niemand hätte in Indiana oder Vermont wagen dürfen, einen Sklaven zu verfolgen; aber in den demokratischen oder dem Süden benachbarten Staaten waren solche Verfolgungen nichts Seltenes. — 1854 fand die Aufnahme des nördlich der Missouri-Linie gelegenen Territoriums Kansas als Staat statt; nach dem Compromiß von 1820 durfte da keine Sklaverei eingeführt werden. Die Sklavenhalter setzten im Congreß die Bestimmung durch, daß Kansas darüber bestimmen möge, ob es Sklaverei einführen wolle oder nicht.

Von Missouri aus suchte die Partei des Südens durch Einschüchterung und Gewalt auf die Bevölkerung zu wirken, aber von Boston und New-York aus wurden freie Einwanderer in größerer Zahl hingesendet, und nach manchen Kämpfen, bei denen es zum Gebrauch der Waffen gegen die Banden aus Missouri kam, entschied sich die gesetzgebende Versammlung gegen die Sklaverei. — Hatte gleich die republikanische Partei hier endlich gesiegt, so hatte sich doch der Congreß wie der Präsident Buchanan dem Interesse der Südstaaten dienstbar gezeigt, in deren Absicht es lag, die Sklaverei nicht blos in den südlich der Missouri-Compromiß-Linie liegenden Staaten, sondern in allen nördlichen, neu zu bildenden Staaten, und über das ganze Gebiet der Union auszubreiten. Die Kansas-Nebraska-Bill von 1854 war wie das Sklavenfanggesetz und die Einverleibung von Texas durch die Vereinigung der Demokraten des Nordens mit dem Süden durchgegangen. Douglas, damals Führer der Demokraten, hatte den Missouri-Compromiß als eine den Grundgedanken der Union widerstreitende Bestimmung dargestellt, weil er die Freiheit der einzelnen Staaten, ihre eigenen Angelegenheiten selbst zu ordnen, beschränkte.

Die große Partei der National-Republikaner (Whigs, Claymen) hatte sich

Digitized by Google

zum Theil der Sklavenfrage wegen gespalten. Die von dem späteren Minister Seward (seit 1861) geleitete Abolitionisten-Partei drängte zu einer Aufhebung der Sklaverei und war durch die Free-soil-men verstärkt, die den Einwanderern das neue Land, in den Territorien, umsonst geben wollten. Der rechte Flügel der bisherigen Whigs verlor immer mehr Einfluß; diese Spaltung erklärt das Uebergewicht der Demokraten seit 1846. Diese alten Whigs wählten 1860 Bell mit 590,000 Stimmen; in ihnen — keineswegs in den Demokraten — finden wir die politische Richtung, die socialen, geistigen und moralischen Elemente, einschließlich der Indolenz, die wir in Europa conservativ nennen.

Aber die Aufregung der republikanischen Partei, aus den abolitionistischen Free-soil-men und dem linken Flügel der Whigs gebildet, deren Führer Seward war, sollte noch durch einen neuen Fall gesteigert werden. Dredd Scott, ein Sklave, war mit seinem Herrn aus dem Sklavenstaate Missouri nach Minnesota gezogen, hatte da zwei Jahre gelebt, war dann zurückgekehrt, mit seiner Frau einem anderen Herrn verkauft, und reclamirte nun seine Freiheit, weil er in einem Freistaate gelebt habe. Nach mehreren widerstreitenden Aussprüchen der Gerichtshöfe entschied der Supreme Court in Washington, daß Dredd Scott kein Recht habe, seine Freiheit zu reclamiren, und daß ein Sklave, der von seinem Herrn in einen Freistaat mitgenommen werde, auch fortfahre, dort ein Sklave zu sein. Damit war rechtlich der Unterschied zwischen freien und Sklavenstaaten aufgehoben, denn ein Pflanzer aus Tennessee konnte nun mit Hunderten von Sklaven nach Ohio ziehen und sie dort als Sklaven halten. Der höchste Gerichtshof, den der Präsident im Einverständniß mit dem Senate besetzt, war seit 20 Jahren im Parteiinteresse des Südens nur durch südstaatlich oder demokratisch gesinnte Richter ergänzt worden.

Solche Thatsachen mußten die Partei der Republikaner und Abolitionisten verstärken, die der Demokraten discreditiren; die leidenschaftlichen Reden im Congreß, in öffentlichen Versammlungen, einzelne Schriften wie der Roman „Uncle Tom's cabin" von Frau Beecher-Stowe und Helper's „Impending Crisis" erhöhten die Erregung. Im Süden war ein Roman „the partisan leader"*) viel verbreitet, der wesentlich beigetragen hat, die Frauen zu den eifrigsten Verfechtern der „häuslichen Institution" zu machen. In lebhaften Farben wurden die Familienverhältnisse geschildert, welche die Politik der republikanischen Partei nothwendig herbeiführen müsse. Nach Draper's Darstellung waren die Frauen und die Geistlichen besonders eifrig, die secessionistische Bewegung zu fördern. Die Frauen der herrschenden Classe waren begeistert für das werdende mächtige Reich der Südstaaten. Draper's Urtheil ist um so bemerkenswerther, da er sonst sehr günstig über die Frauen der reichen Plantagenbesitzer urtheilt und ihnen das Verdienst, die Sklaven zu Christen gemacht zu haben, fast allein zuschreibt.**) Im Jahre 1859 versuchte John Brown, nachdem er mit einigen Begleitern das Zeughaus von Harpers Ferry überfallen, die Sklaven in Virginien zu bewaffnen und einen allgemeinen Aufstand zu entzünden. Die vir-

*) The partisan leader kann man ein Handbuch der Insurrection nennen.

**) Draper, history of american civil war.

Digitized by Google

ginische Miliz nahm ihn gefangen, und er wurde nach richterlichem Spruche gehängt.

Wenngleich sein Versuch mißglückte, so zeigte sich doch, wie weit ein Theil seiner Partei zu gehen entschlossen war. Brown wurde im Norden als Märtyrer verehrt; viele Lieder, die in den folgenden Kriegsjahren von den Unionssoldaten gesungen wurden, preisen seine That. „John Brown, geh' uns voran zum Himmel," beginnt eins derselben.

So waren die Gegensätze, welche durch die natürlichen Verhältnisse bedingt waren, die Washington und die Mitbegründer der Union zu verhüllen und vermitteln gesucht hatten, durch Leidenschaft, Egoismus und Irrthum, im Süden wie im Norden, immer schroffer und schneidender geworden, der irrepressible Conflict, wie Seward es nannte, stand nahe bevor.

Bei der Wahl des neuen Präsidenten mußte sich zeigen, in welche Partei der Schwerpunkt fallen würde. Seit dem Ende von Jackson's Präsidentur hatte der Süden durch seine Verbindung mit den Demokraten des Nordens die Union beherrscht; jetzt trennten sie sich, weil Douglas, der Führer der Demokraten, in Uebereinstimmung mit der Majorität der Partei wol die Selbständigkeit der Staaten, aber nicht die Auflösung der Union, und ebensowenig die Ausdehnung der Sklaverei über ihr ganzes Gebiet wollte. — Ein klares, bestimmtes Programm (Plateform) hatten nur die Republikaner; denn die secessionistische Partei wagte aus Rücksicht auf die Demokraten und die schwankenden Grenzstaaten noch nicht, ihre letzten Absichten zu verrathen. So vertheilten sich die Stimmen in folgender Weise. Es erhielten Stimmen:

Lincoln	(Candidat der Republikaner)	1,857,610,
Douglas	(„ „ Demokraten)	1,365,976,
Breckenridge	(„ „ Südstaaten)	847,953,
John Bell	(„ „ alten Whigs im Norden)	590,631.

Von der Regierung hatten die Südstaaten keine Unterstützung mehr zu erwarten, der Census von 1860 zeigte die Zunahme der Bevölkerung des Nordens und des republikanischen Nordwestens, die ihnen keine Hoffnung ließ, den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen. So wurde der Plan einer Fortsetzung der Herrschaft über die Union und einer Ausbreitung der Sklaverei über ihr ganzes Gebiet aufgegeben, und die Secession, die Trennung von der Union, beschlossen. — Nach Sherman's Versicherung war die Lossagung schon vier Jahre früher vorbereitet und würde damals erklärt worden sein, wenn Fremont an Buchanan's Stelle zum Präsidenten gewählt wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Von

Louis Ehlert.

Ein Unternehmen, an dessen Zustandekommen der Zweifel berechtigt schien, dessen Größe und Eigenart in der Geschichte der Kunst seines Gleichen nicht findet, ist mit all' der Pracht und all' dem Zudrang, deren sich die Schöpfungen seines Urhebers zu erfreuen pflegen, in Bayreuth zur Ausführung gelangt. Die Absonderlichkeit des für das Bühnenfestspiel erkornen Locals, die langjährige Erwartung, welche durch einen immer wieder hinausgeschobenen Termin in Spannung gehalten wurde, die Schwierigkeit, so viel Kräfte ersten Ranges für längere Zeit auf einen Punkt zu concentriren, die Kostspieligkeit der Anlage, welche zu ganz ausnahmsweisen, wunderlichen Betheiligungsformen geführt hatte, endlich die Kostspieligkeit der Theilnahme — dieses Alles, hätte man denken sollen, würde sich zu unübersteiglichen Hindernissen aufgethürmt haben. Nicht die Reclame, so erfinderisch und betriebsam sie gewesen ist, nicht das wachsende Ansehen Wagnerischer Kunst, deren Gipfel man in der Nibelungenmusik zu erwarten vermeinte, nicht die gemeine Neugierde der Masse haben Bayreuth zu Stande gebracht, sondern der Wille und die Energie eines genial ausgestatteten, in allen Bezügen ungewöhnlichen Menschen. Wie viel Gunst dem Unternehmen auch durch die Hilfe eines Königs und vieler einflußreicher Parteigenossen zu Theil geworden ist, ohne den beispiellosen Glauben an seinen Stern hätte Wagner den großen Gedanken seines Lebens niemals in solcher Form zum Ausdruck gebracht.

Wie einst an das Passionsspiel in Oberammergau, wird sich eine kleine Literatur an Bayreuth knüpfen. Man wird es von hundert Punkten betrachten, vergöttern, verunglimpfen, vielleicht lächerlich machen. Sich einzubilden, daß in all' dem Lärm Muße und Sinn für die Stimme eines Einzelnen, und vermuthlich Vereinzelten, übrig bliebe, wäre der Wahn eines Thoren. Jeder Kritiker hat aber einen kleinen Kreis von Lesern, die auf ihn hören, und wäre es auch nur, um ihn zu widerlegen. Ich führe dies entschuldigend an, weil Niemand mehr als ich von der Schwierigkeit durchdrungen sein kann, über das Bayreuther Festspiel ein Urtheil abzugeben, das mehr wäre, als der Reflex eines persönlichen Geschmacks.

Digitized by Google

I.

Der Stoff zum „Ring des Nibelungen" umfaßt das Leben mehrerer Generationen. Er mußte daher, zumal er an Situationen überreich ist, in einzelnen Dramen behandelt werden. Hieraus entstand die Nothwendigkeit einer vierabendlichen Parcellirung, welche der Dichter leicht hätte weiter ausdehnen können, wenn er der Oeconomie menschlicher Receptivität mehr Rechnung getragen hätte. Der Verkehr mit Göttern und Heroen hat ihn die Durchschnittsgrenze menschlichen Auffassungs- und Sättigungsvermögens überschreiten lassen. Kann man einen Dichter für die Wahl seines Stoffs verantwortlich machen, und man sollte es doch, so entstehen hier zunächst zwei Fragen: welches Verhältniß zu ihm als solchem können wir fassen, und ist er musikalisch? Wir haben es mit einem uralten, halb mythologischen Sagenkreise zu thun, der bis in die Edda reicht. Aus ihr und dem gewaltigsten altdeutschen Epos ist er uns mehr oder weniger bekannt. Sagenhafte Götter, zu denen wir, obwol sie unseres Stammes, kaum so herzlich stehen wie zu den griechischen; Heroen und Bastarde, aus der Verbindung von Göttern mit schönen Weibern hervorgegangen, ein Geschlecht von Riesen und Zwergen, welches ihnen bald willfährig, bald feindlich ist, ein anderes Geschlecht, noch schwerer zu bestimmen, das der Rheintöchter und Walküren, im Wasser und auf dem Rosse lebend, — kurz, eine Wesenheit, nicht ohne wild poetischen Reiz, wol fähig, durch die rechte Kunst eine traumhafte Bedeutung für uns zu gewinnen, aber doch nur eine solche; der große Mittelpunkt jedoch, der Mensch, fehlt und mit ihm das Menschliche. Wo es sich geltend macht, wie in Sieglinde und Siegmund, in Siegfried und Brunhild, ist es versetzt mit einem übermenschlichen Beigeschmack, oder verunreint durch die Unverständlichkeit einer uns fremden Sittlichkeit. Fragwürdig in ihrem Handeln wie in ihrem Denken erscheinen Götter und Helden. Nur Fricka ist die ominöse Rolle zugefallen, Hüterin der ehelichen Treue zu sein, unter Verhältnissen und an einem Ort, wo Ehebruch und Blutschuld nicht naiv wie bei den griechischen Göttern, sondern im Bunde mit mystischen Regungen getrieben werden. In allen übrigen Gestalten treten Rechtsempfindungen nach unseren Begriffen nur cursorisch auf. Kraft und Stolz, List und Rache, Habsucht und Sinnlichkeit sind die treibenden Motive. Ein Vertragsbruch, wie ihn Wotan begeht, bestraft sich zwar durch die sittliche Logik der Thatsachen, aber auch nur durch diese. So bricht die Götterdämmerung, das Ende der Götter, herein, ohne daß wir in ihr mehr als das Product einer aus Willkür und halbwüchsiger Großartigkeit heraufbeschworenen Katastrophe erkennen können. Im Nibelungenliede geht es ganz ebenso unsittlich her, aber es fehlt die Beize der Wagner'schen Reflexion. Auch sind Rohheit und Sinnlichkeit in epischer Form nie ganz so schlimm wie in dramatischer, weil die Erzählung einer unsittlichen Handlung niemals die Deutlichkeit der dargestellten erreicht. Das Mißlichste aber ist die Verbindung solchen Stoffes mit einer Kunst, welche, nach jenem göttlichen Barbarenthum geboren, keine Ausdrucksmittel für sein natürliches Idiom besitzt. Hierzu kommt, daß Wagner's Musik die modernste von allen ist. Bei ihrer unruhigen Chromatik, ihrer modulatorischen Freizügigkeit

Digitized by Google

und ihrem antiplastischen Wesen eignet sie sich für nichts weniger, als eine Schilderung von Ereignissen und Zuständen, denen immer etwas Martialisches und Riesenhaftes anhaftet. Alle Gestalten der Edda und der Nibelungen sind starknochig, und gerade am Knochengerüst fehlt es der Wagner'schen Musik. Er sucht diesen Mangel durch eine rastlose Beweglichkeit auszugleichen, aber Knochen bleiben Knochen und lassen sich durch kein noch so fein ausgebildetes Nervensystem ersetzen.

Wagner hat das Mißverhältniß zwischen seinem altdeutschen Stoff und seiner neudeutschen Musik noch durch ein anderes Mittel zu mildern versucht. Aehnlich wie in den Nibelungen und alttestamentarischen Dramen Fr. Hebbel's hat er, wenn auch nicht mit dem rücksichtslos umbildenden Geiste des Wiener Dichters, doch durch starke Transfusion mit seinem eigenen Blut die alten Gestalten verjüngt. Ob aus dieser Accomodation ein Gewinn für die Dichtung entsprungen ist, bleibt mindestens problematisch. Ein großartiger Zug, größer als in irgend einem seiner früheren Bücher, geht aber unzweifelhaft durch seine Nibelungendichtung. Scenen, wie die erste Begegnung Sieglindens und Siegmund's, Wotan's mit den Walküren, der Zersplitterung des Götterspeers durch Siegfried, Brunhildens feuerbestatteter Schlaf und ihr Erwecken durch Siegfried, sind echte Poesie und von erstaunlich dramatischer Wirkung. Leider starren wieder alle vier Dramen von Ziererei im Ausdruck und verrenkten Wortstellungen: oft ist es, als hätten die Sätze kranke Gelenke. Die mit Alliterationen getränkte, alterthümelnde Sprache verursacht ein peinliches Mißbehagen. Liest man eine Weile in den Büchern, so gewöhnt man sich allmälig an Ton und Wesen des Ausdrucks. Schlägt man sie aber auf gut Glück auf, so ist man jedesmal betroffen von der in ihnen herrschenden Unnatur. Hierzu tritt ein schwül sinnliches Element von solcher Naturwärme, daß ein natürliches Schicklichkeitsgefühl sich davon verletzt fühlt. Auch ist es zu beklagen, daß die Schimpfworte Siegfried's gegen Mime und die derben Schlüpfrigkeiten zwischen Alberich und den Rheintöchtern nicht von der modernen Umbildung profitirt haben, welche der Dichter den Charakteren Einzelner zugewandt hat. Gehört das auf eine Bühne, welche den Anspruch erhebt, der Welt ein neues Kunstzeitalter zu bringen? Der Illusion Wagner's, in der Nibelungen-Tetralogie dem deutschen Volke ein nationales Kunstwerk von tief erregender, weithin treffender Macht gegeben zu haben, wird man schon aus einem anderen Grunde als dem, daß „das deutsche Volk" niemals in Bayreuth sitzen wird, entsagen müssen: die geringe Bedeutung, welche Wotan's, Brunhildens und Siegfried's Schicksale noch für uns haben, wird durch seinen, wenn auch noch so genialen Versuch, ihnen durch die Musik neues Leben einzuflößen, nicht in solchem Grade gesteigert, wie es geschehen müßte, wenn sie den so viel intimeren Gestalten unserer deutschen Sagenwelt, zu denen wir von Jugend auf ein natürliches Verhältniß haben, Stand halten sollen. Der Nibelungenmythus scheint mir außerdem vorherrschend epischer Natur. Man vergleiche W. Jordan's Arbeit mit den dramatischen Vorgängern Wagner's, Hebbel und Geibel, und man wird diesen Unterschied lebhaft fühlen. Im Nibelungenliede handeln die Personen nur, sie reflectiren wenig oder gar nicht. Ein Drama aber ohne psychologische Motivirung wäre ein

Digitized by Google

bloßes Puppenspiel. Das geistige Adergeflecht muß also durch den Dichter hineingemalt werden, wobei der Querstand zwischen dem einfachen Intervall der Handlung und dem alterirten ihres Commentars, wenn ich mich dieses musikalischen Bildes bedienen darf, nie vermieden werden kann. Die Figuren im Nibelungenliede haben ferner alle etwas Ueberlebensgroßes und setzen den Dramatiker schon räumlich in die größte Verlegenheit. Das Epos spielt gewissermaßen im Freien: wie groß man auch sei, man stößt nicht gegen die Himmelsdecke. Eine Figur wie Siegfried, im Epos glänzend und gewaltig, wird im Drama schwer beweglich, wenn nicht grotesk. Sie bedarf, wenn sie nicht eingeengt erscheinen soll, eines unendlichen Hintergrundes. Sie ist außerdem nicht recht musikalisch. Wagner muß dies gefühlt haben, denn die Vogelscene, nach meinem Gefühl so gar nicht im Charakter der Gestalt, wenigstens nicht in solcher Ausdehnung, ist dem Bedürfniß des Musikers entsprungen, ihr ein lyrisches Moment abzugewinnen. Wie viel glücklicher sind die früheren Stoffe Wagner's, selbst der zu erwartende „Parcival" gewählt, die durch ihr romantisches Helldunkel, durch das in ihnen Verhüllte und Unausgesprochene der Musik so viel Terrain ließen.

II.

Es ist bezeichnend, daß die extravaganteste aller Bühnenschöpfungen auch musikalisch mit einem Einfall beginnt, dem in der musikalischen Literatur an Kühnheit wol Nichts an die Seite zu stellen ist. Das Vorspiel zum „Rheingold" hebt mit einem Es-dur-Dreiklang an, welcher 135 Tacte währt.*) Nur wenige durchgehende Noten unterbrechen seine drakonische Tonalität. Erst im 136. Tacte verwandelt er sich in den Quartsextaccord von As-dur, so daß diese gewöhnlichste aller Ausweichungen wie eine neue Welt erscheint. Aber ebenso bezeichnend ist es, daß Wagner durch die erstaunliche Magie seiner Steigerungskraft, statt uns durch die Monotonie eines barock festgehaltenen Accordes aufzureiben, das Gefühl der Wasserbewegung, welche er zeichnen wollte, bis zur Anschaulichkeit klar macht. Die, namentlich von ihrer dichterischen Seite, vielfach besprochene erste Scene Alberich's und der Rheintöchter hat meiner alten Vermuthung, daß sie auf der Bühne schwer denkbar sei, trotz ihrer meisterhaften Darstellung nicht ganz Unrecht gegeben. Der fortgesetzte Anblick dieser, zu unfreiwilligem Schwimmen verurtheilten, Jungfrauen theilt unser Empfinden in ein dramatisches und mechanisches. Man wird von dem, was hier vorgestellt werden soll, immer wieder durch den Gedanken an den Apparat abgezogen. Wie genial die Aufgabe von der decorativen und technischen Seite, namentlich beim Beginn der Scene, wo Alles noch in leichten Nebel getaucht war, auch gelöst worden ist: bis zur natürlichen Täuschung hat man eine Scene nicht führen können, an deren Phantastik alle Darstellungsmittel erlahmen mußten. Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß, so unvergleichlich einzelne Theile und Seiten der Gesammtausstattung waren, sie überall hinter den Ansprüchen

*) Das tiefe Es der Contrabässe hatte man, abweichend von der Partitur, durch eine 16füßige Orgelpfeife verstärkt.

Digitized by Google

des Dichters geblieben ist, wo dieselben über die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Bühnenmittel hinausgriffen. Dies gilt namentlich von der zoologischen Abtheilung der Ausstattung. Die Schlange, in welche sich Alberich verwandelt, der Schlangenwurm, mit dem Siegfried kämpft, die Haidschnucken vor Fricka's Wagen — ich glaube nicht, daß man jemals trostlosere Nürnberger Spielwaarenkunst gesehen hat. Hierzu zähle ich auch Brunhildens Pferd, dessen militärfrommer Indifferentismus schlecht zu der Vorstellung von „Graue", dem durch die Lüfte sausenden Schlachtroß der Walküre, paßte. Hatte man die Rosse der Walküren überhaupt gestrichen, so hätte man consequent sein und diesen letzten Repräsentanten einer verhaltenen Gattung auch opfern sollen. Denn eben so gut, wie man im dritten Act der Walküre von den Familienverhältnissen derselben hört, ohne den „Braunen" und die „Graue" zu sehen, eben so gut durfte in der Abschiedsscene Brunhildens und Siegfried's „Graue" wegfallen.

In der optischen Behandlung war überall ein Zuviel zu erkennen. Im „Rheingold" hören die bald roth, bald blau erleuchteten, rasselnden Wasserdämpfe, welche jedes Piano des Orchesters verdecken, fast nicht auf. Am unverständlichsten war mir die grelle Beleuchtung von Personen, die sich im tiefsten Dunkel befinden sollen, und das an das gröbste Circusballet erinnernde rothe Licht, welches auf den Kuß fällt, mit dem Wotan die Gottheit von Brunhildens Stirn nimmt. Wie ist es möglich, das platt Lächerliche solcher Hilfsmittel nicht zu fühlen? Im ergreifendsten Moment ein Kuß mit einem Circonflex!

Schön und mit dem feinsten Sinn erfunden waren Costüme, Waffen und Geräthe. Wie vortrefflich z. B. die Charakterisirung der Riesen, der hellen Gestalten Siegmund's und Siegfried's, der dunklen Hunding's und Hagen's! Nur der Galanteriedegen, welcher „Nothung" vorstellen sollte, den man sich lieber als einen von zwei Händen geschwungenen Flammberg denkt, und der Goldschmuck Fricka's waren mir unbegreiflich. Man kann doch nicht gut fragen, ob Gold wol auch zu Frauengeschmeide sich eignet, wenn man mit Schmuck aus diesem Metall überladen ist. — In Decorationen war nicht mehr geleistet, als wir durch unsere Hofbühnen, und namentlich durch die Meininger, zu sehen gewöhnt sind. Solche Fels-, Wald- und Wasserlandschaften haben wir in jeder Feerie. Am stimmungsvollsten erschien das Interieur Hunding's mit der riesigen Esche und dem behaglich breiten Herd, am schwächsten die Leistung des Maschinisten. Um hier nur Eins anzuführen: wo hat man jemals einen Regenbogen von so unwahrscheinlicher Spannung gesehen, wie den, über welchen die Götter in ihre Burg schreiten? „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie." Gebt ihr einmal Regenbogen, so wölbt ihn, wie er sich zu wölben pflegt.

III.

Wenn ich den Eindruck schildern soll, den das Vorspiel als Ganzes auf mich gemacht hat, so kann ich nur sagen, daß er ebenso complicirt war, wie die Mittel, die ihn hervorzubringen in Bewegung gesetzt waren. Dieselbe landschaft-

Digitized by Google

liche Unruhe, welche aus der Tiefe des Rheins auf freie Bergeshöhen steigt, um wieder in die finsteren Klüfte Nibelheim's herabzusinken, liegt in der Partitur, welche wie ein musikalisches Farbenspectrum wirkt. Aber das soll sie ja, wird man sagen, weil sie nur die Auslegerin und Verklärerin der dichterischen Absichten sein will. Mag es denn sein; nur glaube ich, Wagner hätte, wenn er die Geschichte der Wälsungen vorführen wollte, bei seinem Alles umfassenden Geist auch für ein Geschlecht von Wälsungen sorgen müssen, dem er sie erzählt. Die menschliche Constitution, ich nehme die Species der Wagnerianerin hier natürlich aus, hat nicht die Nervenkraft, einen $2^3/_4$stündigen Act von so aufregendem Inhalt zu ertragen. So Etwas kann man wol componiren; anhören, ohne Unterbrechung anhören, kann man es nicht. Ich bin ein ziemlich kaltblütiger Beobachter künstlerischer Zustände, und lasse mich nicht leicht durch Voreingenommenheit über die Natur einer Wirkung täuschen: eine Depression jedoch, wie ich sie nach dem „Rheingold" in der überwiegenden Mehrheit des Publicums wahrgenommen zu haben glaube, war mir fremd. Was war dagegen die Ermattung, welche ich in den Foyers des Opernhauses nach den „Meistersingern" und „Tristan" gesehen hatte. Dort gab es doch noch Discussion; man haderte, ärgerte oder begeisterte sich. Hier vollständige Auflösung, Nerventod. Fragen wir uns, ob bei der Fülle Wagnerischer Begabung eine solche Niederlage abzuwenden nicht in seiner Macht gelegen hätte, so können wir unzweifelhaft sagen, daß schon eine Eintheilung in zwei Acte, die vor der ersten Erscheinung Walhall's, oder nach der Ueberwältigung Alberich's sehr gut möglich gewesen wäre, viel gemildert hätte. Aber die Rücksichtslosigkeit, und zwar nicht nur die gegen das Publicum und die Ausführenden, sondern die Rücksichtslosigkeit gegen sein eigenes Genie, ist Wagner's unseliges Erbtheil. Welche Fülle großartiger Gedanken birgt dieses „Rheingold", obwol es das schwächste der vier Dramen, eigentlich nur der Stiefvater der Nibelungentrilogie ist. Welche Hoheit ruht in dem Walhallmotiv, welch' plätschernder, kühler Zauber in dem der Rheintöchter, welche derbe Kraft in dem der Riesen! Wie ist der listige Loge fein charakterisirt, wie würdig die Gestalt Fricka's! Aber es fehlt an jeder Interpunction; wie Nebelbilder greifen die Scenen in einander; man hat das Gefühl, als führe man mit einem Jagdzug durch die schönste Landschaft. Ein Eindruck tödtet den andern. Von der letzten Weisheit aller Kunst und alles Lebens, der Beschränkung, hat Wagner Nichts gelernt. Nichts wird zurückgehalten, Nichts eingedämmt, allüberall das unleidliche „tel est mon plaisir", und neben dem größten dramatischen Gefühl nicht der geringste dramatische Tact. Wo er halten sollte, stürmt er fort, und umgekehrt. Statt vieler hier nur drei Beispiele. Wenn Siegfried den Lindwurm tödtlich getroffen hat, entspinnt sich zwischen Beiden ein Gespräch, von dem ich nicht weiß, ob es im ganzen Hause irgend Jemanden gegeben hat — die Wagnerianerin selbstverständlich immer ausgenommen —, der das Lächerliche desselben weniger stark empfunden hätte als ich. Als Siegfried bei den Giebichungen landet, begrüßt er die ihm entgegeneilenden Gunther und Hagen nicht etwa gleich, obwol sie ihm gegenüber stehen, sondern Wagner hält es für dramatischer, 8 Tacte Musik einzuschieben, ein kleiner, aber völlig nutzloser Aufschub, der die Darsteller zur Verzweiflung bringt. Am schlimmsten

Digitized by Google

ist Wotan's und Mime's Frage- und Antwortspiel im ersten Act „Siegfried's". Was erfahren wir daraus, was wir nicht schon wüßten?

„Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" stehen, ich will nicht sagen musikalisch, aber dramatisch weit über dem „Rheingold". Dies gilt namentlich vom ersten Act der „Walküre", dem Vollendetsten, was Wagner überhaupt geschaffen. Für mein Gefühl concentriren sich in ihm alle Mächte des Wagner'schen Genius ohne einen seiner Mängel. Alles ist knapp, nobel und empfindungsvoll. Die kurze, vortrefflich orientirende Einleitung, ein Meisterstück discreter, und doch charaktervoller Instrumentirung, das Auftreten des ermüdeten Siegmund, seine erste Berührung mit der Schwester (es ist, als hätte sich Alles, was Wagner's Seele von Feinheit und Anmuth birgt, hier vereinigt), die Dazwischenkunft des finsteren Gatten Sieglindens, das mälige Aufflammen der Liebenden bis zu dem herrlichen Liebesgesang und dem Hereinbrechen des Lenzes — ich wüßte nicht, wo sich in der Literatur Wagner's Etwas fände, daß sich diesem Act an maßvoller Schönheit vergleichen ließe. Wir haben es außerdem, wenn auch mit einem zwiefach schuldvollen, so doch mit einem durchaus menschlichen Verhältniß zu thun. Wir hören keine Runensprüche, keine Nornenweisheit, kein Walkürengewieher; wir sind den ewig gespreizten Wotan los, diese unglücklichste aller Figuren, welche in ihrer anspruchsvollen Redseligkeit an die schlimmsten Momente König Marke's und des Landgrafen erinnert. Der zweite Act wäre musikalisch vielleicht ganz auf der Höhe des ersten, könnte er um ein Drittel gekürzt werden. Zu den größten Momenten muß hier die stolze Erhebung gezählt werden, mit der Fricka von Wotan den Eid erzwingt: „deiner ew'gen Gattin heilige Ehre schirme heut' ihr Schild". Warum wir in dem nun folgenden Gespräch Wotan's mit Brunhilde Alles hören müssen, was wir den Abend vorher im „Rheingold" erlebt haben, ist wieder räthselhaft. Es ist ganz richtig, daß Brunhild von diesen Vorgängen in Kenntniß gesetzt werden muß; warum aber nicht in der gedrungensten Kürze? Was ist die Folge solchen Mangels an dramatischer Concision? An den Höhepunkt des Acts, das Begegnen Brunhildens und Wotan's über den Kämpfenden, gelangen wir mit stumpfen Nerven. Wenn man sich als einen Dramatiker der höchsten Gattung hinstellen und den Anfang der Kunst, oder doch einer neuen Kunst in dies Bühnenfestspiel verlegen will, so muß man sich vor dramatischen Velleitäten hüten, die man selbst einer Birch-Pfeiffer übel nehmen würde.

Der dritte Act beginnt mit dem bekannten Walkürenritt. Ich glaube, daß über den Werth weniger Stücke die Meinungen so auseinander gehen werden, wie über dieses. Es geht durch die Wagner'sche Kunst bei allem Idealismus der Grundabsicht ein stark realistischer Zug. Das Aeußerste hatte er bisher im Venusberg des „Tannhäuser" und in der Prügelscene der „Meistersinger" geleistet. Hier haben wir einen Fasching zu Pferde. Ich bin überzeugt, daß es hier Wagner's bewußte Absicht gewesen ist, den Gesang bis hart an die Grenze des Wieherns zu führen. Mit Wasserfarben ließ sich der wilde Naturtrieb dieser Rossebändigerinnen nicht malen. Es wurde also die ganze Meute im Orchester losgelassen. Eine wilde Jagd von stöhnenden Tuben, prasselnden Raketensignalen, schrillen Piccoloflöten, kreischenden Geigen wird in die Luft

Digitized by Google

geschleudert. Es ist nur eine Frage der Rüstigkeit, ob man daran Geschmack findet, oder nicht.

Prachtvoll ist die nun folgende Scene zwischen Wotan und Brunhild. Das Erdbebenhafte, das ihr anhaftet, ist hier ganz an seinem Platz. Der Bässe Grundgewalt wird von unterirdischen Schauern durchrieselt. Wie des Gottes Zorn endlich beschwichtigt wird, wie er der Wehrlosen Schlaf durch den Feuergürtel, die „wabernde Lohe", schützt, das Alles ist von einer Großartigkeit, welche die vorausgegangene Ermüdung und Unzufriedenheit zum Schweigen bringt. Es ist das Versöhnende an Wagner, daß er in seinen großen Momenten für Alles entschädigt, worüber wir mit ihm gehadert.

Die erste Hälfte des ersten Actes „Siegfried's" leidet wieder, wenn ich mich so ausdrücken darf, an dem Aggregatzustand der Wagner'schen Musik. Ich verstehe darunter den aus unendlich kleinen Partikeln geformten Zusammenhang ihres Körpers. Es entsteht hieraus eine atomistische Unruhe, ein Krieg Aller gegen Alle, eine Reibung der kleinsten Elemente, welche in Verbindung mit dem Mangel einer erkennbaren Tonalität höchst abspannend wirkt. Die sonderbare Figur Mime's, welche zu erbärmlich und widerwärtig ist, als daß ihr forcirter Humor uns versöhnen könnte, wird trotz der Rohheit, mit der Siegfried sie behandelt, kaum ein Gegenstand unseres Mitleids. Wir befinden uns ihr gegenüber kalt und rathlos. Was wir weder lieben noch hassen, weder recht bemitleiden noch lächerlich finden können, steht jenseits alles Menschlichen. Wagner scheint für das Komische und Langweilige kein sicher unterscheidendes Organ zu besitzen. Mime ist eben so wenig, ja noch viel weniger komisch als Beckmesser. Bei diesem stört kein hinzutretendes, noch so geringes Gefühl des Mitleids. Bei Mime tritt es wenigstens vorübergehend auf. Das Lächerliche aber zugleich bemitleidenswerth zu geben, dazu gehört bekanntlich sehr viel. Das konnte wol Reuter, Wagner kann es nicht. — Siegfried's Gestalt, die in ihrem Naturburschenthum bis auf die, wie schon bemerkt, zu weit ausgesponnene Sentimentalität der Vogelscene vortrefflich gelungen ist, hat in der ersten Scene einen Zug, der Franz Schubert's würdig wäre. Ich meine die Stelle, wenn er Mime verläßt, um wieder in den Wald zurückzulaufen: „wie der Fisch froh in der Fluth schwimmt, wie der Fink frei sich davon schwingt: flieg' ich von hier, fluthe davon; wie der Wind über'n Wald weh' ich dahin." Das ist auch dichterisch und sprachlich schön. Der kleine naturalistische Zug steht in solcher Frische in Wagner's Werken vielleicht einzig da. Es folgt nun die oben schon erwähnte schlimme Scene zwischen Mime und dem Wanderer (Wotan) mit den gegenseitig an einander gerichteten Fragen. Wo sechs Fragen gestellt worden, kann ich ja wol auch eine siebente wagen. Hat Wagner, als er diese Scene zum ersten Mal auf der Bühne dargestellt sah, denn nicht gefühlt, daß sie ganz überflüssig, baar jeder dramatischen Möglichkeit war? Denn was hier mitgetheilt werden sollte, konnte doch ganz kurz gefaßt sein, wenn es nicht gar besser gewesen wäre, es in überhaupt anderer Form einzutragen. Man kann ein sehr großer Mann und darum doch nicht unfehlbar sein. Man kann in der Stille des Arbeitszimmers, eingenommen von einer falschen Idee, solche Unmöglichkeiten schreiben. Man kann, wenn man sich sicher genug fühlt, die Partituren direct vom Schreibtisch

Digitized by Google

in die Druckerei schicken, obgleich dies vor Wagner Niemand gethan hat, und ich es unter allen Umständen für falsch halte. Man kann den Sängern zumuthen, das Gewagteste zu lernen, noch ehe es erprobt ist. Dies Alles verstehe ich zur Noth. Einen solchen Irrthum aber nicht streichen, nachdem man seine Wirkung in der ersten Probe erfahren hat, oder, was noch schlimmer wäre, ihn nicht einsehen, das geht über mein Fassungsvermögen. Diese leidige Unfehlbarkeit ist es, welche Wagner so oft um seine größten Wirkungen bringt.

Mit Siegfried's Rückkehr und seinen von Kraft strotzenden Schmiedeliedern haben wir wieder festen Boden unter den Füßen. Viele haben über zu viel Einzelheiten der Schwertfegerkunst geklagt. Ich finde die Scene so lebhaft erfunden und von so gewaltiger musikalischer Potenz, daß sie mir nicht zu lang erscheint. Wo Leben und Geist herrscht, wird Einem nicht leicht Etwas zu viel, am wenigsten, wenn man aus einer schläfrigen Gesellschaft kommt. Der zweite Act enthält als Hauptmomente den Kampf mit dem Lindwurm, Mime's Tod und das Gespräch mit dem Waldvogel. Letzteres ist ein Cabinetsstück poetischer Orchestersprache. Man meint das Rauschen in den Zweigen zu hören, die labende Stille der Waldeinsamkeit zu fühlen, das schwingende Lied des Vogels von Ast zu Ast verfolgen zu können. Dazwischen vielstimmiges Rohrgeflüster, als spielte der Wind im auf- und abwogenden Schilf. Ein traumseliges Versinken, nur von gedämpften Sonnenstrahlen heimlich getroffen und von Blumenduft umweht. Ein wie vielseitiger, und gelegentlich auch Miniatur-Maler Wagner sein kann, setzt uns in Erstaunen. M. v. Schwind hätte sich dieser Märchenscene nicht zu schämen brauchen. Wir vergessen darüber, wie billig, daß sie, von Siegfried gespielt, viel Unwahrscheinliches hat. Im dritten Act haben wir es zunächst wieder mit Wotan zu thun, wie immer auf seinen Speer gestützt. Es macht den Eindruck, als schlüge Jemand einen Nagel in die Natur. Die hakenartige Linie, welche Speer und Wotan unverbrüchlich beschreiben, wirkt fast wie die eines göttlichen Wachtpostens. Es folgt das Gespräch mit Erda, dem „ewigen Weib". Andere sind vielleicht glücklicher gewesen und zu einer klaren Vorstellung von Wala's Natur durchgedrungen. Es bleibt wol Nichts übrig, als sie auf Treu und Glauben des Dichters anzunehmen. Einer phantastischen Welt, wie dieser, muß man viel zu gut halten, und ich für meinen Theil bin gern entschlossen, der unwillkürlich aufsteigenden Frage, welche Daseinsform diese hehre Frau wol in der Zeit, welche zwischen ihr zweimaliges Auftreten fällt, geführt haben mag, um des lieben Friedens willen nicht weiter nachzuhängen. Den Schluß des „Siegfried" bildet das hochdramatische Begegnen Wotan's und Siegfried's, welches mit der Zersplitterung des Götterspeers endet, und die Erweckung Brunhildens, eine Scene von solcher Macht und sinnlichen Prägnanz, daß sie sich der genialen Exposition des ersten Acts der „Walküre" vollgültig an die Seite stellen kann. Auf den Wechsel der Stimmungen und Klangfarben versteht sich Keiner wie Wagner. Man erinnere sich der Erscheinung der Wartburg mit dem Pilgerchor nach dem Venusberge. Wer es nicht gehört hat, kann sich keinen Begriff von dem Rausch machen, der sich des Orchesters nach dem Abgange Wotan's bemächtigt. In dem Maße, als sich Siegfried der Felsenwildniß nähert, in der Brunhilde schläft, schlagen die

Digitized by Google

lodernden Flammen aus dem Orchester immer höher hinauf. Wärmer und wärmer wird die Gluth, bis jedes Instrument mit flackernder Lohe brennt. Wunderbar war mir bei dem polyphonsten aller Operncomponisten die Wirkung der einstimmigen Geigenphantasie, welche dem „selige Oede auf wonniger Höh'" vorausgeht. Das Duett (von der widerlichen Brunst der Verse natürlich abgesehen), eins der schönsten, die Wagner geschrieben, wird nur durch die letzten spröden Quartengänge bei den Worten „lachend zu Grunde gehe" etwas entgeistert. Ob er damit das „lachend zu Grunde gehn" hat bezeichnen wollen, weiß ich nicht. Für mich geht es steif zu Grunde.

Die „Götterdämmerung", das letzte Stück des Festspiels, besteht aus einem Vorspiel und drei Aufzügen. Vorspiel und erster Act reihen sich an einander, nur durch ein kleines Interludium geschieden. Ihre Dauer währt zwei volle Stunden. Das Vorspiel besteht aus zwei Scenen, in deren erster die drei Nornen das Schicksalsseil knüpfen und sich zuwerfen, bis es zerreißt, und mit ihm das „ewige Wissen". Musikalisch ist das Nornentrio von bedeutendem Inhalt. Tonart, so weit man bei Wagner davon reden kann, Bewegung, Klangfarbe sind merkwürdig getroffen. Alles ist Grau in Grau. Dazu die grauen Gewänder der Schicksalsschwestern: man bekommt nicht leicht einen so intensiven Eindruck von der grauen Farbe, wie hier. Wieder aber hat ein rein epischer Stoff sich dramatisiren lassen müssen. Ein Schicksalsseil kann man sich vorstellen, sehen mag man es nicht. Man denke sich einen goldenen Strick, in Seemannsweise aufgenommen und geworfen; man denke sich dies tiefsinnigste aller Seile nicht aufgefangen, sondern platt auf die Erde fallend, wie es vorkam; muß damit nicht auch alle Illusion fallen? — Im zweiten Auftritt empfängt Brunhild von ihrem Geliebten den Ring der Nibelungen und entläßt ihn in die Welt zu neuen Thaten. In diesem Duo rast wieder die volle Springfluth Wagner'scher Liebesempfindung. Die excentrischen Quintenläufe mit dem chromatisch gegenbewegten Baß im Interludium (Clav.-Ausz. S. 42, Z. 4), die Verwunderung aller Spieler und Leser, klingen, weil sie mit Windeseile vorübersausen, und dadurch nur die Gegenbewegung ohne das harmonische Detail hören lassen, nicht so arg, als man sich's denkt. Wer „Rheingold", „Walküre" und „Siegfried" hinter einander gehört hat, schreckt vor einer Prise Cayennepfeffer nicht mehr zurück.

Der musikalische Eindruck, den die beiden ersten Acte der „Götterdämmerung" hervorrufen, wäre ein anderer, wenn die Achse des Dramas nicht schief gelegt wäre. Der Liebestrank, durch den Siegfried alles Bewußtseins seiner nächsten Vergangenheit, also auch seiner Liebe zu Brunhild beraubt wird, ist in einem Drama nicht zulässig, welches mehr sein will, als ein Versuchsfeld für den Wechsel von Liebesaffecten. Dem Dichter scheint bei der Schnelligkeit, mit welcher Siegfried auf den Trank reagirt, die Empfindlichkeit des Lakmuspapiers vorgeschwebt zu haben. Kein Farbenwechsel kann rascher vollzogen werden. Welche Theilnahme, außer etwa einer klinischen, sollen wir nun für eine Verwirrung haben, welche als einzige Prämisse das Wunder in seiner unsittlichsten Wirkung hat? Welchen Maßstab haben wir für die unerhörte Gleichgültigkeit, mit welcher Gunther und Gutrune auf Hagen's Ansinnen eingehen? In welchem Zeitalter,

Digitized by Google

unter welchen Verhältnissen ist ein Weib von edler Abkunft denkbar, das sich einem durch solches Mittel errungenen Manne zu eigen gäbe? Fortan herrscht in diesem Drama weder ein sittlicher Wille mehr, noch eine sittliche Weltordnung. Gleichviel, wie Gunther, Gutrune, Hagen enden, gleichviel selbst, was aus Siegfried wird; nur Brunhild gehört noch unsere Theilnahme. Wollte der Dichter das? Gefiel er sich an dieser fratzenhaft verkehrten Welt, in der die Liebe zum Delirium degradirt wird, und ein unfaßbar sinnloses Wunder sich an die Stelle der Vernunft setzt? Was ist es tief wehmüthig, ein immerhin großes Gebäude so falsch gekrönt zu sehen! Wieviel Geist und Empfindung steckt wieder in diesen unseligen zwei Acten, und wie ist man so gar nicht gestimmt, sie rein auf sich wirken zu lassen. Ein Hochgebirge im Regen!

Der letzte Act bringt zwei Scenen von der auserlesensten Schönheit, die der Rheintöchter mit Siegfried, und des Letzteren Tod und Bestattung. Man sieht daraus, daß Wagner's Phantasie, weit entfernt erschöpft zu sein, eher noch in der Steigerung begriffen ist. Viel Durchschlagenderes und allgemein Verständlicheres als den Gesang der Rheintöchter mit seiner lockenden Beweglichkeit und seinem melodischen Reiz, als die feierliche Pracht des Trauermarsches, hat sie wol kaum erfunden. Wie verschieden wir auch über ein Werk denken mögen, das als Ganzes immer fragwürdig bleiben wird, weil ihm die künstlerisch unerläßliche Beschränkung und die Harmonie seiner einzelnen Theile fehlt: dem Musiker in Wagner können wir ein Vollgefühl der Bewunderung nicht versagen. Es ist das schöne Vorrecht der Erinnerung, aus einem von mannigfachen, sich oft widersprechenden Eindrücken begleiteten Erfahrenen die Schatten leise abzulösen, das Licht, das diese oft genug verdunkelten, reiner und heller auszustrahlen. Die Kritik kann sich freilich nicht unter den Schutz ihrer besänftigenden Fittige stellen: sie soll die Wahrheit geben, und Nichts als diese. Ihres Amtes ist es nicht, zu verschweigen, zu verschönern oder gar zu täuschen. Aber sie darf am Schluß ihrer peinlichen Arbeit an die wohlgemuthe und barmherzige Helferin gemahnen, welche aus der Flucht des Vergänglichen das Ewige zu retten weiß. Ich habe in der kurzen Entfernung weniger Tage erfahren, wie die musikalischen Grundgedanken des Wagner'schen Werkes in der Seele Wurzel schlagen und wachsen. Das Peinliche der Ermattung, womit ihre erste Aufnahme verknüpft war, das Verkehrte selbst, unter dessen Mißgunst sie oft zu leiden hatten, verliert sich in der eigenthümlichen Größe ihrer Proportionen.

IV.

Es wäre das Geschäft eines Zeichendeuters, mit Sicherheit voraussagen zu wollen, welche Rolle der „Ring der Nibelungen" im Kunstleben der Welt spielen wird. Ich habe darüber nur Vermuthungen, und spreche meine Gedanken ausdrücklich nur unter dieser Form aus. Der Wagnerismus, diese geistreiche Verbindung von dichterischer und musikalischer Intelligenz, wird voraussichtlich so lange dauern, bis ein spontaner Operndichter diesem proteischen Allkunstwesen ein Ende machen wird. Der menschliche Geist in seiner höchsten Entwicklung ist ewig Specialist. Wir sehen dieses selbst bei den scheinbar ungewöhnlichsten Ausschreitungen künstlerischer Urkraft, bei Goethe und den Cinquecentisten.

Digitized by Google

Goethe war in erster Reihe aber wesentlich Dichter, Michel Angelo, wie die ihm verwandten Geister, wesentlich bildender Künstler. Daß sich dichterisches und musikalisches Genie in demselben Kopf vereinigt, hat nicht nur alle Erfahrung, sondern auch alle Wahrscheinlichkeit gegen sich; denn eben das ist das Kennzeichen des Genies, daß es sich unmittelbar zum Ausdruck bringt. Das Unmittelbare ist aber niemals zwiefältig, es ist einfach. Niemals gab es zwiefältigere Kunst, als die Wagner's; niemals eine natürlichere als die Raphael's. Man erzählt von ihm, wenn ich nicht irre, ist es Vasari, daß er bei offenen Thüren gemalt habe, und daß, wenn er ausging, sich ihm Alles anschloß, was von Kunstgenossen und Kunstverständigen in seiner Nähe war. Mir ist das immer wie der höchste Ausdruck der persönlichen Wirkung einer reinen Kunst erschienen. Nirgends Neid, nirgends Coterie: ein selbstverständliches Unterordnen, wie unter Licht und Luft eines schönen Tags. Betrachten wir dagegen die Erscheinung Wagner's: welche Complicirtheit, welches Parteitreiben, welcher Kampf um jedes Stück Erde begegnet uns! Gleichberechtigt neben dem Musiker, der soviel Naturell hat, soll der Dichter stehen, der so wenig hat. Mit welchen literarischen Ansprüchen trat einst der „Ring der Nibelungen", als Manuscript für seine Freunde gedruckt auf; welches Ringen und Mühen folgte darauf, ehe er musikalische und reale Gestalt gewann. Eine Vereinigung der außerordentlichsten Anstrengungen hat endlich seine Darstellung in Bayreuth ermöglicht. Ist es denkbar, daß sich ein derartiges Aufgebot aller Mittel wiederholen oder gar als eine jährliche Gewohnheit einbürgern wird? Eine Folge von vier Abenden solcher Musik widerstrebt außerdem der Natur eines normalen Menschen, und das Theater von Bayreuth ist zu groß, um es ganz mit anormalen zu füllen. Man wird sich also entschließen müssen, das Werk zu zertheilen, wenn „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" ihren Platz auf der Bühne behaupten wollen. Man wird sich ferner entschließen müssen, die vornehme Abgeschlossenheit von Bayreuth aufzugeben, die Werke auf diejenigen Bretter zu schicken, welche die Welt, und nicht das Patronatswesen bedeuten; denn ein nationales Kunstwerk, was es doch sein will, spielt sich nicht bei geschlossenen Thüren ab. Man wird sich endlich entschließen müssen, auf die Stimme der öffentlichen Meinung zu hören, welche mehr bedeutet, als der Lobgesang einer kleinen und fanatischen Partei; man wird unbarmherzige Kürzungen, hier und da Aenderungen machen müssen, wenn man ein lebensfähiges und dauerndes Kunstwerk haben will.

Die neuen Einrichtungen, welche Wagner in seinem Bayreuther Theater getroffen, haben sich im Wesentlichen bewährt, vor Allem das tiefer gelegte, den Augen des Publicums entzogene Orchester. Der Klang, nur auf den letzten Bänken des Amphitheaters etwas verundeutlicht, war in Verbindung mit der trefflichen Akustik des Hauses voll und ausgibig. Kronleuchter und Souffleurkasten waren gefallen. Kann die Sicherheit der Sänger gewährleistet werden, so wird den letzteren gewiß Niemand vermissen. Das gedämpfte Licht, welches während der ganzen Dauer des Spiels im Hause herrscht, sollte aber nicht so intensiv sein, daß man keine Zeile im Textbuch zu lesen vermag. Es ist von Niemandem zu verlangen, daß er das Buch, wie ein Hauptstück des Katechismus,

Digitized by Google

Wort für Wort auswendig weiß. Bei der Undeutlichkeit in der Aussprache der meisten Sänger, und bei der rettungslosen Langeweile, in die man verfällt, wenn man den Dichter nicht auf Schritt und Tritt verfolgen kann, ist ein gelegentliches Nachschlagen im Textbuch ein unabweisbares Bedürfniß. Ein hübscher Einfall waren die aus einem Hauptmotiv des jedesmaligen Dramas gebildeten Fanfaren, welche, als wahre Leitmotive, die Hörer wieder in's Theater riefen. Das Orchester, aus ungefähr 120 Musikern bestehend, war unter Hanns Richter's Leitung auf der Höhe seiner Aufgabe. Das Blech trat nicht zu sehr hervor, Holzbläser und Saiteninstrumente, an der Spitze der letzteren Wilhelmj's Wundergeige, waren von unvergleichlicher Wirkung. Nur die acht Harfen brachten nicht das Klangvolumen hervor, welches man von ihrem Chor erwartet hätte.

Von den Darstellern, die zu tadeln ich nicht das Herz haben würde, selbst wenn sie Veranlassung dazu gegeben hätten, waren die meisten vortrefflich, einige wenige mittelmäßig, keiner schlecht. Den ersten Preis würde ich den Rheintöchtern zuerkennen. Die drei hübschen jungen Mädchen (die Damen Lammert, Lilli und Marie Lehmann) mit ihren glockenreinen Stimmen und anmuthigen Bewegungen gaben namentlich in der „Götterdämmerung" eine geradezu vollkommene Leistung. Niemann's größte Rolle unter seinen vielen großen ist gewiß die des Siegmund, insbesondere von der darstellenden Seite. Sein erstes Auftreten in der „Walküre", das Ermüdete des flüchtigen Mannes, sein Niedersinken am Herd („weff' Herd dies auch sei, hier muß ich rasten") werde ich nie vergessen. Betz hatte den Heldenmuth gehabt, den Wotan zu übernehmen, eine Rolle, an der jede Gesangs- und Darstellungskunst der Welt erlahmen mußte. Nach ihnen wären Vogel als Loge, Schlosser als Mime und Unger als Siegfried zu nennen. Vogel gab den verschmitzten Gott mit solchem Talent, daß er gegen alle Bayreuther Sitte vom Publicum durch lebhaften Zuruf ausgezeichnet wurde. Schlosser's Maske war köstlich. So mag sich Wagner den schwieligen, krummbeinigen und ränkevollen Gefährten Siegfried's gedacht haben. Unger hatte in der kleinen Rolle des Froh im Rheingold nicht die Erwartungen erregt, die er als Siegfried erfüllte. Er sah genau aus, als wäre ein schöner Recke wie Niemann sein Vater gewesen, und spielte namentlich die Schmiede- und Vogelscene mit der natürlichsten Anmuth. Denn man kann auch mit Anmuth schmieden, selbst wenn man vorher so anmuthslos hat schimpfen müssen. Die Wahl dieser drei Männer, Betz und Niemann waren ja gewissermaßen gegeben, hat wieder einmal gezeigt, wie Wagner seine Leute zu finden weiß. Vorzüglich waren auch Hill als Alberich, Gura als Gunther, Eilers als Hunding, v. Reichenberg als Fafner und Koegel als Hagen. Unter den Frauenrollen zeichneten sich Frau Materna in der angreifenden Rolle der Brunhild, Frau Grün als Fricka und Fräulein Scheffzky als Sieglinde aus. Die drei Nornen waren in den Händen von Frau Grün, Fräulein Scheffzky und Frau Johanna Wagner, die ihrem Onkel zu Liebe aus dem Privatleben noch einmal auf die Bühne getreten war. Erda endlich wurde von Frau Jaide, Gutrune von Fräulein Weckerlin gesungen. Die kleineren Partien, wie Freia, Donner, die Walküren, waren angemessen besetzt.

Digitized by Google

Zu der merkwürdigen That von Bayreuth hatte der halbe Erdkreis seine Boten abgesandt. Die Berührung mit so viel ausgezeichneten Männern erhöhte den elektrischen Zustand, welchen eine tropische Atmosphäre und der glühende Athem des Wagner'schen Orchesters erzeugt hatte. Am vollzähligsten war natürlich die Kritik vertreten. Von den tonangebenden Dichtern und Musikern vermißte man, außer Bodenstedt und Liszt, fast Alle*). Hatte der Festdichter, dessen Werk doch zunächst an die Künstler gerichtet war, versäumt, die ersten unter ihnen einzuladen? Sollte der Goethe'sche Vers hier gelten:

Kein toller Versehn kann sein,
Gibst Einem ein Fest und lädst ihn nicht ein?

Der weltstürmende Ehrgeiz Wagner's kann sich doch nicht in einem Hörerkreise befriedigt gefühlt haben, dessen überwiegende Mehrheit von Parteigenossen und Neugierigen aus den Reihen der vornehmen und reichen Gesellschaft gebildet war? Man sucht seinen Anhang doch zu vermehren; hat doch selbst Gott mehr Freude an einem Sünder, der Buße thut, als an neun und neunzig Gerechten.

Es gibt ein Märchen, in welchem der Teufel sich rühmt, rascher als eine Nähterin ein Hemd fertig zu bringen. Er fädelt das ganze Garn in seine Nadel, muß aber mehrere Mal um's Haus herum laufen, um seinen Faden durchzuziehn. Die Nähterin arbeitete unterdessen in ihrer Weise gelassen fort, und hatte ihr Hemd früher als jener vollendet. Hieran mußte ich denken, als ich mir den Umweg überlegte, den hier ein Werk nimmt, das schließlich doch nur in den so viel näher gelegenen Kunststätten gebildeter Städte ein natürliches Asyl finden kann.

*) Ich spreche vom I. Cyklus. Die Fremdenliste der beiden nächsten wird zeigen, ob sich in der Zusammensetzung der Gesellschaft Wesentliches geändert hat.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813, von Wilhelm Oncken. Bd. 1. Berlin, G. Grote'sche Verl.-Buchh. 1876.

Neben dem Epos unserer Befreiungskriege geht, wie man weiß, ein Intriguenstück her, dessen Personen den Helden des ersteren oft genug als Folie gedient haben. Dort die Begeisterung, das Genie, der Todes- und Opfermuth; hier die Engherzigkeit, die Selbstsucht, die Schwäche, wenn nicht gar die bösartige Tücke. „Mag die Feder nicht verderben, was das Schwert hat gut gemacht!" Das ist für weite Kreise noch heute das Motto, wenn von Beurtheilung jener Kämpfe und ihrer Folgen die Rede ist. Und wie Oesterreichs Antheil am Kampfe zu seinem Antheil am Siegespreise in merklichem Mißverhältnisse zu stehen schien, mußte es sich von je gefallen lassen, daß die Spitze dieser Auffassung, zumal in preußischen und sonstigen liberalen Kreisen, sich vornehmlich gegen seine Staatsmänner wandte.

Dieser populären Anschauung gegenüber führen nun die hier vorliegenden urkundlichen Aufschlüsse allerdings nicht etwa den Beweis für Metternich's oder des Kaiser Franz' deutsch-nationale Gesinnung; wol aber zeigen sie die handelnden Personen weit mehr unter dem Drucke zwingender Verhältnisse, als persönlichen Beliebens. Und wenn es dabei sich ergibt, daß eben richtige Erkenntniß jener, nicht zufälligen, sondern bleibenden Verhältnisse den österreichischen Staatslenker, innerhalb bestimmter Grenzen, zu einem ganz zuverlässigen Verbündeten Preußens machte, so hat dieser Beweis nicht nur für die Wissenschaft Bedeutung. Die Direction des Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archivs hat wol gewußt, was sie that, als sie Herrn Oncken das Material für den Nachweis lieferte, daß in den großen Entscheidungen des Jahres 1813 nicht nur die Rivalität gegen Preußen, sondern auch das Bewußtsein der Solidarität der beiden deutschen Großmächte in Wien lebendig und maßgebend war. „Oesterreich und Deutschland haben schon über manchem „Grabe Frieden geschlossen; es ist Zeit, daß sie auch über dem Grabe des Be„freiungskrieges Frieden schließen." Wir können diesen Worten der Vorrede Oncken's nur von Herzen zustimmen und möchten durch den nachstehenden kurzen Bericht über die Ergebnisse seiner archivalischen Studien an unserem Theil dazu beitragen, daß dieser Friedensschluß in den Gemüthern der Denkenden, hüben und drüben, sich vorbereite.

Wir versetzen uns, an der Hand der vorliegenden Urkunden, in die schicksalsschweren Herbstmonate des Jahres 1812, mit denen diese Mittheilungen beginnen. Es ist Anfangs September. Es ist in Berlin, aus dem russischen Hauptquartier, ein vertraulicher Bericht eingelaufen (wahrscheinlich aus den nächsten Umgebungen

Digitized by Google

des Generals Pfuel), der bis in den August die Kriegsergebnisse schildert. Man kennt also dort den nicht ganz planmäßig ausgeführten Rückzug der russischen Heere bis in's Lager von Drissa an der Düna, das Vordringen Napoleon's auf Smolensk, die dort erfolgte Vereinigung des russischen Hauptheers mit Bagration, die glücklichen Gefechte der beiden russischen Flügel, Wittgenstein's gegen Oudinot, Tormassof's in Volhynien, gegen die Sachsen unter Klingel. Ueber bedenkliche Stimmungen und Vorgänge im österreichischen Hilfscorps, über eine bevorstehende englische Landung sind Gerüchte im Umlauf. Im russischen Heere und Volke ist man mißvergnügt über den endlosen und kostspieligen Rückzug; man hat den Kaiser in Petersburg und Moskau mit begeistertem Patriotismus empfangen und ist zu äußerster Anstrengung entschlossen. Dennoch verspricht man sich in den militärischen russischen Kreisen von dem bei Smolensk bevorstehenden Kampfe nur eine ehrenvolle Niederlage; aber der gute Fortgang der Rüstungen, der allgemeine Kriegseifer, die Festigkeit des Kaisers wird auch nach einer solchen die standhafte Fortsetzung des Krieges verbürgen.

Unter dem Eindrucke dieser Nachrichten (er legt sie in Abschrift bei) eröffnet nun Hardenberg eine fortlaufende vertrauliche Correspondenz mit Metternich. W. v. Humboldt, unser Gesandter in Wien, wird nicht in's Geheimniß gezogen, wol aber Graf Zichy, Oesterreichs Vertreter in Berlin, und — ein wol zu beachtender Umstand — vom Beginn dieses Briefwechsels, d. h. vom 4. September 1812 an, hat es zwischen beiden Cabinetten in Bezug auf französische Dinge kein Geheimniß gegeben. Herrschender Ton ist auf preußischer Seite, d. h. zunächst bei Hardenberg, dann auch bei den andern eingreifenden Persönlichkeiten, zumal Knesebeck und dem Könige selbst, eine rückhaltlose Hingabe, die das Bewußtsein der Hilfsbedürftigkeit oft nur zu sehr durchblicken läßt; ihr gegenüber, bei Metternich und den anderen Oesterreichern, freundliches, aber gemessenes Entgegenkommen unter Hervorhebung der eigenen, bevorzugten Lage. Hardenberg's erster Brief, eben der vom 4. September 1812, ist ein einziger, langer Stoßseufzer. Er schildert das napoleonische Raubsystem, die entsetzlichen Leiden des Landes, besonders Ostpreußens und Litthauens, die Requisitionen, die verheerenden Wirkungen der Continentalsperre. Schon am Anfang des Juli hatte Preußen 65 Millionen Francs, nach Abtragung der schweren Kriegsschuld, von Frankreich zu fordern (Anfangs October wurde das Guthaben auf 88,657,466 Francs berechnet), und auf alle Vorstellungen hatte der Kaiser nur Vertröstungen, Ausflüchte und — neue Forderungen. Der Brief schließt mit dem Vorschlage fortlaufender Verständigung, natürlich in tiefstem Geheimniß, und von Hardenberg's Seite zunächst ganz ohne Hoffnung. Man versprach sich in Berlin offenbar sehr wenig von den russischen Kriegsthaten. In dieser letzteren Beziehung nimmt dann Metternich's Antwort (vom 5. October, einen vollen Monat später) wo möglich einen noch pessimistischeren Standpunkt ein. Er glaubt Rußland bei Smolensk entscheidend geschlagen, und — was noch schlimmer — er hat eine sehr geringe Vorstellung von dem Charakter und der Ausdauer der maßgebenden Persönlichkeiten, den Kaiser nicht ausgenommen. Die Tage von Bartenstein, von Tilsit, von Erfurt hatten doch tiefe Schlagschatten auf das Bild Alexander's geworfen. Der kalte, klare, nüchterne Metternich zumal will von dem gekrönten Enthusiasten und Schönredner nichts hoffen. Er sieht die einzige Möglichkeit des Heils vielmehr in dem Zusammenhalten der beiden mitteleuropäischen Mächte, Oesterreichs und Preußens: zunächst zu Vermittelung eines allgemeinen Friedens, dann, nach Gelegenheit, zu allmäliger Wiedergewinnung der Unabhängigkeit, der freien Bewegung nach Osten und Westen. „Il ne nous reste donc que de nous „retrancher dans nous-mêmes; il nous faut chercher dans nos propres moyens ceux „de notre salut. Je dis de notre salut, car je ne sépare jamais et ne „séparerai jamais les intérêts de nos deux états.“ Das klingt denn tröstlich und erfreulich genug. Aber nun wird auch gleich wieder vorsichtiger und — aufrichtiger Weise die Verschiedenheit der gegenseitigen Lage betont: „diffé-

Digitized by Google

rence que la seule considération suffirait pour établir, que le sort nous favorise assez pour pouvoir mettre à profit pour nous renforcer*) la même époque qui vous impose des sacrifices sans nombre; différence sentie par nos peuples, sur lesquels elle porte le plus directement, et qui par conséquent placeront sur une toute autre échelle la responsabilité des deux gouvernements.“ Das ist's, kurz und deutlich: Wir haben dieselben Interessen, wir bedürfen Einer des Andern, um wieder unabhängig zu werden, um überhaupt zwischen Rußland und Frankreich nicht erdrückt zu werden. Aber unsere Lage ist doch nicht gleich. Wir können abwarten; wir sind immerhin noch eine Macht; der Kaiser muß auf uns gewisse Rücksichten nehmen, ganz abgesehen von der Verwandtschaft. Aber euch geht das Messer an die Kehle; ihr müßt also, gegebenen Falles, vorangehen, auf jede Gefahr. Ihr dürft euerem Volke ganz andere Dinge zumuthen, als wir.

Von dieser klaren, festen, richtigen Grundanschauung wird denn Metternich's Haltung folgerichtig bestimmt: während der furchtbaren Anstrengungen des französischen Rückzuges und seiner nächsten Folgen und während der Verhandlungen bis zum Ausbruch des Krieges. Sie enthält den Schlüssel zu der ganzen geheimen Geschichte von 1813. Keinen Augenblick hat der österreichische Staatsmann geschwankt; aber Nichts vermag auch seinen Schritt zu beschleunigen, ehe er nicht das ganze Spiel in der Hand hat. Schneller, als irgend eine Voraussicht ahnen konnte, stellten bekanntlich die Ereignisse sein System auf die Probe. Gerade an jenem 5. October, da Metternich sein absolutes Mißtrauen gegen die russische Staatslenkung aussprach, hatte Alexander, in den schicksalsschweren Verhandlungen zu Tarntino, seine Voraussicht Lügen gestraft. Er war fest geblieben gegen die Drohungen und Verlockungen seines furchtbaren Gegners, hatte mit diesem einen Zuge alle französischen Waffenerfolge mehr als matt gemacht. Schon am 28. October trifft dann, durch Vermittelung des Fürsten Lieven, in Berlin seine erste Aufforderung zum Bündniß ein; bald darauf, im November, in Wien eine gleiche. Aber Preußen erklärt, ohne Oesterreich sich auf Nichts einlassen zu können, noch zu wollen; und Metternich verhielt sich höflich ablehnend, setzte aber ungesäumt jene zuwartende, kaltblütige, weder unklare, noch unentschlossene Vermittelungspolitik in Gang, die ihn dann auch an's Ziel führen sollte. „Der Augenblick ist gekommen, wo ich dem Kaiser Napoleon zeigen kann, wer ich bin!“ hatte Kaiser Franz gerufen, als er die Nachricht von der Räumung Moskau's empfing. Am 3. December hatte Napoleon in Molodetschno das berüchtigte 29. Bulletin, die Todesanzeige der großen Armee, unterzeichnet, am 10. war er in Warschau, am 14. ergingen von Dresden aus seine Forderungen nach Wien und Berlin: neue 30,000 Mann sollten zu Schwarzenberg stoßen, York's Corps, eben noch 15,000 Mann, schleunig auf 30,000 gebracht werden. Am 17. erfuhren die Pariser gleichzeitig die Rückkehr des Kaisers und das Schicksal des Heeres. Aber schon am 9. waren zwei Depeschen Metternich's nach Wilna, in's französische Hauptquartier, abgegangen, an Floret, den österreichischen Geschäftsträger, mit den für Oesterreichs Verhalten fortan maßgebenden Weisungen. Die eine, zum Vorzeigen an Bassano bestimmt, führt aus, daß Oesterreich allein in diesem Augenblicke 50 Millionen Menschen abhalte, sich gegen Frankreich zu erheben: denn es wolle nicht die Revolution, den Umsturz, sondern einen ehrenvollen und sicheren Frieden, und nur von seiner Vermittelung stehe dieser zu hoffen. Und gleichzeitig schärft eine für Floret allein bestimmte Chiffredepesche ihm noch besonders ein: recht nachdrücklich solle er den ungestümen Volksgeist in Oesterreich und noch mehr in Preußen betonen, damit Oesterreichs Verdienst um seine Niederhaltung zu gebührender Würdigung komme. Und in demselben Sinne spricht der Brief „des

*) Das haarsträubende Diplomaten-Französisch, in welchem die beiden deutschen Staatsmänner sich vertraulich unterhalten, durfte dem Leser nicht ganz erspart werden. Es gehört mit zum Charakter der Zeit und der Personen.

Digitized by Google

guten Bruders und Schwiegervaters" an „den Herrn Bruder und lieben Schwiegersohn" sich aus, den dann Bubna, der gewandte Unterhändler, am 30. December (am Tage vor York's Abfall) in Paris übergibt: Loyalität, Friedensliebe im Vordergrunde; dahinter der kaum noch verschleierte Ausdruck des neuen Kraftbewußtseins, das man gewonnen.

Schwerlich übrigens ließ Napoleon sich täuschen. Er zahlt mit gleicher Münze, nur energischer ausgeprägt, seinem Charakter entsprechend. Illyrien soll Oesterreich haben, meldet Bubna am 31. December, wenn es den Frieden mit — England zu Stande bringt. Und dann geht (am 7. Januar 1813) jenes merkwürdige, bisher immer abgeleugnete Handschreiben nach Wien ab (Oncken bezeugt, daß er das Original gesehen), eine der tollsten Rodomontaden, welche der Feder des genialen kaiserlichen Charlatans jemals entflossen sind: natürlich hat sein Heer nur von der Kälte, nicht von den Russen gelitten. Aber noch stehen ihm 200,000 Mann schlagbereit in Polen und Preußen, dazu 40 Bataillone an der Oder, 84 Bataillone in und bei Hamburg; 40 andere kommen von Verona, zwei Corps von je 70—80 Bataillonen stehen am Rhein, 80,000 frische Pferde sind angekauft, das Budget für 1813 sichert 1100 Millionen Francs, ohne die Leistungen der Bundesgenossen. Und das Alles, um — schließlich den biedern Schwiegervater um 30,000 Mann zu bitten, mit dem lockenden Hinweis auf Illyrien, Dalmatien, Corfu! Das nach Wien, wo man über den wirklichen Zustand „der großen Armee" schon die genauesten Nachrichten hatte, York's Abfall kannte, sich Preußens sicher wußte, von Rußland umworben wurde! So überbringt denn auch Bubna am 3. Februar die höfliche, aber fest ablehnende Antwort seines Kaisers und bald darauf einen zweiten Brief mit der kühlen Anzeige: Schwarzenberg, durch Murat's Flucht und das Vordringen der Russen compromittirt, habe sich durch einen Waffenstillstand mit Kutusoff (am 30. Januar, einen Monat später als York) den Rückzug nach Westgalizien und seinen Truppen die nothwendige Erholung gesichert. „Ich zweifle nicht, den Absichten Eurer Majestät begegnet zu sein," schließt ganz treuherzig das Schreiben. Wol fuhr Napoleon auf, schrie über Abfall (auch früher, am 10. d. M., als von St. Marsan aus Berlin die erste Nachricht über York's Convention eintraf). Aber schon hatte er wegen des Schreibens vom 7. förmlich pater peccavi gesagt: „Wortschwall, Dummheiten habe er geschrieben." Und auch diesmal erwächst aus der Noth die Tugend der Geduld. Er beruhigt sich, spielt den Friedliebenden, gibt sich den Anschein, an Oesterreichs gute, uneigennützige Absichten zu glauben.

So weit war denn Metternich's Partie ohne Fehler gespielt, Frankreich gegenüber, ohne augenblickliche Compromittirung, der ganze Vortheil der Stellung gewahrt. Es kam nun noch darauf an, sich nach der anderen Seite hin mit geringstem Einsatz den festesten Rückhalt zu sichern. Denn was man zu erwarten hatte, wenn Napoleon wieder der Herr würde, den Tag der Rache erlebte, darüber gab wol Metternich zuletzt einer Täuschung sich hin. Wie er die Lage auffaßte, ergibt zweifellos die von Oncken mitgetheilte geheime Instruction für den Freiherrn v. Wessenberg, den Gesandten in London, vom 8. Februar: „La grande considé-„ration qui doit nous guider dans la crise actuelle est celle de la nécessité où „nous sommes d'empêcher de toutes nos forces que le théâtre de la „guerre ne soit placé au sein de nos états, ce qui serait infaillible-„ment le cas, si la guerre établie aujourd'hui dans le Nord, était „changée en une guerre du Sud. Nous devons donc éviter dans nos rap-„ports avec les Puissances belligérantes tout ce qui pourrait amener cet événement „funeste ..." — Man bietet seine guten Dienste (l'entremise) für die Verhandlungen, um so allmälig zur wirklichen anerkannten Vermittlerrolle (médiation) zu gelangen, d. h. von sich aus Bedingungen vorzuschlagen. Von Hoffnung auf Napoleon's Nachgibigkeit ist Nichts zu merken; es scheint vielmehr sehr fraglich, ob man sie auch nur wünscht. Aber auf alle Fälle wird nicht Oesterreich, sondern „der Norden", d. h. zunächst Preußen, die Kosten zu tragen haben. Man kennt die gezwungene

Digitized by Google

Lage dieses Staates und ist entschlossen, sie vollständigst auszubeuten. In dieser Hinsicht geben die merkwürdigen Mittheilungen Oncken's über die Verhandlungen Knesebeck's in Wien (12. Januar bis 3. Februar) und im russischen Hauptquartier (15. bis 26. Februar) den belehrendsten Aufschluß. Sie bilden den Schwerpunkt der vorliegenden Veröffentlichung und verdienen unsere Betrachtung.

In Preußen sind während der verhängnißvollen Wintermonate 1813 drei Strömungen scharf zu unterscheiden. Zunächst, vom Volksgeiste getragen, stark durch tiefe Ueberzeugungen, sittliche Kraft und die heroisch tragische Größe der Sachlage, die patriotischen Reformer, die Staatsmänner und Militärs der ostpreußisch-westfälischen Schule, wie man sie in gewissen Hofkreisen wol nannte, die Auerswald, Dohna, Schön, York, Boyen, Bülow, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher und ihr Anhang. Dann, als äußerste Rechte, die immer noch nicht einflußlosen Reste der bei Jena zerschmetterten alten bureaukratisch-militärischen Hierarchie, die Hatzfeld, Krusemark, Goltz, Perponcher, Ancillon und ihre Gesinnungsgenossen, die nur noch von unbedingter Hingabe an Napoleon die Fristung des Staatslebens erwarten. Der König mit den Männern seines nächsten Vertrauens, den Hardenberg, Knesebeck, nimmt eine mittlere Stellung ein, die sich bei entschieden antifranzösischem Patriotismus durch ein hohes Maß von Vorsicht kennzeichnet, nach den Erfahrungen, die man gemacht, nur zu natürlich. In diesem engsten, zunächst tonangebenden Kreise ging, wie wir sahen, die Grundstimmung schon im Sommer 1812 auf engsten Anschluß an Oesterreich, und zwar mit einem keineswegs immer genügend verborgenen Bewußtsein der unbedingten Hilfsbedürftigkeit, das dann von Metternich gebührend ausgenutzt wurde. In diesem Sinne wurde Knesebeck (23. December 1812) für Verhandlungen in Wien instruirt: kein selbstbewußter Hinweis auf Preußens Macht (noch am 30. Januar, 4 Wochen nach York's Convention, sprach man nur von einem preußischen Hilfscorps von 30,000 Mann), aber desto dringendere Bitte um Beistand. Ein Kriegsplan, als hätte ihn Metternich entworfen: Napoleon soll wieder nach Rußland gelockt, dann im Rücken angefallen und womöglich vernichtet werden. Der dabei gleich entworfene Friedensplan nimmt die Zurückwerfung Frankreichs bis zur Rheingrenze, die Auflösung des Königreichs Westphalen, die Theilung der deutschen Hegemonie zwischen Preußen und Oesterreich, mit der Mainlinie, in Aussicht. Es ist nicht zu verwundern, daß Knesebeck's erster Bericht über seine Unterredung mit Metternich (12. Januar) nur von allgemeinen freundlichen Aeußerungen des Ministers zu melden weiß. Aber daß Metternich Preußens Anschluß an Rußland, d. h. dessen unwiderrufliche Compromittirung in erster Linie, vor allen Dingen wünschte, das hat ihm der vertrauensselige Unterhändler denn doch angemerkt. In ähnlicher Weise wird zwei Tage später (am 14.) ausführlich berichtet: Metternich habe die Verschiedenheit der Lage betont. Oesterreich stehe freiwillig, Preußen gezwungen an Frankreichs Seite; daher sei wol Preußen zu einem *plötzlichen* Systemwechsel berechtigt, nicht aber Oesterreich. Dessen Lage sei vielmehr durch Napoleon's Einwilligung in die Mediation vorläufig bedingt. Ganz übereinstimmend lautet Humboldt's amtlicher Bericht vom 19.: Oesterreichs Haltung scheine die eines freundlichen Zuwartens zu sein; ferner das Handschreiben des Kaiser Franz an Friedrich Wilhelm III. vom 30.: „Ein Wechsel der politischen Haltung Preußens werde die Beziehungen des Vertrauens zwischen den beiden deutschen Mächten nicht stören," und endlich die gleichzeitige Note Metternich's: „Preußens und Oesterreichs Lage sei momentan verschieden, ihre Interessen aber seien dauernd die gleichen." Wol hatte der vorsichtige Staatsmann, der auf Hardenberg's Verschwiegenheit nicht recht vertraute, gleichzeitig mit Knesebeck's, von ihm selbst durchgesehenem, Bericht vom 14. an Zichy nach Berlin eine Chiffredepesche gesandt: „Knesebeck's Mittheilungen seien mehr der Ausdruck seines Eifers, als der österreichischen Absichten; Preußen werde unter allen Umständen auf eigene Verantwortlichkeit handeln müssen." Als aber Zichy seinerseits in seinem Eifer so weit geht, Hardenberg (am 21. Januar) vor Rußlands Ehrgeiz zu warnen, so erhält er dafür (am 30.) einen ausdrücklichen Tadel.

Digitized by Google

Am 3. Februar kehrte Knesebeck mit jenen Nachrichten über Oesterreichs Haltung von Wien nach Breslau zurück, wo seit dem 24. Februar der König Aufenthalt genommen. Er fand die Lage doch mächtig geklärt. Sehr vergeblich hatten, nach Metternich's Rath, die preußischen Unterhändler Krusemarck und Hatzfeld in Paris auf Zahlung der preußischen Schuldforderungen gedrungen; seit dem 12. Januar hatte namentlich der letztere sich und die Nation compromittirt durch die Erklärung: „die Revolution sei in Preußen unvermeidlich, die Erbitterung des „durch die Secte" (den Tugendbund) aufgeregten Volkes sei nicht zu halten. Wenn aber Napoleon 25—30 Millionen Francs zahlte, so stehe er, Hatzfeld, mit seinem Kopf für die öffentliche Ruhe ein!" York und die ostpreußischen Behörden waren seit dem 31. December ohne Weisungen von Berlin, zwischen französischen und russischen Ansprüchen und Drohungen sich selbst überlassen; in Berlin hatte Alexander's, durch den Hauptmann v. Natzmer in der Nacht vom 19. zum 20. überbrachte, Warnung die Abreise des Königs entschieden. In Breslau wurde am Tage vor Knesebeck's Ankunft der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps unterzeichnet. Weshalb derselbe gleichwol erst am 8. Februar in Breslau veröffentlicht wurde, dafür geben Oncken's Mittheilungen, soviel uns bekannt, zum ersten Mal die authentische Erklärung. Am 4. hatte die zerknirschte „altpreußische" Partei durch Ancillon, ihren Gelehrten, noch einen Versuch zum Einlenken gemacht. Ancillon's Friedensvorschläge verlangten für Rußland ein Stück des Herzogthums Warschau, für Preußen Warschau, Danzig, die Oderfestungen, Magdeburg, für beide Mächte Befreiung vom Continentalsystem. Um diesen Preis erbot man sich gegen Napoleon, die Erhebung des eigenen Volkes zu ersticken! — Daher denn die Zögerung, welche schließlich Knesebeck's Berichte überwanden, so daß schon am 9. der unermüdliche Unterhändler seine Instructionen für die nun doch zu fördernden Unterhandlungen mit Rußland erhielt. Bis zum Frieden mit Napoleon ein Offensiv- und Defensiv-, von da ab ein Defensivbündniß soll er beantragen. Zweck desselben: Herstellung sicherer Unabhängigkeit für beide Theile, Befreiung Deutschlands und Hollands, Wiedereinsetzung Preußens in seinen Besitz von 1806, womöglich mit Hinzufügung von Vergrößerungen in Norddeutschland, preußische Hegemonie bis zur Mainlinie.

So die Instructionen Knesebeck's. Wie sie zu Fall gebracht wurden, das ist eine der lehrreichsten Episoden in der Geschichte unserer internationalen Freundschaften. Am 15. Februar, nach längerem Suchen und Warten, erreichte Knesebeck (in Cladowa) den Kaiser Alexander. Am 18. berichtet er über seine erste Audienz, und zwar im Ton des Entzückens über die Hochherzigkeit und Uneigennützigkeit des Czaren. Freilich zur Unterzeichnung des Vertrages war es nicht gekommen; aber was wollte das sagen, gegenüber der ausgesprochenen Gesinnung des Kaisers? Mußte nicht auch, der Verabredung und Zusage gemäß, von Wien aus jeden Augenblick Lebzeltern mit Metternich's Vollmachten eintreffen, um Oesterreichs Einfluß für Preußen in die Waage zu werfen? So stand es am 18. Dann aber verstummt Knesebeck plötzlich. Vergeblich hat er auf Lebzeltern gewartet (der war nach Metternich's Weisung einstweilen in Krakau „erkrankt" und kam erst am 5. März zur Stelle). Inzwischen fingen auch die Russen an, schwierig zu werden, sprachen in ihrem Gegenentwurfe nur sehr unbestimmt von „Entschädigungen" Preußens, nahmen dafür Sachsen in Aussicht und vermieden sichtlich in Bezug auf Polen und Warschau jedes bindende Versprechen. Es war dies nur zu natürlich; denn seit dem December schon stand Alexander „der Uneigennützige" mit Czartoryski wegen einer polnischen Erhebung zu Gunsten Rußlands in Unterhandlungen, von denen Metternich seit der am 15. December erfolgten Verhaftung des Agenten Klinckowski volle Kenntniß hatte. Da wird denn Knesebeck, der immer noch auf seine „diplomatische Geschicklichkeit" vertraut, am 14. durch die Nachricht überrascht, daß Stein und Staatsrath v. Anstetten hinter seinem Rücken nach Breslau abgereist sind. Nun geht ihm ein Licht auf; er verlangt sofort einen Reisepaß für seinen Feldjäger Fisohl. Aber Nesselrode vertröstet auf eine Audienz bei dem Kaiser, gewinnt so einen halben Tag Zeit, und als Fisohl mit Knesebeck's Bericht und

Digitized by Google

dringenden Warnungen in Breslau ankommt, ist der russische Vertragsentwurf seit sechs Stunden unterzeichnet (am 26). „Wolan, mein Herr, der König hat mehr Vertrauen zu mir, als Sie. Er hat unterzeichnet, ohne ein Wort zu ändern!“ Mit diesem Ausruf wurde Knesebeck nachher von Alexander empfangen. „Das ist eine Hilfe, die mir die Vorsehung sendet,“ hat der fromme Monarch dann geäußert. Mit der „Hilfe“ wenigstens hatte es seine Richtigkeit. Wenn Rußland Polen und Warschau gewinnen, zu ehrenvollem und sicherm Frieden gelangen wollte, war sie allerdings sehr nothwendig. Denn nur zu richtig, wenn gleich zu spät, hatte Knesebeck über die augenblickliche militärische Schwäche und Erschöpfung des russischen Heeres berichtet, dessen sämmtliche Corps Ende Januar noch lange nicht 80,000 Mann brauchbarer Truppen darstellten. Preußen dagegen hatte zu dieser Zeit, außer dem York'schen, schon wieder auf 25,000 Mann ergänzten Corps, in Pommern 11 Bataillone 16 Schwadronen, in Schlesien 16 Bataillone 38 Schwadronen guter Linientruppen. Seit dem 8. Februar war dann die Provinz Preußen, wie man weiß, in voller Rüstungsarbeit, und in einer Weise, die selbst Diplomaten wie Zichy und Ompteda Ausdrücke enthusiastischer Bewunderung entriß, strömten seit des Königs Aufruf überall die Freiwilligen herbei. Ompteda berechnet die preußische verfügbare Macht am 15. Februar schon auf 150,000 Mann. So mußte denn Preußen von vorne herein den Löwenantheil der Leistungen wie der Gefahr übernehmen und sich dafür mit seinen Ansprüchen auf den guten Willen „seiner Beschützer“ vertrösten. Man weiß, wie der Vertrag zu Breslau und Kalisch die „Hegemonie in Norddeutschland“ gänzlich bei Seite ließ und aus der Herstellung, womöglich Vergrößerung, des Staates von 1806 eine „Wiederherstellung Preußens in seinen statistischen und finanziellen Verhältnissen von 1806“ machte, nicht auf Rückgabe des Verlorenen sondern auf unbestimmte, erst noch zu erobernde „Entschädigungen“ anwies. Es ist wahrscheinlich der Warnung Knesebeck's zu verdanken, daß noch zuletzt, am 26., wenigstens das alte Preußen und dessen militärische geographische Verbindung mit Schlesien gewährleistet, die russische „Theorie der Weichselgrenze“ endgültig verleugnet wurde. Als Lebzeltern endlich am 5. März in Kalisch eintraf, fand er das russische Hauptquartier in Freude und Jubel. „Es war ein außerordentlich glücklicher Streich für Rußland,“ schrieb Wilson nach England; „wir waren ganz erschöpft.“ Dem österreichischen Unterhändler, der, nach Metternich's Anweisung, Nichts versprach, in Nichts Eile hatte, kam man denn mit einer freigebigen Großmuth entgegen, welche gegen die vornehme und zweideutige Haltung Preußen gegenüber einen recht lehrreichen Gegensatz bildet. Alexander drängte Oesterreich völlig, sich seine Belohnungen auszusuchen. Er bot Rückgabe aller verlorenen Besitzungen, diplomatische Oberherrschaft in dem befreiten Deutschland, „neben einem unabhängigen, mit einem gewissen Maß von Festigkeit ausgestatteten Preußen,“ Preisgebung aller Höfe des Südens.

Leider fehlt uns der Raum, nun an der Hand der Oncken'schen Mittheilungen noch das Weitere auszuführen: wie die österreichische Diplomatie den in Preußen aufflammenden Volksgeist gegen Frankreich wirksamst ausspielte und ihn gleichzeitig mit äußerstem Mißtrauen überwachte; wie die anfänglich nicht hoffnungslose Stimmung in Stuttgart und München bei den ersten Nachrichten von Napoleon's Rüstungen wieder umschlug. Das Gesammtergebniß ist der actenmäßige Nachweis, daß Oesterreich im Jahre 1813 von vorne herein ganz klar und bestimmt ebenso sehr seinen unversöhnlichen Gegensatz gegen die deutsch-nationale Uebermacht Preußens erkannte, wie seine Solidarität mit der actionsfähigen, „in gewissen Grenzen mit Festigkeit ausgestatteten“ europäischen Mittelmacht Preußen. „Oesterreich kann nicht bei der Möglichkeit einer Zerstörung Preußens stehen bleiben,“ heißt es am 28. März 1813 (bei Oncken pag. 314, 315), drei Tage nach Kutusoff's Aufruf, in den Instructionen, die Fürst Schwarzenberg mit nach Paris nahm. „Wenn Oesterreich mitwirkt bei der Zerstörung der zweiten Mittelmacht, so würde es ohne Frage sein eigenes Todesurtheil unterzeichnen.“ Nicht einen Augenblick ließ man sich in Wien durch die Aus-

Digitized by Google

sicht auf Schlesien verführen, welche Napoleon in dem berüchtigten Vorschlage der Theilung Preußens, vom 27. März, als Köder hinwarf. Es war doch keine Redensart, sondern der Ausdruck eines festen, intelligenten Entschlusses, wenn Metternich (wie Humboldt's Depesche vom 31. März meldete), Oesterreichs Standhaftigkeit unter allen Umständen verbürgte.

Und nun noch ein Wort. Wem könnte die Aehnlichkeit entgehen, welche die gegenwärtige Welttage, wenn auch mit einem merkwürdigen Kreislaufe der Rollenvertauschung, in manchem Zuge mit der des Frühlings 1813 bietet? Diesmal sind wir in der Lage zu warten, bis man uns braucht, und die deutsch-nationale Frage ist gegen die Staatsmänner des alten mechanischen Gleichgewichtssystems entschieden. Ist aber „die natürliche Solidarität der europäischen Mittelmächte" damit in ihren Grundlagen erschüttert? Wäre der Gedanke an eine „Zerstörung Oesterreichs" in einem preußisch-deutschen Kopfe heute weniger „selbstmörderisch", als der Gedanke an eine „Zerstörung Preußens" vor 63 Jahren dem leitenden österreichischen Staatsmanne erschien? Wir haben in diesem halben Jahrhundert manche Kränkung überwinden müssen; die Schuld aber, das zeigen auch diese Enthüllungen wieder auf jeder Seite, lag weit weniger an dem bösen Willen Dieses oder Jenes, als an dem bittern Zwang der Interessen. Was uns 1813—15 den Löwenantheil der Leistungen mit dem bewußten entgegengesetzten Antheil des Gewinnes zuwies, es war vor Allem die Geringfügigkeit unserer materiellen Hilfsquellen sowie die moralische Vernichtung eines Theiles unserer leitenden Kreise. Das Vertrauen auf die militärisch-bureaukratische Maschine des alten Staates war erschüttert; das Vertrauen auf die Volkskraft des neuen Preußens konnte sich, ebenfalls der Natur der Sache nach, nur in genialen Naturen rechtzeitig entwickeln und befestigen. So unterschätzten unsere Unterhändler beständig die eigene Macht und gaben dem Gegner leichtes Spiel. Wir waren der kleine Geschäftsmann, der höhere Zinsen zahlen und mehr arbeiten muß als die alten Häuser. Das ist nun hoffentlich für immer anders geworden. Aber auch die zweite Hoffnung wird erlaubt sein: die auf das Fortleben jenes Geistes der Mäßigung, jener Ueberzeugung des Zusammengehörens trotz alledem und alledem, welche vor 63 Jahren Preußen und Oesterreich und damit die Zukunft des deutschen Volkes, und vielleicht die des Welttheiles gerettet haben. Wir haben einander Manches zu vergeben; aber wir können und — müssen vergeben; denn wir können hier ohne den Andern nicht leben.

F. Kreyssig.

Populäre Aufsätze aus dem Alterthum.

K. Lehrs, Professor in Königsberg, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Zweite, mit sechs Abhandlungen vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1875.

Als Macaulay, zum ersten Mal seit seiner Universitätszeit zu Cambridge, in Calcutta die lang ersehnte Muße fand, die griechische Literatur auf's neue wiederholt zu lesen und zu studiren, war ihr Eindruck auf ihn ein geradezu überwältigender. Er, der damals (1835) in allen modernen Literaturen, mit Ausnahme der deutschen, zu Hause war wie wenige, schrieb an einen Freund: „ihm sei zu Muth, als wenn er nie zuvor gewußt habe, was geistiger Genuß sei"!*) Er pries sich glücklich, zu diesen

*) Trevelyan, Life and Letters of Lord Macaulay Tauchnitz. ed. II, 217.

Digitized by Google

großen Meistern in der vollen Kraft seines Lebens, in einem Alter der vollen Reife des Geschmacks und Urtheils zurückkehren zu können. Daß so Wenige dazu gelangen, die großen Dichter und Schriftsteller des Alterthums völlig zu würdigen und zu genießen, rührt, wie er sehr richtig bemerkt, daher, daß die meisten alles Griechisch, das sie überhaupt lesen, in zu früher Jugend lesen. Seine Bemerkung gilt auch für Deutschland, wo die Zahl der Griechisch Lernenden eine so sehr viel größere ist, als in England. Wenn das Publicum heute gefragt würde, was es von dem Oedipus des Sophokles halte, so würde es unzweifelhaft dieselbe Antwort geben, wie bei Platen: „Ich las in meiner Jugend auf den Schulen ihn; er schien mir nicht gelungen."

Aber das volle Verständniß der antiken Poesie erschließt sich auch dem gereiftesten und gebildetsten Geist nur langsam und allmälig. Was Winkelmann von der plastischen Kunst der Alten sagt, daß die Schönheit darin versteckt liege, das gilt für uns Moderne auch von der antiken Poesie, und in der Gegenwart mehr als je. Gewiß war in der Blüthezeit der klassischen Philologie, die zugleich die Blüthezeit unserer Literatur war, in den Tagen Friedrich August Wolf's, Gottfried Hermann's, Wilhelm von Humboldt's, in den Tagen, wo die Götter Griechenlands und Iphigenie (dies dem antiken Geist verwandteste Kunstwerk der modernen Welt) entstanden, unsere Bildung in höherem Grade mit antiken Elementen gesättigt, Liebe und Verständniß für die antike Kunst und Poesie in weiteren Kreisen verbreitet, als gegenwärtig. Auch abgesehen davon, daß wir, Dank den großen politischen Neugestaltungen der letzten Jahrzehnte, endlich aufgehört haben, das „Volk von Denkern und Dichtern" zu sein, hat sich unser Horizont seit jener Zeit unermeßlich erweitert. Die Zahl und Vielartigkeit der aufzunehmenden Eindrücke ist in einer Weise gewachsen, wie es damals kaum geahnt werden konnte. In Folge einer großartigen wissenschaftlichen Entwicklung, einer reichen künstlerischen und literarischen Production ist unsere Bildung eine sehr viel inhaltsvollere und mannigfaltigere, also schon darum weniger einheitliche geworden. Zugleich ist vielfach an die Stelle andachtsvoller Studien einer verhältnißmäßig beschränkten Zahl bedeutender Erscheinungen ein eiliges Streifen über weite und sehr verschiedenartige Gebiete getreten. Damit ist uns namentlich das Alterthum ferner gerückt, dessen Herrlichkeit sich einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung niemals offenbart.

Was uns Modernen die antike Kunst so fremdartig erscheinen läßt, das ist einerseits die Strenge, mit der sie jeden Gegenstand auf seinen reinsten idealen Gehalt zurückführt und die künstlerische Absicht überall mit einem Minimum von Mitteln zum Ausdruck bringt. Diese Sparsamkeit erscheint dem durch Verschwendung oder doch ungleich reichere Anwendung der künstlerischen Mittel verwöhnten Geschmack als Kargheit, und sie ist es ganz vorzüglich, die der antiken Kunstschönheit in den Augen der Modernen den Charakter der Kälte, Strenge und Herbheit gibt. Andererseits und hauptsächlich ist es die ungeheure Kluft zwischen den religiösen und ethischen Anschauungen der antiken und der jetzigen Welt. Es gibt nur wenige Gebiete der antiken Kunst, die sich nicht irgendwie mit der Religion berühren, und gerade ihre höchsten Schöpfungen sind durchaus von religiösem Geist erfüllt oder aus ihm erwachsen. Ohne ein volles Verständniß der religiösen und ethischen Grundanschauungen der Griechen ist kein volles Verständniß, also auch kein voller Genuß des Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylus, ja selbst des Aristophanes möglich.

Die „Populären Aufsätze aus dem Alterthum" von Karl Lehrs, einem unserer ersten Meister auf dem Gebiete der classischen Philologie, bieten reiche Belehrungen über die wichtigsten, aber auch am schwersten zu fassenden Anschauungen, die religiösen Grundbegriffe der griechischen Ethik und Religion in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form. Daß es trotzdem eines Zeitraumes von fast zwanzig Jahren bedurft hat, um die auf keinen Fall starke erste Auflage dieses Buchs zu erschöpfen, beweist hinlänglich, daß diese Aufsätze nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts populär sind. Abgesehen von der wie gesagt unzweifelhaften, großen Abnahme des Interesses für das griechische Alterthum, stoßen sie vielleicht oberflächliche Leser eher ab durch den

Digitized by Google

Ernst, mit dem sie die behandelten Ideen bis in ihre letzten Gründe verfolgen, und die Forderung, manche gewohnte, unter Halbwissern verbreitete Vorstellungen aufzugeben. Wer aber ernstlich darum bemüht ist, die Poesie der griechischen Religion, so wie die Religiosität der griechischen Poesie zu verstehen, kann für Beides nirgend eine bessere Anleitung finden als hier. Gerade der erste Abschnitt „Ethik und Religion" ist es, der in der neuen Auflage durch sechs, überaus gehaltvolle Abhandlungen vermehrt ist. Vielleicht sind einige Andeutungen über den reichen Inhalt und die leitenden Gedanken dieses Abschnitts den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen.

Unter allen Kunstschöpfungen des für die Kunst so einzig begabten griechischen Volkes ist kaum irgend eine so bewunderungswürdig als die künstlerische Gestaltung seiner Weltanschauung. Den Griechen erschien das Weltall als eine Verbindung von Schönheit und Ordnung, als Harmonie: das bedeutet das Wort, mit dem sie es benennen, Kosmos. In diesem „ewigen Leben und wechselnden Weben" unzähliger ineinandergreifender Kräfte war die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durch ewige, unabänderliche Gesetze und Ordnungen geregelt, gab es keine Störung und keine Stockung, keine Leere und keine Lücke. Die Griechen verstanden einen Glauben nicht, der die Gottheit zu einer einsamen, kaum zu fassenden Erhabenheit erhebt, in eine unnahbare Ferne entrückt, durch einen unermeßlichen, nie auszufüllenden Zwischenraum von der anbetenden Menschheit trennt. Der Himmel des Judenthums und Christenthums muthete sie an „wie eine erkältete Oede"; der Glaube an Einen Gott war ihnen Entgötterung, Gottlosigkeit (Atheismus). Denn ihnen erschien bei der Betrachtung der Natur mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, ihren Schrecken und vernichtenden Gewalten, bei der Betrachtung der Menschenschicksale mit ihrem tausendfältigen Glück und Elend, „die göttliche Lebensfülle als eine Götterwelt, eine Gottgesammtheit". Und waren diese Götter auch erhabene und anbetungswürdige Gestalten, waren sie auch selig und von Uebel und Tod befreit, so standen sie doch der Menschheit nicht zu fern, um nicht „mitzufühlen Lust und Qual". Den Zwischenraum zwischen ihnen und den Menschen füllten zahllose übermenschliche, höhere und niedrigere Naturen der mannigfaltigsten Art; es war auch den Menschen nicht versagt, sich über die Grenzen ihrer Gattung zu erheben, zur halbgöttlichen oder göttlichen Existenz der Dämone und Heroen, ja zu den Olympiern selbst aufzusteigen.

Noch fremder als die monotheistische Anschauung war den Griechen die dualistische. Dem Sinn, der die Welt als ein harmonisches, einheitliches Ganze auffaßte, konnte nichts so sehr widerstreben, als die Vorstellung zweier für die Ewigkeit geschiedenen, einander ausschließenden und feindselig bekämpfenden Welten des Lichtes und der Finsterniß. Auch das Uebel, die Sünde und der Tod waren in der ewigen Ordnung von Anbeginn einbegriffen, mit dem Menschendasein unzertrennlich verbunden; aber diese Dissonanzen fanden ihre Lösung in einer höheren Harmonie. „Auch das Unglück des Menschen, auch das Unglück, daß der Mensch nicht ohne Vergehen sein kann, die dann auch nach den unverbrüchlichen sittlichen Gesetzen Ausgleichung verlangen, gehört in diese uranfängliche, abgestufte Nothwendigkeit." Auch die Freiheit der Gottheit war keine absolute: „auf diesem Punkte treten Spinozismus und Griechenthum aneinander, und hier ist der Einigungspunkt für Goethe's Liebe zu beiden und Ruhen in beiden". Und ebenso wenig wie die Gottheit wurde der Mensch in seinem Handeln als völlig frei gedacht. Die Mächte, die ihn in's Leben hineinführen, lassen ihn auch schuldig werden; die Grenze, bis zu welcher er frei handelt, „blieb im Halbdunkel", sie wurde nicht in jedem Fall, nicht von jedem Betrachter der menschlichen Schicksale gleich gezogen. „Simonides hatte gesagt: „Tugendhaft sein ist schwer." Nein, vielmehr unmöglich ist es. Das ist nur Gottes Vorrecht. Für den Menschen ist es nicht möglich, nicht schlecht zu sein, den unbezwingbare Verkettung erfaßt."

Am tiefsten ist die ewige, auch in der sittlichen Welt waltende Ordnung, die „Moira", von Aeschylus gefaßt, der „gleichsam in eine unabsehbare Scene ihrer Wirksamkeit hineinschaut", „den die Betrachtung ihrer Jahrtausende und Jahrtausende hindurch angelegten Fäden in staunende Ehrfurcht versenkte, und den Menschen gar, der

Digitized by Google

etwa vermeinte, in diesen unabsehbaren Großgang eingreifen zu können, so zerschmetternd klein erscheinen ließ, und so groß, daß auch seine Geringfügigkeit in derselben mit einbeschlossen ist. Das ist

Das gewaltige Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

„Was die Götter thun, in Folge einer Moira thun und vollziehen, wird als selbstverständliches Menschenloos, dem man in Demuth sich zu fügen hat, dahin genommen: je unbegreiflicher und dem menschlichen Auge verborgener, desto sicherer darauf hinweisend, wie hoch über uns jene Fäden gesponnen werden, und daß es in diesem Kosmos Willkür nicht sein kann, sondern Nothwendigkeit und Vorherbestimmung und Gesetz. Und darum müssen die Götter Recht behalten, welche vorher wissen und es nur vorher wissen können, weil es vorher bestimmt ist, und dessen walten, was die Moira ist." „Der Mensch steht hier einem Mysterium gegenüber, für dessen Lösung er zu klein ist." „Wie ein Wesen aus einer unsichtbaren Welt, einer hohen unerforschlichen Welt", geht es durch die großen Tragödien des Aeschylus und auch des Sophokles; unter den letzteren gilt dies vor Allem von der am größten angelegten und tiefsinnigsten, dem Oedipus auf Kolonos".

Wenn das der Sinn war, in dem Aeschylus und Sophokles die großen tragischen Schicksale der Vorzeit auffaßten und darstellten, so ist klar, wie weit die sehr verbreitete Ansicht, welche die tragische Katastrophe nur als Folge eigener persönlicher Verschuldung begreifen kann, von dem Verständniß der antiken Tragödie entfernt ist, und vollends jene philisterhafte Theorie (die namentlich in dem Buch von Gervinus über Shakespeare so unangenehm hervortritt), daß Schuld und Buße sich möglichst genau entsprechen müssen.

Lehrs hat in seinen Aufsätzen zur Ethik und Religion diejenigen Gottheiten des griechischen Olymps nur im Vorbeigehen in Betracht gezogen, denen bereits die epische Dichtung lebensvolle Gestalten von scharf ausgeprägter Individualität gegeben hat, die für uns daher am leichtesten verständlich sind. Vorzugsweise sind hier die über die ewigen Ordnungen waltenden Mächte behandelt, die in den gangbaren Werken über Mythologie als untergeordnete Gottheiten kurz abgefertigt zu werden pflegen: Themis, die Göttin der Gesetzmäßigkeit im Bereiche der Welt, im Himmel und auf Erden, für Menschen und Götter; und ihre Töchter, die Horen, die Göttinnen der geordneten Zeitfolgen, die auch die Schicksale bringen; ferner Nemesis, die Rächerin der Ueberhebung, des Heraustretens aus den der Menschheit gezogenen Schranken. Am ausführlichsten ist die Moira behandelt, „jene Menschen wie Götter beherrschende Macht, in deren Ordnungen und Nothwendigkeiten Alles seinen Gang nimmt", gleichsam der ruhende Pol „in der stets bewegten hin und her wogenden Welt göttlicher Individualitäten", deren Wollen und Handeln in der Vorstellung des Volksglaubens ebenso wie dem menschlichen ein gewisser freier Spielraum gegeben war, so daß sie das Unabwendliche vielleicht verzögern oder mildern konnte, ohne es doch abwenden zu können. Gegenüber dieser unabänderlichen Bestimmtheit gewann aber auch die Vorstellung der Wandelbarkeit und Unberechenbarkeit der menschlichen Schicksale eine eigene Gestalt: es ist Tyche, eine mächtig schaltende, in alle Verhältnisse eingreifende, aber doch wie alle Götter der Moira unterworfene Gottheit. Wie sich das Verhältniß der Tyche und der großen Götter zur Moira nach Individualität und Zeit, nach Bedürfniß und Stimmung in der Vorstellung der Einzelnen anders und anders gestaltete, wird hier an einer großen Anzahl sorgsam ausgewählter Aussprüche der bedeutendsten griechischen Dichter und Schriftsteller nachgewiesen.

Von den übrigen Aufsätzen dieses Abschnittes mögen hier nur drei genannt werden: Ueber die Darstellungen der Helena (mit Beziehung auf Goethe's Helena im zweiten Theil des Faust), Die Nymphen, und Vorstellungen der Griechen über das Fortleben nach dem Tode. In der Abhandlung über die Nymphen, in denen der griechische Glaube bekanntlich die freundlichen Seiten der Natur verkörperte, ist zu-

Digitized by Google

gleich die viel besprochene Frage über den Unterschied des antiken und modernen Naturgefühls in ihrem innersten Wesen erfaßt und erschöpfend beantwortet. Die Perle des zweiten Abschnitts: „Literatur und literarische Zustände," ist der Aufsatz: Ueber Wahrheit und Dichtung in der griechischen Literatur. Der „Anhang" ist zum Theil nur für Gelehrte bestimmt, doch werden hier die beiden Essays über Grote und Lobeck für jeden Freund der classischen Studien von hohem Interesse sein.

Königsberg.

L. Friedlaender.

Die Könige der Germanen im Roman.

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. 4 Bände. Leipzig, 1876. Breitkopf und Härtel.

Ein kürzlich erschienenes französisches Buch über die Frauen am Hofe Ludwig's XV. beginnt mit den Worten: „Der historische Roman ist aus der Mode. Wir sind es müde, berühmte Persönlichkeiten entstellt zu sehen und halten uns an den Spruch des Boileau: Rien n'est beau que le vrai." Und in einem anderen französischen Buch, auch aus dem Jahre 1876, las ich die merkwürdige Bezeichnung „ce pauvre grand-homme démodé, que l'on appelait, de notre temps, Sir Walter Scott". Der Verfasser des vorliegenden Romans war offenbar anderer Ansicht, indem er der Walter Scott der Ostgothen zu werden versuchte, nachdem er in Culturkampfsmaske der Raupach der Westgothen geworden war. Auch der Unterzeichnete ist anderer Ansicht als jene Franzosen; er glaubt, daß der historische Roman die Wahrheit der Geschichte nicht ausschließt, daß er versuchen muß, die Ueberlieferung zu ergänzen, und daß er dann nicht blos für die Poesie, sondern auch für die Historie einen gewissen Werth behaupten darf. Diese Meinung theilt Herr Dahn leider wieder nicht. Ihm scheint die Wahrheit lange nicht poetisch genug, er erfindet sich daher mit vielen Unwahrscheinlichkeiten eine Geschichte, wie sie nie gewesen ist, und die er mit allen jenen schillernden Halbwahrheiten aufputzt, welche das traurige Privilegium des gewöhnlichen historischen Romans ausmachen.

Sein Gegenstand ist die ostgothische Geschichte vom Tode Theodorich's des Großen bis zum Tode Teja's, des letzten Königs. Die Ueberschriften der sieben Bücher lauten: I. Theodorich, II. Athalarich, III. Amalaswintha, IV. Theodahad, V. Witichis, VI. Totila, VII. Teja. Aber auf die seltsamste Weise hat der Verfasser den natürlichen Gesichtspunkt verrückt, unter welchem jeder Unbefangene, sei er Dichter, sei er Historiker, den riesenhaften Verzweiflungskampf des edlen Germanenstammes betrachten wird. Die Ostgothen kämpfen mit Byzanz nicht um Rom, sondern um Italien. Den „Kampf um Rom" kämpft ein Anderer: — Cethegus. Wer ist Cethegus? Eine völlig frei erfundene Gestalt, sagt Dahn. Das ist nicht ganz richtig, denn ein Mann dieses Namens, in gleicher officieller Stellung, kommt beim Prokopius, dem byzantinischen Historiker der Zeit, vor; also Name und Person existirten, nur Charakter und Schicksale sind erfunden. Und in der That, wenn irgend Jemand, so eignen sich solche bloße historische Namen zu jener Ergänzung der Geschichte, die wir dem historischen Roman gern als Aufgabe zuweisen. Wie stand es mit dem Römerthum zur ostgothischen Zeit? Wer sind die Repräsentanten? Es war ein glücklicher Gedanke von Dahn, seinen Cethegus zum Hauptrepräsentanten zu machen und ihm gewisse Tugenden des alten Römerthums mit vielen Lastern des sinkenden zu ertheilen. Aber er will noch mehr aus ihm machen. „Cethegus ist nie Held," erklärt er in der Vorrede. Und es ist sehr zweckmäßig, daß er es erklärt, sonst würde man es nimmer voraussetzen. In Wahrheit ist Cethegus nur der Intrigant des Stückes; der Held bleibt, ob

Digitized by Google

Dahn will oder nicht, der Held bleibt das gothische Volk. Und alle großen bewegenden Schicksale, Alles, was uns ergreift in seiner Darstellung, das sind jene Reste von Historie, die er übrig gelassen hat und worin die unerschöpfliche Spannkraft, die schlichte Tugend, die Culturfähigkeit, die Genialität, der Edelsinn und das Unglück dieser tapfern Gothen zur Erscheinung kommt. Dahn wollte der äußerlichen Forderung, daß der Roman einen Helden haben müsse, auch äußerlich genügen durch eine einzelne Person, welche allenfalls diesen Namen führen könnte, und darum hat er den Intriganten zum Helden gemacht; darum hat er die Zeit des Kampfes in ihrer Dauer „abgekürzt oder doch verschleiert".

Cethegus aber ist der Intrigant, wie er im Buche steht: er durchschaut Alles, er weiß Alles, vor ihm liegen alle Kartenspiele offen, und er hat alle Trümpfe in der Hand — ihn durchschaut Niemand oder nur Wenige, und diese nicht ganz. Er liefert die wunderbarsten Proben von Geistesstärke, Zähigkeit, Verstand, Geschicklichkeit — bis zu dem Augenblicke, wo der Dichter am Schluß ist und ihn nicht mehr braucht; da wird er plötzlich dumm, seine guten Verbindungen hören auf, seine Spionage ist erfolglos, sein Scharfblick verläßt ihn. Cethegus ist, wie Hr. Dahn versichert, oder vielmehr den Feldherrn Narses versichern läßt, „der letzte Römer". Er ist eine Art Cäsar. Er ist aber auch ein Byron'scher Held mit „ausgebrannter Brust". Er vereinigt in sich die widersprechendsten Eigenschaften, welche Eines allerdings gemein haben: sie sind sämmtlich nur gedacht, sie erwecken keinen Glauben.

Und so ist das ganze Buch. Man liest es, wenn man die nöthige Geduld hat; man kann der Geschicklichkeit des Verfassers sehr oft seine Anerkennung nicht versagen; man wird auch hier und da durch einen brillanten Bühnenstreich hingerissen: aber man glaubt nicht daran. Es ist alles Theaterspiel und Renommage. Der Erfolg ist ungefähr derselbe, wie bei Luise Mühlbach: die Ungelehrten und Ununterrichteten lernen daraus auf die angenehmste Weise ein Stück Weltgeschichte, auf die exacten Details kommt es ihnen nicht an, und im Ganzen und Großen wird es ja wol so gewesen sein. Dahn hat sogar die Güte, gelegentlich Stellen aus Prokop einzuschalten, um dem Leser gleich zu sagen, wie viel von seiner Erzählung wahr ist und wo die Erfindung anfängt. Er hat zur bessern Orientirung zwei Landkarten beigegeben. Er verweist uns auf andere Bücher, wo wir Näheres finden können. Er schaltet ganze Capitel politischer Geschichte ein, wie aus dem Lehrbuch. Und auch sonst könnte die „Technik des Romans" hier die schönsten Beispiele finden, um zu zeigen, wie es nicht gemacht werden soll.

Dabei verschmäht der Verfasser keinen Effect. Der ganze Romanapparat mit unterirdischen Gängen, vergrabenen Schätzen, nächtlichen Verschwörungen, Verwechslungen, Behorchungen — es kommt Alles vor, und man ist fast verwundert, keiner Zauberei und keiner Geistererscheinung zu begegnen. Statt dessen werden die künftigen Ereignisse geträumt und im Liede verkündigt; oder der Held Cethegus auf seinem letzten Gange prophezeit in bekannter wohlfeiler Weise das künftige befreite und geeinte Italien; oder das Pulver wird erfunden und Cethegus durchschaut natürlich sofort dessen ganze Bedeutung. Die Scenen spätrömischer Ueppigkeit sind jetzt schon etwas verbraucht: Friedlaender's Schilderungen, die poetischen Erzählungen von Hamerling, die Dramen von Wilbrandt, die Gemälde von Piloty und Andern, es ist vorläufig genug. Das culturhistorische Material wird von Dahn auf die naivste Weise beigebracht, z. B. ein Dolch beschrieben in dem Augenblicke, wo der Arm, der ihn führt, zum Streich ausholt. Viele der Haupteffecte finden sich mehrmals: Teja ermordet, ohne sie zu kennen, seine Geliebte Myrtia; Cethegus ermordet in demselben Bande, ohne ihn zu kennen, seinen Liebling Julius. Die Galanterie darf natürlich nicht fehlen. Das neuerdings so beliebte Motiv der Ehe, die keine wirkliche Ehe ist, wird auf Witichis und Mataswintha übertragen. Ihr fragt, wie der letzte König Teja ein Pessimist und Atheist geworden ist? Unglückliche Liebeserfahrung. Ihr fragt, warum König Totila die Schlacht bei Taginae verloren hat? Verrath eines Nebenbuhlers. Ihr fragt, wodurch Witichis gefallen ist? Rache einer verschmähten Frau. Ihr

Digitized by Google

fragt, warum die Kaiserin Theodora gestürzt wurde? Enthüllung ihrer Untreue. Ihr fragt, woher Gethegus seinen Einfluß in Byzanz hat? Alte Liebschaft mit Theodora. Ihr fragt, warum die „ausgebrannte Brust" des Gethegus doch für einen Menschen brennt, für den er sogar behauptet, alle seine Schandthaten begangen zu haben? Schwärmerei für den Sohn einer ihm entrissenen Geliebten. Man sieht, die französische Advocatenfrage: „Où est la femme?" ist hier auf die Ostgothische Geschichte angewendet. Man wäre nicht erstaunt, wenn schließlich noch ein alter Liebeshandel des alten Hildebrand heraus käme. O überhaupt dieser alte Hildebrand, der wie ein Gespenst durch den ganzen Roman hindurch wandelt! Er erscheint von Zeit zu Zeit, wie die drei Damen der Königin der Nacht, und hat eigentlich Nichts zu thun, als im ersten Capitel eine Verschwörung einzuleiten, welche dann ohne die geringste Folge bleibt; später wird er noch zu einigen Functionen verwendet, welche ebensogut jeder Andere besorgen könnte; zuletzt leitet er den Abzug der Gothen: Schlußtableau mit bengalischer Beleuchtung; Trauermarsch; Narses im Vordergrunde liefert einige anerkennende Bemerkungen über die Statisten, die vor ihm defiliren. Sollte es sich nicht empfehlen, diesen Kampf um Rom zu einer Oper zu verarbeiten? Hugenottenhaft, auf Ehre! S.

Shelley's entfesselter Prometheus

in deutscher Uebersetzung.

Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Acten von Percy Bysshe Shelley. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, L. Rosner. 1876.

Genau ein halbes Jahrhundert, nachdem Shelley's Stern im Golf von Spezzia versank, ist er im Andenken seiner Landsleute emporgetaucht; die neue englische Dichterschule, an deren Spitze Swinburne steht, knüpft unmittelbar an Shelley's classischen Pantheismus an. Geraume Zeit hinter seinem Geistes- und Gesinnungsverwandten Byron zurückgesetzt, wird er jetzt fast höher als dieser geschätzt. Ohne Zweifel ist jener der größere Dichter, während in diesem der Keim zu einem größeren Denker steckt. Der brausende Most war noch lange nicht abgeklärt, als eine neidische Welle dessen edles Gefäß verschlang. Seine gedankenreichsten Dichtungen scheinen einem pythischen Rausch entsprungen, für den der Poet das erlösende Wort noch nicht gefunden hat. Dieselben behalten für den Leser etwas Räthselhaftes, weil sie dem Dichter selbst nicht zur Klarheit gekommen sind. Für den Uebersetzer, der das in der eignen Sprache undeutlich Ausgesprochene in einer fremden zur Deutlichkeit erheben soll, bietet die mystische Dunkelheit Shelley'scher Werke eine fast unüberwindliche Schwierigkeit dar.

Von allen dunkeln Schöpfungen Shelley's ist dessen „Entfesselter Prometheus" die dunkelste und darum hat sich seit Seybt's Uebersetzung der Gesammtwerke kein deutscher Uebersetzer, auch Strodtmann nicht, an die Uebersetzung desselben gewagt. Wer mit der Erwartung Aeschyleischer Kunstform oder Goethe'scher Krystallhelle an dieselbe herantritt, wird sich wenig befriedigt fühlen und doch kann man Shelley's, wie Aeschylos' und Goethe's „Prometheus" als diejenige Dichtung bezeichnen, in welcher der Dichter sein tiefstes Seelenbekenntniß ausgeströmt hat. Der neueste Uebersetzer, schon durch vortreffliche Versionen aus dem Englischen und die Bearbeitung des von Tschudi herausgegebenen einzigen Originaldrama der peruanischen Kechualiteratur, „Ollanta," zu dem wohlverdienten Ruf wörtlicher Treue und sprachlicher Eleganz gelangt, hat durch die seltene Bewältigung der inneren und äußeren Schwierigkeiten

Digitized by Google

dieses Werkes sozusagen ein literarisches „Heldenstück" vollbracht. Aber er hat sich nicht begnügt, das schwungvolle Original in ebenso schwungvollen Versen getreu wiederzugeben, sondern er hat auch außer der Vorrede des Dichters eine eigene hinzugefügt, welche an Auslegungen und Noten Alles enthält, wodurch das Verständniß eines der tiefgedachtesten und menschenfreundlichsten dramatischen „Mysterien" aller Literaturen erleichtert werden kann.

Shelley gehört, wie Byron, zu der sogenannten „satanischen" Dichterschule, in welcher das Verhältniß zwischen dem guten und bösen Princip auf den Kopf gestellt wird. Nicht Abel der „Fromme", sondern „Kain der Gottlose" ist das gute Princip, nicht Jehovah, sondern „Lucifer". In diesem Sinne faßt der Dichter auch die griechische Sage von Prometheus, dem „Feuerbringer", auf, den er ausdrücklich (in der Vorrede) mit „Satan" dem „Lichtbringer" zusammenstellt. Beide sind den Göttern angenehm, so lange und so weit sie ihnen dienstbar sind, werden dagegen von ihnen als Feinde behandelt, sobald sie ihre Wohlthaten auch auf das Menschengeschlecht auszudehnen versuchen. Zeus läßt sich die Hilfe des Prometheus bei dem Kampfe gegen Saturn und die Nachtgötter gefallen; nachdem ihm dieser Alles gegeben und sich nur die Freiheit des Menschengeschlechts ausbedungen hat, läßt er ihn an den Kaukasus schmieden. Der „Feuerbringer" Gedanke darf wol dem Gott Waffen schmieden gegen andere Götter, nicht aber den Menschen wider den Gott selbst. Bis hierher ist Shelley der griechischen Mythe gefolgt; aber hier scheiden sich Beider Wege. In der griechischen Sage ist Prometheus Besitzer eines Geheimnisses, welches Zeus ihm durch Foltern entreißen will und schließlich wirklich entreißt. An dasselbe ist die Fortdauer von Zeus' Herrschaft geknüpft und mit der Offenbarung desselben für immer gesichert. Eine solche Lösung konnte der „satanische" Dichter nicht brauchen; seiner Absicht zufolge muß Zeus' Herrschaft gestürzt und ein „prometheisches", d. i. ein Zeitalter der Herrschaft des reinen Gedankens geschaffen werden. Daher muß Prometheus sein Geheimniß bewahren und dadurch der Untergang der Zeusherrschaft bewirkt werden. Indem Zeus den „Gedanken" zur Unthätigkeit verurtheilt hat, hat er sich selbst der Dienste beraubt, die ihm derselbe bei der Begründung seiner eigenen Herrschaft leistete. Dieser Fehler rächt sich an ihm, indem er, „gedankenlos" geworden, in seiner Verblendung gerade dasjenige selbst thut, was seinen Sturz herbeiführt. Diese verhängnißvolle That ist seine Vermählung mit Thetis und die Zeugung eines Sohnes, der „stärker sei, als er selbst". Seine Absicht ist, durch diesen die „Erde und das Menschengeschlecht in Schrecken zu setzen"; aber er bedenkt nicht, daß ein „Stärkerer als er", ihn selbst in Schrecken setzen muß! So entsteht „Demigorgon", sein „Kind" und die „Ewigkeit". Vor ihm entsetzt sich Zeus und versinkt in den Abgrund. Mit seinem Verschwinden, der alle übrigen Götter besiegt, und als der einzige geherrscht hat, ist der letzte Gott geschwunden; übrig bleibt nur das Universum und Prometheus, dessen Schweigen diese Wendung der Dinge herbeigeführt hat. Welt und Gedanken sind befreit; die Geliebte des „Lichtbringers", „Asia", d. i. Isis, die Natur und die Heimat der Menschheit, und ihre Schwester „Panthea", d. i. die Allgöttin, stimmen einen Triumphgesang an, in welchen alle Weltkörper, Erde und Mond voran, einstimmen und zur Harmonie der Sphären im „götterlosen", aber selbst göttlichen Weltall zusammenklingen! Wie an die Stelle des saturnischen Polytheismus der Monotheismus des hellenischen Zeus getreten ist, so bleibt nach dem Sturze des letzteren die Religion des Gedankens, der philosophische Pantheismus und Naturalismus allein und für immer auf dem Schauplatze.

Die Ausschließlichkeit dieser Auslegung soll hier nicht behauptet werden. Es ist das Geschick jedes allegorischen Kunstwerkes, daß es verschiedenartig gedeutet wird. Des Dichters eigene orgiastische Begeisterung erscheint so mächtig, daß der Zweifel berechtigt ist, ob er sich das ganze Werk hindurch der Bedeutung desselben bewußt gewesen sei. Von dem Geist des Werkes aber mögen die Schlußverse zeugen, die wir zugleich als Probe der klangvollen Sprache des Uebersetzers beifügen:

Digitized by Google

„Zu tragen Leid, das ihr unendlich meint,
Der Macht zu trotzen, die allmächtig scheint,
Unrecht verzeihn, das schwarz wie Tod und Nacht,
Und lieben, hoffen, bis der Hoffnung Kraft
Aus ihren Trümmern das Ersehnte schafft,
Nicht straucheln, schwanken, nicht der Neue Macht
Zu müß'ger Thränenflut den Nacken biegen —
Gleich deinem Ruhm, Titan, heißt dies allein
Gut, groß und frei und schön und freudig sein,
Ja dies allein heißt leben, herrschen, siegen!

Robert Zimmermann.

Die geographische Verbreitung der Thiere.*)

„Nur einmal in jeder Generation wird man einen Wallace finden, der körperlich, geistig und gemüthlich geeignet ist, ohne Schaden durch die tropischen Wildnisse Amerikas und Asiens zu wandern, prachtvolle Sammlungen auf seinen Wanderungen zu machen, und bei alledem noch scharfsinnig die sich aus seinen Sammlungen ergebenden Schlußfolgerungen zu ziehen."

So lautet ein Ausspruch von Huxley über den Autor der „Geographischen Verbreitung der Thiere". Und dieser Ausspruch des berühmten englischen Biologen datirt aus einer Zeit, als Wallace noch keines seiner größeren zusammenfassenden Werke, durch welche er sich die Dankbarkeit der Naturforscher erworben, herausgegeben hatte: seine jetzt in allen gebildeten Sprachen übersetzte Reisebeschreibung: „Der Malayische Archipel, die Heimath des Paradiesvogels und des Orangutangs" (1869), die in anmuthigster Form achtjährige Wanderungen und Studien in Ostindien behandelt, und seine „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl" (1870), zu deren Abfassung er, als Miterfinder dieser Theorie, wie kein Anderer berufen war. Allein diese bedeutenden Arbeiten werden in den Hintergrund gedrängt durch das in der „Geographischen Verbreitung der Thiere" Geleistete. Mit diesem Werke wurde Wallace der Schöpfer einer neuen Disciplin. Denn das, was bisher unter dem Namen der Wissenschaft der geographischen Verbreitung der Thiere ging, waren entweder nur Anläufe, welche die Ansichten hervorragenderer Forscher in gedrängter Form enthielten, ohne Mittheilung der inductiven Unterlage zu diesen Ansichten, oder es waren zwar eingehendere, jedoch nur einzelne Thiergruppen behandelnde Versuche. Das ganze Material überschauend zusammengefaßt, alle an diese Disciplin grenzenden Fragen gründlich mit weitem und hellem Blicke erörtert und die Belegstücke zu den zu adoptirenden Schlußfolgerungen geliefert hat, vor Wallace Niemand.

Mit diesen Worten leitete ich die Vorrede zu der deutschen Ausgabe des neuen Werkes von Wallace ein, und ich schreite dazu, den Leser der „Deutschen Rundschau" mit dem Inhalte dieses Buches etwas näher bekannt zu machen.

Die Form desselben ist die der meisten neueren englischen naturhistorischen Bücher: in streng wissenschaftlichem Geiste, eine allgemein faßbare, so daß Wallace selbst sagt, jeder Leser, der Lyell's „Principien der Geologie" und Darwin's

*) The Geographical Distribution of animals with a study of the Relations of living and extinct faunas as elucidating the past changes of the Earth's surface by Alfred Russel Wallace, Author of „The Malay Archipelago", etc., with maps and illustrations. In two Volumes. London, Macmillan & Co. 1876. 8. 1110 pages.

Gleichzeitige Deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Dresden, R. v. Zahn. 1876. 1237 S.

Digitized by Google

„Entstehung der Arten" verstehe, werde auch ihm folgen können. Er gibt die Tendenz seiner Arbeit folgendermaßen an: „sie soll zu dem 11. und 12. Capitel von Darwin's „„Entstehung der Arten"" eine ähnliche Beziehung haben, wie Darwin's „„Thiere und Pflanzen unter Domestication"" zum 1. Capitel desselben Werkes". Das heißt: Darwin's zuletzt genanntes großes Werk führt in zwei Bänden das erste Capitel der „Entstehung der Arten" betitelt: „Abänderung durch Domestication", aus, wie ja bekanntlich überhaupt die „Entstehung der Arten" nur ein durch zufällige Umstände provocirter Vorläufer einer Reihe größerer Werke war, ein Vorläufer, dessen 15 Capitel je eine solche Ausführung erfordern, wie sie Darwin selbst für einige seitdem geliefert hat. Das 11. und 12. Capitel sind betitelt: „Geographische Verbreitung" und behandeln alle einschlagenden Fragen im Großen und Ganzen, sowol für die Thiere, als auch für die Pflanzen. Wallace's Ausführung bezieht sich jedoch nur auf die Thiere, und bleibt also dieselbe Arbeit für die Pflanzen von einem Botaniker noch zu leisten. Wallace sucht die Botaniker hierzu anzuregen und nennt die Gründe, weshalb nach seiner Ansicht bis jetzt eine solche Leistung nicht zu Stande kam. Denn daß er weder de Candolle's „Géographie botanique raisonnée", noch Grisebach's „Vegetation der Erde" als diese Aufgabe lösend betrachtet oder einschlagende Vorarbeiten gelten läßt, ist zu verstehen, weil diese hervorragenden Werke die Frage nicht von dem einheitlichen Standpunkte der Evolutionstheorie aus behandeln, welche den Anhängern dieser allein berechtigt erscheint, um von ihm aus jene weitgreifenden Probleme zu umspannen. Wallace sagt: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Grund, weshalb Botaniker bis jetzt nicht im Stande gewesen sind, in irgend wie übereinstimmender Weise die natürlichsten phytologischen Regionen zu bestimmen und eine zusammenhängende Theorie der Wanderungen der Pflanzen auszuarbeiten, der ist, daß sie nicht mit dem Schlüssel für die vergangenen Veränderungen der Landmassen versehen worden sind, zu welchen man nur durch eine Untersuchung der vergangenen und gegenwärtigen Verbreitung der höheren Thiere gelangen kann. Die Schwierigkeiten auf dem Wege des Studiums der Verbreitung der Pflanzen von diesem Gesichtspunkte aus werden zweifellos sehr groß sein, in Folge der ungewöhnlichen Mittel für die Verbreitung, die viele von ihnen besitzen, und in Folge des Fehlens irgend welcher Gruppe, die den Platz der Säugethiere unter den Thieren einnehmen und als Führer und Muster für die übrigen dienen kann."

Es ist keine Frage, daß die Anforderung, die Wallace selbst an seine Arbeit gestellt hat, eine große war; allein ich glaube, die meisten Zoologen werden zugestehen, daß er dieser Anforderung vollständig gerecht wurde und daß seine zwei Bände in der That die Ausführung jener Darwin'schen Capitel in Bezug auf die Thierwelt enthalten.

Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen:

I. Die Principien und die allgemeinen Phänomene der Verbreitung.
II. Ueber die Verbreitung der ausgestorbenen Säugethiere.
III. Zoologische Geographie: Eine Uebersicht der hauptsächlichsten Formen des Thierlebens in verschiedenen Regionen und Subregionen und die Beweise, welche sie für geographische Veränderungen liefern.
IV. Geographische Zoologie: Eine systematische Skizze der hauptsächlichsten Familien der Landthiere in ihren geographischen Beziehungen.

Die erste Abtheilung behandelt die Mittel der Verbreitung und die Wanderungen der Thiere, den Einfluß des Zustandes und der Veränderungen der Erdoberfläche auf die geographische Verbreitung, die Eintheilung der Erde in zoologische Regionen und die Classification der Thiere in ihrer Beziehung zu dem Studium der geographischen Verbreitung.

Die Säugethiere sind verschieden begabt, sich über die Erde zu verbreiten. Für viele ist das Klima oder die vom Klima abhängige Veränderung der Vegetation eine wesentliche Schranke; allein da das Klima sich verändert, so verändert sich mit

Digitized by Google

demselben die Verbreitung der Thiere. Bergketten und Wüsten, Sümpfe, Thäler, Flüsse und Meeresarme sind als Barrièren anzusehen, über welche viele Säugethiere absolut nicht oder nur in seltenen Fällen wegsetzen können. Dagegen bieten Treibeis und Treibholz einen Vorschub für die Verbreitung derselben und sie sind wirksamer, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Man muß nur im Gedächtniß behalten, wie selten das Ereigniß, daß ein Thierpaar oder ein trächtiges Weibchen in ein neues Gebiet verschlagen wird, einzutreten braucht, um dieses sehr schnell unter günstigen Umständen mit der Art zu übervölkern. Fledermäuse und Seesäugethiere (Wale, Seehunde ꝛc.) allein unter den Säugethieren besitzen bedeutendere Mittel, sich über weite Strecken zu verbreiten, und wenn man daher von diesen absieht, so können die Säugethiere im Allgemeinen am besten leiten, um die Principien zu eruiren, nach denen die Verbreitung vor sich ging.

Man könnte a priori meinen, daß die Vögel sich frei überall hin zu bewegen vermöchten, und daß sie sich daher in ganz anderer Weise unter einander vermischen könnten, wie die Säugethiere; allein das ist nicht der Fall. Eine weltweite Verbreitung haben nur sehr wenige von ihnen, und die meisten sind nicht nur etwa durch die großen Oceane, sondern selbst schon durch weniger ausgedehnte Meere am Verhausen gehindert; sie sind an eine Waldregion, an das Hochplateau, an die Ebene u. s. w. fast ebenso gebunden, wie die Säugethiere, und ihr Verbreitungsbezirk begränzt sich durch diese Verhältnisse fast ebenso scharf. Bei den Vögeln tritt das interessante Phänomen des Wanderns in hervorragender Weise auf. „Man könnte es wol auffassen," sagt Wallace, „als die Uebertreibung einer Gewohnheit, welche alle sich bewegenden Thiere besitzen, nämlich der Gewohnheit, umherzuschwärmen, um Wohnung zu suchen. Diese Gewohnheit wird bei den Vierfüßern sehr eingeschränkt in Folge ihrer Unfähigkeit, das Meer zu überschreiten, oder auch nur gut bebaute Thäler, in Ländern wie Europa, zu passiren; aber die Fähigkeit zu fliegen setzt die Vögel in den Stand, über jede Art von Land und selbst über mäßige Meeresausdehnungen hinwegzuschreiten; und da sie meistens des Nachts reisen und hoch in den Lüften ziehen, so kann man ihre Bewegungen schwer beobachten und hält sie daher für räthselhafter, als sie es sind. ..... Als typisches Beispiel eines Wandervogels sei die Nachtigall gewählt. Während des Winters bewohnt sie fast ganz Nordafrika, Kleinasien und das Jordanthal. Früh im April geht sie an drei verschiedenen Stellen nach Europa hinüber und verbreitet sich über Frankreich, England, Dänemark und den Süden von Schweden, welchen sie Anfang Mai erreicht. Sie geht nicht nach der Bretagne, nicht nach den Inseln des Canals oder nach dem westlichen Theile Englands, sie besucht Wales nie, mit Ausnahme des äußersten Südens von Glamorganshire und geht selten weiter nördlich als Yorkhire. Sie verbreitet sich über Central-Europa, durch Oesterreich und Ungarn nach Südrußland und den wärmeren Theilen Sibiriens, dessen ungeachtet aber brütet sie im Jordanthal, so daß es an einigen Orten nur der Ueberschuß der Bevölkerung ist, welcher wandert. Im August und September kehren alle, welche es können, in ihre Winterquartiere zurück.

Wandern dieser Art datirt wahrscheinlich mindestens bis zu der Periode zurück, wo es noch zusammenhängendes Land auf der Route gab, welche jetzt passirt wird; und es ist eine gedankenanregende, bekannte Thatsache, daß diese Landverbindung in neuerlichen geologischen Zeiten noch bestanden hat. England war während oder wahrscheinlich vor der Eiszeit mit dem Continente verbunden, und sowol Gibraltar, als auch Sicilien und Malta waren ebenfalls in neuerer Zeit mit Afrika vereinigt, wie die fossilen Elephanten und andere große Säugethiere beweisen, welche man in den Höhlen dieser Gegenden findet, wie ferner das verhältnißmäßig seichte Wasser in diesem Theile des mittelländischen Meeres zeigt, während das übrige von oceanischer Tiefe ist, und wie endlich die große Anzahl von identischen Landthieren darthut, welche noch an den sich gegenüberliegenden Ufern des mittelländischen Meeres wohnen. Die Unterwassersetzung dieser zwei Landzüge (welche vielleicht von bedeutender Aus-

Digitized by Google

dehnung gewesen sind) ist gewiß langsam vor sich gegangen, und man konnte die Veränderung, welche von Jahr zu Jahr Platz griff, vielleicht kaum bemerken. Es ist daher leicht verständlich, wie eine Wanderung, welche einmal über zusammenhängende Landstrecken vor sich ging, sich zuerst über Lagunen und Sümpfe, dann über einen engen Kanal und schließlich über ein beträchtliches Meer erhalten konnte, ohne daß irgend eine Generation von Vögeln überhaupt eine Veränderung auf der Route bemerkt hat."

Während einerseits ein „Instinct" des Wanderns vorhanden zu sein scheint, der aus der Gewohnheit entstanden sein könnte, auf Nahrungssuche auszugehen, lassen sich doch andererseits nicht alle Erscheinungen aus einem solchen hypothetischen Triebe erklären. Es muß außerdem ein Localsinn sehr stark ausgebildet sein, denn würden die Vögel in jedem Jahre auf's Gerathewohl hinwandern, wohin gerade der Weg führt, so würden wahrscheinlich alle bald umkommen. Ferner verlangt die Thatsache Erklärung, daß oft die alten Vögel zuerst wandern und die Jungen zurücklassen, die dann einige Zeit darauf folgen, aber nicht so weit wandern, wie die Eltern. Das widerspricht einem Instincte. Die Jungen scheinen nur den letzten Nachzüglern zu folgen, sie wandern mehr auf's Gerathewohl, und die Meisten kommen um. Das ist bewiesen durch die Thatsache, daß im Frühjahr in der Regel nicht mehr Vögel zurückkommen, als im vorigen Frühjahr, während doch im Herbste zwei oder drei Mal soviel abzogen. Nur jene Jungen, welche zurückkehren, haben Erfahrung gesammelt und gehen im nächsten Jahre mit den Alten. Also hier ist weiter kein „Instinct" von Nöthen. Zu Gunsten des „Instinctes" spricht jedoch die Aufregung und Lebhaftigkeit gefangener Vögel zur Zeit des Wanderns. Wallace nennt das „sociale Erregtheit" und meint, diese müsse sich vererben; denn alle, die sie nicht haben, kommen um aus Nahrungsmangel, und die natürliche Zuchtwahl erhält daher die, welche sie haben.

Abgesehen von den Seeschildkröten und Seeschlangen sind die Reptilien und Amphibien ebenso an der Ausbreitung gehindert wie die Säugethiere. Schlangen hängen sehr vom Klima ab und gehen nicht höher als 6000' auf den Alpen; sie durchschwimmen Flüsse, aber das Meer bildet eine Barrière. Eidechsen scheinen im Eizustande das Meer passiren zu können, denn man findet viele Inseln von ihnen bewohnt, auf denen es weder Säugethiere noch Schlangen gibt.

Süßwasserfische werden durch Stürme und Wirbelwinde gelegentlich verbreitet, welche sie in die Höhe führen und weit entfernt wieder niederlegen; doch häufiger dürften Fischreier zufällig von Wasservögeln weit über Land und Meer transportirt werden. Seefische werden durch die verschiedenen Temperaturen der Oceane innerhalb gewisser Grenzen gehalten, wie auch durch die verschiedenen Tiefen derselben.

Mollusken werden ebenfalls vielfach von Wasser- und Schwimmvögeln, die vorwiegend Wandervögel sind, im Eizustande oder als Junge verbreitet. Landschnecken haben eine ungemeine Lebenszähigkeit. „Eine egyptische Wüstenschnecke kam in's Leben zurück, nachdem sie vier Jahre lang an einem Täfelchen im Britischen Museum in London festgeleimt gewesen war!" Auch widerstehen sie bis zu einem gewissen Grade dem Einflusse des Seewassers und können daher in Ritzen von Treibholz u. dgl. verbreitet werden. Wenn nur einmal in tausend Jahren ein einziger Vogel zwei oder drei kleine Schnecken auf eine entfernte Insel bringt, so würde das genügen, um sie mit einer großen und verschiedenartigen Bevölkerung von Landschnecken anzufüllen.

Insecten sind sehr abhängig von bestimmten Pflanzenarten, oder z. B. von saftiger vegetabilischer Nahrung das ganze Jahr hindurch und deshalb auf die Tropen beschränkt; einige sind auf Wüsten, andere auf Wälder u. s. w. angewiesen, noch andere von bestimmten anderen Insecten abhängig; daher die vielen auffallenden Beispiele von strenger Localisation bei den Insecten. Doch sind auf der anderen Seite die Mittel zur Verbreitung sehr groß: Winde und Stürme, das natürliche Flug-

Digitized by Google

vermögen, schwimmendes Holz und Früchte, die große Lebenszähigkeit vieler; daher der enorme Verbreitungsbezirk vieler Gruppen.

Doch nicht nur der vorhandene Zustand der Erdoberfläche ist von Einfluß auf die gegenwärtige Verbreitung der Thiere, sondern ebensosehr, oder mehr noch, die früheren Veränderungen, welche diese Erdoberfläche durchgemacht hat. So steht jetzt fest, daß ein großer Theil der Sahara vor nicht sehr langer Zeit noch unter Wasser gestanden hat, die dort gefundenen Meermuscheln beweisen es; ebenso muß sich das Niveau des mittelländischen Meeres geändert haben, denn in Malta findet man fossile Elephanten, und diese können wild nicht auf so kleinem Areale gelebt haben. „In Wales fand man Meermuscheln lebender Arten in einer Höhe von 1300 Fuß und in Sardinien hat man Beweise einer Hebung von 300 Fuß innerhalb der historischen Zeit u. A. m." So zwingen zoologische Thatsachen, d. h. Identität von Arten an der West- und Ostseite der Landenge von Panama, zu der Annahme, daß früher atlantischer und stiller Ocean mit einander in Verbindung gestanden haben. Im Großen hat die Eiszeit mit den sie begleitenden Niveauveränderungen die Verbreitung der Thiere stark beeinflußt, und wird sie noch fortwährend von den Veränderungen in der Vegetation beeinflußt, die vom Klima und anderen Umständen abhängig sind.

In Bezug auf die Eintheilung der Erde in zoologische Regionen hatte Wallace einen nennenswerthen Vorläufer in Dr. Sclater, welcher bereits im Jahre 1857 eine solche vorschlug. Diese wurde auch, trotzdem ihr Urheber selbst sie abgeändert hat, von Wallace adoptirt, und er sucht zu zeigen, daß alle anderen Vorschläge nicht annehmbar sind. Seine Eintheilung ist eine in sechs Regionen, von denen jede wieder vier Subregionen zählt, und zwar:

1) Die palaearktische Region mit der europäischen, mittelländischen, sibirischen und mandschurischen Subregion.
2) Die äthiopische Region mit der ostafrikanischen, westafrikanischen, südafrikanischen und madagasischen Subregion.
3) Die orientalische Region mit der hindostanischen, ceylonesischen, indochinesischen und indomalayischen Subregion.
4) Die australische Region mit der austromalayischen, australischen, polynesischen und neuseeländischen Subregion.
5) Die neotropische Region mit der südlich gemäßigten amerikanischen, brasilianischen, tropisch nordamerikanischen und antillischen Subregion.
6) Die nearktische Region mit der californischen, der Felsengebirgs-, der östlichen vereinigten Staaten- und der canadischen Subregion.

Diese Eintheilung wird vortrefflich durch eine Karte im Buntdruck, auf welcher die verschiedenen Tiefen der Oceane durch fünf verschiedene Schattirungen in Blau wiedergegeben sind, illustrirt.

In Betreff der Classification der Säugethiere, Reptilien, Amphibien und Fische lehnt Wallace sich an die modernen Autoritäten der einzelnen Gruppen; bei den Vögeln befolgt er seine eigene Eintheilung. Aus vielen Gründen beschränkt er sich bei den Insecten auf 16 Familien von Schmetterlingen und auf 6 Familien von Käfern und zieht außerdem nur noch die Mollusken in das Bereich seiner Untersuchung.

Daß die gegenwärtige Verbreitung der Thiere im engsten Zusammenhange steht mit der früheren Verbreitung, wie sie uns in Versteinerungen aufbewahrt ist, wurde schon gesagt und ist auch seit lange im Allgemeinen erkannt; allein in dem vorliegenden Werke wird zum ersten Male thatsächlich eingehend und analysirend die ausgestorbene und die lebende Fauna jedes Landes nebeneinander gestellt, verglichen, und der Versuch gemacht, zu ergründen, wo die Thiere, welche jetzt für irgend eine Region oder Subregion charakteristisch sind, ihren Ursprung fanden. Um diesen Vergleich anstellen und Schlußfolgerungen ziehen zu können, war eine Uebersicht unserer Kenntniß der ausgestorbenen Thiere der Erde nöthig, und diese ist in der zweiten

Digitized by Google

Abtheilung des Werkes gegeben. Die Einsicht, welche uns dieser Ueberblick unter Anderem verschafft, ist diese, „daß wir in einer zoologisch verarmten Welt leben, aus welcher alle die ungeheuersten, wildesten und seltsamsten Formen neuerdings verschwunden sind, und diese Welt," meint Wallace, „ist für uns zweifellos eine viel bessere, seitdem sie gingen. Doch ist dieses plötzliche Aussterben so vieler großer Säugethiere, nicht etwa nur an einem Platze, sondern über die Hälfte der Landoberfläche der Erde hin, sicherlich eine wunderbare Thatsache, auf welche man kaum genügendes Gewicht gelegt hat. Wir müssen daher glauben, daß irgend eine physische Ursache im Spiele gewesen ist, welche diese große Veränderung bewirkt hat; und es muß eine Ursache gewesen sein, welche fast gleichzeitig über große Theile der Erdoberfläche hin gewirkt hat, und welche, wenigstens so weit es die Tertiärperiode betrifft, einen exceptionellen Charakter hatte. Eine solche Ursache existirt in der großen und neuerlichen physischen Veränderung, die man als die „„Eiszeit"" kennt."

Die dritte und Hauptabtheilung des Werkes, „Zoologische Geographie" betitelt, handelt die sechs zoogeographischen und vierundzwanzig Subregionen nacheinander ab, indem detaillirter Bericht darüber gegeben wird, welche Familien und Gattungen von Thieren in jeder vorkommen. Auf die Arten zurückzugehen, war für's Erste ganz unmöglich, außer in einigen speciellen Fällen, wo sie zu Beweisen das inductive Material abzugeben hatten; sonst wäre das Werk doppelt oder dreifach so stark ausgefallen, und bei der heutzutage noch herrschenden Unsicherheit darüber, was eine „Art" zu nennen sei, bei der Verschiedenheit der Ansichten, denen die Naturforscher in Bezug auf diese Frage noch huldigen, war das weise gehandelt. Hinsichtlich der Gattungen und Familien sind die Ansichten, wenn auch noch sehr, doch nicht in dem Maße auseinandergehend, wie hinsichtlich der „Arten".

Der relative Reichthum der sechs Regionen an Familien und Gattungen stellt sich folgendermaßen:

Palaearktische Region	136	Familien,	davon	3	ihr eigenthümlich angehörig,		
Aethiopische „	174	„	„	22	„	„	„
Orientalische „	164	„	„	12	„	„	„
Australische „	141	„	„	30	„	„	„
Neotropische „	168	„	„	44	„	„	„
Nearktische „	122	„	„	12	„	„	„
Palaearktische Region	100	Gattungen Säugethiere,		35	ihr eigenthümlich angehörig,		
Aethiopische „	140	„	„	90	„	„	„
Orientalische „	118	„	„	54	„	„	„
Australische „	72	„	„	44	„	„	„
Neotropische „	130	„	„	103	„	„	„
Nearktische „	74	„	„	24	„	„	„
Palaearktische Region	174	Gattungen Vögel,		57	ihr eigenthümlich angehörig,		
Aethiopische „	294	„	„	179	„	„	„
Orientalische „	340	„	„	165	„	„	„
Australische „	298	„	„	189	„	„	„
Neotropische „	683	„	„	576	„	„	„
Nearktische „	169	„	„	52	„	„	„

Jede der sechs Regionen ist durch eine geographische Karte in Farbendruck illustrirt, welche die Bodenerhebung in sechs verschiedenen Stufen zeigt, und zugleich durch scharf von einander abstechende Töne das Weideland, den Wald und die Wüsten bezeichnet. Diese Karten sind sehr instructiv und ihre Ausführung ist meisterhaft. Ferner dienen als willkommene und besonders einem größeren Leserkreise gewiß nützliche Beilagen zwanzig in Holzschnitt ausgeführte Illustrationen, auf denen die für die meisten der Subregionen besonders charakteristischen Säugethiere und Vögel dargestellt sind, um so auf einen Blick gewisse typische Formen vorzuführen, deren Vorkommen an Ort und Stelle das Studium des Textes zwar ergibt,

Digitized by Google

allein nicht so mühelos vor Augen führt. Den Schluß jeden Abschnittes, den naturgemäß jede Region darbietet, bilden „Tabellen der Verbreitung“ und zwar 1) eine Tabelle, welche die Familien von Thieren aufführt, die die Region bewohnen, und 2) eine Tabelle, welche eine Liste der Gattungen von Landsäugethieren und Vögeln enthält, die die Region bewohnen, mit jedesmaliger namentlicher Bezeichnung der Subregionen, in welchen sie vorkommen.

Einige Schlüsse, zu denen diese Betrachtungen führen, ließen sich füglich folgendermaßen zusammenfassen:

Auf dem Areal der großen Landmassen der nördlichen Hemisphäre haben sich die höheren Lebeformen entwickelt. Wir finden in den Tertiärformationen Europa's, Asiens und Nordamerika's eine zusammenhängende Aufeinanderfolge von Wirbelthierformen, welche alle höchsten Typen, lebende und fossile, einschließen; nicht nur solcher, welche jetzt auf der nördlichen Hemisphäre leben, sondern auch, wenn wir weiter zurückgehen, die Vorfahrenformen jener Typen, welche jetzt entweder auf die Landmassen der nördlichen Hemisphäre beschränkt oder für sie speciell charakteristisch sind. In der südlichen Hemisphäre scheinen drei sehr alte, aber veränderliche, große, dem jetzigen Australien, Südafrika und Südamerika entsprechende und stets von einander getrennte Landmassen gewesen zu sein, welche zeitweilig mit dem nördlichen Ländercomplex an verschiedenen Stellen in Verbindung standen und in die hinein dann Wellen auf Wellen von Leben flossen. „Australien scheint nur eine solche Vereinigung erlitten zu haben, vielleicht während des mittleren oder letzten Theiles der Secundärepoche, als es die Vorfahren seiner Schnabel- und Beutelthiere erhielt, welche es seitdem in einer großen Mannigfaltigkeit von Formen entwickelt hat. Die südafrikanischen und südamerikanischen Länder auf der anderen Seite scheinen je mehrere auf einander folgende Vereinigungen und Trennungen erlitten zu haben, die zuerst das Eindringen von nur niedrigen Formen (Zahnlücker, Insectenfresser und Halbaffen) gestatteten, dann das von Nagern und kleinen Fleischfressern und schließlich das der höheren Typen der Vierhänder, der reißenden Thiere und der Hufthiere.“

Die nördliche Hemisphäre scheint während der ganzen Tertiärzeit in einen östlichen und westlichen Continent getheilt gewesen zu sein (palaearktische und nearktische Region), wie besonders Eocän- und Miocän-Floren und -Faunen beweisen. Jedoch lagen sie sich gegen Norden zu nahe und waren auch zeitweilig dort vereint, so daß eine Auswechselung der Lebeformen stattfinden konnte und stattgefunden hat. Die palaearktische Region umfaßte früher auch einen Theil der jetzigen orientalischen Region. Die Trennung fand statt durch die Erhebung des thibetanischen Plateau's und des Himalaya und durch die folgende Eiszeit, so daß sich ein tropischer Theil abgrenzte, der noch jetzt jene Formen in geringster Abänderung enthält, welche einst ganz Asien und Europa bevölkerten. Die äthiopische Region ist später mit höheren Typen aus den alten palaearktischen und orientalischen Ländern so überlaufen worden, daß sie jetzt mit der orientalischen Region in ihrer Repräsentation der alten Fauna des großen nördlichen Continentes rivalisirt oder sie selbst übertrifft. Ein Ueberrest jener früheren Fauna der äthiopischen Region bietet sich in Madagaskar, wahrscheinlich ein Theil eines früheren östlichen Ausläufers derselben. Wallace tritt der Annahme eines hypothetischen Landes im jetzigen indischen Ocean, „Lemuria“, nicht bei und begründet diese seine Ansicht.

Die neotropische Region hat aufeinanderfolgende Einfälle von Typen aus dem Norden erlitten, welche sich jetzt in verschiedenen Graden mit ihren niedrigen Formen vermischen. In einer frühen Periode muß sie eine niedrige Form von Affen erhalten haben, welche sich in die beiden eigenthümlichen Familien der amerikanischen Affen entwickelte, während ihre Lamas, Tapire, Hirsche und Pekaris zu einer späteren Zeit eintrafen, und ihre Opossums und ausgestorbenen Pferde wahrscheinlich mit am spätesten.

Die australische Region blieb isolirt und bietet daher die Entwickelung eines

Digitized by Google

ursprünglichen Typus der Säugethiere dar; sie ist in dieser Beziehung einzig unter allen großen Regionen der Erde.

Die vierte und letzte große Abtheilung des Werkes ist „Geographische Zoologie" betitelt, und bezeichnet der Autor es selbst als „ein Buch zum Nachschlagen, in welchem die Verbreitung aller Familien und der meisten Gattungen der höheren Thiere in systematischer Ordnung gegeben wird", und von dem Ganzen sagt er: „Denen, welche sich mehr für Thatsachen als für Theorien interessiren, wird es als eine Art Dictionair der Geographie und der Verwandtschaften der Thiere dienen. An der Hand der sehr ausführlichen Register kann man die Heimath, die systematische Stellung und die numerische Ausdehnung jeder wichtigen und gut feststehenden Gattung von Landthieren sofort auffinden — eine Information, welche jetzt durch Hunderte von Bänden zerstreut ist."

Der Mensch ist mit Absicht nicht in das Bereich der Untersuchung gezogen worden; für ihn kommen so viele andere Principien und Gesichtspunkte in Frage, welche für sich eine so eingehende Behandlung erfordern, daß seine Verbreitung über die Erde sich nicht in den Rahmen der Arbeit schickte. Hoffen wir, daß der Verfasser seinen Scharfsinn auch baldigst an diesem Problem erprobe, denn wenn es auch nicht rein naturwissenschaftlich anthropologisch zu behandeln ist, um gelöst zu werden, so wäre gerade diese einseitige Betrachtung aus der Feder eines Wallace ersprießlich, um die verwickelten, hier zu besprechenden Fragen in ein scharfes Licht zu stellen und die Lücken bloßzulegen, welche die naturwissenschaftliche Betrachtung läßt, um sie der linguistischen und ethnologischen zu überliefern.

Dieses Referat über das hervorragende neue Werk des Miterfinders der „Darwin'schen Theorie" soll und kann nur im Großen und Ganzen auf den Gang des Buches und die zu lösenden und zum Theil gelösten Probleme aufmerksam machen; es hat die Fülle von Einzelfragen, von denen es voll ist, mit keinem Worte berührt, wie, um nur Einiges zu nennen: die Frage nach der Weise der Bevölkerung oceanischer Inseln, nach dem Zusammenhang der Kargheit der Insecten in Neuseeland mit der Duft- und Farblosigkeit der Blumen dort, die Erklärung der Eigenthümlichkeiten der Faunen von Madagaskar, Celebes, Neuguinea u. A. m.

Es sollte auch das Lesen und Studiren des Werkes in keiner Weise überflüssig machen, im Gegentheil nur dazu anregen und die Bedeutung desselben hervorheben. Einen solchen Fleiß in der Sammlung des Materials, eine so scharfe Analyse der Thatsachen, die Klarheit und Schärfe des Vortrags und der Schlußfolgerungen, welche wir in demselben finden, hätte kaum ein anderer Forscher in derselben umfassenden Weise aufbieten können. Wir sind daher dem Verfasser zu Danke verschuldet für ein Werk, welches in seiner Art den ersten der Zeit beizuzählen ist, und stimmen seiner Schlußapostrophe bei, in welcher er sagt: „Ich wage den Gedanken auszusprechen, daß Naturforscher, welche geneigt sind, von dem betretenen Pfade der Untersuchung abzugehen, auf dem hier angedeuteten Wege des Studiums neue und interessante Aufgaben finden werden, die an Reiz den luftigen Höhen der transcendentalen Anatomie oder dem verwirrenden Gedränge moderner Classification nicht nachstehen. Und es ist ein Studium, welches sie sicherlich zu einer bedeutenderen Schätzung der Schönheit und Harmonie der Natur führen wird und zu einem volleren Verständniß der complicirten Beziehungen und wechselseitigen Abhängigkeit, welche alle thierischen und pflanzlichen Formen mit der sich immer verändernden Erde, die sie erhält, zu einem großen organischen Ganzen zusammenzuknüpfen." A. B. Meyer.

Digitized by Google

Die Vorgeschichte des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs.

Wien, im September 1876.

Der neue Ausgleich des Jahres 1876 ist der erste Sprößling des im Jahre 1867 zwischen Oesterreich und Ungarn geschlossenen Ausgleichs. Er ähnelt seinem Stammvater in vielen Stücken, und wie dieser wird auch er nicht von der Gunst der öffentlichen Meinung getragen. Es ist immer ein mißlich Ding um derlei Verträge, die mehr dem Zwang der Lage als angeborner Neigung entspringen. Der Oesterreicher der gegenwärtigen Generation träumt immer noch von einer einheitlichen Monarchie, in der er dem Königreiche Ungarn keine höhere Rolle anzuweisen geneigt ist, als irgend einem anderen Kronlande, Böhmen oder Mähren etwa. Der in den Traditionen seiner uralten Verfassung auferzogene Magyare kann sich dagegen sein Vaterland nicht anders, denn als unabhängigen Staat denken, ganz auf sich allein gestellt und mit allen möglichen Freiheiten ausgestattet, vor Allem aber, so liegt es im Sinne der sogenannten Achtundvierziger Partei, mit der Freiheit, keine oder nur möglichst geringe Steuern zu zahlen. Zwischen diesen beiden Traditionen und keiner von ihnen entsprechend wurde der Pact von 1867 aufgerichtet, der in Oesterreich den Dualismus geschaffen und damit eine Staatsform creirt hat, die, von ihrer Ersprießlichkeit ganz abgesehen, noch zu neu, zu jung ist, um schon zahlreiche Anhänger zu haben. Es lebt in Oesterreich noch ein sehr starker Patriotismus, der auf die schwarzgelbe Fahne schwört. Die Begeisterung der Ungarn für ihr Vaterland ist eine durch die Geschichte tausendfach beglaubigte Thatsache. Wo aber gedeiht der österreichisch-ungarische Patriotismus, der mit seiner Liebe und Anhänglichkeit das ganze moderne Staatengebilde, so Oesterreich-Ungarn getauft ist, umfaßt? Wo? Durch die 1867er Gesetze hat die Monarchie gemeinsame Angelegenheiten und gemeinsame Minister erhalten, aber es ist noch nicht gelungen, diese Gemeinsamkeit auch in die Herzen der Staatsbürger zu tragen. Darum fühlen sie sich noch immer nicht als Bürger eines Gemeinwesens, und bei dem ersten besten Anlasse künden sie einander die Freundschaft und erklären, es erinnert nur zu sehr an die Kinder, nicht länger mitspielen zu wollen. Hat doch selbst ein Minister der einen Reichshälfte, einer Derjenigen also, die berufen sind, der neuen Organisation Leben und Gestalt zu geben, in einem parlamentarischen Club die ebenso interessante wie seltsame Aeußerung gethan, man wisse allgemein, daß er kein Freund des im Jahre 1867 geschlossenen Ausgleichs sei und daß er ihn damals nur acceptirt habe, weil vorher die Schlacht bei Königgrätz verloren worden; worauf dann allerdings und mit gutem Rechte erwidert worden, es sei die Pflicht und Schuldigkeit des Ministers, sich mit dem Ausgleich zu befreunden oder, falls er seine Abneigung nicht bemeistern könnte, sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Nach mannigfachen Fehlern und Unterlassungen wurde 1867 der erste Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn vereinbart. Das einmüthige Ungarn stand dazumal dem in den Staub getretenen Oesterreich gegenüber, und die Situation drängte beide Theile zu einem Compromiß, mit dem nachher beide Theile sich unzufrieden erklärten. Es ist immerhin noch tröstlich, daß für die politischen Beziehungen eine stete, unabänderliche Grundlage geschaffen worden, an der zu rütteln nicht leicht, ja fast unmöglich ist. Die Existenz gemeinsamer Angelegenheiten, vor Allem der gemeinschaftlichen Armee und der gemeinschaftlichen Vertretung nach Außen, sowie die Art, wie

Digitized by Google

diese Angelegenheiten constitutionell zu ordnen, sind ein für alle Mal gesetzlich festgestellt. Der politische Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn ist demgemäß endgültig abgeschlossen und wenn gegenwärtig neue Verhandlungen auf dem Tapet sind, welche mitunter die alte Monarchie in allen Fugen erzittern machen, so haben dieselben ausschließlich die materiellen Beziehungen der Reichshälften, denen von vornherein ein variabler Charakter gegeben wurde, zur Grundlage. Es ist unmöglich, so sagte man anno 1867, den wirthschaftlichen Bedingungen der materiellen Entwicklung zweier Staaten von vornherein eine feste, unabänderliche Form zu geben, sie gleichsam in ein Prokrustesbett zu zwängen. Diese Ansicht hat heute keine Geltung mehr, mindestens auf österreichischer Seite nicht. Die Erfahrung hat uns die Verwirrungen und Erschütterungen, die im Gefolge des variablen Ausgleichs und der dadurch von Zeit zu Zeit nothwendig werdenden neuen Verhandlungen vor Augen geführt und uns vor deren zu häufigen Wiederkehr bangen gemacht. Als eine erstaunliche Naivetät klingt es uns heute, daß die österreichische Ausgleichs-Deputation des Jahres 1867, in deren Mitte sich Männer wie Herbst, Kaiserfeld und Brestl befanden, den ungarischen Vorschlag auf eine nur zehnjährige Dauer des finanziellen Ausgleichs ohne Widerrede acceptirten mit der simplen Motivirung, daß „kein Grund vorhanden, welcher die Annahme eines anderen Zeitraumes für wünschenswerth erscheinen ließ". Gegenwärtig sieht man der Gründe hierfür genug, aber als das österreichische Ministerium nunmehr dem neu abzuschließenden Vertrag eine Frist von 25 Jahren gewähren wollte, da waren es die Ungarn, die sich mit aller Vehemenz dagegen erklärten. Sie wissen wol, warum. Die finanzielle Auseinandersetzung des Jahres 1867 hat beide Reichstheile zu dem Bewußtsein der schweren Opfer gebracht, die sie der Gesammtmonarchie zu leisten verpflichtet sind. Die österreichische Deputation erkannte wol, daß die Bestimmungen über das Beitragsverhältniß zu den Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten, die das bekannte Verhältniß von 70 zu 30 statuirten, „als nahezu der Leistungsfähigkeit der beiden Reichshälften entsprechend angesehen werden können"; sie fühlte sich jedoch bedrückt durch die Abmachungen über die Staatsschuld, die — nebenbei bemerkt, in fixer, unabänderlicher Weise — den unverhältnißmäßig größeren Theil der Last auf unsere Schultern wälzte. Wie die österreichische Deputation, so hat auch die ungarische die finanziellen Abmachungen nur widerwillig acceptirt. Wenn sie es that, so geschah es, wie sie sich ausdrückte, „in Anhoffnung dessen, daß die materielle Kraft und Wohlfahrt des Landes im Laufe der zehn Jahre, für welche die Beitragsquote bestimmt wird, zufolge der wiedererlangten Selbstverwaltung sich heben würde". Wie wenig diese „Anhoffnung" sich verwirklicht, ist nur zu bekannt. Die Expansion der staatlichen Bedürfnisse überschritt das wirthschaftliche Wachsthum des Landes, und der fatale Kostenpunkt machte sich früh in grausamer Weise geltend. Es fehlte die Ruhe und Einsicht zu dem beschämenden Geständniß, daß die übereilte Organisation die Hauptursache der eingetretenen wirthschaftlichen Calamitäten sei: es wurde vielmehr Gewohnheit, die Schuld für die schweren Beeinträchtigungen, welche der Handel, die Industrie, die Finanzen, der Credit Ungarns erlebten, ganz und gar den „übereilten wirthschaftlichen Vereinbarungen des Jahres 1867" zuzuschreiben, welche angeblich in wirthschaftlicher Beziehung Ungarn zum Contributenten Oesterreichs gemacht hatten. Die Fusion, die im vorigen Frühjahre alle liberalen Parteien des Landes, auch diejenige, die bis dahin den Ausgleich verhorrescirt hatte, zusammenführte und den kühnsten, entschlossensten Mann des Parlaments: Koloman Tisza, an die Spitze der Regierung brachte, sollte in erster Reihe den Beruf haben, die finanziellen Schäden durch eine Correctur des Ausgleichs zu heilen. Die Revision des Zoll- und Handelsbündnisses war die erste Forderung, die das neue Ministerium erhob. Es mochte sich damals über die Natur seines Verlangens noch nicht vollkommen klar sein, wie das wol aus der Aeußerung eines der Minister hervorging, der im Gefühle seiner nationalökonomischen Unzulänglichkeit die ängstliche Aeußerung that, wie man denn die Antwort finden werde, wenn von Wien ein Hofrath nach Budapest kommen und hier allerlei Aufklärungen verlangen werde; aber nach und nach schärfte sich das wirthschaftliche

Digitized by Google

Verständniß, der Muth wuchs mit der Lust, und im Herbste des vorigen Jahres geschah das Unerwartete, daß Ungarn das Zoll- und Handelsbündniß mit Oesterreich, dessen Geltung sich normal noch bis zum letzten December des Jahres 1877 erstreckt hätte, in aller Form kündigte. Das Gesetz schreibt für einen solchen Fall vor, daß die Verhandlungen über die Vertragserneuerung ohne Verzug zu beginnen haben, und so sehen wir denn am Neujahrstage 1876 vier Mitglieder des österreichischen Ministeriums nach Budapest ziehen, um dort die Verständigung mit der ungarischen Regierung zu suchen.

Es war ein schwerer Weg, den Fürst Auersperg, Freiherr von Lasser, Freiherr von Pretis und R. v. Chlumetzky antraten, und schwer war ihnen dabei zu Muthe. Niemand in Oesterreich hielt die wirthschaftliche Trennung von Ungarn für etwas Wünschenswerthes; aber Niemand konnte geneigt sein, es der Regierung zu vergeben, wenn sie die Kosten der wirthschaftlichen Einheit ganz allein auf das Conto Cisleithaniens überwälzt hätte. Die Minister gingen nach Pest mit dem Gefühle, daß es „der Weg des Todes", des Ministertodes, den sie angetreten. Sie sahen einen glorreichen Sturz vor sich, wenn die Wahrung der wirthschaftlichen Interessen Cisleithaniens die Ursache ihres Falles werden sollte. In Wien, wo man die Abwechslung auf allen Gebieten so sehr liebt, war man so freundlich, den scheidenden Regierungsmännern Gerüchte von Ministerkrisen mit auf den Weg zu geben. Die Ungarn hörten dergleichen nicht ungern; nur sie hatten davon zu profitiren, wenn in der That, wie sie sich ausdrückten, der Auersperg von Kellersperg und der Pretis von Dem oder Jenem geholt worden wäre; allein sie waren doch klug genug, derartigen Gerüchten nicht viel zu trauen und sich in ihrer Art vorzusehen. Sie umgürteten ihr eigenes Ministerium mit einem Panzer von Vertrauen und suchten die Position desselben möglichst zu stärken, dadurch, daß sie sich ihm dicht an die Seite stellten. „Wir haben Vertrauen zu Deinen Plänen und Absichten! Wir beglückwünschen die Nation, welche einen Mann besitzt, wie Du es bist! Wir sind bereit, die Last Deiner Sorgen mit Dir zu theilen! Rechne auf uns!" In so überschwänglicher Weise apostrophirte der Obmann der liberalen Partei den Präsidenten des Ministeriums, als er am Neujahrstage an der Spitze einer Deputation bei demselben erschien, um ihm die Glückwünsche der Partei darzubringen. So stand das ungarische Ministerium da, getragen von dem unerschütterlichen Vertrauen des weitaus größten Theiles von Parlament und Bevölkerung, während das österreichische Cabinet auch diesmal, wie so oft vorher, auf sich allein angewiesen war, ja überdies noch sorgsam Wache halten mußte auf die sprungfertig auf der Lauer liegenden Ritter vom Kreuz und Schwert, die bereit schienen, sich der Streitfrage zu bemächtigen. Ein dieser Coterie nahestehender, als Publicist hervorragender und hochangesehener Mann erließ um jene Zeit an seine Gesinnungsgenossen den Ruf zur Action und legte ihnen an's Herz, sich nicht länger auf ihren Plätzen im Parlament vermissen zu lassen. „Wenn die Schranken zum Turnier aufgethan sind" — schrieb er — „ist es nur der Knappe, der, das Schwert in der Scheide und die Lanze bei Fuß, unthätig dem Kampfspiel zusieht — kein Ritter!"

Die ersten Pourparlers in Pest nahmen einen harmlosen Verlauf. Conferenzen, Visiten, Diners, das war Alles, was aus der ungarischen Hauptstadt über die wichtigen Unterhandlungen berichtet ward. Die Gegensätze mußten noch nicht hart an einander gerathen sein, da nach dem Schlusse der Conferenzen stets ein gemeinsames Mahl Freund und Feind vereinigte. Der Aufenthalt der Minister erweiterte sich auf fünf Tage. Am sechsten kehrten sie nach Wien zurück. Sie brachten wol nichts Definitives mit, aber sie waren noch im Besitze ihrer Portefeuilles, was an dem Tage, da sie von Wien abreisten, nicht als sicher angenommen wurde. Ein officiöses Communiqué in den Journalen verkündete, daß die Verhandlungen vorläufig unterbrochen worden, daß aber der Verlauf derselben und der Geist gegenseitiger Billigkeit, der dabei hervorgetreten, die Hoffnung einer gedeihlichen Lösung ꝛc. ꝛc., wie das in dergleichen Mittheilungen, die mehr verbergen als enthüllen, so üblich ist.

Digitized by Google

Bisher und noch einige Wochen darüber hinaus war, so seltsam dies klingen mag, das Thema der Verhandlungen der dabei so nahe interessirten Bevölkerung ein vollständiges Geheimniß. Erst am 14. Januar ließ sich der österreichische Ministerpräsident, Fürst Auersperg, im Eifer der Rede hinreißen, einer Versammlung von Abgeordneten der Fortschrittspartei anzudeuten, um was es sich eigentlich handle. „Die Ungarn" — so sagte er in seiner kurz angebundenen Art — „wollen eine eigene Bank, die Restitution der Verzehrungssteuer und Concessionen in der Zollfrage. Wir aber wollen von all' dem nichts zugestehen und sind stark, weil wir uns in der Defensive befinden." Wer nicht einen geschult „dualistischen" Sinn hat, wird trotz dieser Andeutungen im Lapidarstyl das Wesen des Streites nicht recht verstehen. Was „Restitution" in dem hier gebrauchten Sinne bedeutet, das ist nur einem in den Irrgängen österreichisch-ungarischer Finanzpolitik bewanderten Steuerzahler klar. Sei es uns gestattet, diese Dinge gleich hier vorgreifend, sowie sie sich nachher aus dem Gange und Abschluß der Ausgleichsverhandlungen ergaben, ein wenig zu erörtern.

Was zunächst die Zollfrage betrifft, so waren und sind auf diesem Gebiete die von österreichischer Seite erhobenen Forderungen größer und weitreichender, als die ungarischen Wünsche. Hier war Wien die Offensive, Pest die Defensive zugefallen. Die hochschutzzöllnerische Bewegung hatte in Oesterreich weite Kreise ergriffen, in den wirthschaftlichen Verhältnissen neue Nahrung gefunden, und die österreichischen Minister fühlten das Bedürfniß, dem ungestümen Rufe nach Schutz der heimischen Industrie Rechnung zu tragen. Ein Schutzzöllner, dessen Zeugniß in Oesterreich von Geltung ist, Dr. Alexander Peez, bekannte in einer Wählerversammlung zu Reichenberg am 17. Mai, daß das Ministerium „sich dem Nothrufe einer Bevölkerung, deren Loyalität, deren Ernst und Arbeitstüchtigkeit über jeden Zweifel erhaben sind, nicht länger verschlossen und mindestens einen Theil der industriellen Forderungen in sein Programm aufgenommen und bei den Verhandlungen mit Ungarn vertreten hatte". — „Wenn nur der verwünschte Zoll nicht wäre" hatte Minister Lasser einmal in einer Versammlung des Fortschrittsclubs gesagt, mit Rücksicht darauf, daß auf diesem Gebiete Oesterreich von Ungarn so viel zu fordern hatte, wofür die transleithanischen Brüder auf anderem Felde eine Entschädigung beanspruchten. Die Ungarn waren in die Verhandlungen eingetreten, mit dem Vorhaben, das einheitliche Zollgebiet aufrecht zu erhalten; aber sie erklärten sogleich, daß die österreichischen Minister „sich in ihren Entschließungen nicht von jener hochschutzzöllnerischen Strömung beeinflussen lassen dürfen, die seit Monaten in Wien ihr Spiel getrieben und die allgemeinen Interessen der Monarchie zu Gunsten einer einzigen Erwerbsclasse confisciren möchte". Diese Erscheinung erklärt es denn auch, daß sich die Blicke der Handelswelt Deutschlands, wenn von dem Abschlusse des neuen Handelsvertrages zwischen Oesterreich und Deutschland die Rede war, mehr über die Leitha hinweg wendeten, und ein von sachmännischer Hand herrührender Artikel der „Schlesischen Presse" (Nr. 325 vom 10. Mai) erklärte es geradezu von Wichtigkeit, daß das deutsche Reich die Verhandlungen nicht pflege mit einem cisleithanischen Ministerium, sondern mit Vertretern der österreichisch-ungarischen Monarchie, so daß auch die ungarischen Interessen zur Geltung gebracht werden können.

Minder schwierig als die Zollfrage erscheint die zweite der schwebenden Angelegenheiten. Unter „Restitution" in dem hier gebräuchlichen Sinne, versteht man jene Steuerrückzahlung, die beim Exporte verzehrungssteuerpflichtiger Waaren, insbesondere des Zuckers und Spiritus, dem Producenten als eine Art Exportprämie gewährt wird. Der größte Theil dieses Exports, ja fast die Gesammtheit desselben, fällt auf das cisleithanische Gebiet, und die cisleithanischen Steuercassen haben somit die ursprünglich bei der Erzeugung gezahlten Steuern in Empfang genommen. Das 1867er Ausgleichsgesetz bestimmt aber, daß die Restitution aus der gemeinsamen Casse bestritten wird. An dieser hat Ungarn einen Antheil von 30 Procent. Es wird demgemäß Ungarn verhalten, an der Rückvergütung einer Steuer zu participiren, für die kein Aequivalent in seine Cassen geflossen ist. Diese Benachtheiligung Ungarns

Digitized by Google

hat in Folge der irrationellen Steuergesetzgebung im Laufe der letzten Jahre einen Umfang erreicht, an welchen zur Zeit, als der Ausgleich geschlossen wurde, Niemand ernstlich denken konnte, da die gesammten Restitutionen in dem Zeitraume von 1867 bis 1874 von 2,7 Millionen auf nahezu 8 Millionen gestiegen sind. Bei der Erneuerung des Ausgleichs forderten demgemäß die Ungarn einen anderen Modus der Regelung dieses für sie ungünstigen Verhältnisses.

Die Verzehrungssteuer anbelangend, forderte die ungarische Regierung eine Bonification dafür, daß eine Masse von Artikeln, für welche diese Steuer an die österreichischen Cassen entrichtet wurde, in Ungarn consumirt, daß also diese Steuer eigentlich von den ungarischen Consumenten getragen wird. An sich erscheint auch diese Forderung nicht ganz unberechtigt, und es zeigt von wenig Witz, wenn gerade dieser Punkt zum Anlaß genommen worden, gegen Ungarn den Vorwurf zu erheben, daß es ein Attentat auf den Säckel der österreichischen Steuerträger beabsichtige. In der Conferenz vom 21. April gaben die österreichischen Minister selbst zu, daß Ungarn bei der gegenwärtigen Handhabung der Verzehrungssteuer allerdings ziffermäßig benachtheiligt sei, und die „Neue freie Presse", ein Journal, das in der Wahrung österreichischer Interessen hinter keinem Blatte zurückstand, in der geschickten Vertheidigung dieser Interessen es allen anderen zuvorthat, sagte diesbezüglich in einer gründlichen Darlegung der betreffenden Verhältnisse, Nr. 4210 vom 16. Mai: „Es soll nicht bestritten werden, daß in Ungarn österreichisches Bier, österreichischer Zucker consumirt wird, und ebenso richtig ist es, daß das finanzielle Erträgniß von mit Verzehrungssteuern belegten Waaren nicht jenem Staate gebührt, wo diese Waare erzeugt wird, sondern jenem, wo sie zur Consumtion gelangt. Bestänben zwischen Oesterreich und Ungarn Zollschranken, so müßte ganz selbstverständlicherweise der österreichische Staatsschatz seinen Fabrikanten derartige Steuern beim Exporte nach Ungarn ebenso rückvergüten, wie dies beim Exporte über eine andere Zollgrenze der Fall ist, und der ungarische Staatsschatz würde dieselben Steuern in Form von Zöllen erheben. Wenn daher die Ungarn verlangen, daß diesbezüglich für sie derselbe Zustand hergestellt werde, wie er bei Vorhandensein der Zollschranken in Kraft bestände, so kann dieser Forderung, für sich betrachtet, die Berechtigung nicht abgesprochen werden." Für sich betrachtet! Allein die Frage der Verzehrungssteuer ist eben nur im Zusammenhange mit den anderen Punctationen des Ausgleichs zu beurtheilen. Sie hat keine Analogie mit der Restitutionsfrage, da sich in Anbetracht der Verzehrungssteuer seit 1867 nichts geändert hat, dieser Zustand vielmehr bei der Berechnung der Quote als Basis gedient hat und eine Aenderung hierin eine gleichzeitige Aenderung der Quote zur Folge haben müßte.

Endlich die Bankfrage. Ihre Lösung war das Ziel jahrelangen Strebens ungarischer Politiker. Sie gaben sich dem Wahne hin, daß die Trostlosigkeit der Creditverhältnisse in Ungarn in der Unzulänglichkeit des Creditgebers: der österreichischen Nationalbank, und nicht, wie es in Wahrheit der Fall ist, in den Creditnehmern ihre Ursache hat. Tisza, entschlossener und kühner als sein Vorgänger, wollte mit einem Male das Ideal der Nation, die politisch das Höchste vermag und vom Rechnen so gar Nichts versteht, verwirklichen und eine selbständige Bank schaffen. Enttäuschung auf Enttäuschung war sein Theil. Der ehemalige englische Finanzminister Lowe hatte sich wol dreimal erboten, eine ungarische Zettelbank mit englischem Gelde zu gründen. Finanzminister Szell wünschte von dem englischen Offerenten sichere Garantie, daß zwischen den Noten der ungarischen und österreichischen Bank eine Differenz nicht bestehen werde. Als der kluge Engländer eine derartige Garantie nicht gab, wurde das Offert abgelehnt. Hierauf wurde Ludwig Tisza, der Bruder des Ministerpräsidenten, von der ungarischen Regierung nach Paris gesandt, um zu sondiren, ob es vielleicht möglich wäre, eine französische Capitalistengruppe für die Etablirung einer ungarischen Bank aufzubringen. Ludwig Tisza hielt sich wochenlang in Paris auf, kehrte jedoch mit der Erfahrung heim, daß für die Errichtung einer ungarischen Notenbank französisches Geld nicht vorhanden sei. Da von Auswärts keine Hilfe kam, warf sich die

Digitized by Google

Regierung mit ihren Plänen auf Oesterreich. Sie erstrebte eine Bank, die mit Hilfe Oesterreichs gegründet, dabei aber unabhängig von Oesterreich sein sollte. Sie strebte die Lösung der Frage in einer Form an, welche die Gleichheit der Währung, die Gleichheit der Notenwerthe garantiren sollte. Diese Garantien sollten in der Art gewonnen werden, daß die ungarische Bank durch dasselbe Consortium, welches auch in Oesterreich das Bankprivilegium besitzt, gegründet, daß ferner die ungarische Bank bezüglich der Noten-Emission nach dem nämlichen Bedeckungsmodus wie die österreichische eingerichtet und nach den nämlichen Grundsätzen geleitet würde. Die freie Circulation der beiderseitigen Noten und ein Cartell zwischen den beiden Instituten hätte eine Vorbedingung dieses Projectes sein müssen, das unter dem Namen „die Cartell-Bank" zu Beginn der Ausgleichsverhandlungen auf dem Programme der ungarischen Forderungen stand.

Es bedurfte nicht erst der Kenntniß dieser Details, um die Abgeordneten des österreichischen Parlaments aufzuschrecken und zu lebhaften Agitationen zu veranlassen. Schon am 11. Januar ließ der Abgeordnete Neuwirth im Club der Linken den ersten Alarmruf ertönen und Professor Sueß secundirte ihm dabei auf das lebhafteste. Wir sehen nun plötzlich die parlamentarischen Kreise von einer Bewegung erfaßt, die, indem sie anfänglich blos der öffentlichen Stimmung Ausdruck gab, im weiteren Verlaufe sich so steigerte und zuspitzte, daß sie reflectirend wieder Stimmung machte und eine wahrhafte Kriegslust gegen Ungarn anfachte. Clubsitzung folgte auf Clubsitzung. Bei der Schwerfälligkeit der hier herrschenden Parteiorganisation bedurfte es tagelanger Discussionen, ehe sich die Clubs nur über eine gemeinsame Form der Action verständigten. Der Fortschrittsclub, kurz und resolut, wie es die Art der frischen Jugend, machte bündigen Proceß und lud die Minister vor. Sie erschienen, und Fürst Auersperg sprach dort jene Worte, die weiter oben citirt worden. Auch Lasser ließ sich hören und zwar in einem recht trübseligen Tone. Er sei bei den Ungarn nicht beliebt, äußerte er, und das Ministerium, das man ein halbsterbendes nenne, sei eigentlich ein „ganz sterben wollendes", welches der Partei gern sein „morituri te salutant" zurufen möchte. Die letztere Bemerkung wurde bei Hofe nicht gerade günstig vermerkt, die erstere wurde von den Ungarn ironisch zurückgewiesen, mit der feierlichen Versicherung, daß unter allen Geistern, die verneinen, ihnen der Lasser doch am wenigsten zur Last sei. Als ein neues Glied, das die Phalanx gegen Ungarn verstärkte, trat später auch das Herrenhaus ein, äußerst geheimnißvoll, aber sehr geräuschvoll. Schmerling und Leo Thun wurden bei dieser Action so oft neben einander genannt, daß selbst Diejenigen, die kurze Zeit vorher für einen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der die beiden erwähnten Namen in eine politische Verbindung gebracht hatte, nur ein Lächeln hatten, nunmehr besorgt die Köpfe zusammenstecken. In Ungarn hielt sich indessen Alles ruhig, und die dortigen Journale hatten nur Spott für die Wiener Bestrebungen. „Oesterreich — so höhnte der „Pester Lloyd" — hat sich in Kriegsbereitschaft gesetzt — gegen Ungarn. Die Parteien sind in Schlachtordnung aufgestellt, sie formiren ein Quarré, wie solches einer Husaren-Attaque gegenüber geboten ist; die Fortschrittspartei steht in der vordersten Reihe, die Zeitungen und die Minister in der Mitte, ganz nach den Regeln Bonapartischer Tactik." Uebertreibungen kamen dies- wie jenseits der Leitha genugsam vor. Diese Art des Accompagnements konnte begreiflichermaßen einer Ausgleichsverhandlung eben nicht zuträglich sein. Die mühselige und zeitverschwendende Methode, mit der man im Lager der österreichischen Verfassungspartei nach der Formel für die Vereinigung der Factoren suchte, die schweren Geburtswehen, mit denen der allgemeine Schlachtruf „Keine Mehrbelastung!" in eine parlamentarisch zulässige Resolution gebracht wurde, die sich täglich erneuernden Clubberathungen über dasselbe Thema — Alles das zusammen konnte unmöglich einen imponirenden Eindruck hervorbringen, und die Ungarn mochten daraus höchstens unsere Schwäche, nicht unsere Einigkeit erkennen. Dr. Herbst selbst hat dies wol am stärksten empfunden, und er bereitete der oratorischen Campagne gegen Ungarn

Digitized by Google

ein Ende, indem er erklärte, es sei überflüssig, in dieser Angelegenheit noch viele Worte zu machen; mit akademischen Reden sei ohnedies nichts gethan.

Bald darauf traten zwei Ereignisse ein, welche die hoch aufgeregten Wogen der öffentlichen Stimmung einigermaßen sänftigten. Der Tod Déak's war das erste derselben. An dem Sarge dieses für die Geschicke Oesterreichs bedeutungsvollen Mannes, vor dessen schlichter Größe selbst politische Gegner ehrfurchtsvoll den Degen neigten, schwiegen die Leidenschaften, und die kleine Hetze hatte keinen Raum, da es einen so großen Todten zu beklagen gab. Déak war es in Wahrheit, der das neue Verhältniß zwischen Thron und Volk in Ungarn und Oesterreich begründet hat. Auf das Bürgerthum, auf den Kern und die ruhige Mitte hatte er den Bestand des Reiches gelegt. Das ist mehr als ein Schlagwort: das ist kein Centralismus und kein Dualismus und steht hoch über Zoll- und Bankfrage, welche im Momente des Streites wie Pflöcke, an denen sich Kurzsichtige festrennen, die Säulen des Gebäudes zu überragen scheinen. Diese Schöpfung Déak's wird bestehen; sie ist sein specielles Legat. — Das zweite Ereigniß, dem eine die Gemüther beschwichtigende Wirkung zugeschrieben werden kann, ist der Schluß des österreichischen Reichsraths und namentlich das Abschiedswort, welches das Ministerum durch sein redegewandtestes Mitglied, Dr. Unger, der Partei zurief. Die Regierung, so sagte er, sehe eine Ehre darin, daß ihr die große Aufgabe zugefallen, die wichtigen Verhandlungen mit Ungarn zu führen, und sie setze ihren größten Stolz darein, einen erfreulichen und gedeihlichen Abschluß herbeizuführen. Sie habe den festen und unerschütterlichen Willen, nur solche Vereinbarungen zu treffen, welche weder den politischen Interessen der Gesammtmonarchie, noch den finanziellen und wirthschaftlichen Interessen der diesseitigen Reichshälfte abträglich sein könnten. Gelinge ihr dies Vorhaben nicht, dann werde die Regierung nicht erst das Verdammungsurtheil des Reichsrathes abwarten, sie werde dessen eingedenk sein, daß nahe am Capitol sich der tarpejische Felsen befindet, und vollkommen wissen, was ihr Ehre und politische Pflicht gebieten. So hatte denn die Action der Verfassungspartei mindestens eine sinnvolle, ernste Pointe gewonnen.

Nach einer vierwöchentlichen Pause wurden sodann am 1. April in Wien zwischen den beiden Ministerien die Verhandlungen thatsächlich eröffnet. Die Zeit der Vorbesprechung und der Darlegung der beiderseitigen Standpunkte war vorüber, nun mußten die Beschlüsse kommen. Der erste Beschluß, den beide Parteien ohne Widerrede acceptirten, war abermals auf die strenge Wahrung des Geheimnisses gerichtet; er wurde auch beiderseits genau eingehalten, nur daß auch diesmal das Geheimniß sich just nicht als die Bürgschaft des Erfolges bewährte. Anfänglich standen die Dinge einem Bruche viel näher als der Verständigung, und in der ungarischen Publicistik wurde jetzt schon an „jenen Factor" appellirt, welcher vermöge seiner natürlichen Mission vermittelnd zwischen den Gegensätzen wirkt. Conferenz folgte auf Conferenz, ohne ein sichtbarliches Resultat. Von österreichischer Seite traten zumeist die Minister Lasser und Pretis vor; ersterer ein Mann von gereifter Erfahrung, dem anfänglich selbst die Ungarn objective Auffassung und ein versöhnliches, kleinlicher Leidenschaft entrücktes Wesen zuschrieben; letzterer ein unbeugsamer Charakter, für den es keine Opportunitäten gibt, selbst da nicht, wo sie zuweilen berechtigt sind. Von ungarischer Seite stand Finanzminister Széll im Vordertreffen, ein noch junger Mann, dem seine Landsleute viel Wissen und Verständniß nachrühmen; auch ihren Symonyi ließen die ungarischen Blätter gelten, nannten ihn sogar unverwundbar wie Achilles, ob zwar dieser edle Held bekanntlich in Zollsachen nicht sehr bewandert gewesen sein soll. Und gerade die Zollfragen standen zu allererst auf dem Programme. Aus seinem Exile rief Koffuth seinen Landsleuten zu, sie möchten sich nicht irre machen lassen, das getrennte Zollgebiet werde Ungarn nicht 10, sondern 25 Millionen eintragen und dann „Servus deficit!"; es gebe kein anderes Mittel zur Rettung aus den finanziellen Nöthen, und werde dieses nicht gewählt, nun, so komme der Bankerott. Indessen machte dieser Lockruf wenig Eindruck im Lande. Im letzten Augenblicke riefen die beiden Handelsminister nochmals eine Expertise von Fabrikanten und Kauf-

Digitized by Google

leuten zusammen, und wie hart auch Oesterreicher und Ungarn bei dieser Auseinandersetzung aneinandergeriethen, so gestanden nachher beide Parteien doch, allerdings nur vertraulich, daß sie sich zufrieden geben wollen, wenn es bei den getroffenen Vereinbarungen sein Bewenden habe. Und es geschah so. Am 10. April, als gerade Wien von dem Gerüchte erfüllt war, die Zollverhandlungen wären gescheitert und beide Ministerien hätten dem Monarchen ihre Demission gegeben, war das Zoll- und Handelsbündniß und der Zolltarif in seinen Hauptpunkten perfect. Die ungarische Regierung hatte eingewilligt, daß die österreichischen Baumwoll- und Schafwoll-Webewaaren durch höhere Zollsätze geschützt werden; andererseits stimmte die österreichische Regierung zu, daß einigen Artikeln der ungarischen Rohproduction Schutz gewährt werde.

Mit diesem Theile der Lösung war aber die Schwierigkeit des Ausgleichs nicht überwunden. Wenn auch in der Restitutionsfrage, deren klarer Charakter Mißverständnisse ausschloß, sich eine Einigung bald erwarten ließ und in der That auch darin gefunden wurde, daß für die Vertheilung der Restitution künftighin das Verhältniß der Erzeugung von verzehrungssteuerpflichtigen Producten in beiden Reichstheilen maßgebend sein sollte, so gestaltete sich dagegen die Bankfrage immer verwickelter, die Verzehrungssteuerfrage immer unlöslicher. Die österreichische Nationalbank hatte das Project der Cartellbank einfach refusirt, und den Ungarn blieb kein Ausweg, als die selbständige Bank, an die sie aber nach den gemachten Erfahrungen selbst nicht mehr glauben konnten. In der Frage der Verzehrungssteuer hielt das österreichische Ministerium den Standpunkt unbeugsamer Ablehnung bis zum Schlusse fest. Auf diese Art verringerten sich abermals die Aussichten auf Einigung, und es begann wieder jener Lärm in der Presse, der gewöhnlich als das Vorzeichen eines nahen Sturmes anzusehen. „Ungarn ist Wien's satt" — hieß es im „Ellenör", gemeiniglich als das Organ Tisza's bezeichnet — „und unterscheidet das heutige Wien, das von der Gnade Ungarns erstarkt, Ungarn materiell ausraubt, nicht von jenem Wien, das Ungarn früher politisch berauben wollte." Man muß wol sagen, eine hübsche Einleitung zu einem friedlichen Ausgleich. Begreiflicherweise weckten solche Dissonanzen das volle Mißbehagen jener Kreise, die für das friedliche Zusammenleben beider Reichstheile ein lebhaftes Interesse empfanden und die schon früher ihr Befremden darüber geäußert, daß in Oesterreich-Ungarn jede finanzielle Transaction von einem widerlichen politischen Gezänke begleitet sein müsse. Nunmehr trat jener schon früher citirte Factor auf, welcher vermöge einer natürlichen Mission vermittelnd zwischen den Gegensätzen wirkt, und legte beiden Ministerpräsidenten an's Herz, eine friedliche Vereinbarung zu treffen. „Es muß gehen!" so sollen die kategorischen Worte gelautet haben, mit denen von der bezeichneten Seite die Nothwendigkeit der Einigung accentuirt worden. Und es ging. Am 19. April hatte Herr v. Tisza beim Kaiser Audienz. Er erklärte dem Monarchen, daß er einen Ausgleich unter jenen Modalitäten, wie sie bisher von der österreichischen Regierung als allein annehmbar bezeichnet wurden, weder selbst für genügend erachten noch dem Parlamente zur Annahme empfehlen könne, und richtete an Se. Maj. die Bitte, diese Mission einem anderen Manne seines Vertrauens zu übertragen, welcher derselben vielleicht eher zu entsprechen in der Lage wäre. Der Monarch ging jedoch auf das Ansinnen nicht ein, sondern beauftragte den Ministerpräsidenten, sich nach Budapest zu begeben, dort mit seiner Partei Rücksprache zu pflegen und gemeinschaftlich mit ihr die allfälligen Consequenzen des Gelingens wie des Mißlingens des Ausgleichs in neuerliche Erwägung zu ziehen. Tisza kam dieser Mission nach, und schon am 22. April sehen wir ihn mitten unter seinen Getreuen in Budapest, denen er bedeutete, es komme ihm durchaus nicht darauf an, irgend Jemand nach der einen oder der anderen Richtung hin zu überreden, er müsse nur, mit Erlaubniß des Königs, der Beachtung der Partei auch jene Folgen empfehlen, die aus dem erfolgten Abbruche der Verhandlungen entstehen könnten. Wiewol anfänglich tiefer Mißmuth über diese Enthüllungen herrschte, war schließlich doch die Majorität dafür, daß die österreichischen Vorschläge als die Basis weiterer Verhand-

Digitized by Google

lungen zu acceptiren seien. Eine Gruppe von Abgeordneten, die gleich im Beginne 40 Mann stark war, declarirte dem entgegen, daß das Ministerium bei seiner Demission verharren solle. So belehrt, kehrte Tisza nach Wien zurück. Abermals acht Tage der peinlichsten Ungewißheit, voll Aufregung für die gesammte politische und wirthschaftliche Welt. Aus dem unaufgeklärten staatsrechtlichen und zollpolitischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Ungarn zog die wirthschaftliche Beunruhigung, die zu jener Zeit das Reich ergriffen, die meiste Nahrung. Ueberdies stand die orientalische Frage drohend vor den Pforten und mahnte zur Eintracht. Graf Andrassy hatte die Einladung zur Drei-Kanzler-Conferenz in der Tasche. Konnte er nach Berlin gehen als Vertreter einer zerrissenen, gespaltenen Monarchie? Alles drängte zum Abschluß; jeder Aufschub schien gefährlich, und so geschah es denn, daß am 2. Mai in einem unter dem Vorsitze des Kaisers abgehaltenen Kronrathe die Punctationen des zweiten österreichisch-ungarischen Ausgleichs von den beiderseitigen Ministerien festgestellt wurden.

Man athmete auf, als diese Thatsache bekannt wurde. Es kam wie ein Gefühl der Erleichterung über die Bevölkerung, weil sie nunmehr die Gewißheit erlangte, daß ein Bruch mit allen seinen ernsten, vielleicht tragischen Consequenzen ausgeschlossen war. Allerdings reichte diese Empfindung nicht allzuweit über den Augenblick hinaus. Gar bald wurden Stimmen laut, hüben wie drüben, welche das ganze Werk in Pausch und Bogen zu verwerfen riethen, und am heftigsten eiferten gerade Diejenigen, denen mit dem neuen Pacte der größte Dienst erwiesen worden: die Hochschutzzöllner. Es sei wol ein Erfolg, sagten sie, daß die englische Nachtragsconvention vom Jahre 1876 fallen gelassen und bezüglich der Zölle für Schafwoll- und Baumwollwaaren auf die Positionen des Handelsvertrages mit Deutschland zurückgegriffen worden sei; allein diese Ansätze hätten sich erfahrungsgemäß als zu niedrig erwiesen und stünden weit unter jenen, welche mit der Praxis wohlvertraute Fachmänner als das Minimum für die Concurrenzfähigkeit unserer Textilindustrie festgestellt haben. Das war's. Die „mit der Praxis wohlvertrauten Fachmänner", das heißt zu deutsch, die hochschutzzöllnerische Fabrikanten-Clique war mit dem Maße der ihr gewordenen Rücksicht noch nicht zufrieden, und darum mußte die ganze Schöpfung, von der Heil und Wehe Oesterreichs abhing, kritiklos verworfen werden. Ja, kritiklos. Denn damals, als sich die Organe des extremen Schutzzolles so vernehmen ließen — am 4. Mai — waren noch nicht einmal die Principien des abgeschlossenen Ausgleichs bekannt. Erst drei Tage später, am 7. Mai, wurden sie in officieller Form publicirt. Sie statuirten im Betreff des Zollbündnisses und der Restitution jene Bestimmungen, die weiter oben bereits mitgetheilt worden; in Betreff der Verzehrungssteuer constatirten sie die Thatsache, daß das österreichische Ministerium zu einer Concession nicht zu bewegen war, daß also in diesem Punkte die Ungarn den Rückzug angetreten hatten; in Betreff der Bankfrage declarirten sie eine Vereinbarung, wonach Eine Gesellschaft zwei selbständige Banken in Wien und Pest creiren sollte, die durch den schwachen Faden eines gemeinsamen, mit geringen Prärogativen ausgestatteten Central-Aufsichts-Organs zusammenzuhängen hätten. Der Baarschatz sollte gemeinsam, die Noten sollten einheitlich sein, doch sollten zur ausschließlichen Verwendung im Bankgeschäfte der Anstalt in Wien 70, der Anstalt in Pest 30 Procent von der statutenmäßig emittirten Notenmenge zur Verfügung gestellt werden. Endlich wurde in Betreff der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Angelegenheiten jetzt schon bestimmt, daß nach wie vor das Quotenverhältniß 70:30 aufrecht zu bleiben habe. Nur die Abmachungen bezüglich der Bankfrage stießen hierzulande auf ernstlichen und gerechtfertigten Widerstand. Dieser Modus, durch den der Dualismus von der Politik auf das Bankwesen übertragen wurde, mochte Niemandem gefallen, am Wenigsten den Fachleuten, die das Experiment ganz unerhört und die Creditansprüche Oesterreichs gegen jene Ungarns arg zurückgesetzt fanden. „Ein Centralbureau für offene Credite" nannten sie boshaft die selbständige Bankabtheilung, die in Pest ihren Sitz haben sollte, und die Besorgnisse von der Schäd-

Digitized by Google

lichkeit einer derartigen dualistischen Schöpfung konnten sie nur mit dem altrömischen Wahrspruch beschwichtigen: „Zum Unmöglichen kann Niemand gezwungen werden."

Um die üblichen nationalen Hitzgrade verstärkt, trat die Mißstimmung in Ungarn auf. Tiefe Entmuthigung, aufbrausender Zorn und Groll gegen Wien, das waren die Empfindungen, auf die Tisza traf, als er mit dem Ausgleich in der Tasche in die Heimath zurückkehrte. Es gehörte das ganze Temperament dieses Mannes dazu, um vor dem Probleme nicht zurückzuschrecken, diese aufgeregte Bevölkerung zum Ausgleiche zu bekehren. Indessen, er mochte seine Landsleute wol kennen, die immer opponiren, schon aus Lust zum Opponiren. Eine Anekdote, die Helfert erzählt, ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch. Als im Jahre 1859 vom damaligen Cultusministerium das sogenannte Protestanten-Gesetz hinausgegeben und den verschiedenen Superintendenturen bekannt gemacht wurde, trat in einer der bezüglichen Conferenzen ein Mitglied auf und meinte: „er würde sich wol dieses und jenes etwas anders gewünscht haben; aber im Ganzen müßte man es sich sehr gefallen lassen und, da es einmal Gesetz sei, dankbar hinnehmen." „Aber, Herr," machte ihm ein College bemerklich, „es ist ja noch nicht Gesetz, es ist uns zur Berathung und freien Meinungsäußerung übergeben!" „Ah, wenn's so ist, dann protestiren!" „Protestiren!" riefen nun auch viele ungarische Abgeordnete, die im Grunde herzensfroh waren, daß der Ausgleich perfect geworden. Aeußerlich gingen sie Hand in Hand mit den exaltirten Achtundvierzigern, den Intransigenten des ungarischen Reichstags, die in ihrem Journale die Rückkehr Tisza's in folgender kraft- und stylvollen Weise begrüßt hatten: „Wo ist die Feder, welche mit niederschmetternder Wucht im Stande wäre, den Gefühlen der Erbitterung und des Zorns Ausdruck zu geben über das in seiner Verworfenheit einzig dastehende Spiel, welches unter Preisgebung unserer Interessen, Principien wie unserer Zukunft mit dem Schicksale der Nation getrieben wurde?"

Tisza erschien am 6. Mai vor der liberalen Partei und legte ihr die Grundzüge des Ausgleichs dar, „wie er unter den obwaltenden Umständen möglich war". Er leugnete nicht, daß er bei der Annahme des Pactes unter einer Pression stand, aber nicht unter der Pression Wien's, sondern unter derjenigen der Interessen seines Vaterlandes. Er habe erkannt, daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gerade im jetzigen schwierigen Momente nicht im Stande wäre, für die Stellung Oesterreich-Ungarns das volle Gewicht der Monarchie in die Wagschale zu legen, wenn diese Monarchie durch Zwietracht zerrissen und, sei es auch nur für einige Zeit, durch innere Disharmonie geschwächt würde. Unter dem Eindrucke dieser Rede kam es zur Abstimmung. Die Frage wurde folgendermaßen formulirt: „Billigt die liberale Partei, daß die Regierung auf Grund der vom Ministerpräsidenten dargelegten Principien die Realisirung des Ausgleichs unternommen hat?" 181 Stimmen antworteten darauf mit „Ja", 69 mit „Nein". Die Partei hatte sich somit an diesem Tage Tisza und dem Ausgleich verschrieben, und bei den gegenwärtigen Verhältnissen ist in Budapest Partei und Parlament fast gleichbedeutend. Die Dissidenten, deren Zahl von 69 bald auf 90 und darüber anschwoll, constituirten sich als eigener Club speciell für die Ausgleichsfrage und agitirten im Lande mit den Achtundvierzigern um die Wette. Sie gingen daran, die Bevölkerung aufzuwühlen, arrangirten Fackelzüge und Katzenmusiken und arbeiteten rüstig gegen Ungarns Vortheil, so daß endlich Jokay drein fuhr mit dem Rufe: „Der Bruch mit Oesterreich erfordert zuerst Kraft und Geld. Wer aber glaubt und dem Volke weiß macht, das sei zu bewirken durch Petitionen, Demonstrationen, Fackelzüge und Katzenmusiken, der ist ein Feind von Jedermann, der ein paar bezahlte Stiefeln auf den Beinen hat. Das ist meine ergebene Meinung. Alle Jahre eine neue Regierungskrise machen und Ungarns politische Reputation auf das Niveau der Donaufürstenthümer herabzerren, dazu will ich nicht beitragen. Lieber will ich nach Hause gehen zu meinen sieben Zwetschkenbäumen, in mein liebes Reich der schönen Literatur und mich gar nicht mehr mit Politik befassen."

Auch in Oesterreich gab es exaltirte Leute, die, weil sie einige Schwierigkeiten,

Digitized by Google

vielleicht nur technischer Natur, nicht augenblicklich überwunden sahen, gleich das Ganze, den weltgeschichtlichen Gedanken, der das Donaureich gegründet, preiszugeben Lust hatten. Selbst die Parole „Personalunion", sonst nur ein Drohruf im Munde Ungarns, wurde hierzulande laut. Als ob die reine Personalunion nicht eher eine Theilung, denn eine Vereinigung der Macht wäre! Sie bringt den Monarchen in eine völlig unhaltbare Stellung, sie stürzt ihn in unauflösbare Collisionen, indem sie ihn nicht selten zwingen will, als Herrscher des einen Landes sein eigener Gegner in Betreff des anderen Landes zu sein. Die Personalunion macht den Monarchen zu einer von zwei entgegengesetzt wirkenden Hebeln hin und her gezogenen bloßen Regierungsfigur; sie zwingt ihn endlich, wenn er nicht auf und davon gehen will, sich für den praktisch gefügigeren Theil zu entscheiden und mit der Kraft desselben den anderen Theil zu unterwerfen*). Die „Personalunion" ist bestenfalls ein Schlagwort, keineswegs ein politischer Gedanke. Die ernsten Männer in Oesterreich wie in Ungarn denken tiefer über das Verhältniß der beiden Staaten. „Ich zittere," sagte einer von ihnen, „wenn ich in Erwägung ziehe, daß gegenwärtig zwischen Oesterreich und Ungarn der volkswirthschaftliche Krieg entbrennen soll." Ungarn, an der Grenzscheide der germanischen und slavischen Zone, sieht sich in ferner Zukunft von dem Loose bedroht, verschlungen zu werden. Aber dies Schicksal entscheidet weder über den Werth einer Nation in der Geschichte, noch über ihre Pflicht. „Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet, kommt unaufhaltsam." Der Weise, lehrt Spinoza, denkt nie an den Tod. Auch für die Nation gibt es nur Pflichten des Lebens. Ungarn fühlt sich berufen und durch strotzende, treibende Kraft dazu gedrängt, eine politische Mission auszuführen. Kein Stamm an der unteren Donau vermehrt sich langsamer und keiner greift doch national und politisch assimilirend mächtiger aus, als der Stamm der Magyaren. Sollte Ungarn bestimmt sein, germanisch oder slavisch zu werden, sagte Deák, dann sei gewiß das Erstere zu wünschen. Aber eben so wenig wie wir schon heute in den Himmel einzutreten uns berufen und getrieben fühlen, obwol wir sicherlich dahin zu kommen bestimmt sind, eben so wenig könne Ungarn sich gedrängt fühlen, heute schon germanisch zu werden und die nationale Mission zu verleugnen, die auszuführen es in sich sowol die Kraft wie den Drang verspürt.

„Ihr braucht uns bei weitem mehr, als wir euch brauchen" — so hören wir in kritischen Momenten die Rufe über die Leitha, von Cis nach Trans sowol, wie von drüben herüber. Die Wahrheit ist, daß Beide einander gleich nothwendig bedürfen, und daß im Grunde Keiner ohne den Anderen existiren könnte. Zeigt sich am Horizonte eine Gefahr von Außen, dann sehen wir sie näher aneinander rücken, und dann erkennen sie beide, es bestehe „in Hinsicht der auswärtigen Beziehungen des Staates zwischen den politischen Interessen Oesterreichs und jenen der ungarischen Reichshälfte eine solche Concordanz, Harmonie und Solidarität, daß dagegen jede materielle Abrechnung in den Hintergrund tritt." Diese Erkenntniß ist in dem gegenwärtigen Momente durch den an der Grenze des Reiches ausgebrochenen Krieg von Neuem gezeitigt worden; wir werden ihre Spuren wiederfinden, wenn der von den beiderseitigen Regierungen abgeschlossene zweite Ausgleich im Winter vor den Parlamenten in Wien und in Budapest die Probe zu bestehen haben wird.

J. Wintern itz.

*) „An Franz Deák" von Franz Schuselka. Wien, Friedr. Förster und Brüder. 1861.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis 15. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adams. — Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Francis Ottiwell Adams. Ueberseht von Emil Lehmann. I. Band. Mit einer Karte und zwei Plänen. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. 1876.

Adelmann. — Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappler. 1877.

Album patriotischer Männerchöre. Für alle deutschen Gesangvereine, Militair-, Krieger-, Veteranen-Chöre und höhere Bildungsanstalten deutscher Jünglinge. Herausgegeben von Carl Seitz. Hof, Verlag von Franz Büching.

d'Alq. — La Science du monde. Suite au Savoir-Vivre en toutes les circonstances de la vie par Mme Louise d'Alq. Paris, Verlag v. François Ebhardt. 1876.

Auerbach. — Waldfried. A Family-Story from the fatherland by Berthold Auerbach. Translated by S. A. Stern. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes. 6. Auflage. Bearbeitet von Dr. Carl Arendts. 12—14. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 12. Bd. Abtheilung für Werke allgemeineren Inhalts. 2. Band. Ausflüge in die Natur. Allgemein verständliche Schilderungen von Ernst Hallier, Professor an der Universität zu Jena. Mit Abbildungen. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.

Bibliothek, Philosophische — 53. 54. Heft. Immanuel Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Herausgegeben und erläutert von J. H. von Kirchmann. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Erich Koschny. 1876.

Bilder aus Elsaß-Lothringen. Original-Zeichnungen von Robert Ahmus. Schilderungen von Karl Stieler. Lfg. 2. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Blätter. — Oesterreichisch-ungarische Militärische Blätter. III. Jahrg. 1876. II. Band. 5. Heft. Teschen, Verlag der Buchhandlung für Militär-Literatur, Karl Prochaska.

Blumenthal. — Lieder-Kranz. Der Freundschaft gewidmet von H. Blumenthal. Moskau, Verlag von A. Lang. 1876.

Bockenheimer. — Gutenberg's Grabstätte. Von Dr. K. G. Bockenheimer, Großh. Bezirksgerichtsrath in Mainz. Mainz, Verlag von J. Diemer. 1876.

Borelius. — Skandinavien und Deutschland. Von Dr. J. J. Borelius. Berlin, Verlag von Gustav Hempel. 1876.

Brief Biographies of European Public Men. Edited by Thomas Wentworth Higginson. Vol. IV. German Political Leaders by Herbert Tuttle. New-York, Verlag von Geo. P. Putnam's sons. 1876.

Buchmann. — Am grünen Holze. Passionsbilder, gezeichnet von J. Buchmann, Licentiaten der Theologie. Bonn, Verlag von P. Neusser. 1876.

Crowe & Cavalcaselle. — Geschichte der italienischen Malerei von J. A. Crowe & G. B. Cavalcaselle. Deutsche Original-Ausgabe besorgt von Dr. Max Jordan. VI. Band. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Daudet. — Jack. Zeitgenössische Sittenbilder von Alphonse Daudet. 3 Thle. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von Eugen Großer. 1877.

Drygalski. — Die Russen in Turkestan. Nach den Skizzen D. Iwanow's. Deutsch von A. von Drygalski. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Duncker. — Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III. Abhandlungen zur preußischen Geschichte von Max Duncker. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Eckardt. — Russische und Baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur von Julius Eckardt. Der „Baltischen und Russischen Culturstudien" zweite, völlig veränderte und vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Eliot. — Daniel Deronda by George Eliot. Book VIII. Edinburgh, Verlag von W. Blackwood and sons.

Eliot. — Daniel Deronda von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. 5. Halbband: Mardochai. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Ernst. — Das Bild der Gouvernante. Eine Erzählung von Charlotte Ernst. Norden, Dietr. Soltau's Verlag. 1876.

Fielty. — Studien zu Schiller's Dramen. Von Wilhelm Fielty. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1876.

Flentje. — Büchner's Kraft und Stoff zum erstenmale mit eignem Lichte beleuchtet von der Verjüngung des Lebens. Empirisch-naturphilosophisch-kritische Studie in allgemein verständlicher Darstellung von Dr. Ludwig Flentje. Kassel, Verlag von Gustav Klaunig. 1876.

Franklin. — Benjamin Franklin. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben. Mit einem Vorwort von Berthold Auerbach und einer historisch-politischen Einleitung von Friedrich Kapp. Nebst dem Bildnisse Franklin's. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Franzos. — Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von Karl Emil Franzos. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Galitzin. — Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. Briefe der Fürstin an den Philosophen Franz Hemsterhuys. — Tagebücher der Fürstin aus den Jahren 1783 bis 1800. Münster, Adolph Russell's Verlag. 1876.

Geschichtskalender. — Europäischer Geschichtskalender. Sechszehnter Jahrgang. 1875. Herausgegeben von H. Schultheß. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1876.

Giani. — Sapienza italiana in bocca alemanna da L. C. M. Giani. Stoccarda, Verlag von P. Neff. 1876.

Gilow. — Ueber das Verhältniß der griechischen Philosophen im Allgemeinen und der Vorsokratiker im Besondern zur griechischen Volksreligion. Von Hermann Gilow, Dr. phil. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung. 1876.

M. v. Göginger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Göginger. 16. Lfg. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1876.

Grieben's Reise-Bibliothek Nr. 28. Die Rheinlande. Von der Nordsee bis zur Schweizer Gr-

Google

Praktischer Führer für Reisende. Elfte Auflage völlig neu bearbeitet von H. T. Luks, Major z. D. Mit Karten und Plänen. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt. 1876.

Harte. — Gabriel Conroy. Roman von Bret Harte. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1876.

Hellenbach. — Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Gedanken über das Wesen der menschlichen Erscheinung von Lazar B. Hellenbach. Wien, Verlag von Wilh. Braumüller. 1876.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 7. 8. Lfg. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1876.

Hellwald. — Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch von Friedr. von Hellwald. Lfg. 7—10. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Heß. — Bilder aus dem Aquarium von Dr. W. Heß. Die wirbellosen Thiere des Meeres. Mit 126 in den Text gedruckten Abbildungen. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Higginson, T. W., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in populärer Darstellung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Hirsch. — Der Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine. Herausgegeben von Jenny Hirsch. VII. Jahrg. 6. Heft. Verlag von Wedekind & Schwieger. Berlin, September. 1876.

Hans Holbein's des Aelteren Silberstift-Zeichnungen im Königlichen Museum zu Berlin. In Originalgröße durch Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. Mit Text von Prof. Alfred Woltmann. I. Abtheilung. Nürnberg, Verlag von Siegmund Soldan, Hofbuchhandlung.

Holda. — Das Hohelied und andere Gedichte (Deutsche und Holländische) von Holda. Leiden, Verlag von A. W. Sijthoff. 1876.

Hugo. — Thaten und Worte. Gesammelte Reden von Victor Hugo I. Band. Vor dem Exil. 1841—1851. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Jacoby. — Die Idee der Entwickelung. Eine social-philosophische Darstellung von Leopold Jacoby. 2. Theil. Berlin, Verlag von C. Neuenhahn. 1876.

Jähns — Die Schlacht von Königgrätz zum zehnjährigen Gedenktag des Sieges, auf Grund der gesammten einschlägigen Literatur dargestellt von Max Jähns. Mit einem Plane. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1876.

Jedina. Um Afrika. Reise Sr. Maj. Corvette Helgoland in den Jahren 1873—1875 von Leopold von Jedina. 6—11. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame. Lfg. 8. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Kambly. — Die Elementar-Mathematik, für den Schulunterricht bearbeitet von Dr. Ludwig Kambly. 4. Theil: Stereometrie. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt.

Klostermann. — Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken, Abbildungen, Compositionen, Photographien, Mustern und Modellen, nach deutschem und internationalem Rechte systematisch dargestellt von Dr. R. Klostermann, Geheimem Bergrath und Professor der Rechte. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Knortz. — An American Shakespeare-Bibliography. By Karl Knortz. Boston, Schoenhof and Moeller. 1876.

Laun. — Oliver Goldsmith. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke von Adolf Laun. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1876.

Lesebuch, Illustrirtes Deutsches — für den ersten Unterricht in der Schule und Haus beider Confessionen. In zwei Theilen. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1876.

Lindau. — Nächterne Briefe aus Bayreuth von Paul Lindau. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1876.

Lorm. — Der Naturgenuß. Eine Philosophie der Jahreszeiten von Hieronymus Lorm. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1876.

Medem. — Grundzüge einer exacten Psychologie. Von Rudolf Medem. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1876.

Molière's Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen, herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor. Band VII—IX. Berlin, Verlag von G. van Muyden. 1876.

Moscheles. — Hallberger's Pracht-Ausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. Siebente Auflage. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. 2—5. Lfg. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.

Müldener. — Liebe und Ehe im Epigramm. Epigramme deutscher Dichter, herausgegeben von Rudolph Müldener. Leipzig, B. Köbler's Buchhdlg.

Müller. — Geschichte des Deutschen Volkes in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von Dr. David Müller, Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe. Sechste, verbesserte Auflage. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Müller. — Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von Dr. David Müller, Professor am Polytechnikum in Karlsruhe. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Müller. — Max Müller on Spelling. Reprinted, by permission, from the „Fortnightly Review" for April 1876. London, Pitman. 1876.

Osenbrüggen. — Wanderstudien aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. V. Band. Schaffhausen, Verlag von C. Baader. 1876.

Otto. — Die Familie Kalckstein. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Carl Otto. Berlin, Verlag von F. Schneider & Co. 1876.

Pächter. — Karl un Lotting. Von T. M. Pächter. Greifswald, Verlag von Julius Bindewald. 1876.

Parkman. — Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt von Francis Parkman. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1875.

Parkman. — Das ancien régime in Canada. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Petermann's Geographische Mittheilungen. Die Vorgänge in der Türkei in ihrer ethnographischen und geschichtlichen Begründung. Mit Karte. Von F. von Stein. (Petermann's Geogr. Mittheilungen 1876, Heft VII.) Gotha, Justus Perthes. 1876.

Petermann's Geographische Mittheilungen. — Die Entdeckung des Franz Josef-Landes durch

Digitized by Google

die zweite österreichisch-ungarische Nordpolar-Expedition, 1873 und 1874. Mit Karte. (Petermann's Geographische Mittheilungen 1876, Heft VI.) Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Petermann's Geographische Mittheilungen. — Barometrische Höhenbestimmungen in Columbien von Eduard Steinheil. Mit Karte. (Petermann's Geographische Mittheilungen 1876, Heft VIII.) Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Prutz. — Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. Herausgegeben von Dr. Hans Prutz, Docent der Geschichte an der Universität zu Berlin. 1. Heft. Danzig, Verlag von A. W. Kasemann. 1876.

Pyl. — Raphael's Brautfahrt. Romantische Dichtung von Theodor Pyl. Greifswald, Verlag von Julius Bindewald. 1876.

Die Reise wider Willen. Empfindsam-launige Skizzen eines harmlosen Touristen. Illustrirt von Gustav Doré. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Revista Contemporánea. Director Dr. José del Perojo. Tomo IV. Vol. I. Nr. 13. Vol. II. Nr. 14. Tomo V. Vol. I. Nr. 17. Madrid 1876.

Revue de France. 56me. Livraison. 31. Août 1876. Paris, Bureaux de la Revue de France.

Revue militaire suisse. 1876. No. 16 et Supplément mensuel. Lausanne.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker ꝛc., Holzschnitte von Adolf Cloß. Lfg. 18—23. Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Rig-Veda. Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Hermann Graßmann, Professor am Königl. Marienstifts-Gymnasium zu Stettin. 2. Lfg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Rißmann. — Die Beschlüsse der orthographischen Conferenz. Vom pädagogischen Standpunkte aus besprochen von Robert Rißmann. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé. 1876.

Rivista Internazionale. Britannica-Germanica-Slava, ecc. di Scienze — Lettere — Arti. Vol. I. No. 12. 13. Firenze. 1876.

Rocco. — Der Umgang in und mit der Gesellschaft von Emil Rocco. Zweite Auflage. Halle a/S. Verlag von Otto Hendel. 1876.

Rochholz. — Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen von E. L. Rochholz, Professor. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Roman-Bibliothek, Transatlantische, 1. Band. Boreilige Schlüsse. Novelle von W. D. Howells. Autorisirte Uebersetzung von Minna Wesselhoeft. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Rooijen. — Braga — Studien door A. J. Servaas van Rooijen. Arnhem, Verlag v. J. Minkman. 1876.

Rückblick, Statistischer — auf das Königliche Theater in Berlin während des fünfundzwanzigjährigen Zeitraums vom 1. Juni 1851 bis 1. Juni 1876. Berlin.

Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge. 4. Heft. Die wirthschaftlichen Verhältnisse und Zustände Oesterreichs. 1848—1876. Von Ant. Wilh. Reydl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 249—252. Berlin, Verlag von Carl Hebel. (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhdlg.) 1876.

Sanders. — Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen. (Mit Beispielen und Uebungsaufgaben.) Nebst Anhang: Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder mit unregelmäßiger Abwandlung in der heutigen deutschen Spriftsprache. Von Dr. Daniel Sanders. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1877.

Schack. — Ebenbürtig. Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1876.

Scharling. — Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Duncker. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Schaumberger. — Aus der Mappe des Verstorbenen. Kleinere Erzählungen, Gedichte, Aufsätze und Briefe von Heinrich Schaumberger. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler. 1876.

Schaumberger. — Zu Spät. Ein Dorfroman von Heinrich Schaumberger. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler. 1876.

Schilling's Grundriß der Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs. Zweiter Theil. Ausgabe A. Zwölfte Bearbeitung. Mit 720 in den Text gedruckten Abbildungen. Breslau, Verlag v. Ferd. Hirt. 1876.

Schlüter. — Für Kaiser und Reich. Drei Festreden von Dr. Joseph Schlüter. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Schoenburg. — Johann Elmer. Roman von Carl Schoenburg. 3 Bände. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

vom See. — Die Philosophie des Unbewußten. Roman von Gustav vom See. (G. v. Struensee.) 3 Theile. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Seltzsam's Deutsches Lesebuch für das mittlere Kindesalter beider Confessionen. Neunte, vielseitig verbesserte und bereicherte Bearbeitung. Zwei Abtheilungen in einem Bande. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1876.

Seydlitz. — Grundzüge der Geographie. Ein Leitfaden für den Anfangs-Unterricht in der Erdkunde. Begründet von Ernst von Seydlitz. Sechszehnte, durchweg verbesserte und erweiterte Auflage. Breslau, Verlag v. Ferd. Hirt. 1876.

Seydlitz. — Kleine Schul-Geographie. Begründet von Ernst von Seydlitz. Sechzehnte, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Nebst einem geographisch-geschichtlichen Namen- und Sach-Register. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1876.

Siebenbürgisch-sächsische Bauern in alter Zeit. Vortrag, gehalten im großen Hörsaal des evangelischen Gymnasiums in Hermannstadt am 29. December 1875.

Siegmey. — Die Welt auf Reisen. I. Zu Lande. Humoristisch-Darwinologische Studien über die „Gesellschaft im Grünen". In Versen von Siegmey. Illustrirt von Bertall, C. E. Döpler, Dombi, G. Guthknecht, Herbert König, Richter und A. Berlin, Verlag von Louis Levit, Königlicher Hofbuchhändler.

Siegmund. — Untergegangene Welten. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und der Wunder der Vorwelt. Nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft bearbeitet von Ferd. Siegmund. 1. 2. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Digitized by Google

Smith. — George Smith's chaldäische Genesis. Keilinschriftliche Berichte über Schöpfung, Sündenfall, Sintfluth, Thurmbau und Nimrod, nebst vielen anderen Fragmenten ältesten babylonisch-assyrischen Schriftthums. Mit 27 Abbildungen. Autorisirte Uebersetzung von Hermann Delitzsch. Nebst Erläuterungen und fortgesetzten Forschungen von Dr. Friedrich Delitzsch. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1876.

Steiger. — Führer durch E. Steiger's Lager deutscher Bücher. Gebd. New-York. August, 1875.

Steiger. — The periodical literature of the united states of America. With index and appendices. By E. Steiger. Gebd. New-York: E. Steiger. 1873.

Stölzel. — Wiederverheirathung eines beständig von Tisch und Bett getrennten Ehegatten. Von Dr. Adolf Stölzel. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1876.

Struve. — Hamlet. Eine Charakterstudie von Dr. Heinrich von Struve, Professor an der Universität zu Warschau. Weimar, Verlag v. A. Huschke's Hofbuchhandlung. 1876.

Szavits. — Der Serbisch-Ungarische Aufstand vom Jahre 1735. Historische Abhandlung, zur Erlangung der Philosophischen Doctorwürde an der Universität zu Leipzig, vorgelegt von Emil Szavits. Leipzig, Verlag von Schmaler & Pech. 1876.

Taylor, Bayard. — Geschichte von Deutschland. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Hansen-Taylor. Mit acht historischen Karten. Gebd. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1875.

Tschabuschnigg. — Aus dem Buche der Reisen. Bilder und Studien von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Vaihinger. — Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert. Ein kritischer Essay von Hans Vaihinger. Iserlohn, Verlag von J. Baedeker. 1876.

Vámbéry. — Sittenbilder aus dem Morgenlande. Von Hermann Vámbéry. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1876.

Volks-Bibliothek, Neue illustrirte, II. Serie. Heft 5—10. Inhalt: Heft 5. Martin Luther und Franz von Sickingen. Von Dr. Bernhard Kugler, Professor an der Universität Tübingen. Heft 6. Ueber Volk und Sprache. Von Ludwig Schwabe, Professor in Tübingen. Heft 7 u. 8. Von den Lebensaltern des Menschen. Von Dr. J. Wilbrand. Heft 9 u. 10. Die Lungenschwindsucht. Von Dr. P. Niemeyer. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1876.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1877. Mit einem Notiz-Kalender als Gratis-Zugabe. 40. Jahrg. Mit vielen Illustrationen und Initialen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Volney. — Die Ruinen. Betrachtungen über den Auf- und Niedergang der Reiche von C. F. Volney. Aus dem Französischen deutsch von Dr. August W. Peters. Zweite Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Vom deutschen Rhein. — Mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten nebst Illustrationen zu rheinischen Dichtungen in 50 Blättern von Caspar Scheuren. Lfg. 1—3. Düsseldorf, Verlag von Breidenbach & Baumann.

Wachenhusen. — Schlag zwölf Uhr. Roman von Hans Wachenhusen. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1876.

Waldeck. — H. M. Hozier, Europa's Kampffähigkeit. Befugte deutsche Ausgabe von Dr. Martin Waldeck. Berlin, Verlag von Leo Liepmannssohn. 1876.

Weber. — Um Deutschlands Kaiserkrone. Dramatisches Gemälde aus der Reformationszeit. Nach den besten Quellen und einem Literaturdrama bearbeitet von Hermann Weber. Hamburg, Verlag von Ludw. Koch. 1876.

Wekerle. — Zeitgerechte Reform der Filosofie. Ein Zukunftsprogramm von Dr. L. v. Wekerle. Leipzig, Verlag von Erich Koschny. (L. Heimann's Verlag.) 1876.

Weller. — De tribus impostoribus Anno MDIIC. Zweite, mit einem neuen Vorwort versehene Auflage. Von Emil Weller. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Wesendonck. — Die Begründung der neueren deutschen Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schlözer, nebst Einleitung über Gang und Stand derselben vor diesen. Von Dr. Hermann Wesendonck. Leipzig, Verlag von Krüger & Roskoschny. 1876.

Western. — A journal of literature, education and art. New Series. Vol. II. No. 8. (August 1876.) St Louis.

Wolff. — Die Staats-Rentenschuld in Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte des Staatscredits. I. Ursprung und historische Entwickelung bis auf Colbert. Von Dr. Frhr. von Wolff. Leipzig, Verlag von Joh. Wilh. Krüger.

Ein Wort über die Jurisprudenz und das juristische Studium der Gegenwart. Riga, Verlag von H. Brutzer & Co. 1876.

Wyneken. — Die weltgeschichtliche Bedeutung des modernen Socialismus. Vortrag, gehalten zu Hamburg am 26. Januar 1876 von Dr. C. F. Wyneken. Gotha, Verlag von Fr. Andr. Perthes. 1876.

Zapf. — Hans Thomas von Absbergs Gefangene auf dem Waldstein und das Strafgericht des Schwäbischen Bundes. Nach den Acten und Urkunden bearbeitet von Ludwig Zapf. Mit einer Ansicht der Zerstörung der Burg Waldstein vom Jahre 1523. Hof, Verlag von Franz Büching. 1876.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band I. Heft 4. Die allgemeine Wehrpflicht von J. von Hartmann. Frankfurt a/M., Verlag der Zimmer'schen Buchhandlung. 1876.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. von Holtzendorff und W. Oncken. Jahrgang V. Heft 71. Ueber die Leichenverbrennung von Dr. med. L. Wittmeyer in Nordhausen. Heft 72/73. Die ungedruckte Banknote und die Alternativ-Währung von Joh. Phil. Schneider in Bremen. Berlin, Verlag von Carl Habel. (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.) 1876.

Digitized by Google

Soeben erschienen von

[14]

Alphonse Daudet:

Jack. Zeitgenössische Sittenbilder. 3 Theile . . . . 15 Mark

Der kleine Dingsda. Geschichte eines Kindes . . . . 5 „

Fromont junior & Risler senior. Preisgekrönter Roman.

4. Auflage . . . . . 5 „

Alphonse Daudet hat sich mit obigen drei Romanen schnell, auch in Deutschland, Bahn gebrochen. Die Kritik räumt ihnen den ersten Platz unter den Romanen der Neuzeit ein. Dieselben sind durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu haben.

Von **Otto Franz Gensichen** sind in gleichem Verlage erschienen:

Spielmannsweisen. Gedichte. 3. Auflage. elegant geb. . 3 Mark

= Von der Kritik als beste, poesiereichste Gabe der Neuzeit anerkannt. =

Was ist eine Plauderei. Einactige Plauderei . . . 1 „

= Auf allen bedeutenderen Deutschen Bühnen, stets mit durchschlagendem Erfolge, auf dem Repertoir. Bereits in's Dänische und Italienische übersetzt. =

Robespierre. Trauerspiel in fünf Acten . . . . . 3 „

Ajas. Trauerspiel in antikem Styl . . . . . 1 „

Erloschene Geschlechter. Trauerspiel in fünf Acten . 2 „

Berliner Hofschauspieler. Silhouetten . . . . . 2 „

enthaltend Charakteristiken von Dessoir, Berndal, Liedtke, Döring, Luise Erhartt, Johanna Jachmann-Wagner, Johanna Buska, Frieb-Blumauer.

Blitzableiter. Lustspiel in einem Act } auf fast allen größeren Bühnen mit bestem Erfolg aufgeführt 1 „

Minnewerben. „ „ „ „ } 1 „

York. Schauspiel in fünf Acten . . . . . 1,50 „

Der Messias. Trilogie in 3 Theilen . . . . . 4,50 „

Gajus Gracchus. Trauerspiel in fünf Acten . . . . 1,50 „

Digitized by Google

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Unsere Meister.

Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.

10 Bände. gr. 8. Elegant cartonnirt in Carminglacé. *Preis à 3 Mark.*

Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.

Bereits ausgegeben:

Band I. **Johann Sebastian Bach.** (Nr. 1—38.) 100 S. [60]
„ V. **Ludwig van Beethoven.** (Nr. 1—13.) 96 S.
„ IX. **Fr. Chopin.** (Nr. 1—24.) 90 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek **„Unsere Meister"** bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Claviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister, revidirt und mit Fingersatz versehen von *Carl Reinecke.* (Bd. II von *F. Brissler.*) Binnen Jahresfrist wird die Bibliothek abgeschlossen vorliegen.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Die Geschichte der Welt

von Professor Dr. C. Wernicke.

Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. [57]

6 Bände. gr. 8. XLII. und 3799 Seiten.

Preis geheftet 36 Mark, elegant in 6 Halbfranzbände gebunden 45 Mark.

I.	**Die Geschichte des Alterthums.**	VIII und 728 S.	Geh. 7 Mk.,	geb. 8½ Mk.
II.	**Die Geschichte des Mittelalters.**	VIII „ 811 „	„ 8 „	„ 9½ „
III.	**Die Geschichte der Neuzeit.** I. Abth.	VIII „ 572 „	„ 5 „	„ 6½ „
IV.	**Die Geschichte der Neuzeit.** II. Abth.	VIII „ 562 „	„ 5 „	„ 6½ „
V.	**Die Geschichte d. neuest. Zeit.** I. Abth.	VI „ 492 „	„ 5 „	„ 6½ „
VI.	**Die Geschichte d. neuest. Zeit.** II. Abth.	IV „ 634 „	„ 6 „	„ 7½ „

Nachstehend erlauben wir uns einige Urtheile aus Fach-Zeitschriften im Auszuge mitzutheilen:

Dies köstliche, vorzügliche Werk liegt nunmehr in 6 stattlichen Bänden vollendet vor. Die Weltbegebenheiten werden hierin in einer eingehenden, blühenden, lebensfrischen und anziehenden Darstellung, im Lichte nationaler, ethischer Bildung, objectiv im Standpunkte geschildert. Das Werk verdient um so mehr auch den Lehrern auf das Angelegentlichste empfohlen zu werden, als bekanntlich die Geschichte den Horizont der Weltanschauung erweitert, das Urtheil läutert, den Verstand erhellt und das Gemüth erwärmt. —
Repertorium der Pädagogik.

Das Urtheil, welches wir schon früher gefällt, können wir nur wiederholen. Auszuzeichnet in Anlage und Ausführung, ist diese Weltgeschichte der besten eine. Knapp, aber blühend in der Sprache, fern von dem trockenen Forschertone, schildert sie treu und wahr die Weltbegebenheiten, im Lichte nationaler, ethischer Bildung, objectiv im Standpunkte. Ursachen und Wirkungen treten klar vor die Seele des Lesers, der zugleich erwärmt wird für die großen Persönlichkeiten, die Träger der Geschichte. Wir empfehlen auf's Neue dies hervorragende Werk unserer historischen Literatur der Beachtung und dem Studium der Collegen. Es ist eine Fundgrube nicht nur historischen Wissens, sondern auch eine Quelle eines gesunden historischen Urtheils. —
Deutsche Schulzeitung.

Alle Trockenheit ist vermieden, die Begebenheiten sind in ein fesselndes Gewand gekleidet; dabei ist die Gründlichkeit und das Stützen auf die neuesten Forschungen nirgends zu verkennen. Daß auch die Literatur und Kunst bei den Schilderungen der einzelnen Zeitpunkte nicht vergessen worden ist, verdient ebenfalls Beifall. Für Haus und Schule ist das Werk gleich wichtig und segensreich zu nennen.
Cornelia.

Jeder Band ist einzeln käuflich!

Digitized by Google

Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn,
Buchhandlung für pädagogische Literatur in Wien.

Liberalismus und Schule in Deutschland.

Schulpolitische Briefe aus der Vogelperspective
von **Dr. Paul Schramm.**

Preis 60 Kr. ö. W. = 1 Mark.

Motto: Ist die Wahrheit ein Scandal, so geschehe der Scandal und die Wahrheit werde gesagt. Schopenhauer.

Inhalts-Uebersicht.

Begleitwort. 1. Brief: Die politische Signatur des modernen Liberalismus. — 2. Brief: Schule und Politik aus dem Standpunkte der Utilität, des Rechtes und der Sittlichkeit. — 3. Brief: Die politische Linke und die Volksschulnacht. — 4. Brief: Culturkampf und Schule. — 5. Brief: Die Verfolgung vom Irrlichtern mit Kanonen. — 6. Brief: Die Schulpolitik des Geldsackes. — 7. Brief: Misera plebs pereat! — 8. Brief: Wer soll zuletzt die Gänse hüten? — 9. Brief: Ueber Destruction und Revolution. — 10. Brief: Weiße Sklaven. — 11. Brief: Sehr sonderbar! — 12. Brief: Das Schwert des Damokles. — 13. Brief: Ça ira, da ist er! An die Laterne mit ihm! — 14. Brief: Gelehrte Thebaner. Die Pädagogik als Wissenschaft. — 15. Brief: Die Zügelung des Durchschnittspöbels durch die Disciplin der Kirche. — 16. und 17. Brief: Ketzerische Bemerkungen. — 18. Brief: Das Königthum und die Volksbildung. — 19. Brief: Phäakenvolk und Perücken-Menschen. — 20. Brief: Ein Appell an die Reichsgesetzgebung. — 21. Brief: In das Album des Feldmarschalls Grafen v. Moltke. — 22. Brief: Eduard Laster bei Eduard Laster. Ein Selbstbesuch. — Schlußbrief: Mein Abschied vom Leser. [25]

Karmarsch & Heeren's

Technisches Wörterbuch.

Dritte Auflage, ergänzt und bearbeitet von
Friedr. Kick u. Dr. **Wilh. Gintl,**
K. K. Professoren an der deutschen technischen Hochschule in Prag.

Ausgabe in Heften . . . . . à 2 M. — Pf.
Ausgabe in Halbbänden . . . . . à 10 M. — Pf.
Ausgabe in Bänden geb. in Halbfr. . à 22 M. — Pf.
Ausgabe in Bänden geb. in Leinw. . à 21 M. 50 Pf.

Das Werk erscheint in circa 200 Druckbogen gr. Lex. 8° oder 4 Bänden oder 40 Lieferungen à 2 M. mit etwa 2000 Abbildungen und wird in 2 bis 3 Jahren complet in den Händen der Herren Subscribenten sein.

Bisher erschienen Halbband 1—3 oder Heft 1—15.

Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag der Bohemia in Prag. [17]

Kranken jeder Art kann aus voller Ueberzeugung die Anwendung des tausendfach bewährten, in **Dr. Airy's Naturheilmethode** beschriebenen Heilverfahrens empfohlen werden. Dieses jetzt in 60. Auflage erschienene 500 Seiten starke Buch kostet nur 1 M. und ist durch jede Buchhandlung oder direct von **Richter's Verlags-Anstalt** in Leipzig zu beziehen. [11]

Wichtige Preisermässigung.

Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. Neue Sammlung von **Anton Birlinger.** 2 Bände. (1055 Seiten.) Wiesbaden 1874. 8. Eleg. br. statt M. 18. — so lange der geringe Vorrath reicht, für *nur M. 6.* — Gebundene Exemplare für nur M. 7,50. [21]

Heinrich Lesser in **Breslau,**
Antiquariat & Buchhandlung.

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.

TELL UND GESSLER in Sage und Geschichte.

Nach urkundlichen Quellen
von **E. L. Rochholz,**
Professor, Mitglied der deutschen Sprachgesellschaft zu Berlin, des Gelehrten-Ausschusses am German. Museum zu Nürnberg, der geschichtsforschenden Vereine im Aargau, zu Ulm und Oberschwaben.

Erste Hälfte: **Der Sagenkreis von Tell.** 11 Capitel.
Zweite Hälfte: **Die Gessler von Brunegg** in Geschichte und Sage. 10 Capitel.

31 Bogen gr. 8. Brochirt 10 Mark.

Durch dieses auf **urkundlichen Quellen** beruhende Werk wird auf Grund eingehendster Forschung Tell in das Reich der Sage verwiesen und Gessler aus der bisherigen Sage und seiner angeblichen Zwillingsschaft mit Tell befreit. [15]

Verlag von **Hermann Balhorn** in **Nürnberg.**

Hans Sachs, sein Leben und seine Dichtung. Eine Festgabe zur Errichtung des Denkmals in Nürnberg am 24. Juni 1874 von **E. K. J. Lützelberger,** Stadtbibliothekar. Mit dem Bildniß des Hans Sachs nach Hans Brosamer aus dem J. 1545 und der Abbildung des Denkmals. Zweite Ausgabe. 1876. 8. geh. Preis M. 2. 50.

Diese hübsche Blumenlese enthält 25 Meistergesänge, 5 geistliche und 4 weltliche Spruchgedichte und 4 Schauspiele; unter letzteren auch das köstliche Fastnachtspiel „Das Narrenschneiden", welches am 24. Juni 1874 von neuem öffentlich auf dem Marktplatze zu Nürnberg aufgeführt wurde. [20]

Delius' SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage.

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, [9] in früheren Auflagen geliefert.]

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Digitized by Google

Demnächst erscheinen in unserem Verlage:

Eine Faust-Trilogie.

Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt.

8vo. Elegant geheftet 4 Mark.

Diese **Faust-Trilogie** ist zuerst in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht worden und hat dort berechtigtes Aufsehen erregt; in Folge fortgesetzter Nachfragen aus Literatur- und Theaterkreisen erscheinen nun die Aufsätze zusammengestellt hier in einer Sonderausgabe, um sie so auch einem weiteren Publicum zugänglich zu machen. —

Auf die Bedeutung dieser Studie, welche es sich bekanntlich zur Aufgabe gestellt hat, die Möglichkeit der Darstellung des ganzen „Faust", als unserer weitaus bedeutendsten nationalen Trilogie, darzulegen, hier noch besonders hinzuweisen, erscheint uns überflüssig; wer in der deutschen Theatergeschichte festhaft ist wie **Franz Dingelstedt**, der darf wohl Anspruch auf **allseitige Beachtung** machen und wird unzweifelhaft für seine neueste, geistvolle und gediegene Arbeit einen großen Leserkreis finden. —

---

[37]

Briefe von Schiller

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung.

In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von **A. L. J. Michelsen.**

8vo. Elegant geheftet 3 Mark.

Im April vorigen Jahres hatten wir das seltene Glück, den bis dahin für verloren gehaltenen **„Briefwechsel Schiller's mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, eingeleitet und herausgegeben von Professor Max Müller in Oxford"** veröffentlichen zu können. — Einige bedauerliche Lücken, welche der berühmte Herausgeber ausfüllen nicht in der Lage war, blieben trotzdem; namentlich vermißt wurden diejenigen Briefe aus dem Jahre 1793, welche, theils aus Jena, theils aus Ludwigsburg datirt, als die Grundlagen der nachmals zuerst in den „Horen" erschienenen Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" anzusehen und deren Originale in dem Brande des Schlosses zu Kopenhagen (26. Februar 1794) zerstört worden sind.

Diese Lücke wird zur weitaus größeren Hälfte durch vorstehende Publication ausgefüllt, da es Herrn Geheimrath Michelsen in Schleswig gelungen ist, zwei gleichlautende Abschriften aufzufinden.

Da aber gerade diese Briefe **von dauernder wissenschaftlicher Bedeutung** sind, so dürfte das vorliegende Werkchen nicht nur den Besitzern des von Max Müller herausgegebenen Schillerbriefwechsels, sondern jedem Verehrer unseres Dichterheros willkommen sein. —

Früher erschien:

Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Eingeleitet und herausgegeben von **F. Max Müller**, Professor in Oxford. 8vo. Elegant geheftet 2 Mark 40 Pfennige. Elegant gebunden 4 Mark.

Dieser bisher **unbekannte Briefwechsel Schiller's mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg** wurde erst neuerdings in dem herzoglichen Familien-Archiv aufgefunden und Professor **Max Müller** in Oxford behufs Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau" und in Buchform anvertraut. — Er ist ein Theil der im Brande des Schlosses zu Kopenhagen verloren geglaubten Correspondenz des Dichters mit dem hochherzigen Fürsten, dessen Großmuth ihm, als er nach kaum überstandener Krankheit von Sorge um die Existenz bedroht war, sich selbst, dem freien Gebrauch seiner Kräfte, der ungehinderten Ausübung seines hohen Berufes zurückgab. —

Niemand wird diese Briefe ohne regstes Interesse lesen können; sie fügen so manchen neuen Zug dem Bilde Schiller's hinzu und beleuchten eins der idealsten Verhältnisse, von welchem die Literaturgeschichte irgend einer Zeit und irgend eines Landes zu berichten weiß. —

Berlin, im September 1876.
W., Lützowstraße 2.

Gebrüder Paetel.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

In dem Magazin für **politische Litteratur** in **Schloss-Chemnitz** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen

Geschichte der

Verbrechen und Frevel,

welche die **Priesterschaft** seit 1200 Jahren an der deutschen Nation begangen hat. Nach den besten historischen Quellenwerken und notorischen Thatsachen der Gegenwart bearbeitet und der [32]

Centrumsfraction des deutschen Reichstages gewidmet

von

C. Lempens.

Preis 1 Mark 20 Pf.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Rathschläge

zu einer naturgemäßen, körperlichen [16]

Erziehung der Kinder.

Von Professor **Dr. Johann Steiner,**

Vorstand der Kinderklinik im Franz Joseph-Kinderspital in Prag.

8. geh. Preis 1 Mark.

Verlag der Bohemia in Prag.

In unserm Verlage erschien:

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Kritische Studie

von **Gustav Engel.**

Preis 1 Mark.

[34] ***C. A. Challier & Co. in Berlin.***

Demnächst erscheinen in dem unterzeichneten Verlage:

W. von Hillern, **Höher als die Kirche.** Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 3 Mark.

Theodor Storm, **Aquis submersus.** Novelle von Theodor Storm. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 4 Mark. [36]

= **Zu beziehen durch jede Buchhandlung.** =

Berlin, im September 1876. Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

In unserem Verlage erscheint:

DANIEL DERONDA.

Von

GEORGE ELIOT.

[58]

DEUTSCH VON ADOLF STRODTMANN.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

8 Halbbände à Mark 2,50.

„Daniel Deronda" übertrifft nach der Ansicht competenter Beurtheiler sogar die berühmtesten früheren Romane George Eliot's: „Silas Marner" „Adam Bede" und „Middlemarch" noch um ein Bedeutendes in meisterhafter Schilderung und Feinheit der Charakterzeichnung und wird daher nicht nur in England, sondern in der ganzen civilisirten Welt das grösste Aufsehen erregen; der Name **Adolf Strodtmann** bürgt für eine mustergültige Uebersetzung.

Die fünf ersten Halbbände — in eleganter Ausstattung, zum Preise von Mark 2,50 — sind bereits ausgegeben worden; und die weiteren, in gleicher Stärke und zu gleichem Preise, erscheinen regelmässig im Anfange eines jeden Monats.

Nach dem Erscheinen des letzten Halbbandes (Anfang September) wird ein erhöhter Ladenpreis eintreten. —

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen zum Subscriptionspreise von Mark 2,50 pro Halbband entgegen und liefert auf Wunsch den ersten Halbband gern zur Ansicht; ebenso wird „Daniel Deronda" in jeder guten Leihbibliothek vertreten sein. —

Berlin, im September 1876. Gebrüder Paetel.

Vor Kurzem erschienen in unserem Verlage:

Ferien in England.

Von [59]

Julius Rodenberg.

8vo. Preis: elegant geheftet 4 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Unsere Leser werden die Buch-Ausgabe dieser — ihnen bereits durch theilweise Veröffentlichung in unserer Zeitschrift bekannt gewordenen — Skizzen englischen Lebens und englischer Sitten, die in der Art ihrer Darstellung die Treue der Wirklichkeit mit dem Reiz anmuthiger Unterhaltung, die frischen Farben der Gegenwart mit den ehrwürdigen Erinnerungen der Vergangenheit verbinden, mit Freuden begrüssen. —

Berlin, im September 1876. **Gebrüder Paetel.**

Digitized by Google

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Galileo Galilei

und

Die Römische Curie.

Nach den authentischen Quellen

von

Carl von Gebler. [45]

gr. 8°. 28 Bogen. Mk. 8. —

Eine geschichtliche Darstellung des welthistorischen Processes, der Galilei, als den Hauptvertreter des Copernicanischen Weltsystems, vor die Schranken des Römischen Inquisitionstribunals führte und mit Unterwerfung, Abschwörung nebst lebenslänglicher Internirung des berühmten Gelehrten endigte, darf wol in unseren Tagen des deutschen Culturkampfes mit der Römischen Curie als besonders zeitgemäß, anziehend und belehrend erachtet werden. Und dies um so mehr, als das vorliegende Werk, umfangreich und das Detail erschöpfend, wie keines der vorher in deutscher Sprache über den gleichen Stoff geschriebenen, aus allen uns zugänglichen historischen Documenten selbständig organisch aufgebaut ist, ohne die kritische Benützung der bisherigen Forschungsresultate außer Acht gelassen zu haben. Dabei bildet die Geschichte des Lebens und wissenschaftlichen Wirkens Galilei's bis zu dessen letzten Tagen gleichsam den Rahmen, der das ernste, ergreifende Gesammtbild des Inquisitionsgerichtsprocesses umschließt, in welchem jeder Zug durch historische Quellen beglaubigt, aller falsche Nimbus der Sage und Erfindung durch die Farbe der Wahrheit ersetzt und auf beiden Seiten mit gleich strenger, historischer Gerechtigkeit Licht und Schatten vertheilt ist.

Stuttgart, 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben erschien: [47]

Dr. Adolf Stölzel:

Wiederverheirathung eines beständig von Tisch und Bett getrennten Ehegatten.

1876. 60 S. Preis Mark 1,20.

Diese Schrift ist veranlasst worden durch den Fall der Fürstin Bauffremont, jetz. Fürstin Bibesco, und die in dieser Sache veröffentlichten Schriften von Bluntschli u. v. Holtzendorff. — Stölzel kommt in seiner Schrift zu ganz anderen Resultaten als die vorhin genannten Rechtslehrer und hält sich umsomehr verpflichtet, den von diesen vertheidigten Ansichten entgegenzutreten, als diese, seiner Auffassung nach, geeignet sind die Abschliessung nichtiger Ehen in bedenklicher Weise zu fördern.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin, W.

Soeben erschien:

Das Urheberrecht

an Schriften und Kunstwerken, Abbildungen, Compositionen, Photographien, Mustern und Modellen, nach deutschem und internationalem Rechte systematisch dargestellt von

Dr. R. Klostermann, [46]
Geh. Bergrath und Professor der Rechte.

1876. VIII. u. 282 S. Preis 5 Mark.

Diese erste systematische Bearbeitung der durch den Erlass der Gesetze vom 9., 10. und 11. Januar 1876 zur Ausführung gebrachten Codification des Urheberrechts, dürfte in den betreffenden Berufskreisen umsomehr lebhaftes Interesse beanspruchen, als der Verfasser zu den Autoritäten auf diesem Gebiete gezählt wird.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin, W.

Soeben erschien:

Oesterreich und Preußen

im

Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte d. Jahres 1813

von **Wilhelm Oncken.** [43]

Erster Band. 29 Bogen. gr. 8°. Preis brochirt 9 Mark.

Berlin. **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.**

Digitized by Google

Empfehlung. [49]

Von neuen Büchern ist der früher in der „Hamburger Reform“ erschienene Roman „**Geld**“ von **S. Gätschenberger** von competenten Kritikern als eines der treffendsten und unterhaltendsten Sittengemälde unserer Zeit anerkannt worden und, da er nur 3 Mark kostet, allen Leihbibliotheken und Freunden einer interessanten Lectüre zu empfehlen.

In demselben Verlage (**S. Gätschenberger** in **Würzburg**) erschienen: Zeitfragen, betitelt „**Böse Sieben**“, die wegen ihres pikanten Inhalts sehr begehrt und bald vergriffen sind. Preis 1½ Mark.

Briefmarken
kauft, tauscht und verkauft
G. Zechmeyer in **Nürnberg.**

Im Verlage von **C. Malik** in **Teschen** erschien soeben

Der Hofmeister
oder
Die vernünftige Erziehung der Kinder im Hause der Eltern. [44]
Von
Hans Laras.
14 Bogen 8°. Mit 12 lithogr. Tafeln.
Preis M. 4 —

Collection Litolff. [29]

Der vollständige Verlagskatalog wird auf Anforderung gratis und franco versandt:
Henry Litolff's Verlag in Braunschweig.

Im Verlage von **Gebrüder Paetel** in **Berlin** erschien
in dritter Auflage:

Die Geier-Wally.

Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen
von
Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. [51]

2 Bände in eleganter Ausstattung. Preis geheftet 7 Mark.
Preis elegant in 1 Band gebunden 9 Mark.

Zu Festgeschenken besonders empfohlen!

Einbanddecken

(in **elegantem rothen Callico** mit **Schwarz-** und **Golddruck** laut nebenstehender Skizze) zu den bisher erschienenen 8 Quartals-Bänden der

Deutschen Rundschau [52]

liefert jede Buchhandlung zum Preise von

à Mark 1,50

Berlin, im September 1876.

Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung (S. Gerstmann) in Berlin.

Die Urkraft des Weltalls

nach ihrem Wesen und Wirken auf allen Naturgebieten.
Für Gebildete jeden Standes.
Von
Philipp Spiller,
Professor.

Mit im Text angebrachten Holzschnitten elegant ausgestattet 28 Bogen gr. 8°. Preis 8 Mark.

Der in der naturwissenschaftlichen Literatur durch seine Forschungen rühmlichst bekannte Verfasser hat es verstanden in diesem Werke, an welchem er Jahre lang mit unermüdlicher Ausdauer und mit aller Kraft seines Geistes gearbeitet, den schwierigen Stoff jedem Gebildeten zugänglich zu machen. Wir haben es hier mit einem bahnbrechenden Werke von höchster Bedeutung in wissenschaftlicher und humanistischer Beziehung zu thun. —

Lord Byron.

Eine Autobiographie.
(Ergänzungsband zu Byron's Werken.)
Mit Einleitung und Erläuterungen
von
Eduard Engel. [24]

16 Bogen 8°. elegant broschirt 5 Mark,
höchst elegant gebunden 7 Mark.

Dieses Buch gibt zum ersten Mal, an der Hand des einzig glaubwürdigen authentischen Materials von Briefen und Tagebüchern eine hochinteressante Schilderung des so eigenartigen und abenteuerlichen Lebensganges des nach Shakespeare größten englischen Dichters, des größten Dichters des 19. Jahrhunderts.

Anfang Juli d. J. erschien die erste und Mitte August die zweite Auflage von

Richard Wagner in Bayreuth,

viertes Stück der unzeitgemäßen Betrachtungen
von Prof. Dr. **Friedrich Nietzsche** in Basel.

Preis 3 Mark. [31]

Verlag von **Ernst Schmeitzner** in **Schloß-Chemnitz.** Durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

Levysohn's Ziehungsliste
sämmtlicher ausloosbaren Effecten

bringt allwöchentlich die Verloosungen von **Staats-, Communal-** und **Eisenbahn-Papieren, Pfand-** und **Rentenbriefen, Anlehensloosen** ꝛc. nebst **Restantenlisten.** Nr. 1 enthält u. A. die **Liste aller bis jetzt gezogenen Serienloose.** Probenummern gratis. Man abonnirt **für 1,50 Mk. = 15 Silbergr. vierteljährlich** bei allen Postämtern, Buchhandlungen oder direct beim Verleger

[7] **W. Levysohn** in Grünberg in Schlesien.

Die geographisch-artistische Anstalt von **E. Schotte & Co.** in Berlin empfiehlt die in ihren Ateliers gefertigten, von allen Regierungen des In- und Auslandes den Schulen zur Anschaffung empfohlenen, von Fachmännern anerkannten, geographischen Unterrichtsmittel in 8 lebenden Sprachen, und zwar:

1. **Relief-Globen mit Druckschrift,** à 33, 42, 68, 125 cm Durchm., auf einfachem Fuss, mit Halbmeridian oder mit compl. Gestell, zum Preise von 25—1000 Mk.
2. **Relief-Karten mit Druckschrift,** von sämmtlichen Erdtheilen und Ländern in allen Sprachen, von 20—36 Mk.
3. **Schotte's unzerbrechliche glatte Erd- und Himmelsgloben,** von $2^1/_2$—48cm Durchmesser in 9 verschiedener Grössen, von $^1/_2$—93 Mk.
4. **Tellurien mit Lunarien,** 5 verschiedene Grössen, zu 21, 28, 36, 72, 96 Mk.
5. **Vollständige Planetarien,** zu 66 und 200 Mk.
6. **Sphäro-Tellurien, mit Tellurium, Lunarium und Planetarium,** zu 300 Mk.
7. **Inductions- (Schiefer-) Globen,** 6 verschiedene Nummern, von 12—66 Mk.

Ausführliche Preis-Courante werden auf frankirte Bestellung franco und gratis geliefert.

Hochachtungsvoll

[22] *E. Schotte & Co.*
Berlin W., Potsdamer Strasse 41 a.

(13)

Digitized by Google

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Gastmahl des Trimalchio.

Ein Cultur- und Sittengemälde aus der Zeit des Kaisers Nero.

Nach den Satiren des Petronius

von **Heinrich Merkens.**

8°. eleg. broch. 1 Mk. 80 Pf. [40]

Diese für die Geschichte der römisch-cäsarischen Gesellschaft hochwichtige Sittenschilderung ist in ihrer Art ein **Kunstwerk voll von Geist, feinster Menschenkenntniß, überlegenem Witz und heiterem Humor.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Leben und Briefe

Lord Macaulay's.

Herausgegeben von seinem Neffen [41]

G. O. Trevelyan.

Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Engl. von **Prof. Dr. Böttger.**

Mit Portrait. 2 starke Bände.

Lex.-8. Preis jedes Bandes broch. 9 Mk., eleg. geb. 11 Mk.; kann auch in 4 Halbbänden bezogen werden.

In dem vorstehenden Buche wird das Leben des großen Geschichtsforschers nicht nur vollständiger als bisher geschildert, sondern auch zum ersten Male eine ungemein werthvolle **Sammlung von Briefen** desselben veröffentlicht.

☞ Dieses Werk bildet gleichzeitig ein **Supplement** zu **Macaulay's Geschichte von England.**

Fried. Bodenstedt's neueste Schöpfungen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Einkehr und Umschau.

Neueste Dichtungen

von [42]

Friedrich Bodenstedt.

Zweite, unveränderte Auflage.

Ein höchst eleg. Mosaikbd. 8. Preis Mk. 5. 60.

Die erste Auflage war bereits vor Erscheinen durch die eingegangenen zahlreichen Bestellungen vergriffen.

Soeben erschien:

Die Geographische

Verbreitung der Thiere

nebst einer Studie über die Verwandtschaften der lebenden und ausgestorbenen Faunen in ihrer Beziehung zu den früheren Veränderungen der Erdoberfläche.

Von **Alfred Russel Wallace.**

Autorisirte deutsche Ausgabe [39]

von **A. B. Meyer.**

In zwei Bänden. Mit 7 Karten und 20 Illustrationen. Preis 36 Mk.

Dresden: R. v. Zahn's Verlag.

Guter Rath an Mütter

über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. Nebst einem Unterricht für junge Eheleute die Vorsorge für Ungeborne betreffend von Dr. **Chr. Wilh. Hufeland,** weil. königl. Leibarzt u. Geh.-Rath in Berlin. **Zwölfte Auflage,** bearbeitet von Dr. **J. H. Haake** in Leipzig. Preis: broch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2,25 Mk. Durch alle Buchhandlungen, sowie von der Verlagshandlung **Hermann Gesenius in Halle a/S.** direct zu beziehen. [2]

Eine der besten volksthümlichen medicinischen Schriften des Verfassers.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderstudien aus der Schweiz

von [5]

Ed. Osenbrüggen.

Fünfter Band.

8. in eleg. Umschlag. Preis 4 Mk.

Inhalt: I. Thun und seine Excursionsgebiete; II. Freiburg; III. Aemter und Titel; IV. Das Schächenthal; V. Eine Landsgemeinde; VI. Die Rosenstadt (Rapperswyl); VII. Der moderne Rigi.

(Verlag von **C. Baader** in Schaffhausen.)

(14)

Bei **F. Berggold** in **Berlin** erschien soeben:

Häusliches Leben in Frankreich.

Aus dem Englischen von **G. Schaube.**

Preis 4 Mk. 50 Pf.

Dies Buch eines seit 25 Jahren in Frankreich lebenden Engländers gibt über Franzosen und französisches Wesen höchst interessante Beobachtungen und Ansichten, welche den bei uns landläufigen in vielen Stücken entgegengesetzt sind. Der Verfasser hat einen von Parteilichkeit ungetrübten Blick, er ist kenntnißreich und urtheilt mit Geist. Der Inhalt besteht aus folgenden Capiteln: Die Kinder. — Dienstboten. — Hausgeräthe. — Küche. — Manieren. — Sprache. — Toilette. — Ehe.

Digitized by Google

Alfred Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant brochirt Preis 9 Mark. **Fr. Wilh. Grunow.** [1]

Fr. Kreyßig's Schriften.

Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage in zwei Bänden. 11,50 M.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. 7,50 M.

Geschichte der französischen National-Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Vierte Aufl. 6 M.

Vorlesungen über Goethe's Faust. Eleg. geb. 5 M.

Der deutsche Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien. 4,50 M.

Ueber die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert. 3 M.

Grimm, Jac. u. Wilh., Deutsche Sagen. Zweite, vermehrte Ausgabe. Mit einem Titelbilde von Wilhelm v. Kaulbach, „Die Sage" darstellend. 2 Bände. Eleg. geb. 9 M.

Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin. [6]

Soeben erschien ein Neudruck von:

Campo Santo.

Entwürfe zu den Fresken in der Friedhofshalle zu Berlin

von [12]

Dr. Peter von Cornelius.

In Kupfer gestochen von Jul. Thäter.

11 große Blätter 36 Mark.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Geschenk für Knaben.

Das Buch der Schmetterlinge und Raupen von Dr. H. Rockstroh, soeben in fünfter Auflage erschienen, mit 231 Abbildungen auf 16 naturgetreu colorirten Tafeln, eleg. cart., Preis: 8 Mark, kann allen Denen, welche Knaben ein hübsches und zugleich nützliches Geschenk machen wollen, bestens empfohlen werden. Durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung Hermann Gesenius in Halle a. S. gegen frankirte Einsendung des Betrags direct franco zu beziehen. [3]

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

II. Theil.

Eine social-philosophische Darstellung von

Leopold Jacoby.

Das Buch stellt den philosophischen Zusammenhang des Darwinismus und Socialismus dar und bildet in der Kunstform eines Vortrages den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftlicher Grundlage. [10]

E. Neuenhahn, Buchhandlung,
Berlin, Kommandantenstraße 77/79.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:

ITALIA.

[13]

Herausgegeben

von

KARL HILLEBRAND.

Band III. Preis 8 M.

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement auf

die in **Berlin** täglich — mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen — erscheinende:

Die Thatsache, daß die „Tribüne" zu den verbreitetsten Zeitungen des ganzen Deutschen Reiches gehört, darf als Beweis dafür gelten, daß sie das Bedürfniß des Lesers in vollem Maße befriedigt. Es wird aber in Zukunft den Ansprüchen, die an eine größere Zeitung heute gestellt werden, durch die „Tribüne" noch umsomehr genügt werden, als sie, gezwungen durch die abermalige Erweiterung des Kreises ihrer Verbindungen, von jetzt ab in **größerem Format** erscheinen und eine noch vermehrte Auswahl des täglichen Stoffes ihren Lesern in übersichtlicher und zugleich vollkommen **originaler** Darstellung bieten wird. Wie die „Tribüne" somit dem **politischen** Bedürfniß der gebildeteren Lesewelt in erschöpfendem Maße gerecht zu werden sucht, so wird sie auch bestrebt bleiben, ihren **unterhaltenden** Theil, in dem sie bisher wol von keiner anderen Zeitung übertroffen ist, nicht nur auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten, sondern auch noch weiter zu vervollkommnen. Es wird ihr dies um so leichter gelingen, als in Wirklichkeit die **ersten** Kräfte der deutschen Reichshauptstadt und eine große Zahl hervorragender auswärtiger Schriftsteller Mitarbeiter der „**Tribüne**" sind. Bei der ausnahmsweise großen Verbreitung des Blattes dürfte es unnöthig sein, im Einzelnen auf den reichen Inhalt desselben (auf die Spiegelbilder des Berliner Locallebens, auf das Roman- und humoristische Feuilleton u. s. w.) noch näher hinzuweisen, und es sei deshalb nur kurz noch hervorgehoben, daß durch die Gratis-Beilage: „**Berliner Wespen**" allen Abonnenten der „**Tribüne**" zugleich der Besitz eines Witzblattes gesichert ist, welches längst und unbestritten zu den besten Erscheinungen dieses Genre's in Deutschland gezählt wird. Der Preis für diese **beiden** Blätter ist für auswärts nur 5 Mark 30 Pf. **ohne** und 5 Mark 70 Pf. **mit** Postbestellgeld, für Berlin 5 Mark 50 Pf. inclusive Botenlohn pro Quartal, und nehmen zu diesem Preise sämmtliche **Postanstalten des Deutschen Reichs**, in Berlin alle Zeitungsspediteure und die Expedition (Krausenstraße 41) **Bestellungen auf die „Tribüne" mit der Gratis-Beilage „Berliner Wespen" entgegen.**

Inserate erweisen sich in beiden Blättern als ganz besonders wirksam, es kostet die gespaltene Zeile in den „Berliner Wespen" 75 Pfennige, in der „Tribüne" 35 Pfennige. [4]

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 2. November 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Gotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Riemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Gold & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tamunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, E. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. I. Herr Jacques. Hadlaub	169
II.	Julian Schmidt, George Sand	203
III.	F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. II.	226
IV.	L. Friedländer, Kant in seiner Stellung zur Politik	241
V.	F. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. I.	256
VI.	Ludwig Bamberger, Die Entthronung eines Weltherrschers.	275
	Literarische Rundschau:	
VII.	Wilhelm Scherer, Dramatische Bilder aus Straßburg's Vergangenheit von Ludwig Spach	312
VIII.	— — Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel	314
IX.	— — Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen	315
	Berliner Chronik:	
X.	Bruno Meyer, Die Kunstausstellung in Berlin. I.	318
XI.	****, Eine alte Geschichte vom Papst und vom Türken.	330
XII.	Literarische Neuigkeiten	333

Digitized by Google

Digitized by Google

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

Herr Jacques.

Gegen das Ende der achtzehnhundert und zwanziger Jahre, als die Stadt Zürich noch mit weitläufigen Festungswerken umgeben war, erhob sich an einem hellen Sommermorgen mitten in derselben ein junger Mensch von seinem Lager, der wegen seines Heranwachsens von den Dienstboten des Hauses bereits Herr Jacques genannt und von den Hausfreunden einstweilen geihrzt wurde, da er für das Du sich als zu groß und für das Sie noch als zu unbeträchtlich darstellte.

Herrn Jacques' Morgengemüth war nicht so lachend wie der Himmel; denn er hatte eine unruhige Nacht zugebracht, voll schwieriger Gedanken und Zweifel über seine eigene Person, und diese Unruhe war geweckt worden durch den am Abend vorher in irgend einem vorlauten Buche gelesenen Satz, daß es heutzutage keine ursprünglichen Menschen, keine Originale mehr gebe, sondern nur noch Dutzendleute und gleichmäßig abgedrehte Tausendspersonen. Mit Lesung dieses Satzes hatte er aber gleichzeitig entdeckt, daß die sanft aufregenden Gefühle, die er seit einiger Zeit in Schule und Haus und auf Spaziergängen verspürt, gar nichts anderes gewesen, als der unbewußte Trieb, ein Original zu sein oder eines zu werden, das heißt sich über die runden Köpfe seiner guten Mitschüler zu erheben. Schon hatte sich in seinen Schulaufsätzen die kurze, dürftige Schreibweise ganz ordentlich zu bewegen und zu färben angefangen; schon brachte er hier und da, wo es angezeigt schien, ein kräftiges sic an und wurde deshalb von den Kameraden der Sikamber geheißen. Schon brauchte er Wendungen, wie „obgleich es scheinen möchte", oder „nach meiner unmaßgeblichen Meinung", oder „die Aurora dieser neuen Aera", oder „gesagt, gethan" u. dergl. Ein historisches Aufsätzchen, in welchem er zwei entschieden einander entgegenwirkende Thatsachen rasch aufgezählt hatte, versah er sogar mit dem pompösen Schlusse: Man sieht, die Dinge standen nicht so einfach, wie es den Anschein haben mochte!

Digitized by Google

Auch gab es unter seinen Sachen ein Heft immer weiß bleibenden Papiers, überschrieben: „Der neue Ovid", in welches eine neue Folge von Verwandlungen eingetragen werden sollte, nämlich Verwandlungen von Nymphen und Menschenkindern in Pflanzen der Neuzeit, welche die Säulen des Colonialhandels waren, dem das elterliche Haus sich widmete. Statt des antiken Lorbeers, der Sonnenblume, der Narcisse und des Schilfes sollte es sich um das Zuckerrohr, die Pfefferstaude, Baumwoll- und Kaffeepflanze, um das Süßholz handeln, dessen schwärzlichen Saft sie in jener Stadt Bärendreck nennen. Namentlich von den verschiedenen Farbhölzern, dann vom Indigo, Krap u. s. w. versprach er sich die wirkungsreichsten Erfindungen, und Alles in Allem genommen schien es ihm ein zeitgemäßer und zutreffender Gedanke zu sein.

Freilich boten die Erfindungen selbst nirgends eine Handhabe dar, bei welcher er sie anpacken konnte; sie waren sämmtlich wie schwere, große runde Töpfe ohne Henkel, und aus diesem Grunde blieb jenes Heft bis auf die stattliche Ueberschrift durchaus rein und weiß. Aber das Dasein desselben, sowie noch einige andere Erscheinungen ungewöhnlicher Art, deren Aufzählung hier unterbleiben kann, bildeten eben dasjenige, was er nunmehr als Trieb zur Originalität entdeckte in dem gleichen Augenblicke, da diese Tugend dem damaligen Geschlechte rundweg abgesprochen wurde.

Aengstlich und fast traurig betrachtete Herr Jacques den schönen Tag, faßte dann aber seiner Jugend gemäß einen raschen Entschluß, nahm sein Taschenbuch, das für mannigfache Aufzeichnungen sinnreich eingerichtet war, zu sich und begab sich auf einen Spaziergang für den ganzen Tag, um seine Sache, die er meinte, zu erwägen, zu erproben und in Sicherheit zu bringen.

Erstlich bestieg er eine hohe Bastion, die sogenannte Katze, an welcher jetzt der botanische Garten liegt, und arbeitete sich so über seine Mitbürger empor, indem er über die Stadt hinblickte.

Alles war in täglicher Arbeit und Thätigkeit begriffen; nur ein kleiner, schulschwänzender Junge schlich um Herrn Jacques herum und schien ebenfalls ein Original werden zu wollen, ja ihn an Begabung bereits zu übertreffen; denn man konnte beobachten, wie der Kleine in ein Casemattengemäuer schlich, dort einen künstlich angelegten Behälter öffnete, Spielsachen und Eßwaaren hervorholte und sich mutterseelenallein aber eifrig zu unterhalten begann.

So war Alles bethätigt, selbst der blaue See fernhin von den Segeln der Last- und Marktschiffe bedeckt, müssig allein die stille weiße Alpenkette und Herr Jacques.

Da sich nun auf dieser Katze keine erfreuliche Erfahrung oder Auszeichnung darbieten wollte, so stieg er wieder hinunter und ging aus dem nächsten Thore, sich bald an den einsamen Ufern des Sihlflusses verlierend, der wie herkömmlich durch die Gehölze und um die aus dem Gebirge herabgewälzten Steinblöcke schäumend dahin eilte. Seit hundert Jahren war diese dicht vor der Stadt liegende romantische Wildniß von den zürcherischen Genies, Philosophen und Dichtern mit Degen und Haarbeutel begangen worden; hier hatten die jungen Grafen Stollberg als Durchreisende genialisch und pudelnackt gebadet und dafür die Steinwürfe der sittsamen Landleute eingeerntet. Die Felstrümmer im Flusse

Digitized by Google

hatten schon hundertmal zu den robinson'schen Niederlassungen junger Schulschwänzer gedient; sie waren geheimnißvoll von dem Feuer geschwärzt, in welchem geraubte Kartoffeln oder unglückselige Fischchen gebraten worden, die den Robinsons in die Hände gefallen. Herr Jacques selber hatte mehrere dergleichen Projecte hervorgebracht. Allein, ein besserer Kaufmann als Robinson, hatte er dieselben, d. h. die Wahl des Platzes und das Einzelne der Ausführung jedesmal für baares Geld an andere Knaben abgetreten, worauf die Käufer dann ebenso regelmäßig in Folge dieser Wahl und Ausführung von den Bauern als Holzfrevler und Felddiebe überfallen und geprügelt worden waren.

Dieses erinnerungsreiche Ufer entlang wandelte Herr Jacques, die offene Schreibtafel in der einen, den Stift in der andern Hand und ganz gewärtig, die Zeugnisse seiner Originalität zu beglaubigen, welche die rauschenden Wasser ihm bringen sollten. Allein der fleißige Strom hatte Anderes zu thun; er mußte den Bürgern von Zürich das gute Buchenholz zutragen, welches sie aus dem schönen Walde bezogen, den ihnen vor fünfhundert Jahren zur alten Reichszeit die Kinder König Albrecht's von Habsburg aus dem Gute eines seiner Mörder für loyales Verhalten geschenkt, oder aus jenem Forste, den Ludwig der Deutsche der Abtei Zürich gewidmet. Zu vielen Tausenden kamen, den Fluß bedeckend, die braven Holzscheite aus den mächtigen Wäldern stundenweit hergeschwommen, und der Fluß, von früherem Regenwetter angeschwollen, mit weggeschwemmtem Erdreich gesättigt und schmutzig gefärbt, warf die Last mit wilder Kraft vor sich her, als der ungeschlachte Holzknecht der guten Stadt, daß das Holz gar eilig in deren Bereich sich sputete.

An diesem Anblicke hätte nun Herr Jacques sich zu einem fruchtbringenden Gedanken erheben und, den Lauf der Zeiten verfolgend, das Auge in die graue Vorzeit versenkend, den Bestand der menschlichen Dinge erwägen, oder er hätte das Lob jenes grünen Waldes singen können, der in der Hand ausdauernder Bürgerkraft allein noch lebte von all der Herrlichkeit verschollener Ritter und Abteien, noch so frisch und grün wie vor einem halben oder bald ganzen Jahrtausend.

Doch konnte er nicht auf solche Abschweifungen gerathen, weil er sofort begann, die Holzscheite, so schnell er konnte, innerhalb eines ungefähren quadratischen Bezirkes zu zählen, die muthmaßliche Fläche, welche zu einem Klafter wohlgemessenen Buchenholzes gehören mochte, zu überschlagen, dann solche Flächen abzugrenzen und zu zählen, und endlich den Werth des vorüberschwimmenden Holzes auszurechnen, so daß er, nachdem er kein Auge verwendend und die Uhr in der Hand eine halbe Stunde flußaufwärts gegangen war, auf seiner Schreibtafel die ziemlich wahrscheinliche Summe trug, für welche die Stadt während zweier Tage Brennholz einführte. Denn er kannte die gegenwärtigen Holzpreise genau und freute sich, die heutige Mission ganz vergessend, seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit.

Plötzlich erwachte er aus seinen Berechnungen, als die Flußgegend sich erweiterte und er eine von Hügeln und Bergen eingeschlossene Ebene betrat, die Wollishofer Allmende genannt, auf welcher sich ihm ein neues Schauspiel darbot.

Auf dieser Allmende sah er nämlich ein Häuflein meistens älterer Herren sich rüstig und doch gemächlich durcheinander bewegen und alle Vorbereitungen

Digitized by Google

zu einem erklecklichen Bombenwerfen ausführen. Es waren die Herren der löblichen alten Gesellschaft der Constaffleren und Feuerwerker, welche dieses kriegerische Wesen zu ihrem Privatvergnügen sowol, als zu gemeinem Nutzen betrieben und heute ihr jährliches Mörserschießen feierten.

Da waren also mehrere solcher Geschütze, in der Sonne glänzend, aufgepflanzt; daneben stand ein großes offenes Zelt; der Tisch darunter trug Papiere, Instrumente, sowie Flaschen und Gläser und eine blanke Zinnschüssel mit Tabak nebst langen irdenen Pfeifen. Eine der letzteren trug bereits jeder der Herren in der Hand, seine Räuchlein ausblasend in Erwartung des Pulverdampfes. Zwei oder drei von den Aeltesten trugen noch Haarzöpfchen und mehrere Andere gepuderte Haare. Im Uebrigen gingen sie in blauen oder grünen Fräcken einher, in weißen Westen und Halsbinden.

Sie säuberten aufmerksam die Bettungen der Geschütze und brachten alles wohl in seine Lage; denn wie es schon in dem „einer ehr- und tugendliebenden Jugend" gewidmeten Neujahrsblatte der Gesellschaft vom Jahr 1697 hieß:

Was die Werlet ist und heget,
Auf ein Pfimmet ist geleget.

Endlich aber begann

Das schleunige Schießen,
Des Feindes Verdrießen!

Bald wälzten sich die Rauchwolken über die Fläche, während die Bomben in hohem Bogen am blauen Himmel nach der Scheibe hinfuhren und die weißen Herren in stiller Fröhlichkeit handtirten wie die baaren Teufel. Hier setzte Einer die Bombe in den Mörser, dort senkte ein Anderer das Geschütz und richtete es kunstgerecht, ein Dritter zündete an und

„der vierte den Mörsel schon wieder ausbutzt,
Vulkanens Gesinde hier dienet und trutzt!"

wie es in einem anderen Neujahrsstücke von 1709 heißt.

Bei aller Furia leuchtete aber doch eine altväterische Frömmigkeit aus den Augen dieser Vulcansdiener, abgesehen davon, daß auch ein Chorherr vom Stift unter ihnen arbeitete, und man konnte sich an jenes andere Fragment ihrer artilleristischen Poesie erinnern, welches lautet:

Wann der Satan mit Haubitzen
Seine Plagen auf dich spielt,
Dann so wisse dich zu schützen
Mit Gebet als einem Schildt,
Sein Geschütz, gepflanzt zu haglen,
Wird dein' Andacht bald vernaglen!

Herr Jacques, der nichts zu thun hatte, schaute diesem Spiele wehmüthig und bescheiden im Schatten eines Baumes zu, bis ihn einer der Bombenschützen, der sein Pathe war, erkannte, heranrief und ihm die lange Thonpfeife zu halten gab, während er mit dem Pulversacke zu schaffen hatte. Diese Bequemlichkeit merkten sich die andern Herren auch, und so stand der junge Originalmensch bis zum Mittag, stets eine oder zwei Pfeifen in der Hand vor sich hinstreckend. Nur der Chorherr, welcher statt der Pfeife eine längliche, mit einem Federkiel

Digitized by Google

versehene Cigarre rauchte, legte diese nicht weg, sondern brannte kühn seinen Mörser mit ihrem Feuer los.

Für seine Mühewaltung wurde Jacques dann aber zu dem Mittagessen gezogen, welches die heutige Thathandlung der Feuerwerker krönte und auf einem nahen Bühel unter den Bäumen bereitet war. Wenn diese wackeren Geister schon durch den Pulvergeruch verjüngt worden, so fühlten sie sich nun durch den blauen Himmel, die grünen Wälder ringsumher und durch den goldnen Wein noch mehr erheitert, und nachdem in vollem Chor ein Kriegslied erschollen, versuchten sie sich in einem Rundgesange, in welchem auch nicht Einer seinen Beitrag verweigerte. Da kamen allerlei schnurrenhafte Liedchen zum Vorschein, von deren Dasein Herr Jacques keine Ahnung gehabt. Er lauschte lautlos und sah einen der Singenden nach dem andern an, und seine weithin ragende bleiche Nase drehte sich dabei langsam in die Runde gleich dem Lafettenschwanz einer Kanone, wie einer der Feuerwerker meinte.

Als nun die Reihe an ihn kam und die Männer darauf hielten, daß er auch seinen Vers singe, wußte er keinen und es fiel ihm nicht der geringste sangbare Gegenstand ein. Darüber wurde er ganz betreten und niedergeschlagen.

Die Feuermänner aber achteten nicht darauf, sondern begannen einen anderen Rundsang, in welchem an Jeden die Frage gerichtet wurde:

Herr Bruder, deine Schöne heißt?

welche Schöne jeweilig nach ihrer Namhaftmachung hoch leben mußte. Da riefen nun die Einen, mit Schonung der würdigen Hausfrau, den verstellten Namen irgend einer Jugendfreundin, wie Doris, Phillis oder Chloe. Andere nannten Diana, Minerva, Venus, oder Constantia, Abundantia u. dergl. Das waren aber keine Damen, sondern Lieblingsgeschütze, die ehrbar im Zeughause standen. Diese Geschützenamen wurden jedesmal wie Kanonenschüsse, mit furchtbarer Donnerstimme ausgestoßen, so daß es fast tönte, wie wenn die Kanonen einer Zwölfpfünderbatterie eine nach der andern abgefeuert würden. Als nun auch hier wieder die Reihe an Herrn Jacques kam, gedachte er sich endlich hervorzuthun und bezeichnete so laut er konnte seine Geliebte als „Sapientia!" Da aber seine Stimme zu jener Zeit eben im Brechen war, erdröhnten nur die ersten Silben des Wortes in tiefer Tonlage, während das Ende überschlug und ganz in die Höhe schnappte, was bei seinem tiefen Ernste sich so lustig ausnahm, daß alle Herren in ein fröhliches Gelächter ausbrachen.

Da wurde er noch stiller und blickte lange nicht mehr auf.

Dies bemerkend, klopfte ihm der Herr Pathe auf den Rücken und sagte: „Was ist's mit Euch, Meister Jacques? Warum so mauserig?"

Der kleine Mann schwieg aber noch eine Weile unbeholfen fort, bis ihm einige Schlücke besseren Weines plötzlich die Zunge lösten und er unversehens sein Herz auszuschütten begann. So eröffnete er denn dem alten Herrn seine Klage: Jene hätten gut lachen; er dagegen sei in einer Zeit geboren, in der man unbedingt kein Originalmensch mehr werden könne und am Gewöhnlichen haften bleiben müsse, was um so schmerzlicher sei, wenn man die letzten Ueberbleibsel schönerer Tage noch vor sich sehe. Diese alten Bombenwerfer mit ihren gepuderten Köpfen und Thonpfeifen seien ja die originellsten Käuze von der Welt,

Digitized by Google

und ein junger Schüler von heute zerbreche sich ganz vergeblich den Kopf, ausfindig zu machen, was etwas dem Aehnliches darstellen würde. Dieses sei der beseufzenswerthe Nachtheil des Jahrhunderts, in dem man leben müsse, und kein Kraut sei für solches Uebel gewachsen.

Der Alte beschaute den Sprecher von der Seite, ohne etwas zu sagen. Die Nächstsitzenden jedoch sahen sich unter einander an und murrten vernehmlich über ein Zeitalter, in welchem Kinder sich herausnehmen dürften, über die Alten naseweise Bemerkungen zu machen und ihnen Spitznamen zu geben, wie originelle Käuze u. dergl.

Da wurde der Aermste ganz eingeschüchtert und beschämt und ließ feuerroth seinen Blick herum irren, nach welcher Seite hin er entwischen könne. Der Herr Pathe nahm ihn aber unter den Arm und sprach: Kommt, Meister Jacobus! Ich will Euch den Ueberbleibsel dieses heitern Tages widmen, da wir beide wohl nicht mehr viel zur Arbeit taugen werden! Wir wollen einen Gang auf die Manegg machen und bis dahin des lieblichen Waldes genießen.

Sie spazierten also über die weite Allmende und über den Sihlfluß, stiegen durch schönes junges Buchengehölz die jenseitigen Höhen empor und gelangten auf einen ebenen Absatz, von zwei mächtigen, breitästigen Buchen beschattet, wo aber schon ein neues Abenteuer auf den jungen Verehrer der Sapientia heranstürmte.

Die Terrasse war bevölkert und belebt von einer Schaar junger Schulmädchen, welche zur Begehung des jährlichen sogenannten Lustigmachens aus der engen Stadt in's Freie geführt worden waren und hier unter der Obhut einiger Herren Vorsteher und Lehrerinnen ihren unschuldigen Ringeltänzen und Fangspielen oblagen. Sie waren alle weiß oder rosenroth gekleidet; einige trugen zur Erhöhung der Lust bunte Trachten als Bäuerinnen oder Hirtinnen, wie zu solchem Behufe die geeigneten Gewänder da und dort in den Familien aufbewahrt und im Stande gehalten wurden. Das Alles verursachte eine heitere und glänzende Erscheinung in der grünschattigen Umgebung und gern hielt der Herr Pathe einen Augenblick an, um sich an dem lieblichen Anblick zu erfrischen. Er begrüßte die ihm bekannten Vorsteher und scherzte mit den verkleideten kleinen Schönheiten, sie nach Stand und Herkommen befragend, ob sie hier in Dienst zu treten oder weiter zu reisen gedächten u. s. w.

Sogleich kam aber die ganze Mädchenschaar herbeigelaufen und umringte den alten Herrn sammt seinem jungen Schützling, welcher jetzt in noch größere Bedrängniß gerieth, als er heute je erlebt. Wo er hin sah, erblickte er in dichter Nähe nichts als blühende und lachende Gesichter, die an der Grenze der Kindheit noch alle frisch und lieblich waren und das ihrer wartende Reich der Unschönheit noch nicht gesehen hatten. Hier das schönäugige Gesichtchen mit den etwas starken, familienmäßigen Vorderzähnchen ahnte nicht, daß es in weniger als zehn Jahren ein sogenannter Todtenkopf sein würde; dort das regelmäßige ruhige Engelsantlitz schien unmöglich Raum zu bieten für die Züge anererbter Habsucht und Heuchelei, welche in kurzer Zeit es durchfurchen und verwüsten sollten; wer glaubte von jenem rosigen Stumpfnäschen, daß es zu einem Thron und Sitz unerträglicher Neugierde und Spähsucht bestimmt war und die beiden

Digitized by Google

Sternäugelein links und rechts in falsche Irrlichter verwandeln würde? Wer hätte von dem küßlichen Breitmäulchen da denken können, daß seine jetzo so anmuthigen Lippen dereinst, von ewiger Bewegung kleiner Leidenschaften und Müßigkeiten ausgedehnt und formlos geworden, sich bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr hin verziehen, bald die untere die obere, bald die obere die untere bedecken, dann plötzlich wieder beide vereint sich verlängern und als Entenschnabel schnattern würden? Ei, und dort das angehende Spitznäschen, das die erhabene Beatrix für einen kommenden Dante zu verkünden scheint und sich zu einem Geierschnabel auswachsen wird, der einem ehelichen Dulder täglich die Leber aufhacket, unversehrt von seinem schweigenden Hasse! Und wiederum diese in gleichmüthiger Unschuld und zarter Heiterkeit lachende junge Rose, die vor der Zeit entblättert sein wird von tausend Sorgen und ungeahnten Erfahrungen, gebleicht von Kummer und zu schwach auch nur für den Widerstand der Verachtung?

Nichts von alledem war hier zu ahnen; wie eine lebendige Rosenhecke umdrängte das Mädchenvolk den hochragenden Herren Pathen und den etwas kürzeren Herren Jakobus, welchen die losen Kinder so oft auf dem Schulwege als ernsthaften, pedantischen Großschüler trafen, schwere Bücher unter dem Arm. Neugierig betrachteten sie ihn jetzt nach Herzenslust und so recht in der Nähe, und erforschten unverzagt sein tiefsinniges Gesicht, seine verlegene Haltung, seine etwas langen Hände und Füße, und kicherten dabei fortwährend, so daß es ihm unangenehm zu Muthe wurde. Während der Alte fortfuhr, mit ihnen zu scherzen und das eine oder andere Köpfchen streichelte, drängten sie sich immer näher und schoben dabei diese oder jene im Hintertreffen Stehende muthwillig in den Vordergrund. Plötzlich stieß auf diese Weise ein langes, stärkeres Mädchen, das allgemein der Holzbock genannt wurde, eine zarte Gestalt so gewaltsam hervor und gegen den Herrn Jacques, daß sie erröthend und aufschreiend die Hände wider seine Brust stemmen mußte, um nicht an dieselbe hinzufallen, während er überrascht und erschrocken die Aermste gleicherweise von sich stieß, wie ein unvorhergesehenes großes Uebel.

Und doch war es seine von ihm selbst erwählte und festgesetzte erste Liebe, seine Jugendflamme, welche ohne zu brennen still auf allen seinen Pfaden leuchtete, ein schmales Jungfräulein mit sieben oder acht lang gedrehten, auf den Rücken fallenden blonden Locken, angethan mit einem blendend weißen Kleide und himmelblauen Schuhen mit kreuzweise um die Knöchel gewundenen Bändern.

Diese äußere Erscheinung war der Wille und das Werk der Mutter, welche die vermeintlich verscherzte eigene Bedeutung auf solche Weise an dem Kinde nachholen wollte, ihm mit Sorgfalt alle Tage eigenhändig die Locken wickelte und es so herumlaufen ließ, daß es sich von allen anderen Kindern unterschied, obgleich es ein ganz gewöhnliches Wesen war.

Eben diese Auszeichnung aber hatte den wählerischen jungen Scholaren bestimmt, bei Gründung der ersten Liebe sein Auge auf das Mädchen zu werfen. Im Uebrigen begnügte er sich damit, dasselbe von ferne anzusehen und die Wege zu wandeln, auf denen es zur Kirche oder Schule ging, in der Nähe aber immer das Gesicht abzuwenden, so daß ihm die Gesichtszüge der Geliebten eigentlich

Digitized by Google

fast unbekannt waren und er nur ein ungefähres Bild im Kopfe trug, an welchem die Locken und das Kleid die Hauptsache bildeten. Auch war sein Gefühl noch kühl und schwach und mit keinerlei Schlagen des Herzens verbunden. Dieses klopfte ihm jetzt nicht einmal, als er die Jugendgeliebte so unverhofft nahe sah und sie von sich stoßen mußte, wobei er einen Augenblick lang zum ersten Male die Gesichtszüge der Theuren deutlich erkannte, und zwar nicht ohne ein rasches, kurzes Befremden; denn die Züge entsprachen gar nicht der Vorstellung, die er davon hatte. Ueberdies waren sie etwas entstellt von Scham und Unwillen über den empfangenen Stoß und Gegenstoß. Trotz dieser scheinbar gefährlichen Sachlage kann jetzt schon erzählt werden, daß Herr Jacques pedantisch genug war, an seiner Jugendneigung festzuhalten, dieselbe immer mehr auszubilden und um das Mädchen späterhin zu werben mit der Ruhe und Gemessenheit einer guten Wanduhr, ohne je den Schlaf zu verlieren, oder, wenn er schlief, von der Sache zu träumen.

Für jetzt aber nahm der Auftritt eine abermalige plötzliche Wendung; denn von dem nahen Meierhofe her, dessen Pachter eine Wirthschaft betrieb, wurden große Körbe voll eines goldbraunen, duftenden Gebäckes gebracht, welches nur hier verfertigt wurde und den Namen des Hofes trug. Die Halbkinder rauschten wie ein Flug Tauben auf und davon und flogen ohne zurückzublicken nach dem lockenden Speiseplatz, also daß Jacques mit seinem Pathen unversehens allein dastand und jetzt mit ihm weiter ziehen mußte. Und doch drang auch ihm der süße Duft der Kuchen in die Nase; er hatte zudem aus Blödigkeit nicht genug gegessen bei den Vulcansdienern und verspürte starke Eßlust. Daher bedrückte es wie eine große Unbilligkeit sein Herz, daß es klopfte, als er vergeblich nach den glückseligen Körben zurückschaute, während der alte Herr ihn entführte. Unmuth und Bekümmerniß wurden jetzt so stark, daß sie ihm das Wasser in die Augen trieben, die er verstohlen abwischte. Der alte Herr bemerkte es aber wohl und sah ihn kopfschüttelnd wieder von der Seite an; er hielt jedoch dafür, daß nicht die Kuchen, sondern seine jugendlichen Originalitätssorgen ihm noch zu schaffen machten und das Herz bedrängten, und führte den trauernden Heranwüchsling schweigend den steiler werdenden Pfad empor, bis sie auf dem Vorsprung des Berges anlangten, auf welchem noch die letzten Steintrümmer der ehemaligen Burg Manegg zu sehen waren.

Am Fuße des Gemäuers floß ein Brünnlein mit frischem Bergwasser, geziert mit einer Inschrift zum Andenken des ehemaligen Eigners der Burg, des Ritters und Freundes der Minnesinger, Herrn Rüdiger Maneſſe. Die beiden Wanderer erquickten sich an dem kühlen Wasser, und da überdies von Burgen und Rittern die Rede war, so lebte der Jünglingsknabe wieder auf und erklomm mit dem Alten beruhigter vollends die Burgstätte. Hier setzten sie sich auf eine Bank und betrachteten die reiche Fernsicht; über ihnen ragten schlanke Föhrenbäume, während hundertjährige Stämme gleicher Art aus der Tiefe emporstiegen und ihre schönen Kronen mit gewaltigen, im Abendlichte röthlich glühenden Armen zu ihren Füßen ausbreiteten. Von Süden her leuchtete der wolkenlose Berg Glärnisch über grüne Waldthäler und [illegible] Nordosten über dem See lagerte die alte Stadt im Sonnenglanze.

Digitized by Google

„Also ein Original möchtet Ihr gerne sein, Meister Jacques?“ sagte nunmehr der Pathe und strich seinem Schützlinge das Haar aus der erhitzten Stirne. „Ei, das kommt nur darauf an, was für eines! Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzursprüngliches ist! Jenes ist aber im Ganzen so wenig häufig oder recht betrachtet so selten, daß, wer es kann und thut, immer den Habitus eines Selbständigen und Originalen haben und sich im Gedächtniß der Menschen erhalten wird, ganze Stämme sowohl, wie Einzelne.

„Da haben wir dieses längst verschwundene Geschlecht der Manesse, die in ihrer Blüthezeit alles, was sie unternahmen, ausführten, und, ohne sich durch seltsame Manieren bemerklich zu machen, mustergültig ihren Platz ausfüllten, auch wenn es nicht der oberste war. Hier sitzen wir auf einem ihrer Burgställe, dort drüben in der Stadt können wir noch das hohe Dach ihres Ritterthurmes erblicken. Laß sehen! Zwischen dem Fraumünster und dem Großmünster muß er stehen! Da sind freilich noch andere solche Spitzdächer von ehemaligen Geschlechterthürmen. Zu äußerst links der Glentnerthurm, dicht über ihm der Wellenberg, mehr rechts der Grimmenthurm, gleich daneben, scheinbar, der Escherthurm, unten, hinter der Wasserkirche, ragt der Thurm der Herren von Hottingen; wo ist denn nun der große Erker, der ehemalige Thurm der Manessen? Halt, wenn du mit dem Finger dort vom Wettingerhause, das am Wasser steht, über das Gewirre der Dächer aufwärts fährst, so tupfst Du auf das sogenannte grüne Schloß, dann ziehst Du nur eine gerade Linie nach links bis zu dem ragenden dicken Thurmkorpus, dort hausten sie zu einer Zeit und zu einem Theile!“

Der Junge folgte mit Aufmerksamkeit und einiger Mühe dem Finger des Alten; denn innerhalb der Wälle und Thore der Stadt stand noch eine Zahl grauer Thürme der früheren Ringmauer und innere Thorthürme, zwischen welchen jene hohen Ritterbedachungen zu suchen waren.

„Jetzt,“ fuhr der Alte fort, „hausen die Spinnen und Fledermäuse auf den dunklen Estrichen; der Metzger trocknet seine Felle dort, oder es hämmert ein einsamer Schuster im hohen Gemach! Aber einst war es lustiger; dort und hier, wo wir sitzen, brachte Rüdiger Manesse von Manegg eines der schönsten Bücher der Welt zusammen, die Lieder der Minnesänger, die sogenannte Manessische Handschrift, die jetzt in Paris liegt auf der Bibliothek des Königs. Wenn Du hinkommst zu Deiner Zeit, so mußt Du das alte Buch sehen; es ist in rothes Leder gebunden und der schnöde Name Ludwig's XV. ist ihm auf den Rücken gestempelt. Der Name des Sammlers aber, unsers Rüdiger, ist in aller Welt verbreitet, eben weil er die liebe- und freudenvolle und doch so bescheidene Unternehmung beharrlich durchgeführt hat; sein Name lebt, obgleich ein Schulfuchs neulich den Ton angab, ihm sein Verdienst streitig zu machen, ein Bakel, welchem das Werk selbst doch nach fünfhundert Jahren noch Quelle und Werkzeug seiner Tagesarbeit wurde.

Digitized by Google

„Die Entstehung der Handschrift aber bewirkte, daß wiederum andere Originale sich zeigten und entwickelten; das ereignete sich alles gar heiter und ergötzlich und hat mich in jüngeren Jahren gereizt, mir die Geschichte etwas zusammen zu denken und auszumalen, also daß ich dieselbe fast so erzählen kann, als ob ich sie aufgeschrieben hätte, und ich will Dir sie jetzt erzählen. Es wird eine schöne Mondnacht werden, und bis wir zu Hause sind, bin ich fertig. Es handelt sich dabei hauptsächlich um den Meister Hadlaub, der das Buch geschrieben, die vielen Bilder darin zum Theil gemalt hat und darüber selbst zum Dichter geworden ist durch das Minnewesen und den Scherz, den die Herren mit ihm treiben wollten. Von anständigen Minnesachen aber darfst Du allenfalls schon etwas vernehmen."

Hier schaute der Alte den Herrn Jacques wieder schalkhaft seitwärts an und gedachte, den hölzernen und einbildischen Ernst desselben ein wenig zu verwirren. Er erzählte ihm die Geschichte von der Entstehung des Manesse'schen Codex zu Paris und betitelte sie, indem sie die Heimkehr nach der Stadt antraten:

Hadlaub.

Gleich unterhalb des aargauischen Städtchens Kaiserstuhl stehen die beiden Schlösser schwarz und weiß Wasserstelz, jenes mitten im Rhein d. h. näher dem linken Ufer und jetzt noch von allerlei Leuten bewohnt, die es kaufen mögen, dieses zerfallen auf dem rechten Ufer. Zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg aber saßen zwei Schwestern auf den beiden Burgen als Erbinnen eines mäßigen Lehnswesens, das nach seiner Theilung keiner großes Gut übrig ließ. Darum suchte die ältere derselben, Mechtildis, welche auf weiß Wasserstelz hauf'te und dessen ungeachtet eine fast rußige, finstere und gewaltthätige Person war, unablässig ihre jüngere Schwester, Kunigunde auf schwarz Wasserstelz, von ihrem Erbe zu verdrängen und mit allen möglichen Ränken in ein Kloster zu treiben. Denn diese Kunigunde war von schöner und lieblicher Gestalt, von der weißesten Hautfarbe und anmuthig heitern Wesens und besaß viel bessere Aussichten für eine günstige Heirat, als jene bösartige.

Trotzdem war sie den Bewerbungen nicht zugänglich und verwahrte sich gegen solche beinah' eben so sorgfältig, wie gegen die Listen und Ueberfälle ihrer Schwester, welche diese in Verbindung mit andern Uebelthätern in's Werk zu setzen suchte. Die schöne Kunigunde verschloß sich zuletzt ganz in ihr festes Wasserhaus, das rings von den tiefen grünen Wellen des Rheines umflossen war. Am Ufer besaß sie eine Mühle, betrieben von einem treuen wehrbaren Dienstmann, der Zufahrt und Eingang des Schlosses bewachte mit seinen bestäubten Knechten. Im Uebrigen war ringsum Stille der Wälder und man hörte nichts, als das Ziehen des Flusses, bis einmal Jemand sagte, er habe in der Nacht durch ein offenes Fenster des Schlosses ein kleines Kind schreien hören, und ein anderes Mal ein Anderer, er habe es auch gehört und zwar bei hellem Tage. Bald aber ging das Gerücht im Land, die Dame auf schwarz Wasserstelz werde von einem gewaltigen Manne besucht, der Niemand anderes sei, als des Kaisers Canzler, Heinrich von Klingenberg, mit dem nicht gut Kirschen essen wäre. Ihm

Digitized by Google

sei die schöne Frau in Liebe ergeben, und als starker Nekromant wandle er, wenn er in die Gegend komme, nächtlich über das Rheinwasser trockenen Fußes, um sie ungesehen zu besuchen; er gleite auf einer wie Gold leuchtenden Strickleiter oder, wie andere meinten, von Dämonen getragen an der Thurmmauer empor bis zum offenen Fenster der Dame; denn er hielt sich alsdann im nahen Schloß Röteln oder im Städtchen zu Kaiserstuhl auf, das er später als Bischof von Constanz von einem der letzten Regensberger auch käuflich erwarb.

Thatsache war, daß nach etwa sieben oder acht Jahren die Frau von schwarz Wasserstelz ein gar anmuthiges Mädchen nach Zürich bringen ließ, daß sie bald darauf selber und zwar freiwillig als Klosterfrau in die Abtei Zürich ging und daß sie nach Ablauf einer weiteren Zeit durch den Einfluß eben desselben Bischofs Heinrich zur Fürstäbtissin gewählt wurde.

Ob diese Geistlichwerdung aus Reue geschah und um die Jahre der Leidenschaft abzubüßen, oder ob es sich für das vornehme Liebespaar darum handelte, als kirchenfürstliche Personen in freier Gesellschaftlichkeit sich öfter zu sehen und einer beruhigten Zuneigung froh zu werden, ist jetzt nicht mehr zu ermitteln; doch spricht damalige Sitte und das weiter sich Begebende eher für den letzteren Fall.

Denn es gab in unserer Stadt Zürich eine mannigfache und ansehnliche Gesellschaft. Neben den Prälaten und ihren Amtleuten waren da angesessene schon mehrere hundert Jahre alte Geschlechter, die Nachkommen königlicher Verwalter mit seltsam abgedrehten altdeutschen Namen, die, meistens ein- oder zweisilbig, aus ehemaligen Personen- oder Spitznamen zu räthselhaften Familiennamen geworden, mancher verhallende Naturlaut aus dem Rauschen der Völkerwanderung darunter; kleinere Edelleute der umliegenden Landschaften mit den Namen ihrer Wohnsitze zu Berg und Thal drängten sich herbei, und eine Reihe wichtiger Dynasten der oberdeutschen Lande waren in Zürich verbürgert und gingen ab und zu. Unter allem dem waltete eine nicht unzierliche freie Geselligkeit, und wie einst in solchen Kleingebieten der romanische Bausthl noch gepflegt wurde, nachdem er in den offenen Großländern längst dem Gothischen gewichen, so erfreute man sich eines verspäteten Minne- und Liederwesens ritterlicher Art, nachdem dessen Blüthezeit schon vorüber war.

Jetzt müssen wir uns aber nach dem Kinde Fides umsehen, welches eben das natürliche Töchterlein der Fürstäbtissin war. Das thun wir am besten, wenn wir auf der andern Seite der Stadt am Zürichberg hinaufgehen, wo wir das Kind alsbald antreffen werden und zwar auf einem Spaziergange an der Hand des alten Meister Conrad von Mure, des rühmlichen Vorstehers der Singschule am Großmünsterstift. Der sehr betagte Mann hat das lebhafte Mädchen, das durch den Einfluß des Canzlers im Hause des Herrn Rüdiger Maneſſe erzogen wurde, unter die Fittige seiner besonderen Freundschaft genommen und, da er häufig in der nahen Ritterwohnung verkehrt, aus welcher auch sein Vorsteher der Probst Heinrich Maneſſe stammt, seine kleine Freundin zu dem Gange abgeholt.

Je weiter es aber in die Höhe ging, desto weniger vermochte er das rasche und etwas heftige Kind an der Hand zu behalten wegen überhandnehmender

Digitized by Google

Schwäche und Engbrüstigkeit, wie der treffliche Mann denn auch dazumal nicht manches Jahr mehr lebte. Er ließ also das Mägdlein laufen, wie es mochte, und half sich an seinem Stabe in den schattigen Wegen weiter, die zwischen den vielen zerstreuten Bauernhöfen auf die Höhe des Berges führten.

Als er eine genügende Umsicht erreicht, ruhte er eine Weile auf einem Steine sitzend aus und ließ mit Behagen seinen Blick über die weite Landschaft gehen oder vielmehr über die Versammlung von Landschaften, welche eben so widerspruchsvoll sich aufreihte, wie unser Zürich, seine Leute und seine Geschichte überhaupt. Das Gebirgsland gegen Süden war urhelvetischen Charakters, in unruhigem und ungefügem Zickzack, eine wilde Welt, die nur durch das Blau der Sommerluft und den Glanz von Schnee und See einiger Maßen zusammengehalten war. Wendete der Cantor aber den Blick rechts, gegen Abend, so sah er in das ruhige Thal der Limmat hinaus, durch welches der Fluß, an wenigen Punkten aufleuchtend, hinzog und in den sanft gerundeten und geschmiegten Höhelinien sich verlor. Von einem massigen Nußbaum und ein paar jungen Eschen eingefaßt, glich das Thal, wenn es im Abendgolde schwamm, in seiner maßvollen Einfachheit einem Bilde des Lothringers, der vierhundert Jahre später malte. Nach dieser Richtung hin schaute der alte Meister Conrad am liebsten, wenn er hier oben ausruhte; denn der Frieden dieses Anblickes ergötzte und beruhigte sein trotz der Jahre immer erregtes Gemüth.

Als er sich nun zum Weitergehen wendete und die Höhe vollends gewann, zeigte sich auf dem Rücken des Berges abermals ein neues Landschaftsbild. Jenseits waldigen Gründen und Hängen dehnte sich gegen Norden und Osten flacheres Land, am weiten Horizonte von tiefblauen schmalen Höhenzügen begrenzt. Im vordersten Plane aber standen Gruppen hoher Eichbäume, zwischen deren Kronendunkel die weißen Wolken glänzten. Diese Gegend konnte ebenso gut im Spessart oder im Odenwalde liegen, wenn man das Auge nicht rückwärts wandte.

Da und dort zwischen den Bäumen war die Hofstätte eines der Berggenossen zu erblicken, die bis hier hinauf ihre Wohnungen zerstreut hatten, und wohl mehr als einer noch von den ursprünglichen freien Männern der Berggemeinde abstammend und den Hof in alter Freiheit fortführend. Unbezweifelt war ein solcher der Bauer Ruoff oder Rudolf am Hadelaub, dessen Haus am Rande eines diesen Namen tragenden Laubgehölzes stand. Der Name deutet auf einen Streit, der einst in dem Holz geschehen sein mag, kommt aber unter den jetzigen Flurnamen nicht mehr vor, weil das ganze Grundstück in einem größeren Besitz aufgegangen und auch der Hof längst verschwunden ist. Damals aber lag das Haus, aus größeren und kleineren Bach- und Feldsteinen gebaut und mit einem niedrigen Schindeldache versehen, sammt dem hölzernen Viehstalle dicht an einer der Schluchten, in welchen der Wolfbach hernieder fließt.

Hieher lenkte aber jetzt Meister Conrad, das Mädchen an sich rufend, seinen Schritt und sprach bei dem Hofbesitzer vor. Der lange knochige Mann war eben von einem Gerüste aufgestanden, an welchem er in Mußestunden lange Speerschäfte herzurichten pflegte. Das Holz hiezu gaben ihm die schlanken Eschen, die reichlich am Bache und auf den Höhen wuchsen. Er prüfte den Schaft

Digitized by Google

nach seiner Länge und Gräde, indem er ihn wagrecht vor das Gesicht hielt und darüber hin blinzelte. Dabei entdeckte er die Ankunft des Kirchenmannes und legte langsam seinen Schaft auf den Haufen der bereits glatt geschnittenen Stangen, um jenen zu begrüßen.

„Ruoff, Du verdienst den Namen Deines Wohnsitzes!" rief der von Mure ihm entgegen, „wo in aller Welt ist denn schon wieder Streit und Mannschlacht, daß Du Deine Spießmacherei so eifrig betreibst!"

„Es geht immer etwas," erwiderte der Andere, „bald hie, bald da! Uebrigens muß ich die Schäfte machen, wenn ich Zeit habe und das Holz trocken ist, so gibt's etwa einen Pfennig Geld! Seid willkommen, Herr Conrad, was bringt Ihr Gutes?"

„Du bleibst halt immer ein gewerbsamer Züricher, Ihr seid alle gleich und habt nie genug, unten am Wasser und hie oben auf dem Berg!"

„Ja, wir haben's wie die Wildheuer dort drüben am Hochgebirge, wir müssen trachten, da und dort ein herrenloses Gras zu raffen; statt der hohen Felswände haben wir die Kirchenmauern, drum herum zu klettern! Hofft man ein bequem gelegenes Wieslein oder Aeckerlein für sein hart erspartes Geld zu erwerben, so ist schon ein Gotteshaus da, unten, oben, hinten, vorn am Berge, das es nimmt, und man muß es sich noch zur Ehre anrechnen, wenn der bescheidene Mann als Zeuge zugelassen wird!"

„Ruf' deine Wirthin herbei," sagte der Magister lachend, „daß sie dem Kinde hier etwas Milch gibt! Es ist erhitzt und durstig. Oder eher wollen wir einen Augenblick in's Haus gehen, denn Ihr Landbebauer liebt ja nicht die höfische Freude, im grünen Klee und unter Blumen zu sitzen, wenn Ihr tafelt!"

Der Mann vom Hadelaub schüttelte die Späne von seinem starken Lederschurz, indem er leicht die Stirne runzelte; er liebte nicht, sich gelegentlich, im Gegensatze zu den Herrensitten, gewissermaßen als bäuerisch hingestellt zu sehen. Schon sein sorgfältig rasirtes Gesicht, das nur von einem Kranzbart eingerahmt war, und das halblange Haupthaar bewiesen, daß er als Freier sich zur guten Gesellschaft zählte und nicht mit einem ungeschorenen Hörigen oder Leibeigenen verwechselt werden wollte. Denn die Sitte hatte in diesem Stücke, wie noch Vieles, sich geändert. Geschoren waren jetzt die Herren und langhaarig die Knechte, und nur die Apostel und Könige dachte man sich langbärtig.

„Wenn es höfisch ist, im Freien zu speisen," sagte er, „so leben wir hier bei Hofe, da wir in Sommertagen hinter dem Hause am Schatten essen. Dort mag auch Euer Mägdlein die Milch trinken, Ihr selbst aber einen Schluck dauerhaften alten Mostes von Holzbirnen, den Ihr kennt."

„Er ist kühlend und nicht ohne Würze," erwiderte der Cantor; „kommst Du mit Deinem Weib nächstens einmal zum Münster, so werde ich Euch dafür ein Becherlein wälschen Weins vorsetzen, den mir ein sangliebender Herr gebracht hat."

Sie begaben sich demnach auf die Rückseite des Hofes, wo in der That ein uralter Steintisch unter den Bäumen stand, welche vom tiefen Bachbette herauf stiegen und kühlen Schatten verbreiteten. Neben einander gelegte und mit Kies und Rasen bedeckte Baumstämme bildeten eine fahrbare Brücke in den Wald

Digitized by Google

hinüber. An einem laufenden Brunnen wirthschaftete Rudolfs Eheweib, Frau Richenza. Sie war kaum zwei Zolle kürzer, als ihr Mann, so daß man erst jetzt, als das Paar bei einander stand, den hohen Wuchs derselben recht gewahrte. Ihr Haar war an Stirne und Schläfen straff zurückgestrichen und hinten in einen starken Zopf gebunden, wie es arbeitende Frauen nöthig haben. Auch das Kleid war etwas kürzer, als es bei Leuten freien Standes damals zu sein pflegte, was ihr, mit ihren raschen Bewegungen verbunden, ein rüstiges Ansehen verlieh, das wiederum durch einen gewissen alemanischen Liebreiz des hellen Gesichtes gemildert wurde.

Richenza schüttelte dem Geistlichen und dem Kinde treuherzig die Hand und brachte bald die Milch sowol als den gelben klaren Most herbei, nebst kräftigem Roggenbrod, während der Mann selbst ebenfalls in's Haus ging und von den geräucherten Vorräthen über dem Herde, worüber die Verfügung ihm vorbehalten war, langsam und bedächtig eine Wurst herunterschnitt. Denn ihm stand zu, zu ermessen, wie auf dem Heerzuge des Lebens die köstlichere Speise abzutheilen war, daß der Vorrath langte und niemals Mangel, Schuldbedrängniß und Verpflichtung eintraten, die von allen Seiten feindlich lauerten.

Nicht lange saß nun die kleine Gesellschaft an dem steinernen Tische, als aus dem Walde drüben heller Gesang eines Kindes schallte und bald eine kleine Heerde von Kühen erschien, welche von dem zehnjährigen Knaben des Bauern von der Weide heim und über die Brücke geleitet wurde. Nur mit einem langen blauen Leinenrocke bekleidet, barfuß, von reichem blondem Goldhaar Gesicht und Schultern umwallt, ein hohes Schilfrohr in Händen tragend, gab das Kind mit den Thieren ein ungewöhnlich anmuthiges Bild, welches zudem sammt dem Waldesgrün vom Lichte der Abendsonne gestreift war, soweit sie durch die Belaubung dringen mochte. Mit Wohlgefallen folgten Conrads Augen der Erscheinung, bis der unbekümmert weiter singende und sich kaum umsehende Knabe die Kühe in den Stall gebracht hatte und nun zum Tische kam, um sein Abendbrod zu empfangen. Er gab dem alten Herren ungeheißen die Hand; dann aber legte er erstaunt die Hände auf den Rücken und betrachtete unverwandt das Mägdlein Fides, welches eben sein Milchbecken am Munde hielt und darüber hinweg seine Aeuglein gehen ließ. Einen Augenblick setzte es ab und sagte: „Du dummer Bub!“ worauf es fertig trank und den Mund wischte.

Er schlug beschämt die Augen nieder und wendete sich seitwärts mit zuckendem Munde; denn eine so unhöfliche Anrede war ihm in seinem kurzen Leben noch nie zu Theil geworden. Als nun aber Frau Richenza den Knaben an sich zog und beschwichtigte und der Cantor dem Mädchen seine Unart verwies, fing dieses seinerseits an zu weinen, so daß die Frau auch hier einschreiten und besänftigen mußte.

„Sieh Johannes,“ sagte sie zum Knaben, „das Schäppelein des Dämchens ist fast verwelkt, geh' mit ihm an den Bach hinunter, wo die vielen Blaublümel stehen, und holet zusammen zu einem frischen Kranze, aber kommt bald wieder, eh' es zu kühl wird!“

Das Blumenkränzchen, womit das fliegende Haar des Herrenkindes geziert war, befand sich wirklich nicht mehr im besten Zustande, und es wurde das Vor-

Digitized by Google

nehmen auch von dem Cantor gebilligt. Die Kinder gingen also, leidlich versöhnt, den schmalen Pfad hinunter, wo der Wolfbach heute noch sich durch Steinblöcke von allen Farben, unterwaschene Baumwurzeln und andere Geheimnisse drängt, kleine Wasserfälle und hundert kleine Theater von Merkwürdigkeiten bildet. Sie gelangten auch bald an eine Stelle, wo das Bord länger von der Sonne beschienen und daher fast immer mit blühenden Pflanzen bedeckt war. Besonders von Vergißmeinnicht erschien alles blau, aber auch weiße Sternchen und rothe Glöckchen gab's darunter, in jenem blumenliebenden Zeitalter eine Augenfreude nicht nur für Kinder.

Die kleine Fides machte sich auch gleich darüber her und band sich mit Behendigkeit einen Kranz, zu welchem Johannes ihr kaum genug Blumen reichen konnte, je nach Auswahl und Befehl. Den Faden hiezu nahm sie vom alten Kranz und ließ die Ueberreste desselben den Bach hinabschwimmen. Nachdem sie die neue Zierde aufgesetzt, sah sie sich im Uebrigen um und fing an auf den Steinen herumzuspringen, welche aus dem rinnenden Wasser hervorragten, bis sie auf einen kam, wo sie nicht mehr fort konnte, ohne durch das Wasser zu gehen. Das war aber wegen der feinen Schuhe und des Kleides unthunlich; nach kurzem Besinnen befahl sie dem Knaben, der ihr nachgesprungen war und rathlos bei ihr auf dem Steine stand, sie an's Ufer zu tragen. Er glitt auch sofort in's Wasser und trug das angehende Frauenwesen auf dem Arme und nicht ohne Mühe über die eckigen und runden Bachsteine, indessen sie sich an seinem Halse hielt, auf's Trockene.

Inzwischen rückte Meister Conrad von Mure dem Ziele seines heutigen Ausganges näher. Er hatte, seit längerer Zeit mit den Leuten am Hadlaub in guter Freundschaft lebend, die zarte, aber auch aufgeweckte und gelehrige Beschaffenheit des Knaben Johannes bemerkt und wünschte denselben zu sich zu nehmen, um ihn zunächst zu einem Schreiberlein und Schüler heranzubilden, dessen er zu allerlei Aushülfe ermangelte, dann aber auch einem besseren Lebenslose entgegenzuführen, als er ihm auf dieser Berghöhe beschieden wähnte. Er begann daher von dem Singen des Knaben zu sprechen, wie er allerhand Singwerk in Worten und Weisen richtig aufgefaßt, wenn auch nur stückweise, inne habe, ohne daß man wisse, wie es zugehe. Dann brachte er allmälig sein Anliegen vor, fand aber keine Zustimmung beim Vater. Der unterbrach ihn, als er im besten Zuge war, und sagte: „Lieber Herr! Wir wollen hierin nicht weiter gehen! Statt eines ehrlichen Christennamens, wie sie auf diesem Berge und rings im Lande altherkömmlich sind, Heinz, Kunz, Götz, Siz, Frick, Gyr, Ruff, Ruegg, hat man dem Buben einen von den neumodischen Pfaffennamen verschafft, Johannes, ohne daß ich weiß, wie es eigentlich gekommen ist. Aber weiter soll es nun mit dem Pfaffwerden nicht gehen. Es ist mein einziges Kind. Seit unvordenklicher Zeit haben sich meine Väter auf der hiesigen Hofstatt gehalten, ich will mir nicht vorstellen, daß das durch meine Schuld anders werden soll und keiner der Meinigen mehr seinen Pflug hier führe, sein Vieh hier weide und von hier aus mit Schild und Speer zum Heerbann niedersteige."

„Ei, was die ehrlichen Christennamen betrifft," antwortete ihm der Alte lächelnd, „so seid Ihr nicht gut berichtet! Ihr habt als solche lauter wilde

alte Heidennamen genannt, Euren und meinen nicht ausgeschlossen. Wißt Ihr, wie Euer Name Rudolf sich ehemals geschrieben hat? Hruodwolf, lupus gloriosus, ein berühmter Wolf, ein Hauptwolf, ein Wolf der Wölfe! Schönes Christenthum! Wie lieblich klingt dagegen das griechische Johannes, sei es nun der Täufer, oder der Lieblingsjünger des Heilands, oder der Evangelist!"

Soeben kamen nun die beiden Kinder an und der Cantor zog gleich den Knaben herbei, ergriff dessen Hände und rief: „Seht, Capitan aller Wölfe, sind diese schmalen Händchen diejenigen eines Pflugführers und Speerträgers? Oder nicht vielmehr diejenigen eines Pfaffen oder Magisters? Eines sanften gelehrten Johannes? Merkt Ihr denn nicht die Weisheit der guten Mutter Natur, die aus so reisigem Volk von Zeit zu Zeit selber ein zarteres Pflänzlein schafft, aus dem ein Lehrer oder Priester werden mag, wo Ihr sonst bei aller Stärke in Unwissenheit und Sünde verderben müßtet? Uebrigens ist gar nicht gesagt, daß er durchaus geistlich werden soll; ich bin zufrieden, wenn er nur vorerst etwas lernt und die Zeit nicht verloren geht!"

„Willst Du in die Schule gehen zu den Herren am Münster?" sagte nun die Mutter zu dem Knaben, welcher verwundert Alle der Reihe nach ansah.

„Willst Du schöne Bücher schreiben und malen lernen mit Gold und bunten Farben, Lieder singen und die Fiedel spielen," sagte der Singmeister, „schöne Mailieder, kluge Sprüche und das Michaelslied: O heros invincibilis dux — oder wie hast Du heut' gesungen?"

„O Herr, o Vizibilidux! heißt es," rief Johannes eifrig, und lachend fragte Conrad, wer ihn das gelehrt habe?

„Der Bruder Staddert im Klösterlein," versetzte jener selbstzufrieden.

„Das ist ein uralter Mönch bei den Augustinerbrüdern dort hinter den Eichen, der einst als Kriegsmann noch den Heerzug in's heilige Land mitgemacht hat und dem Kinde zu erzählen pflegt, wie sie das Lied immer gesungen, wenn es in den Streit ging."

Dies bemerkte die Frau Richenza; Rudolf, ihr Mann, aber sagte jetzt zu dem Knaben: „Nun, was ziehst du nun vor? Willst Du bei den Mönchen in der Schule sitzen und eine Glatze tragen, oder willst Du hier oben in der freien Luft bleiben und ein wehrhafter Geselle werden?"

Johannes begriff den Sinn der Unterhaltung nur etwa zur Hälfte; er sah sich nochmals um und vermuthete zuletzt, daß es sich um eine Schule handle, in welcher solche kleine Dämchen säßen, wie der Chorherr eines zur Probe mitgebracht habe, und da dieses ihm gefiel, so erklärte er, er wolle in die Schule gehen.

„Genug," rief der Vater in strengerem Tone, „wir wollen mit solcher Sache nicht länger spielen! Geh hinein, Johannes, und hole das Horn, daß wir die Knechte und Dirnen heimrufen!"

Der Chorherr merkte, daß er jetzt nichts weiter ausrichten werde, nahm, da die Sonne sich zum Untergange neigte, Abschied und begab sich auf den Heimweg. Gleichzeitig kamen ein alter und ein junger Knecht mit Ochsen und Eggen in raschem Laufe auf der Hofstatt an, mit lautem Geschrei und Heio, Menschen und Thiere gleich ungeduldig. Während hiedurch die Aufmerksamkeit des Meisters

Digitized by Google

in Anspruch genommen wurde, benutzte Johannes die Gelegenheit, vom Hofe zu entfliehen und dem Cantor und dem Mädchen den Berg hinunter nachzulaufen. Da er barfuß war, so hörten sie ihn nicht. Wenn Herr Conrad einen Augenblick still stand, um auszuruhen und zu husten, so hielt Johannes in einiger Entfernung ebenfalls an und blieb schüchtern stehen, und wenn sie weitergingen, so lief er wieder hinter ihnen drein. Bei einem solchen Halt entdeckte ihn die zurückschauende Fides; aber sie sah ihn jetzt wieder so stolz und fremd an und schien nicht einmal den alten Herren von seiner Nachfolge in Kenntniß zu setzen, so daß er verschüchtert zurück blieb und ihnen traurig nachblickte, bis sie in den Abendschatten verschwanden. Dann lief er voll Furcht, theils vor den Folgen seines Ungehorsams, theils vor den Geheimnissen der hereinbrechenden Nacht, eilig zurück, bis ihn die Mutter, die ihn bereits suchte, empfing und unbemerkt in's Haus brachte und auf seinem Lager versorgte, dem Anerbieten des ehrwürdigen Capitelsmannes mütterlich nachsinnend.

Als sie nach Jahr und Tag ihrem Eheherren einen zweiten Sohn schenkte, ein Knäblein, das auffallend groß und kräftig war, wurde Rudolf am Hadelaub anderen Sinnes und der Wunsch des Singmeisters der Probstei Zürich erfüllt.

Nach ungefähr acht Jahren finden wir den Johannes Hadlaub, wie er jetzt genannt wurde, als blondgelockten feinen Jüngling unermüdlich bei allerhand gelehrter Arbeit. Conrad von Mure hatte ihn unter seine ganz besondere Hut genommen und zu allererst so schnell schreiben und lesen gelehrt, wie ein Kriegsmann seinen Knaben reiten und fechten. Gleichzeitig mit dieser Uebung und durch dieselbe mußte er die Sprache deutsch und lateinisch verstehen lernen, denn der Meister gönnte ihm nicht so viel Zeit hiezu, wie den Pfaffen- und Herrenknaben der Stiftsschule. Nach Brauch und Art des Handwerks mußte er sobald als möglich Nützliches hervorbringen, was an seiner Stelle in sauberer und genauer Abschrift bestand; über den Inhalt sich aus den vertrauten Worten des Alten gewissermaßen im Fluge zu belehren, mußte er sich still und aufmerksam angewöhnen. Mit der Zeit mochte er dann sehen, was er weiter aus sich machte, wenn er ein wirklicher Gelehrter und Theolog werden wollte. Inzwischen mußte er nicht nur Noten und Worte der Kirchenmusik schreiben, sondern auch die Reimwerke Conrad's, seine mythologischen, geographischen, naturkundlichen und historischen Tractate fleißig copiren, bis sein Taufgevatter Johannes Manesse, der Custos und Scholaster der Propstei Zürich, der Sohn des Herrn Rüdiger, hinter die Sache kam und der flinken und zierlichen Hand des Knaben gewahr wurde. Der zögerte nicht lange, sondern ließ sich von ihm alle die alten und neuen Minnelieder und Rittergedichte abschreiben, deren er habhaft werden konnte in seinem weltlichen Sinne, und Conrad von Mure machte sich eifrig herbei und wachte darüber, daß sie richtig in Ton und Maß geschrieben und vorhandene Fehler ausgemerzt wurden. Hiedurch erlangte der junge Hadlauber, gelehrig und stets munter, eine neue Kenntniß und Uebung.

Einige Verzierung der Schrift mit schönfarbigen Tinten gehörte an sich schon zum klösterlichen Schreibewerk; allein hiebei blieb er nicht stehen, sondern

Digitized by Google

suchte bei naiven Bildkünstlern jener Zeit, wie sie etwa in den Bauhütten der beiden Münster zu treffen waren, soviel Erfahrung abzulauschen, als zur Bemalung eines halben oder ganzen Pergamentblattes erforderlich war.

Seit mehreren Jahren war nun der greise Cantor und Stiftsherr von Mure todt, Johannes Hadlaub aber an der Singschule und Bücherei beschäftigt geblieben, ohne sich für den Stand der Geistlichkeit bereit zu machen. Sein Vater schien hiemit zufrieden, obgleich sein zweitgeborner Sohn kräftig heranwuchs und ebenso groß und stark zu werden versprach, wie er selbst. Wenn Johannes ein geschäftskundiger weltlicher Bürgersmann in der Stadt würde, so war ihm das auch recht, und jener begann in der That von verschiedenen Herren bei ihren Verhandlungen als Schreiber benützt zu werden; besonders war es der jüngere Leuthold, Freiherr von Regensberg, der seine Dienste andauernd in Anspruch nahm bei Ordnung seiner schwankenden Verhältnisse.

Noch näher trat er in der Folge dem älteren Manesse, Herrn Rüdiger, als dessen Sohn, der „Küster", ihn eines Tages aufforderte, schleunig seine Fiedel zu nehmen und mit ihm auf den Hof des Manesse zu kommen.

Johannes nahm freudig erröthend augenblicklich die Geige und schritt mit den Chorherren gar stattlich die Kirchgasse, so jetzt Römergasse heißt, hinauf. Freundlich nickte der goldgelockte Jüngling an der Seite des Chorherrn Bekannten zu, welche in den volkreichen Gassen vorübergingen, und er wurde von Jedermann ebenso freundlich wieder gegrüßt, weil er eine liebenswürdige Erscheinung war. In einen faltigen Rock gekleidet, der quer weiß und blau gestreift war und fast bis auf die Füße ging, trug er ein purpurrothes Baret, besteckt mit einem weißen Tuche, das in breiten Falten auf die Schultern hing.

Bald gelangten sie zu der Behausung der Herren Maneß; erregt blickte Johannes an das steinerne Haus empor, welches damals an dem Thurme lehnte und das Wohnhaus war. Im zweiten Stock war die Mauer unterbrochen von einer Rundbogenstellung auf zierlichen Säulen, hinter welchen der Saal sich befand, überragt von den Eichenbalken des Daches. Das Erdgeschoß zeigte ein paar Fenster mit ebenfalls verzierten Rundbogen, daneben aber hauptsächlich ein großes Einfahrtsthor, das unter dem Hause durch in den Hof führte zu verschiedenen Aufgängen und Treppen. Unter dem Thorbogen waren die Steinstufen angebracht, von welchen die Frauen zu Pferde stiegen, wenn sie ausritten. Eine jener steinernen Schneckenstiegen, deren Tritte uns jetzt, wo sie noch erhalten sind, so hoch und beschwerlich vorkommen, führte zum Saale hinauf.

Als Johannes Hadlaub mit seinem Führer in die Thüre desselben trat, verließ ihn plötzlich sein frischer Muth. Er war nicht auf die ansehnliche Gesellschaft gefaßt, die da um einen großen Tisch herum in Lehnstühlen oder auf kissenbedeckten Schemeln saß.

Da war vor Allem Bischof Heinrich von Constanz, ein schöner Mann mit dunklen Augen und Haar, mit ernsten, aber geistvollen Gesichtszügen; mit der beringten Hand hielt er die Hand der Fürstäbtissin von Zürich, die in weltlicher Damentracht neben ihm saß, eine still vorübergehende Erscheinung, die nur im Lichte jener Augen aufblühte. Zu seiner anderen Seite saß die Hausfrau

Digitized by Google

des Ritters, von dem ebenfalls alt einwohnenden Stamme der Wolfleipsch, gleich neben ihr eine andere Conventualin der Abtei, Frau Elisabeth von Wetzikon, Muhme des Bischofs, die später die bedeutendste Aebtissin wurde, diese auch in weltlicher Tracht. Neben ihr saß der Toggenburger Graf Friedrich, Nachkomme des Minnesingers Kraft von Toggenburg, dann der Herr von Trostberg, Enkel des Sängers gleichen Namens, dann Herr Jakob von Wart, endlich Herr Rüdiger selbst mit ergrauten Locken aber blühendem Antlitz, in pelzverbrämtem Rocke. Einige Sitze waren leer, da die junge Fides aufgestanden war und mit zwei anderen Frauen im Hintergrunde des Saales auf und niederging.

Auf dem Tische standen Blumen und Früchte, Gebäcke und silberne Schaalen mit südlichem Weine, dazwischen aber kleine Pergamentbüchlein, größere Hefte von gleichem Stoffe und schmale, lange aufgerollte Streifen Pergamentes, alles dies mit Reimstrophen beschrieben, gedrängt und endlos wie Heerzüge der Völkerwanderung.

Der Hausherr erhob sich und empfing seinen Sohn sammt dessen Begleiter.

„Hast Du uns den jungen Spielmann mitgebracht?“ fragte er, „das ist gut, denn wir haben durch die Gunst dieser Herren einige neue Sachen erjagt und möchten dieses und jenes gerne singen hören; aber Niemand singt, als der hochwürdigste Fürst Heinrich und der will nicht mehr, seit er Bischof ist! Da hat uns Graf Friedrich noch einige Lieder seines Großvaters gebracht, die wir nicht besessen; Freund Trostberg nicht weniger als zwei Dutzend Gesänge seines würdigen Vorfahren und hier Baron Jakobus von der Wartburg, rathe einmal! sein eigenes Jugendbüchlein, das er uns so lange hinterhalten, achtzehn Lieder, ich hab's schon gezählt! Aber auch er will nicht mehr singen!“

„Wenn ich nicht mehr singen darf,“ nahm jetzt der Bischof das Wort, „so habe ich dafür Buße gebracht, nämlich die Lieder des edlen und ritterlichen Herzogen von Breslau, meines schönen und guten Heinrich! Leider zugleich mit der Nachricht, daß der Treffliche unverhofft und in jungen Jahren Todes verblichen ist, eine Kunde, die mich tief betrübt hat!“

Er zog eine kleine Lederrolle aus seinem Gewande, durchmusterte sie und fuhr fort:

„Hier ist eines der anmuthvollsten Lieder, die wir von dem seligen Manne haben, könnte uns der wackere Knabe das wol vortragen?“

Er winkte Johannes herbei, gab ihm das Lied zu lesen und unterrichtete ihn in halblauten Tönen rasch in der Weise, die jener bald begriff. Johannes legte hierauf die vierfaitige Geige flach vor seine Brust und sang das Lied, indem er die Weise eine Terz tiefer dazu spielte und nur jeweilig mit den zwei vorletzten Noten einer Zeile harmonirend ausbog. Es war das Lied:

Dir klag' ich, Mai, ich klag' dir's Sommerwonne,
Dir klag' ich, leuchtende Haide weit,
Ich klage dir's, o blühender Klee,
Ich klag' dir, Wald, ich klag' dir Sonne,
Dir klag' ich, Venus, sehnendes Leid,
Daß mir die Liebste thut so weh!

und so weiter, wie die angerufenen Richter jeder seine Strafe verheißt, der An-

Digitized by Google

kläger aber schließlich seine Klage zurückzieht und lieber sterben will, als daß solches Ungemach die Schöne treffe.

Der Gesang war aus der frischen Kehle des frohen unschuldigen Jünglings so wohltönend hervorgequellt, daß Alle davon ergriffen und gerührt waren, zumal die Nachricht von dem frühen Ende des Dichters die Gemüther schon weicher gestimmt hatte. Der Bischof aber bereinigte sofort mit dem Johannes und Herrn Rüdiger, der eifrig herzutrat, den Text, in welchem sich durch den gesanglichen Vortrag einige offenbare Unrichtigkeiten in der Silbenzählung bemerklich gemacht hatten.

Jetzt sprang aber der von Wart auf, der sein eigenes Büchlein vom Tisch genommen hatte, und rief: „Nur das erste Beste von meinen schwachen Gesätzlein möchte ich nochmals von dem Munde dieses Knaben hören. Er zeigte ihm eines der Liedchen und Johannes spielte und sang:

Voll Schönheit wie der Morgenstern
Ist meine Fraue, der ich gern
Für jetzt und immer dienen will!
Wie wenig sie mir Trost gewähre:
Ich wünsche, daß sie Glück und Ehre
Begleiten an der Freuden Ziel!
Ihre Güte und Bescheidenheit
Sind leider gegen mich entschlafen;
Doch muß ich sie drum tadelnd strafen,
Ist eben dies mein schweres Herzeleid!

Indessen hatte der Bischof die Lieder des älteren Trostberg durchgangen, erhob sich unversehens, nahm von dem jungen Spielmann die Fiedel an sich, und sang und spielte mit schönen correcten Tönen:

Rosenblühend ist das Lachen
Der viel lieben Frauen mein,
Wie konnt' er solch' Wunder machen,
Der ihr gab so lichten Schein?
Sie ist meines Herzens Osterspiel,
Des Herzens, das sie niemals lassen will!

„Verzeiht, edle Freunde," sagte er dann, „daß ich mich habe hinreißen lassen! Aber das ist die erste frohe Stunde, die ich genieße, seit ich armer und getreuer Canzler meinen Herrn Rudolf in der Kaisergruft zu Speier begraben habe!"

Er warf dabei ein blitzendes Auge auf die erröthende Aebtissin Kunigunde und Alle bezeugten ihre wohlwollende Theilnahme, obschon Jeder wußte, daß der Sangesgruß des Kirchenfürsten der Fürstäbtissin gegolten, welche er heute nach längerem Zeitraume wiedersah.

Schon hatte jetzt Jakob von Wart aber eine kleine Harfe, die ihm geschickter war, von der Wand genommen, und angefeuert von dem Beispiel des Bischofs sowol als durch den edlen Wein, sang der nicht mehr junge Herr das schöne Tagelied, das am Schlusse der von ihm uns erhaltenen Sammlung steht und sich mit den vorzüglichsten Gedichten dieser Art aus der Staufenzeit vergleichen lassen kann.

„Nun habt Ihr mir die größte Freude und Ehre gewährt!" sagte Herr

Digitized by Google

Rüdiger, ja ich bin froh, dieses Lied und die anderen von Euch zu besitzen! Wer möchte uns aber jetzt eine Probe von des Toggenburgs Liedern singen, daß wir von Allem etwas hören?"

Graf Friedrich dagegen meinte, er sei für seine Person nicht besonders erpicht auf das eigene Hausgewächs und wäre eher begierig, von dem jungen Spielmann ein paar allbekannte gute Stücke zu hören.

„Nun," rief der Bischof, „so soll er uns Einiges von dem alten Vogelweider zum Besten geben; der steht immer noch über Allen an Wohlklang und Geist!"

Walthers gangbarste Weisen waren allerdings dem Jüngling geläufig und er spielte sogleich das sechsstrophige Lied:

Wollt Ihr schauen, was im Maien
Wunders ist beschert:
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie sich's kehrt und fährt!
Groß ist sein' Gewalt!
Bringt er Zauberstab und Krone?
Wo er naht mit seiner Wonne,
So ist Niemand alt!

Dann folgte das Lied:

Immer nimmt mich Wunder, was ein Weib
An mir hab' ersehen ꝛc.

Wie nun der hübsche Knabe weiter sang:

Hat sie keine Augen im Gesicht?
Aller Männer schönster bin ich nicht,
Das ist nicht zu läugnen.
— — — — —
Schaut nur, wie der Kopf mir steht,
Der ist gar nicht wohlgethan!

und dabei den feierlichsten Ernst bewahrte, brach die ganze Gesellschaft in ein fröhliches Gelächter aus.

Zuletzt sang er das „Unter der Linde auf der Haide" mit dem Tandaradei-Refrain mit so naiver Unschuld, daß er Alle sich geneigt machte und der Bischof ihn umarmte und küßte.

Herr Johannes, der Küster, freute sich der guten Aufnahme, welche sein Schützling gefunden und stellte denselben erst jetzt genauer vor. „Er ist guter Leute Kind," fügte er hinzu, „sein Vater war anno 78 mit Rudolf auf dem Marchfelde und einer der wenigen Züricher, die von dort zurückgekommen sind."

„Dann würde ich ihn wol wieder erkennen, wenn ich ihn sähe," antwortete Herr Heinrich von Klingenberg; „denn ich sah sie Alle, als sie in dem Völkerstreit standhaft vordrangen mit denen von Schwyz und Uri und der König auf ihre Tapferkeit hinwies."

„Er ist auch ein Kenner alter Bräuche und weiß stets ohne Schrift, was Rechtens ist," sagte der ältere Maneß; „mehr als ein Mal habe ich Gelegenheit gefunden, das zu erproben."

Johannes Hadlaub mischte sich bescheiden in die Rede, indem er einschalt, sein

Digitized by Google

Vater habe, seit er, der Sohn, schreiben könne, ihn an stillen Winterabenden schon Manches aufzeichnen lassen von dem, was ihm als auf den Höfen weit herum von altersher üblich bekannt sei und nicht in den Rechtsbüchern stehe.

Begierig rief sogleich der Ritter: „Mein Sohn! von Allem, was der Vater Dich solchergestalt niederschreiben läßt, solltest du mir Copia geben, das heißt, wenn er es gestatten will! denn ich fürchte, er gehört zu denen, welche glauben, das Alleinwissen verleihe Macht im Rechtsleben, oder die gar den Aberglauben, hegen, solche Kunde sei als etwas Uebermenschliches und Gefährliches zu hüten!"

„Das thut er nicht," antwortete Johannes, „denn er hält es für ein Gemeingut und hält es für ein Uebel, daß Alles nur in den Gotteshäusern aufgeschrieben und bewahrt werde, wenigstens hier."

„Sieh, mein Sohn, schon Manches hab' ich hier, was Dir auch zu Gute kommen kann und was Du mir wiederum kannst vermehren helfen!" fuhr der Ritter fort und führte ihn zu einem offen stehenden, in die dicke Mauer des Saales eingelassenen Schranke, aus welchem ein Theil der auf dem Tische liegenden Handschriften entnommen war, in welchem aber noch viele Bücher und Pergamentrollen geschichtet lagen.

Da waren neben dem Parzival, dem Erec, Iwein und armen Heinrich, dem Tristan, dem Wartburgstreit und anderen poetischen Werken auch verschiedene Bücher beschreibender oder historischer Natur, wie sie damals geschrieben und gelesen wurden, vornehmlich aber sah man da Abschriften wichtiger Rechtsdenkmäler und Urkunden, wie sie nur ein einflußreicher und hochstehender Mann zu sammeln in der Lage war. Herr Rüdiger holte ein besonders eingewickeltes Buch hervor und zeigte es dem Jüngling. Es war die Handschrift des Schwabenspiegels.

„Vorzüglich, das Buch hier möchte ich besitzen, denn diese Schrift gehört nicht mir, sondern den Herren am Münster," sagte er; „wolltest Du zuweilen herkommen, so könntest Du es hier abschreiben, indem wir es gleicher Zeit zusammen lesen; denn es wird etwas schwierig sein, da manches gar alter und eigenthümlicher Art ist. Haben wir die Schrift fertig, so wollen wir auch den Spruch an den Schluß setzen, den dieser Schreiber hier am Ende des Lehenrechtes angebracht hat und der auch mir wohlgesagt scheint:

„Es ist Niemand so ungerecht, den es nicht unbillig dünkt, wenn man ihm „unrecht thut. Darum bedarf man weiser Rede und guter Künste, sie in den „Rechten zu verwenden. Wer zu allen Zeiten nach dem Rechte spricht, der macht „sich manchen Feind. Dem soll sich der Biedermann gern unterziehen um Gottes „und seiner Ehre willen und zum Heil seiner Seele. Der gütige Gott verleihe „uns, daß wir das Recht also lieben in dieser Welt und das Unrecht schwächen „in dieser Welt, daß wir dessen genießen dort, wo Leib und Seele scheiden!"

„Das ist wol ein schöner Spruch," sagte unversehens eine jugendliche Frauenstimme dicht hinter Johannes. Rasch kehrte er sich um und stand einem sechzehnjährigen Fräulein gegenüber von einer ganz seltenen und eigenthümlichen Schönheit und überaus schlanker Gestalt. Die Anmuth ihrer Gesichtszüge war fast etwas verdüstert durch einen tiefen Ernst und doch durch denselben wieder beseelt. Es war Fides, die bisher sich von der Gesellschaft entfernt gehalten.

Digitized by Google

Johannes hatte alle die Jahre her das Mädchen nie wieder erblickt, obschon er nach Jugendart dasselbe im Gedächtniß bewahrt und heute sofort der Meinung gewesen war, er werde das ehemalige Kind ohne Zweifel endlich finden. Allein eben weil sie nicht mehr ein Kind, sondern eine ganz andere Person und Gestalt war, und dann von der glänzenden Versammlung überrascht und durch das Singen beschäftigt, hatte er sie nicht gesehen und waren seine Gedanken sogar ganz von ihr abgekommen.

Wie sie seine Ueberraschung bemerkte, betrachtete sie ihn genauer und schien sich zu besinnen, wo sie ihn wol schon gesehen habe, bis ihr einfiel, daß der hier stehende Schüler des seligen Cantors ja kein anderer als jener Knabe sei, der sie einst durch den Bach getragen und sie dann eine Strecke weit den Berg hinunter verfolgt hatte. Sie nickte ihm mit flüchtigem Lächeln ein weniges zu und ging dann wieder mit ihren Gespielinnen auf und nieder, zuletzt aber aus dem Saal.

„Unser junger Spielmann hat nun aber auch einen Trunk verdient," sagte jetzt die Hausfrau, „setzet Euch ein Weilchen nieder und erquickt Euch; denn gewiß habt Ihr Euch die Kehle trocken gesungen!"

Sie wies Johannes einen der ledigen Sitze an, auf welchem er sich still und schüchtern verhielt.

Herr Rüdiger aber trat plötzlich, nachdem er inzwischen nachdenklich einigemal auf und nieder gegangen war, hinter den Bischof Heinrich und legte ihm die Hand auf die Schulter, so daß die übrigen Anwesenden ihre Gespräche unterbrachen.

„Weißt Du, trauter alter Freund! welch' ein Gedanke mir eben gekommen ist, als ich mich dort mit dem Bücherwesen unterhielt? Seit mehr als hundert Jahren, so dachte ich, wird in Deutschland die Minne gesungen und sonst so mancher weise und tapfere Spruch ersonnen; von Hand zu Hand gehen die Lieder und noch vermehren sie sich täglich, aber Niemand weiß und kennt sie alle, und je mehr der Jahre fliehen, je mehr der Lieder gehen mit den sterbenden Menschen zu Grabe! Wie mancher edle Sänger liegt seit sechzig, siebzig Jahren schon in seiner Ruhe, noch haben wir seine Lieder, aber schon nur noch wenige seiner Weisen, in abermals siebzig Jahren, was wird noch vorhanden sein von seinen Tönen und von seinem Namen? Vielleicht ein Märchen, wie vom Orpheus, wenn's gut geht!"

„Ich verstehe Dich, lieber Herr und Freund!" erwiderte der Bischof, seine Hand erfassend, „Du willst die Lieder gründlich sammeln und retten, was zu retten ist, und ich muß solchen Vorsatz nur loben, so viel ich loben kann! Einen guten Anfang habt Ihr ja schon gemacht, Du und Dein würdiger Sohn, von dem ich wiederholt erfahren und vernommen, wie er in allen Burgen und Klöstern nach Geschriebenem bohrt! Aber wir müssen nun in's Breite und Weite gehen und eine gewisse Ordnung in die Sache bringen!"

„Versteh' mich recht!" versetzte der Manesse, „ich meine ein einziges großes Buch zu stiften, in welchem Alles geordnet beisammen ist, was Jeder an seinem Orte singt. Ja, soeben schaue ich," fuhr er in edler Erregung fort, „schon sehe

Digitized by Google

ich das Buch in schönster Gestalt vor mir, groß, köstlich und geschmückt, wie, ohne Blasphemia zu reden, das Meßbuch des Papstes!"

„Ebenso mein' ich es auch," antwortete der Klingenberger, „und weißt Du warum? Weil ich bereits einen Anlauf und Vorgang solchen Unternehmens kenne. In der Bücherei unsers Domsitzes zu Constanz steht ein Buch, worin an die fünfundzwanzig Singer schon beieinander stehen, wenige davon vielleicht vollständig, aber kundig geordnet und begleitet von ihren Bildnissen. Das Alles kannst Du größer, schöner, reicher anlegen, vorzüglich aber müssen wir die Namen vervollständigen. Nach meinem Dafürhalten werden wir statt fünfundzwanzig an die hundert Namen bekommen."

„Es wird gegen die hundertundfünfzig gehen," rief Johann Maneß, der Chorherr, „wie viele haben wir nur in unseren Gauen zu suchen vom Bodensee bis in's Uechtland und in die Berge des Oberlandes; dann denkt an die Donau, an Baiern, Franken, Sachsen, den Rhein, Niederland und die Nord- und Ostmarken!"

„Um so eher müssen wir beginnen," sprach wieder Herr Rüdiger, „daher fragen wir Euch, den Herrn Fürsten und Bischof zu Constanz, hiermit förmlich an, ob wir bemeldeten Liederschatz lehensweise benützen dürfen zur Vergleichung und Umschau?"

„Mit Freuden wird Euch das Werk zur Verfügung gestellt," antwortete der Bischof mit scherzhaftem Ernste, „wofern unsere hochgelobte gnädigste Fürstin, die große Frau zu St. Felix und Regula in Zürich, für die unbeschwerte Rückkehr des Schatzes gute Bürgschaft leisten will!"

„Sie will es," sagte Frau Kunigunde, die Aebtissin, lächelnd, „insofern der Ersatz für so leichte Waare, wie jene Lieder sind, falls sie verloren gehen oder veruntreut werden, in eben so leichtem Werth geleistet werden kann, etwa in einem Korb Rosen oder Feldblumen, so alljährlich an Kaiser Heinrich's Tag, welches der Namenstag des Herrn Fürsten, meines Oberherrn, ist, nach Constanz zu schicken wäre, wohlgemerkt unter Gegenverpflichtung, den Boten und sein Roß gehörig zu pflegen und der Tributpflichtigen jedesmal ein Paar neue Handschuhe zurückzusenden!"

„Eine ächt weibliche Großmuth, die wir in Demuth über uns ergehen lassen!" rief der Bischof.

Herr Jakob von Wart aber erhob sich und zugleich seine Trinkschaale und rief: „Herren! laßt uns der schönen Frauen nicht spotten, zu deren Preis und Hochhaltung das Werk hauptsächlich dienen soll! Denn wird es nicht, recht durchgeführt, vor Allem aus ein Denkmal und Zeugniß werden von der Ehre, welche wir den guten Engeln erwiesen haben und erweisen, wie noch nie vordem in der Welt erhört worden ist, aber wie es bleiben soll, so lange die Herzen ritterlicher Männer schlagen?"

„Recht so," fiel Manesse ein, „solche Worte sind glückverheißend für unser Unternehmen und glückverheißend ist die Anwesenheit des Herrn, der sie sprach, eines ächten Ritters und Minnesingers. Lassen wir die Becherlein füllen, bitten wir die edlen Frauen, sie uns zu credenzen, und trinken wir dann auf das unvergängliche Heil der blühenden Weibesseele, auf das Heil unsers Freundes

Digitized by Google

Wart, der heut hier sein eigenes Lied gesungen hat, und auf das Gelingen unsers Vorsatzes!"

Alle standen von ihren Sitzen auf, die Frauen hielten der Reihe nach alle Becher an ihre Lippen und boten sie den Herren, welche sie wohlgemuth leerten.

Maneß umarmte und küßte den Herrn von Wart, welcher freudig bewegt, in der Weise älterer Leute, sich diese Nachblüthe seiner Kunst gefallen ließ und nicht ahnte, daß in weniger als zwanzig Jahren seine Burgen zerstört und sein Geschlecht von der Erde hinweggetilgt sein würden.

Als sich Frauen und Männer wieder niedergelassen hatten, ergriff der Bischof abermals das Wort.

„Wir wollen nun," sagte er, „nicht länger säumen, sondern so bald als möglich Ernst machen. Mir scheint am besten, wenn wir gleich eine junge Kraft für unser Vorhaben, das weit aussehend ist und Ausdauer heischt, heranziehen und unseren weißblauen Knaben dort zum Herold und Marschalk des Feldzuges ernennen. In drei Tagen werde ich wieder auf meinem Hirtensitze sein; dann mag er sein zierliches Kleid ausziehen und sich in ein Reiterröcklein begeben, so es Euch recht ist, Freund Rüdiger, um das Liederbuch in Constanz zu holen. Ich sage das, weil ich ihm dieses sowol als andere Sachen, die ich hervorsuchen will, ihm selbst übergeben und alle diese Dinge mit einiger Unterweisung begleiten möchte. Denn seit den Lebenstagen des Königs und in dem Trubel der letzten zwei Jahre überhaupt habe ich meine Mappen und Truhen, die noch Manches bergen, nicht mehr geöffnet und gemustert. Habe ich dem Knaben dann meine Gedanken über dies und jenes mitgetheilt und hat er sie, wie ich hoffe und glaube, richtig erfaßt, so wird er Euch und Eurem Sohne, dem Custos, Alles zur weiteren Erwägung und Entscheidung vortragen, oder wie dünkt Euch?"

„Ganz vortrefflich scheint mir Alles, was Ihr sagt," erwiderte Rüdiger; „ist der junge Mann vom Berge und nicht minder sein Vater, mit welchem ich selber sprechen werde, damit einverstanden, daß er uns in dieser Sache diene oder vielmehr behilflich sei, so wollen wir gleich daran gehen. Am besten wird sein, wenn er das Buch gleich selber schreibt, so haben wir die Aussicht, daß es ganz aus der gleichen Hand entstehen wird, auch wenn wir selbst darüber wegsterben sollten!"

Johannes befand sich wie in einem Traume, so wunderbar ging ihm alles durch den Kopf; er vermochte blos freudig und verwirrt sich zu verneigen, als ihn der Custos Johannes fragend ansah, und ging dann, als dieser ihm leise andeutete, daß es jetzt schicklich für ihn sei, sich zu entfernen, sich gegen Alle abermals neigend, seine Fiedel unter dem Arme, schleunig davon.

So verwirrt und befangen er war, hatte er doch Geistesgegenwart genug, sich auf Flur, Treppen und Hof umzusehen, so gut es mit seinen raschen Schritten sich vertrug; allein er sah oder hörte nicht ein Stäublein und nicht einen Laut von der jungen Dame Fides, die sich in das entlegenste Gemach der weitläufigen Ritterbehausung zurückgezogen zu haben schien.

Digitized by Google

Nach etwa acht Tagen ritt er in der That nach Constanz und zwar auf einem Klepper, welcher zum Gebrauche der Chorherren diente und insbesondere von dem Custos benutzt wurde, der unruhiger Natur war und immer seine Ausritte zu machen hatte. Der Bischof empfing Johannes mit unverminderter Leutseligkeit und ließ ihn sogleich gut verpflegen. Nachdem er seine Regierungsgeschäfte abgethan, nahm er den Jüngling in sein Cabinet und zeigte ihm das Liederbuch (dasselbe ist jetzt in Stuttgart und führt den Namen der Weingartner Handschrift, weil es sich eine Zeit lang im Besitze des Klosters Weingarten befunden hat); er zeigte ihm die Einrichtung, und da er bemerkte, daß Johannes den Bau der verschiedenen Sprüche, Lieder, Leichen u. s. w. bereits kenne, machte er ihn nur aufmerksam auf die Nothwendigkeit, die einzelnen Stücke wohl auseinander zu halten und sie darauf hin näher zu prüfen. Zugleich brachte er ein Paket kleinerer Handschriften herbei, welche theils solche Lieder enthielten, die von den Dichtern des größeren Buches herrührten, aber dort fehlten, zum andern Theil aber Sänger aufwiesen, die in dem Buche gar nicht standen. Alle diese Sachen mit ihm durchgehend, zeigte er ihm an einer Anzahl Stellen, wo der Text durch die Schreiber verdorben worden und auf welche Weise die Fehler nach den Gesetzen der Kunst und der Sprache zu verbessern seien. In denjenigen Schriften, die sein Privateigenthum waren, fanden sich eine Menge solcher Stellen von seiner Hand schon verbessert. Johannes bewunderte im Stillen ehrerbietig das Wissen und die Kunstfertigkeit des großen Herrn und suchte womöglich kein Wort seiner lehrreichen Unterweisung zu verlieren. Endlich gab ihm der Bischof noch ein Verzeichniß von Dichtern, welche sich weder in den vorliegenden Pergamenten, noch, so viel er sich entsann, in denjenigen zu Zürich befanden, von denen er aber wußte, daß sie gelebt und gesungen hatten. Bei einigen Namen war angemerkt, wo ihre Lieder ziemlich sicher noch zu finden sein dürften, bei andern angedeutet, wo allenfalls auf die Spur zu kommen wäre.

„Dies Alles," sagte er, „werden die Herren in Zürich vermehren und abklären. Sei nur fleißig und beginne bald mit der Abschrift. Nimm schönes großes Pergament, ohne Makel und Bortfehler; schneide eine große Zahl gleichförmiger Blätter gleich anfangs zu und lege für jeden Singer, den wir bereits haben, ein hinlänglich starkes Convolut an, liniire es sauber, so kannst Du auf allen Punkten zugleich beginnen und bei jedem Namen den nöthigen Raum leer lassen für die künftigen Einträge! Natürlich mußt Du den vorräthigen Raum nach Umständen bemessen. Von Kaiser Heinrich z. B. werden wir schwerlich jemals mehr als die acht Lieder erhalten, die hier sind; da brauchst Du also nur ein Blatt dafür herzurichten!"

Der Bischof warf bei diesen Worten einen Blick über die acht Lieder, wie sie auch in der Manesse'schen Handschrift nun stehen, und blieb am letzten haften, das er laut vor sich hin las:

„Wol Dir, der Männer Blüthe,
Daß ich je bei Dir lag,
Du wohnst mir im Gemüthe
Die Nacht und auch den Tag,

Digitized by Google

Du zierest meine Sinne
Und bist mir dazu hold,
Nun merkt, wie ich es meine:
Wie edeles Gesteine
Thut, so man faßt in Gold!

„Wie schön läßt er eine Frau ihr Selbstbewußtsein ausdrücken; der geliebte Mann liegt ihr im Sinn und im Gemüthe, ja in den Armen, wie der Edelstein im Golde!"

Der Bischof versank nach diesen Worten einige Augenblicke in Gedanken, wie wenn er vergangener Tage gedächte; dann zog er einen goldenen Ring vom Finger, steckte ihn dem Johannes an die Hand und sagte, ihm durch das Haar streichend: „Nimm das zum Zeichen, daß Du der jugendliche Canzler unserer guten Compagnie seiest. Nun geh und nimm mir auch diese Briefe mit, die so eben in meiner Canzlei gefertigt wurden. Du ersparst uns einen Reiter. Und dieser hier ist für Frau Kunigunde, die Aebtissin; es ist mir lieb, wenn Du ihn ihr selber bringst, denn er betrifft keine Geschäftssachen!"

Den letzten Brief hatte er von seinem eigenen Schreibtische genommen und er verschloß ihn selbst.

Ein vertrauter Verkehr zwischen ihm und der Aebtissin fand nur noch durch Briefe statt; persönlich trafen sie sich immer nur am dritten Orte und nie ohne mehr oder weniger zahlreiche Zeugen, sei es in öffentlichen oder in gesellschaftlichen Angelegenheiten. Auch in der Abtei empfing ihn Frau Kunigunde zuweilen, aber auch da nur in den öffentlichen Gemächern, wo meistens Viele versammelt waren. Wenn sie bei solchen Anlässen sich einen unbefangen heiteren Ton erlaubten und wol gar eine scherzhaft scheinende zärtliche Vertraulichkeit zur Schau stellten, so war das nur ein schwacher Ersatz für die Entsagung, die sie sich unverbrüchlich auferlegt, indem sie streng jedes Alleinsein vermieden, die stärkste Prüfung für Liebende, welche kein fremder Wille hindern könnte, sich zu sehen.

Das war nun nicht gerade Reue über das Vergangene; sie bereuten keineswegs, weil sie sich liebten; aber es war die Art, wie ihr Kind das Wissen von seiner Geburt und Stellung in der Welt aufgenommen hatte, welche sie zu jenem strengen Verhalten gegen sich selbst führte.

Die Geburt der Fides war ein öffentliches Geheimniß gewesen, welches dem Kinde nicht mehr verschwiegen werden konnte, sobald es herangewachsen war. Die erste Ahnung hatte man ihm werden lassen, als die Wirkung noch keine tiefe sein konnte, damit die Kenntniß ihrer Lage sich gewissermaßen von selbst ausbilde. Als aber die Jungfrau zum vollen Bewußtsein gekommen, nahm sie die Sache keineswegs so leicht, wie zu wünschen gewesen wäre. Aus einem raschen und leidenschaftlichen Kinde war ein tief und stolz fühlendes und nicht minder klar sehendes und verständiges Wesen geworden, dessen Neigungen vorzüglich nach Recht und Ehre gingen und das nicht zum wenigsten durch das tägliche Beispiel ihres Pflegevaters, des alten Herren Rüdiger.

Von dem Augenblick an, wo sie ihrer Stellung in der Welt klar bewußt war, klagte und fragte sie nicht mit einem Worte; aber ihre Heiterkeit war

Digitized by Google

dahin, und keine Ehre, die man ihr erwies, keine vornehmen Sitten, welcher man sie theilhaftig machte, waren im Stande, das Verlorene zurückzurufen.

Sie liebte und ehrte ihre Eltern, aber sie sprach sich nie gegen dieselben aus und schien nichts von ihnen zu hoffen. Nur einmal, ganz im Anfang, hatte sie gewünscht, sogleich zur Mutter in's Kloster zu gehen und dort lebenslang zu bleiben. Das war nun nicht thunlich gewesen; zudem wollten weder Kunigunde noch Heinrich, daß die Tochter eine Nonne würde, weil sie die Hoffnung nicht aufgaben, ihr Glück in der Welt zu gründen.

Das Wesen des Kindes wirkte aber auf sie selbst zurück, so daß sie nicht nur wegen ihrer hohen Aemter, sondern auch des Kindes wegen sich jene entsagende Lebensführung auferlegten, die sonst durch die Sitten der Zeit und der Vornehmen nicht unumgänglich geboten war.

Die Briefe, welche Johannes nach Zürich brachte, bezogen sich auf die Erwerbung der Stadt Kaiserstuhl und der Burg Röteln, die gegenüber auf dem rechten Rheinufer lag, von dem sinkenden Hause des Regensberger. Da diese Besitzthümer mit dem Wasserstelzischen Erbe in gewissen Lehensverhältnissen verwickelt waren, so gewann der Bischof als theilweiser Lehnsherr Einfluß auf dieselben und er setzte sich in den Stand, Fides die Erbfolge zu sichern, indem er sie von den Standeshindernissen, die wegen ihrer unregelmäßigen Geburt erhoben werden konnten, dispensirte. Ihren Besitz dann zu vermehren und ihr so eine gedeihliche Stellung in der Welt zu schaffen, dazu dachte er die Gelegenheit später zu nehmen.

Nach seiner Rückkehr besorgte Johannes Hadlaub die verschiedenen Verrichtungen und begab sich auch in das Frauenkloster, wo er in die abgesonderte Wohnung der Aebtissin gewiesen wurde. In einem reichen Gemach, inmitten einiger Frauen, fand er die „große Frau von Zürich"; sie saßen im Halbkreise und stickten an einem großen Tapetenstücke, das ihnen gemeinschaftlich unter den Händen lag; zu ihren Füßen standen die Körbchen mit bunter Wolle und Seide. Mit ähnlichen Teppichwerken waren die Wände des Zimmers bis zu einer gewissen Höhe behangen; dieselben zeigten einen grünen Wald, in welchem die Legende von der Gründung des Klosters vor sich ging, wie die Töchter Ludwigs des Deutschen dem Hirsch nachgehen, wie der König ihnen von dem Bergschlosse Baldern aus zusieht, dann das Münster baut und wie die Gebeine der heiligen Märtyrer Felix und Regula nach diesem Münster getragen werden von Bischöfen und Königen. Im Hintergrunde unter den Bäumen aber bewegten sich noch viele Leute und Thiere, Diana und ihre Nymphen jagten nach Hirschen, Adonis nach dem Eber, Venus beweinte den todten Adonis, Siegfried lief nach dem Bären und Hagen warf den Spieß nach jenem, es war gewissermaßen die Unruhe der Welt, von welcher sich die friedlichen Scenen des Vordergrundes abhoben. Ueber den Tapeten war die Mauer bemalt mit knieenden Aebtissinnen, deren jede ihren Wappenschild mit Helm und Helmzierde zur Seite hatte. Die Decke des Zimmers sammt den sie unterstützenden Balken war von bunten Blumenranken auf weißem Grunde bedeckt und die kleinen Fenster bestanden aus Glasplatten, dick und ungefüge, in verschiedenen Farben zusammengesetzt. Noch höherer Farbenglanz leuchtete durch die offene Thüre eines Nebengelasses, in

Digitized by Google

welchem Betstuhl und Hausaltar der Aebtissin standen, letzterer mit Kleinodien aus karolingischer Zeit.

Von aller dieser Pracht überrascht wußte Johannes kaum, wo die Augen hinwenden, und gerieth nur mit einiger Mühe dazu, der aufschauenden Frau Kunigunde den Gruß des Bischofs auszurichten und ihr seinen Brief zu übergeben; daß Fides unter den Frauen saß, bemerkte er wiederum nicht, obgleich er längst eine unschuldige kleine Anbetung für sie eingerichtet hatte in seinem Herzen.

Während er vor den Frauen stand und seine Blicke an den Wänden herumgehen ließ, ging die Aebtissin mit dem Briefe auf die Seite, um ihn zu lesen; sie schien aber über den Inhalt einigermaßen betroffen und schüttelte unmerklich den Kopf. Bischof Heinrich schrieb ihr nämlich seine Bedenken über das trübsinnige Wesen ihres Kindes Fides und theilte ihr zur reiferen Erwägung einen Gedanken mit, welcher in ihm entstanden sei: ob man dem Kinde nicht in allen Züchten und mit aller Vorsicht den gutartigen und unschuldigen Knaben Johannes zum Gespielen geben könnte, um sein dunkles Sinnen aufzuheitern und dem Leben zuzuwenden. Ein so lieblicher und unschädlicher Verkehr würde das Mägdlein aus seinen Träumen wecken, daß es die Menschenscheu verlöre und seine Tage besser verbrächte, bis die Zeit gekommen, es mit Glück und Vortheil zu vermählen.

Den Brief verwahrend ging sie fast unwillig auf und nieder und sagte bei sich selbst: „O Heinrich, königlicher Canzler, gelehrter Bischof, wie thöricht bist Du!"

Die übrigen Frauen hatten inzwischen den Boten wohlgefällig in's Auge gefaßt und die eine oder andere ihn neckisch über seine Herkunft und Sendung verhört, bis eine rief: „Ei, und einen goldenen Ring trägt er am Finger, ein so junger Knabe! Was für ein Glück bedeutet das?"

Johannes verkündigte mit einigem Selbstvertrauen, daß der Herr zu Constanz ihm den Ring verehrt habe. Plötzlich schaute jetzt Fides von ihrer Arbeit auf, und als er feierlich erklärte, daß er nämlich jetzt der Erzcanzler des ganzen Minnesanges und der Ring das Zeichen seines Amtes sei, ließ sie ein kurzes helles Gelächter ertönen, wendete jedoch sofort erröthend die Augen wieder zu ihrer Arbeit. Sie konnte jedoch nicht umhin, noch einmal aufzublicken, gerade als der junge Minnecanzler sprachlos nach ihr hinsah, die er erst jetzt gewahrte in seiner selbstgefälligen Würde oder demüthigen Befangenheit. Wie nun die sämmtlichen Frauen das angeschlagene Gelächter aufnahmen und fortsetzten über den von einem Bischof creirten zierlichen Minnecanzler, beugte sich Fides wiederum tiefer, wie niedergedrückt von der Last neuen Erröthens und dem dunklen Leid ihres Lebens. Eine Thräne entfiel ihren Augen, stille Verlegenheit verbreitete sich im Gemach und die Aebtissin Kunigunde beeilte sich, selbst mit Roth begossen, den Jüngling zu entlassen, als sie zu spät der seltsamen Verhandlung inne geworden.

Für Johannes war Fides immer nur das Frölein von Wasserstelz gewesen, wie sie genannt wurde, ohne daß er über ihren Stand weiter etwas wußte oder dachte. Er begriff daher von dem Vorgange nichts, als etwa, daß er selbst die Ursache desselben sei und die Betrübniß des Fräuleins am Ende

Digitized by Google

durch seine Nichtbeachtung hervorgerufen habe, was ihm bei seiner wichtigen Stellung nicht unmöglich schien.

Das Unternehmen der Liedersammlung wurde nun eifrigst in den Gang gesetzt, das Verzeichniß der Minnesinger täglich vervollständigt durch die Herren Manesse, den Vater und den Sohn, welche sich keine Mühe gereuen ließen und nach allen Seiten in mündlichen und brieflichen Verkehr traten, wo es die Gelegenheit mit sich brachte. Gleichzeitig wurde an das Herbeischaffen der fehlenden Lieder geschritten und Johannes Hadlaub häufig in Städte, Klöster und Burgställe gesendet, um Abschriften zu nehmen, wenn die dort aufbewahrten Pergamente nicht erhältlich waren.

Ebenso wurde für jeden schon vorhandenen Dichter ein Buch eingerichtet und mit dem Einschreiben der Lieder begonnen, in der Weise, daß alle die einzelnen Bücher nachher zusammengelegt und zu einem Gesammtbande vereinigt werden konnten.

Johann zeigte nun ebensoviel Fleiß als Begabung; er schrieb dem Herrn Rüdiger den Schwabenspiegel ab und verglich den Text während des Schreibens mit den anderen Handschriften, die jener zusammengebracht, und sorgfältig theilte er ihm alle aufgefundenen Abweichungen und Zusätze zur Entscheidung mit; für den Regensberger Herrn Leuthold schrieb er Briefe und neben und vor allem besorgte er die Liedersammlung.

Bei dieser letztern Arbeit verweilte er am liebsten und wendete ihr jede mögliche Stunde zu. Der jugendliche Nachahmungstrieb, der ihn anfänglich bewegt, wandelte sich unvermerkt in ein bewußtes Thun; er lernte die Natur, Erde und Luft, die Jahreszeiten und die Menschen darin wirklich schauen und empfinden und gleichzeitig verwandelten sich die nachahmenden Anfänge der Frauenverehrung in die angehende Leidenschaft.

Im Elternhause hatte er über die Abkunft und Lebensstellung der Fides endlich Kunde erhalten, als man zufällig von diesen Dingen sprach, und mit Einem Schlage erschien ihm das stille, stolze Frömelin von Wasserstelz wie von einem goldenen Lichte umflossen, da sie nicht glücklich zu sein schien. Ihre ungewöhnliche, fast geheimnißvolle Schönheit wurde in seinen Augen durch das ungewöhnliche Schicksal noch erhöht, sie wurde in einem Augenblicke das Einzige für ihn, was ihn erfüllte und zugleich sehr schnell sein Herz beschwerte mit einem gelinden Kummer, der seinem Alter sonst auch in Liebessachen nicht eigen war.

So oft er jetzt auch im Hofe des Herrn Rüdiger verkehren mußte, erblickte er das Fräulein doch nur äußerst selten, und wenn es je einmal geschah, sah sie ihn kaum an und grüßte ihn fremd und traurig.

Aus den Gedichten, die er täglich und stündlich durchlas und abschrieb, glaubte er aber alles das zu kennen und in der Ordnung zu finden, obgleich es ihm wahrscheinlich nicht so kurzweilig zu Muth dabei war, wie allen jenen fahrenden Rittern und Sängern. Als nun der Herbst kam, wurde seine junge Leidenschaft so stark, daß sie sich selbst einen Ausweg schaffte und Johannes

Digitized by Google

eines Tages, als er in der milden Sonne des Berges sich erging, unversehens sein erstes Minnelied ersann, welches beginnt:

Ich wär' so gerne froh,
Nun kann's nicht schlimmer sein,
Ich minne gar zu hoch
Und sie begehrt nicht mein u. s. w.

Alsogleich war aber die einzige Sorge, seine vermeintliche Schuldigkeit gegen sie zu thun und ihr sein Herzens- und Kunsterzeugniß ganz im Geheimen zukommen zu lassen. Nach langem Sinnen fand er endlich den Weg dazu, als er vernommen, daß Fides jeden Morgen nach dem Frauenmünster in die Frühmette ging, wo sie im Chore neben ihrer Mutter saß. In dieser Jahreszeit war es aber um die Stunde der Frühmette noch dunkel.

Johannes schrieb also das Lied so zierlich als möglich auf ein feines Blatt, faltete dieses wie einen Brief und befestigte eine Fischangel daran. Dann erhob er sich zeitig genug von seinem Nachtlager auf dem Berge, nahm einen uralten Pilgermantel, Hut und Stab, die seit undenklicher Zeit hinter der Thüre hingen, an sich und machte sich eilig auf den Weg den Berg hinunter, gleich einem der Pilger, welche nicht selten zu den Ueberresten der heiligen Märtyrer wallfahrteten.

Die Mettenglöcklein tönten um die Wette von allen sieben oder acht Klosterkirchen der Stadt durch den dichten Herbstnebel, der über ihr lag und vom niedergehenden Vollmonde beschienen war wie eine wogende See, aus welcher bald nur noch einzelne Bäume emporragten. Am Himmel standen noch die Sterne. Mit heftig schlagendem Herzen tauchte Johannes in die Tiefe; denn er glaubte mit seiner Liebeserklärung nichts minderes als einen solchen offenen Sternenhimmel bei sich zu tragen und einem Ereignisse entgegen zu gehen, das in seiner Art einzig in der Welt dastehe.

Als eine Glocke nach der andern verklang, sputete er sich, was er vermochte, durch das offene Thor und langte athemlos im Münster an, wo die Messe schon begonnen hatte und in der schwach erleuchteten Kirche außer den Chorfrauen und den Capitularen der Abtei nur wenige Leute den Gottesdienst begingen. Johannes erspähte mit scharfem Auge die Gestalt der Fides neben dem Stuhle der Prälatin; er begab sich, als die Handlung zu Ende ging, geschwind hinaus und setzte sich neben die östliche Kirchenthür, wo Fides heraustreten mußte.

Nach dem Gedichte, in welchem Hadlaub später das Abenteuer beschrieben, und auch nach dem Bilde, das er für die Sammlung dazu gemalt, war Fides allein und trug als einzige Hut blos ein kleines Wachtelhündchen unter dem mit Grauwerk gefütterten Capuzenmantel und dem schwarzen Schleier, welche ihr Haupt und Gestalt dicht umhüllten. Und dergestalt schritt die adelige Gestalt wirklich mit raschem Gange über die Brücke durch das Zwielicht des dicken Herbstnebels und der röthlich durchscheinenden Mondscheibe, die gerade im Westen unterging.

Der dunkle Pilgrim eilte ihr behutsam auf dem Fuße nach und streckte die Hand aus, um den Brief mit der Angel an ihren Mantel zu heften. Sie merkte wol, daß ihr Jemand folgte, allein sie beschleunigte blos ihre Schritte,

Digitized by Google

ohne sich umzusehen. Aber das wachsame Hündlein bellte heftig, als Einer da leise am Mantel zu zupfen schien; das Fräulein war genöthigt, zurückzuschauen, und blickte dem Verfolger fest in's Gesicht, der augenblicklich still stand und sich bescheidentlich hinwegschlich; denn freilich war er überzeugt, daß seine Botschaft am Mantel der Schönen hing.

Fides ging, ohne ein Wort zu sprechen, weiter und verlor sich in den noch nächtlichen Gassen, wo indessen überall die Handwerker schon bei Licht fleißig schafften. Johannes dagegen lief wieder den Berg hinauf, auf dessen Höhe man eben die Sonne im Osten aufgehen sah und der Vater Ruoff vom Hadlaub mit den Knechten die Ochsen zum Pflügen rüstete.

„Es ist doch gut," sagte er zu seiner Frau Richenza, als er den Sohn in seinem Pilgeraufzug daher kommen sah, „daß er ein Schreiber oder Pfaffe wird; denn mit seinen absonderlichen Sitten und Schwärmereien hätte er mir nicht auf den Hof getaugt!"

Seinerseits getraute sich Johannes kaum wieder in die Stadt hinunter an jenem Morgen, und doch glaubte er gehen und sich allen freudigen oder schreckhaften Entwickelungen seiner That darbieten und hinstellen zu müssen.

Es ging nun freilich dieser denkwürdige Tag vorüber, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Allein auch am nächsten und am dritten Tage geschah nichts und viele Tage, Wochen und Monate verflossen, ohne daß Johannes erfuhr, ob Fides den Brief auch nur gefunden und gelesen, geschweige denn, wie sie ihn aufgenommen habe und darüber denke. Sie hielt sich so sorgfältig abgeschlossen, wenn er in den Manessenthurm kam, daß sein Auge sie den ganzen Winter hindurch nie erblickte. Es war ihm so wunderlich zu Muth, wie Einem, der kein Echo hat, dem der Wald nicht widertönt, was er hineinruft.

Die kalte düstere Jahreszeit dauerte über die Maßen lang, und Johannes gewöhnte sich sozusagen an diesen Zustand eines Menschen, der nicht weiß, ob er etwas Gutes oder Uebles angerichtet hat. Er dichtete vor der Hand kein zweites Lied mehr; da aber endlich der Frühling kam und die Sonne die Herrschaft gewann, thaute sein Gemüth ein weniges auf und es gelüstete ihn plötzlich, jenes erste Lied, das er noch gar nie gesungen, einmal laut zu spielen und zu singen. Nur ein einziges Mal, dachte er sich, und wo es Niemand hören kann!

Er nahm also an einem schönen Maientage seine Fiedel, in einem Säcklein wohl verborgen und ging vor die Stadt hinaus, einen einsamen Ort zu suchen. Er wanderte durch das obere Thor und das Gut Stadelhofen, bis er an den Bach gelangte, der von den Hirslander Höhen her nach dem See hinunter fließt. Diesem Bach entlang führte hinter dem Burgholzbühel hinauf ein stiller Fußpfad, wie zum Theil jetzt noch, beschattet von Bäumen, an Mühlen und kleinen Schmiedewerken vorüber, bis in eine von steilen Halden begrenzte grüne Wildniß hinein. Dort floß das Wasser um eine kleine Au, die von Buchenbäumen dicht besetzt war, wie Krystall so klar herum, und alle Blumen, die je in einem Minnelied gemeint werden können, blühten unter den Bäumen und am Wasser.

Da aber das Laub noch zu jung und undicht war, schien es dem Sänger nicht genügenden Schutz zu gewähren, und er suchte eine noch verborgenere Stelle im Dickicht des Abhanges. Eine Buche, welche sich gleich über dem Boden

Digitized by Google

in drei Stämme theilte und zwischen denselben einen traulichen Sitz darbot, der mit Moos wohl gepolstert war, schien ihm endlich für sein Vorhaben geeignet. Er setzte sich zwischen die glatten Stämme, zog die Geige hervor und begann neugierig die Weise zu spielen, die er für sein Lied erfunden aber noch nicht gehört hatte, „ich wär' so gerne froh, nun kann's nicht schlimmer sein, ich minne gar zu hoch und sie begehrt nicht mein, davon ich Herzensschwere beständig haben muß; mir ward ihr' keine Märe, als fremd und kalt ein Gruß!"

Diesen ersten Vers wiederholte er etwas zuversichtlicher und sang dann allmälig auch die übrigen Strophen mit deutlicher, wiewol nicht zu lauter Stimme und mit verschiedenen Pausen. Hierauf sang er ein paar alte Lieder, die ihm geläufig waren, und kehrte dann plötzlich mit frischem Einsatz zu seinem eigenen Werklein zurück und sang es in einem Zuge keck zu Ende, wie er die Geliebte bittet, sein Uebel nicht zu gering anzuschlagen, da es den Tod mit sich bringen könne, sondern aufmerksam zu prüfen, ob sie nicht durch Gewährung ihrer süßen und reinen Huld das Schlimmste von ihm abwenden und ihn zum Heile bringen möge.

Das Ding dünkte ihm wohlgethan und er erwog, die Fiedel nachdenklich auf die Kniee legend, wie es wol wirkte, wenn er der Schönen das Lied lebendig vorsingen dürfte? Als er so sann, hörte er weibliche Stimmen über sich laut werden, wie wenn Jemand seinem Gesange zugehört hätte, und überrascht emporblickend, sah er in der Höhe durch die Baumwipfel einen sonnebeglänzten Thurm ragen. Erst jetzt entdeckte er, daß er am Fuße der Biberlinsburg saß, des Ursitzes jenes auch in der Stadt verbürgerten angesehenen Geschlechtes.

An der Mitte des Thurmes befand sich ein kleiner Balkon mit Steingeländer, auf welchem Frauen standen, von der Nachmittagssonne beschienen, die aber anderen Frauen zuriefen, welche unten im Garten und noch tiefer im Laubholz der Burghalde gehen mußten. Gelächter und Gesang ertönte; die Gestalten am Thurm oben verschwanden und zuletzt erschienen Alle unten auf der bachumflossenen blumigen Halbinsel. Sie schienen den Sänger zu suchen, der sich vorhin hatte hören lassen; da sie aber, weil Johannes still geworden und sich verborgen hielt, nichts mehr hörten oder sahen, fingen sie unter den schlanken Bäumen an zu spielen und gewährten dem durch die Büsche lauschenden Jüngling ein liebliches Schauspiel.

Indem sie einen Reigen sangen und in die Hände klatschten, versuchten sie einen Tanz, zu fünfen oder sechsen. Als es aber nicht recht gehen wollte, mischte sich Johannes mit seiner Fiedel sachte in den Handel, erhob sich zugleich und näherte sich langsam den Frauen, immer spielend, bis er unerwartet bei ihnen stand und die Schönen schreiend auseinanderflohen, so daß in weniger als einem Augenblicke er keine einzige mehr um sich sah.

Erst jetzt glaubte er zu seinem Schrecken zu gewahren, daß auch Fides unter den Frauen gewesen und wie ein Schatten verschwunden war. Er hielt es jedoch für eine Täuschung, als Alles still blieb, ein leises Kichern und verhohlenes Auflachen ausgenommen, das rings aus dem Grünen tönte. Hätte er muthiger ausgehalten, so würde er erfahren haben, wie es von allen Seiten sich wieder näherte. Allein es dünkte ihn nicht mehr geheuer; in der Meinung, er habe

Digitized by Google

eine Unschicklichkeit begangen, nahm er das Fiedelzeug wieder unter den Arm und machte sich seinerseits auch aus dem Staube, oder vielmehr aus den Blumen.

Nun war Fides allerdings bei den Frauen gewesen, und da sie ihn gesehen, am weitesten fortgelaufen und zwar gerade auf dem Pfade, welchen Johannes gehen mußte, um nach der Stadt zurück zu gelangen. Nach einer guten Weile erst bemerkte sie, daß sie sich von der Burg, wo sie auf Besuch war, entfernte und kehrte daher auf ihrem Wege um, langsamen Schrittes einherwandelnd, als eben Johannes ihr entgegen kam.

Der Pfad war hier neben dem Bache so schmal, daß nicht Zwei aneinander vorbeigehen konnten. Johannes ging aber immer zu in seinem Schrecken und schaute unverwandt auf die Erscheinung. Er sah trotz aller Verwirrung deutlich ihre Gestalt, ihr Gesicht und ihre Kleidung, indem er immer darauf zuging. Ueber dem purpurnen langen Aermelkleid trug sie ein himmelblaues, zart mit Gold gesäumtes, seidenes Obergewand, fast eben so lang und mit weiten Armschlitzen, alles ohne Gürtel oder andere Zuthaten, weit in wallenden Falten. Unter der kronenartigen flachen Mütze von weißem Tuch, die mit breiter weicher Binde um das Kinn festgebunden war, floß das dunkle Haar wellig aber offen und lang über Rücken und Schultern. Für ihr Alter schon hochgewachsen, schritt sie doch bescheiden und stolz zugleich daher, die Augen vor sich her auf den Boden gerichtet, nachdem sie einen kurzen Blick auf Johannes geworfen. Alles sah dieser genau, aber in bewußtlosem Zustande; denn die Jungfrau kam immer näher, umspielt von dem goldenen Abendlichte, das durch die grüne Dämmerung des Waldpfades webte, und begleitet von dem fast betäubenden Gesang und Gezwitscher unzähliger Vögel, die im Laube ringsumher saßen, ohne daß Johannes Anstalt machte, sich zu fassen und die junge Schöne auf schickliche Weise irgendwie zu begrüßen. Schon ganz nahe bei ihr, vermochte er kaum noch schnell zur Seite zu treten, um sie vorbei zu lassen. Todtenbleich schlug er in diesem feierlichen Moment die Augen nieder, die Knie wankten dem zagen Jüngling, er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, und sie ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen, wie er es in einem Liede nachher kläglich beschrieben hat.

Er konnte freilich nicht sehen, wie ein fast fröhliches Erröthen ihre ernsten Züge ein weniges belebte und der geschlossene Mund mit einem leisen Lächeln halb sich öffnete, als sie vorbei war und mit unwillkürlich beschleunigten Schritten die Gespielinnen aufsuchte. Beschämt und als ob er dem Teufel entronnen wäre, setzte auch er nun seinen Weg mit der größten Eile fort, noch immer an allen Gliedern zitternd.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

George Sand.

Von

Julian Schmidt.

Am 8. Juni 1876 starb Madame Dudevant, die berühmte Schriftstellerin George Sand, auf dem Gut Nohant in der Grafschaft Berry, dem Erbe ihrer Großmutter väterlicher Seite. Sie war ungefähr 72 Jahre alt geworden: „der Zufall, geboren zu werden," (ihre eigenen Worte) war ihr am 5. Juli 1804 begegnet, gerade einen Monat nach der Hochzeit ihrer Eltern.

Vor mir liegt eine Photographie aus ihren spätern Jahren, die sprechend ähnlich sein soll; man merkt auf ihr keine Spuren ehemaliger Schönheit. Das Gesicht hat nichts von jenen großen Zügen, die oft im Alter auch bei Frauen erst recht würdig und edel hervortreten.

Sie starb im Kreise ihrer Kinder und Enkel, in sehr guten äußern Verhältnissen, nach dem Bericht ihrer Freunde von den Gutsangehörigen geliebt und verehrt. Es war eine sehr behagliche bürgerliche Existenz, die schon etwas an's Vornehme streifte.

Nicht immer hatte sie einen solchen Ausgang ihres Lebens erwarten dürfen. Ich lese in den „Briefen einer Reisenden", die überhaupt für die Kenntniß ihres Charakters sehr wichtig sind, vom September 1834, also aus ihrem dreißigsten Jahr, folgende Stoßseufzer:

„Keiner ist mehr beschimpft und verleumdet worden als ich, Keiner hat sich mit mehr Schmerz und Gewalt an die Hoffnung einer himmlischen Gerechtigkeit und an das Gefühl seiner eigenen Unschuld geklammert. Seitdem die Veröffentlichung einiger Schriften, die zu aufrichtig und muthig waren, als daß man sie einer Frau hätte verzeihen können, einige neugierige und verwunderte Blicke auf meinen Namen zog, gibt es keine ekelhafte Lüge, keinen scheußlichen Argwohn, keine schmutzige Geschichte, mit der man sich nicht bemüht hätte, ihn zu besudeln. Seit diesem Augenblick habe ich nicht ein Wort sagen können, nicht eine Zeile schreiben, nicht einen Schritt thun, ohne daß meine reinsten Absichten gebrandmarkt oder auf's gemeinste ausgelegt wurden. Warum hat Gott mich so unglücklich werden lassen! Warum duldet er, daß die Frechheit

Digitized by Google

schlechter Menschen das Leben guter beschmutze und zertrete! Muß denn der Gerechte sich erheben in seinem Schmerz, die Thränen des Zorns und der Scham trocknen, und den Schmutz, den man auf ihn geworfen, abwaschen? Herr, Herr! woran denkst du, wenn deine Vorsehung sich mit dem kleinsten Grashalm der Wiese beschäftigt, während sie einen Unschuldigen verstümmeln und beschimpfen läßt! während die edle Blume der Ehre durch den ersten besten Gassenjungen mit Füßen getreten werden darf! Ist denn der Mensch, dessen Haupt vom Nachdenken und vom Leiden gebeugt wird, dir nichts werth? Ist unser trauriger menschlicher Ruhm noch verächtlicher, als die Distel, die am Rand des Kirchhofs wächst? O Gott des Himmels, sieh, höre und schaffe mir Recht!" —

Aus diesen gleichzeitigen Aufzeichnungen erfährt man doch mehr von dem innern Leben ihrer Jugend, als aus den spätern Memoiren, in denen sie die Vergangenheit von der Höhe einer spätern Bildung ironisch betrachtet.

George Sand hat bis an's Ende ihres Lebens fortgefahren zu schreiben; sie ist sehr fruchtbar gewesen, und auch ihre späteren Novellen haben zum Theil viel Beifall gefunden; aber sie haben keine große Unruhe mehr hervorgerufen, Niemand hat sich über sie ereifert, während George Sand in der Zeit ihres eigentlichen Schaffens Anfechtungen und Huldigungen erfahren hat, wie kaum je ein anderer Dichter.

Diese Zeit ist die Periode von der Julirevolution bis zum Staatsstreich, für sie vom Jahre 1832—1852. In dieser Zeit gehört sie unzweifelhaft zu den Großmächten der europäischen Literatur. Der Staatsstreich machte einen scharfen Riß in ihr bisheriges Denken und Empfinden; sie bekannte sich zwar im Ganzen noch immer zu den alten Ideen, aber ohne eine Hoffnung, die sie zur Thätigkeit gespornt hätte. Der Abschluß war für sie zugleich, daß sie ihre Memoiren schrieb: wer das thut, erklärt damit, die Hauptsache seines eigenen Lebens bereits übersehen zu können; es ist im gewissen Sinn fertig für ihn.

George Sand ist für uns eine der Hauptvertreterinnen der Julirevolution und der aus ihr entsprungenen Ideen. Diese Ideen sind für uns bereits historisch geworden; sie haben keine Macht mehr auf dem Kampfplatz des wirklichen Lebens, wir können uns ihnen unbefangen gegenüberstellen, wir können sie historisch betrachten. Vor dreißig Jahren konnten und durften wir das nicht, sie übten einen sehr starken Einfluß auf unser allgemeines Leben aus, den wir, je nach unserer Ueberzeugung, zu bekämpfen oder zu unterstützen hatten; wir mußten Partei nehmen.

Innerhalb dieser Periode bildet das Jahr 1841 einen Wendepunkt, das Jahr, wo G. Sand von der „Revue des deux mondes" zurücktrat und mit Leroux, Lamenais u. A. eine eigene Zeitschrift gründete. In der ersten Periode hatte sie überwiegend ihre eigenen Leiden und Bedürfnisse ausgesprochen, in der zweiten trat sie im Namen der Gesellschaft auf und forderte eine allgemeine Umgestaltung der Sitten und Gesetze. Dort plaidirte sie für die Ausnahmefälle, hier suchte sie die Regel zu verbessern.

Gewöhnlich wenn man von der Revolution von 1830 redet, stellt man sie gegen die von 1789 sehr in Schatten. Man findet sie viel unwichtiger für die Geschichte der Menschheit. Im gewissen Sinne ist das auch richtig. Die

Digitized by Google

Revolution von 1789 hat viel zerstört — nicht so viel freilich, als sie vorhatte, aber doch immer viel; — sie hat dem Liberalismus gewisse einfache Glaubenssätze hinterlassen, mit denen er noch immer hantirt, und die zum Theil auch eine bleibende Berechtigung haben. Darin ist die Revolution von 1830 gar nicht mit ihr zu vergleichen. Endlich hat sie eine politische Organisation hervorgebracht, die freilich anders aussah, als man es ursprünglich dachte, die aber als erstes Kaiserreich jahrelang Europa beherrscht und ihm bleibend eine veränderte Gestalt gegeben hat.

Stellt man sich aber auf einen andern Standpunkt, so verschiebt sich dieser Vergleich sehr wesentlich. In der unmittelbaren Production geistigen Lebens ist die Revolution von 1830 viel fruchtbarer gewesen als die von 1789.

Die Ansicht wird befremden, sie ist aber leicht als richtig zu erweisen. Was hat z. B. literarisch die Revolution von 1789 producirt? — Man sehe sich um und antworte.

Absolut Nichts als die Marseillaise.

Das ist allerdings eine große Leistung, aber doch mehr durch die Melodie, als durch den immerhin sehr einfachen Text; am meisten aber durch die begleitenden Umstände. Von stolzen, kriegerischen Eroberern am Nil, in Rom, in Berlin, in Wien, in Moskau gesungen, mußten diese Töne wol das Ohr aller Welt auf sich ziehen. Freilich klang es wunderlich genug, wenn diese Eroberer den besiegten Nationen vorsangen:

Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces feroces soldats?
Ils viennent jusque dans nos bras
Égorger nos fils et nos compagnes!

Aber gerade diese blutige Ironie erhöhte den romantischen oder, wenn man will, den historischen Reiz dieses Schlachtgesanges.

Aber was hat die Revolution von 1789 sonst hervorgebracht? — Die politisch wirksamen Schriften waren bereits vorher erschienen. Von den Jahren 1789—1795 hat man Nichts als unfläthige Romane, pöbelhafte jakobinische Brandschriften, wohlgemeinte und entsetzlich lederne Tragödien, und was die vernünftigen Leute betrifft, Schriftsteller und Redner, so nimmt sich ihre Vernunft gegen die Leidenschaft des Pöbels sehr matt aus. Wer einmal den „Moniteur“ aus jenen Jahren durchgearbeitet hat, der wird wahrlich unsere heutigen Parlamente bewundern: wie selten hört man eine verständige und zugleich bedeutende Stimme in diesem Durcheinander unreifer Schwätzer!

Die Literatur gewinnt erst wieder Leben, als geistreiche Männer die Revolution bekämpfen: erst mit De Maistre, Frau von Staël, Chateaubriand, Rivarol u. s. w. Das wird man aber schwerlich Erzeugnisse der Revolution nennen wollen, so wenig als das schöne Lied André Chénier's „La jeune captive“, das freilich nur im Kerker und im Hinblick auf die Guillotine gedichtet werden konnte.

Die Sache ist die. Der Gedanke hatte sich bereits ausgesprochen, ehe es zum Schlagen kam, und die Instincte, welche durch die Umwälzung frei wurden,

Digitized by Google

waren der gemeinsten Art. Es konnte sich also aus ihnen auch in der Kunst nichts Edles entwickeln.

Ganz anders 1830. Wir haben vollen Grund gehabt, die stimmführende Literatur jener Zeit zu bekämpfen, sie hat viel Schaden gethan; aber die Instincte, die in ihr frei wurden, waren edler Art, und fanden daher einen würdigen, zum Theil hinreißenden Ausdruck.

Die Revolution von 1789 war der Abschluß der Literatur der Aufklärung, die höchst werthvoll war für die Geschichte der Menschheit, aber eine überwiegend negative Aufgabe hatte. Was als Residuum von ihr blieb, war die Wuth des Zerstörens.

Die Revolution von 1830 dagegen lehnte sich an die Periode der Romantik an. In dieser Periode war alles Große, Edle und Schöne, was in Indien, Griechenland, in Spanien und im hohen Norden zur Ehre Gottes und der Natur gedichtet worden, den Menschen unserer Tage bekannt gemacht und hatte ihren Geist befruchtet. Man lese die Briefe, die Heine 1831 aus Paris schrieb, und lasse sich durch die Frechheiten, die darin vorkommen, nicht stören: was für eine Fülle farbenreicher Anschauung! welch' Durcheinanderwogen tiefer Gedanken! Und Heine gehört, was Gedanken und Anschauung betrifft, nicht zu den eigentlich schöpferischen Geistern; er ist nur eine fein empfängliche, geistreich aufmerkende Natur, und gerade darum ein rechter Vertreter der allgemeinen Bildung. In seiner Begeisterung für die Revolution und die Franzosen überhaupt übertreibt er durchweg, aber in einem Punkte hat er Recht: was vor seinen Augen vorging, war in der That eins der interessantesten Schauspiele der modernen Geschichte.

An sich schafft eine Revolution nie Etwas; sie entbindet nur die bereits vorhandenen Kräfte. Die Kräfte, die 1830 hervortraten, wurzeln alle auf dem Boden der früheren Romantik; aber ihr Muth kommt ihnen von dem Ereigniß, das sie an's Licht gerufen hatte.

Die Bildung der Romantik war eine verworrene; sie hatte zuviel des Geistigen aufgespeichert, Eins widersprach dem Andern. So erscheinen auch die literarischen Tendenzen von 1830 in einem wüsten Durcheinander, ihre Einheit finden sie in der gemeinsamen Opposition. Gegen wen ist diese gerichtet?

Natürlich gegen das Bestehende, und das Bestehende ist die Juli-Dynastie. Louis Philippe gilt als Vertreter einer Classe, die man damals zwar nicht erst erfunden, der man aber erst das bleibende Gepräge gegeben hat: der sogenannten Bourgeoisie im Gegensatz zum Adel und zum Proletariat. Diese Classe ist das Ziel für die Angriffe sämmtlicher wirksamen Schriftsteller aus der Zeit von 1830—1848.

Der Bourgeois sitzt auf seinem Geldsack und läßt seine Arbeiter hungern; er hat eine junge, schöne Frau, die eigentlich einen Andern lieben sollte, aber durch das feige Gesetz an ihn gekettet wird. Er hat einen feurigen Neffen, der gern mit dem Gesang der Marseillaise an den Rhein stürmen würde, dem er aber die Mittel dazu versagt. Wäre der Bourgeois nicht, so hätten wir die Republik, wir hätten die Göttin der Vernunft, wir hätten die Jungfrau Maria, beides höchst poetische Gestalten, von denen aber dieser nüchterne Geldmensch

Digitized by Google

nichts weiß. Wäre der Bourgeois nicht, so bestände allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit, Jeder theilte mit dem Andern, Jeder genösse gleich dem Andern. Wäre der Bourgeois nicht, so hätten wir noch die alten Cavaliere, hoch zu Roß, mit Schwert und Sporn, gewaltige Duellanten und Eroberer aller Weiberherzen. Der Bourgeois hat einen dicken Bauch, steigt nicht zu Pferde, duellirt sich nicht, kann keine galanten Abenteuer unternehmen; er ist eigentlich aller Welt langweilig.

Man hat sich öfter darüber verwundert, wie Chateaubriand, Béranger, Louis Blanc Arm in Arm gegen das Bestehende zu Felde zogen: Legitimist, Bonapartist, Communist. Sie fühlten sich eben alle als die Unterdrückten, sie fühlten den Fuß des Bourgeois auf ihrem Nacken, und dies Joch däuchte ihnen das schimpflichste von allen. Man hat sich gewundert, daß Victor Hugo vom überschwänglichen Royalismus zur Republik übersprang, ebenso später Lamartine. Beide waren Cavaliere, die ihre Individualität mit allen Ansprüchen festhalten wollten: in der Bourgeoisie verloren sie sich in der Masse, dem Volk gegenüber blieben sie immer die vornehmen Herren. Der Abscheu gegen die nivellirende Nüchternheit des Bourgeois-Regiments machte sie zu Republikanern.

Man sehe sich namentlich die späteren Romane von G. Sand an: der Mann des Volks geht stets Arm in Arm mit dem Aristokraten; der Mann des Volks hat ritterliche Neigungen, der vornehme Edelmann schwärmt für die Gleichheit aller Menschen; ihnen gegenüber steht der Bourgeois da als der gemeine Egoist.

Die folgende Schilderung soll zwar zunächst nur dem reich gewordenen Bauer gelten; sie gibt aber ein Bild des Bourgeois überhaupt, wie es G. Sand vorschwebt.

„Jede Idee von Aufopferung und Menschlichkeit, jeder religiöse Begriff ist unverträglich mit der Umwandlung, welche der Wohlstand in ihrem physischen und moralischen Wesen hervorbringt. Sie werden so fett, daß sie zuletzt vom Schlage gerührt werden oder in Blödsinn verfallen. Ihr Talent für das Erwerben und Erhalten, im Anfang sehr entwickelt, erlischt gegen Mitte ihrer Laufbahn, und nachdem sie mit wunderbarer Schnelle ihr Glück gemacht haben, verfallen sie frühzeitig in Apathie, Unordnung und Unfähigkeit. Von keiner socialen Idee, von keinem Wunsch des Fortschritts ist bei ihnen die Rede; die Verdauung ist das Geschäft ihres Lebens.“ Genau so redet Chateaubriand, V. Hugo, A. Dumas, E. Sue, Fr. Soulié, St. Simon, A. de Musset, L. Blanc, Ch. de Bernard u. s. w.

Der geheime Sinn der Antipathie bei Allen ist der, daß zum Aufblühen des Romans romanhafte Zustände nöthig sind, daß romanhafte Zustände aber sich wol in der Adelsmonarchie und der Republik, niemals aber unter einer Regierungsform entwickeln können, wo die Mittelclassen dominiren.

Bei G. Sand war die Harmonie des Adels und des Proletariats gleichsam symbolisch — sie legt selber Werth darauf — durch ihren Ursprung angedeutet. Ihre Großmutter väterlicherseits war in Sitten und Stellung Aristokratin — sie war in einem vornehmen Hause von der Bank gefallen — ihre Mutter war ein echtes Kind des Volks, in Sitten und socialer Beziehung eine wilde Zigeu-

Digitized by Google

nerin. Daß G. Sand diese beiden Frauentypen erst in ihren Romanen wiederholt verwerthet, dann in ihren Memoiren ausführlich beschreibt, kann mit ebenso viel Recht von ihrem aristokratischen als von ihrem plebejischen Ursprung hergeleitet werden.

Wie die beiden Frauen, eine nach der anderen, sich des Kindes bemächtigten und es quälten, bald aus Liebe, bald aus Haß, ist unnöthig zu erzählen, G. Sand selbst berichtet darüber ausführlich in den Memoiren. Für die Großmutter hatte sie keine Sympathie, aber einige Achtung, und den Ton des feineren Lebens wußte sie sich recht wohl anzueignen; der Mutter sagt sie das Schlimmste nach, und doch fühlte sie die Verwandtschaft ihrer Natur. Auf alle Fälle hatte sie schon als junges Mädchen zwei Schichten der Gesellschaft und zwei typische Charakterformen nicht blos äußerlich kennen gelernt, sondern innerlich erfahren. Es sind die beiden Brennpunkte, um die sich ihre spätere Dichtung bewegt.

Sie begrüßte es als eine Erlösung, als sie im 18. Jahr heirathen durfte. Das junge Paar wohnte auf dem Gute Nohant, das von ihrer Großmutter stammte. Sie hatten zwei Kinder. Das Ehepaar lebte friedlich zusammen, aber in ihren Gemüthern war keine Uebereinstimmung: „ohne uns etwas verbergen zu wollen, wußten wir doch Nichts mit einander zu reden; wir zankten niemals, im Gegentheil bemühte ich mich, mit den Augen meines Mannes zu sehen, aber kaum hatte ich mich mit seinen Ideen in Uebereinstimmung gesetzt, so fand ich mich in Widerspruch mit meinem eigenen Instinct und verfiel in eine unaussprechliche Traurigkeit."

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Die pecuniären Verhältnisse der beiden Gatten reichten für eine bescheidene Existenz aus, in jeder Liebhaberei aber waren sie genirt, und sie fühlte überall die Abhängigkeit von dem guten Willen ihres Mannes. Nach neunjähriger Ehe trafen sie das freundschaftliche Uebereinkommen, daß sie mit ihrer Tochter die Hälfte des Jahres in Paris leben wollte, wofür er ihr eine mäßige Summe aussetzte; was noch fehlte, hoffte sie sich durch Schriftstellerei zu verdienen.

So trat sie 1831 in den Mittelpunkt der Gährung ein, deren Bild uns am anschaulichsten in Heine's Briefen entgegentritt. Es war die Blüthezeit der St. Simonisten, zu deren Paradoxien bekanntlich die Idee gehörte, daß in den großen Fragen der Menschheit dem Weibe eine ganz andere Stimme gebühre, als man bisher hatte gelten lassen wollen. Begabte und stimmungsvolle Frauen wurden gleichsam herausgefordert, sich über Gott und das Weltganze vernehmen zu lassen.

Die Gesellschaft forderte durch ihre theatralischen Aufzüge den Spott der Pariser heraus, aber auf feurige junge Köpfe wirkten ihre Ideen doch sehr stark. Befreundete Stimmen in der Dichtung kamen ihnen entgegen. Victor Hugo schilderte in seinen Dramen, vorwiegend freilich aus künstlerischen Absichten, das Phänomen der Liebe ganz anders als man es bisher aufgefaßt, und Balzac, der eben anfing durchzudringen, beschrieb nicht nur die neuentdeckte Erscheinung, sondern er suchte ihr durch Analyse die philosophische Bedeutung abzugewinnen.

Mit Balzac wurde die junge Frau bald befreundet, außerdem schlossen sich angehende Schriftsteller an sie an, die, bedeutend jünger als sie, sich ihr leiden-

Digitized by Google

schaftlich ergaben. Darunter zuerst Jules Sandeau, etwas später Alfred de Musset.

Der Verkehr mit diesen jungen Männern nahm dadurch eine eigene Form an, daß sie, um das Leben kennen zu lernen, mit ihnen in der Maske eines jungen Studenten die Theater und andere öffentlichen Orte besuchte. „Ich kann nicht beschreiben," erzählt sie, „welches Vergnügen mir meine Stiefel machten; gern hätt' ich mit ihnen geschlafen. Auf diesen eisenbeschlagenen Absätzen stand ich fest auf dem Trottoir, ich lief von einem Ende der Stadt zum anderen; ich hätte allenfalls die ganze Welt umkreist. Meine Kleider durften das Wetter nicht scheuen, ich ging zu jeder Zeit aus, und Niemand merkte meine Verkleidung."

Das letztere ist nicht ganz richtig. Die Sache sprach sich herum und wurde, als ihre ersten Romane großes Aufsehen erregten, stark gegen sie ausgebeutet. Ohnehin sorgten die Prediger der Frauenemancipation dafür, das Recht der Frauen auf den Gebrauch der männlichen Tracht als eine neue frohe Botschaft zu verkündigen und im Gespräch zu erhalten. Die Pariser denken bei Frauen in Mannskleidern sofort an die Debardeurs, und die Stellung der jungen Dichterin in der Gesellschaft wurde durch diesen Vergleich doch stark modificirt. Man erzählte von zahlreichen Verhältnissen, was immer mehr Anstoß gab, da sie eine vierjährige Tochter bei sich hatte. Ich will auf diese Dinge durchaus nicht eingehen; was uns in Bezug auf ihre Dichtungen dabei interessiren mag, hat sie vollständig in ihren Romanen niedergelegt.

Aber auf einen Umstand muß ich aufmerksam machen. Wenn sie als Zweck ihrer Verkleidung angab, in ihren Dichtungen das wirkliche Leben treu abzuschildern, und es daher vorher kennen zu lernen, so spricht die Art ihrer Dichtung gar nicht für diese Nothwendigkeit. Bei der treuen und ausführlichen realistischen Darstellung des Lebens, wie wir sie in den Romanen der englischen Schriftstellerinnen gewöhnt sind, z. B. George Eliot, haben wir zuweilen gar keinen Begriff davon, wo diese Damen das Alles gesehen haben können; sie schildern, und zwar mit sprechender Wahrheit, Orte und Zustände, die den Frauen in der Regel verschlossen bleiben. Bei George Sand ist das gar nicht der Fall, sie ist weder realistisch in dem Sinn, daß sie eine gewisse Breite des Lebens abbildete, noch in dem Sinn, daß sie Zustände, die außerhalb der sogenannten guten Gesellschaft liegen, im Detail wiedergeben wollte. Was sie namentlich in ihrem ersten Roman berichtet, das kennen zu lernen, durfte sie keine Stiefel anziehen; sie hätte es vom Salon ganz bequem beobachten können. Was ihr etwa fehlte, ergänzte ihr die Erziehung ihrer Mutter. Bilder aus dem Volk, wo sie sie nöthig hat, werden ganz ideal und aus dem Handgelenk gemalt. Erst in späteren Jahren treten wirkliche Volkstypen bei ihr auf; es sind Bauern aus dem Berry, die sie als Gutsbesitzerin in Nohant die beste Gelegenheit hatte kennen zu lernen. Aber im Wesentlichen sind ihre Romane ideal, d. h. sie sind mehr mit Rücksicht auf das innere Leben, namentlich die Leidenschaft, als mit Rücksicht auf die äußere Erscheinung des Lebens ausgemalt, und sie bewegen sich in gesellschaftsfähigen Kreisen.

In den nächsten Jahren spielt das Verhältniß zu Alfred de Musset.

Digitized by Google

Einen Theil des Jahres brachte G. Sand regelmäßig bei ihrem Manne zu; allmälig wurde ihr das Verhältniß unleidlich. Die Geldfrage brachte starke Differenzen hervor, zuletzt zankte man über Alles. Sie klagte auf Trennung von Tisch und Bett, und das Gericht entschied im Februar 1836 zu ihren Gunsten: sie behielt die Kinder und das Gut.

Wie die Sache eigentlich zusammenhängt, erfährt man nicht recht, obgleich sie ausführlicher als wünschenswerth davon erzählt. Für ihr Leben war es ein Segen: ihre Verhältnisse wurden dadurch klar, und sie gewann eine Art Halt für die Gesellschaft.

Daß sie die Scheidung durchsetzte, wirkte im gewissen Sinn auch auf ihre Dichtungen ein. Ihre bisherigen Romane hatten eine stark ausgesprochene Tendenz gehabt, gegen welche die Erzählung selbst fast als Nebensache erschien; seit 1836 werden ihre Novellen liberaler, die Erzählung wird mit größerer Liebe behandelt; die Richtung bleibt zwar die nämliche, aber sie wird mit weit geringerer Leidenschaft verfolgt.

Um jene Tendenz richtig zu würdigen, muß man nie aus den Augen lassen, daß G. Sand für die Franzosen schrieb. Bei den Franzosen hat der Angriff gegen das Institut der Ehe einen ganz anderen Sinn als bei uns. Die Ehe ist, im Allgemeinen betrachtet, ein sittliches Institut, aber die französische Ehe, wenigstens wie sie in den Kreisen der „guten Gesellschaft" üblich ist, steht mit den höheren Anforderungen der Sittlichkeit in beständigem Widerspruch. Das Mädchen wird sehr jung aus der Pension heraus verheirathet, sie hat vom Leben noch nicht das Mindeste gesehen, sondern nur geträumt. Nun tritt sie in eine rauschende Geselligkeit ein, die ihr nicht nur als Recht, sondern gewissermaßen als Pflicht vorgezeigt wird. Von einer Ausbildung eines pietätvollen Familienlebens ist wenig die Rede; für den Ehemann gehört es beinahe zum Ton, Herzensangelegenheiten außerhalb des Hauses zu suchen, der Frau wird es durch das gesellschaftliche Treiben erleichtert. Und nun ist die Ehe nach kirchlichem und staatlichem Recht unauflöslich.

Es gab Zeiten, auch in Frankreich, wo man es im Allgemeinen mit Vergehungen gegen das sechste Gebot leicht nahm; indeß lastete doch immer auf dem Ehemann, der merkbar die Augen zudrückte, eine gewisse Schande, und die überführte Ehebrecherin versank auf immer. In Zeiten, die eine ernstere Wendung nahmen, wurde dann zu Gift und Dolch gegriffen. Diese Mischung von tragischen und komischen Motiven — in der Blüthezeit der romanischen Sittlichkeit, in Spanien, wurde die Sache nur tragisch aufgefaßt — macht in der französischen Ehe gerade das aus, was edel angelegte Naturen sittlich empört.

Es ist also nicht blos Frivolität, sondern oft ein edleres Motiv, was die französischen Schriftsteller gegen die Ehe aufbringt. Da sie ausschließlich für die Gesellschaft schreiben, in der sie leben, entgeht ihnen, daß in den weiteren Kreisen des Volks der natürliche gesunde Sinn sich auch in den schwierigen sittlichen Voraussetzungen geltend macht.

Aehnlich geschah es zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland. Männer wie Schleiermacher, die mit der Sittlichkeit einen besonders hohen Begriff verbanden, forderten das Recht der Scheidung, damit ideale Ehen in ihrem

Digitized by Google

Sinn zu Stande kämen. Es ist heute wol kein Streit darüber, daß sie zu weit gegangen sind: die Leichtigkeit der Ehescheidung untergrub die Fundamente des ganzen Instituts; man hörte auf, es ernst damit zu nehmen. Für die Heiligkeit der bestimmten Ehe ist der subjective Idealismus ein unsicherer Prüfstein, sonst müßte ja die erste Liebe immer das Rechte wählen, und die täuscht sich doch mitunter. Auf alle Fälle ist die Möglichkeit der Ehescheidung ein Sicherheitsventil, das vor schlimmeren Ausbrüchen bewahrt. Nur fehlt die Opposition meist darin, daß ihr nur ganz undeutlich vorschwebt, was sie eigentlich will: ein unklares Wollen aber darf nicht wagen, an den Mauern der Sittlichkeit zu rütteln, die vorläufig die Gesellschaft schirmen.

Die Tendenzromane dieser Periode sind 1832 „Indiane" und „Valentine," 1833 „Lelia," 1834 „Le secrétaire intime," „Jacques" und „Leone—Leoni."

Vorher ging ein erster Versuch, der ihr nur zur Hälfte angehören soll, „Rose et Blanche": ihr junger Freund Jules Sandeau soll einen hervorragenden Antheil daran gehabt haben. Ich glaube doch, daß die Hauptsache G. Sand angehört. Jules Sandeau hat sich später als ausgezeichneter Novellist bewährt, aber er war damals noch sehr jung, 22 Jahre, und es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe sein Talent zur Reife kam und sich geltend machte. Composition und Stil entsprechen durchaus den späteren Werken G. Sand's, und was mir die Hauptsache ist, der Charakter ihrer eigenen Mutter wird in der Figur der Primerose mit einer überzeugenden Anschaulichkeit dargestellt, die sich nicht aus der zweiten Hand gewinnen ließ. Auch die Geringschätzung gegen die sogenannte ehrbare Gesellschaft, gegen den Bourgeois, die sich darin ausspricht, ist ganz im Sinn G. Sand's.

Das meiste Interesse verdient das Bild der Hauptheldin Rose, in der G. Sand offenbar sich darstellen wollte, wie sie zu sein wünschte, wie sie sein zu können glaubte. Es ist das keine willkürliche Annahme: in allen Romanen ihrer reiferen Zeit tritt dieser Charakter wieder in den Vordergrund, z. B. Lucrezia Floriani. Ihn muß man also im Auge behalten, wenn man sich den Charakter der Dichterin nicht einseitig nach der Lelia ausmalen will.

Wir sind jetzt sehr daran gewöhnt, in den Romanhelden Selbstporträts des Autors zu suchen, und bis zu einer gewissen Grenze ist es auch berechtigt: denn wo wollte eine Dichterin nicht blos die Empfindungen, sondern namentlich den festen Standpunkt für die Anschauung der Welt hernehmen, wenn nicht aus sich selbst? Aber man darf nicht zu weit gehen, man darf nicht annehmen, daß, wenn in einzelnen Zügen die Natur des Autors durchbricht, deshalb das Ganze nach dem Spiegel gearbeitet ist. Ich glaube, in den vorher genannten Romanen entspricht keine einzige von den Heldinnen der Natur G. Sand's, weder Indiane, noch Valentine, noch Quintilia Cavalcanti, noch Octave, noch Julie. Sie werden freilich Alle in eine Situation gesetzt, die nöthig ist, damit G. Sand ihr Lieblingsproblem behandeln könne; die Art aber, wie sie sich dazu verhalten, entspricht weder dem Bild von dem, was G. Sand sein wollte, noch ihrer wirklichen Natur.

Nur Lelia macht eine Ausnahme. Lelia ist G. Sand selbst, d. h. wie sie in einer bestimmten Zeit war, und auch da nur von einer bestimmten Seite.

Digitized by Google

Künstlerisch betrachtet ist das Buch das mißlungenste, was von G. Sand ausgegangen ist. Die Erzählung ist verworren, die Charaktere auf Schrauben gestellt, die Gedanken und Empfindungen streifen an den Aberwitz. Es ist eines der verrücktesten, aber auch der merkwürdigsten Bücher der Literatur und für die Kenntniß G. Sand's schlechthin das wichtigste. Es hat eigentlich nur noch ein Ebenbild, der René: aus diesem Vergleich wird sich zugleich seine Bedeutung herausstellen.

„René" erschien 31 Jahre vor der Lelia; ein Menschenalter liegt zwischen ihnen. In der Zeit hatte Lord Byron mit seinen wilden Paradoxien die Welt beschäftigt, und wenn man von Weltschmerz redet, so denkt man hauptsächlich an ihn. René hat für Frankreich Epoche gemacht, außerhalb Frankreichs ist er wenig gelesen.

Allein Lord Byron drückt bei weitem nicht so rein die Richtung aus, die hier in Frage kommt, als Chateaubriand. Die finstere Miene, die jener aufsetzt, wenigstens in seiner früheren Zeit — denn später hatte er hinlängliche Veranlassung zum Groll — hat doch zum Theil einen ästhetischen Grund: er bemerkte, daß sie gefiel; übrigens steckt in ihm ein guter Fond guter Laune. Im „Don Juan" wird zwar alles Mögliche in Frage gestellt, Gott und Welt, indeß doch nur ihrem Wesen nach: die Erscheinungen dieser Welt und auch die hohen Erscheinungen des Geistes werden mit Lust und Liebe, wie mit Verständniß geschildert.

Bei Chateaubriand dagegen war die René-Stimmung bitterer Ernst. Es ist ein ganz merkwürdiger Charakter: er hatte manche sehr kleine Seiten, die Eitelkeit war bei ihm in ungewöhnlichem Grade ausgeprägt; im Ganzen sind aber seine Ideen, Leidenschaften und Entwürfe im großen Stil. Allein nicht blos nach dem Erfolg, sondern schon während der Arbeit, oder mitten im Gefühl beschlich ihn die unheimliche Empfindung: es ist im Grunde doch Alles Nichts! das Herz brennt, aber es bleibt kalt, drinnen und draußen eine unermeßliche Leere! „Je m'ennuie! je m'ennuie! je m'ennuie!" das ist der ewige Refrain seines Lebens, und „ennui" will bei den Franzosen etwas ganz Anderes sagen als bei uns „Langeweile": es ist der nagende Wurm in ihrem Herzen, aber auch das leitende Motiv zu großen Dingen; es ist das Motiv, auf welches der fromme Pascal zuletzt seine Gottesfurcht zurückführt.

„So taumt' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!" dies Wort eines größeren Dichters ist typisch geworden, und wenn die modernen Franzosen ihr Taedium vitae durch ein classisches Vorbild rechtfertigen wollen, so citiren sie den Faust. Aber bei Goethe war die Stimmung eine vorübergehende; er überwand sie nicht nur durch seine gesunde Natur, sondern auch durch seinen sittlichen Willen; sein Leben war in der Liebe, im Glauben und in der Hoffnung. Für Chateaubriand war die Welt mit Larven angefüllt, im Alter, wie in der Jugend, und seine Jagd nach dem Glauben war eine freudlose, so häufig er auch Befriedigung zur Schau trug.

Ohne Zweifel hat George Sand den René gelesen, und das Vorbild hat auf die „Lelia" gewirkt. Es ist aber auch viel Eigenes darin. Lelia ist eine Idealistin; sie hat nicht blos einen leidenschaftlichen Durst nach dem Glücke,

Digitized by Google

sondern auch nach hohen und edlen Empfindungen. Sie sucht sie in der Andacht, selbst im Kloster, dann in der Liebe. Sie übt einen großen Zauber aus: alle Männer liegen ihr zu Füßen; aber in ihr will keine Saite nachklingen, Alles kommt ihr hohl vor. Ihre Schwester, die Courtisane Pulcheria, gibt ihr den Rath, ihrem Beispiele zu folgen; sie lehnt es auch nicht ohne Weiteres ab, findet aber bald, daß sie für diese Rolle nicht gemacht ist. Ihr selbst ist diese Verbindung von innerer Kälte und geheimer Gluth unheimlich und räthselhaft; wer mit ihr in Berührung kommt, geht an ihr zu Grunde.

Das soll nun zunächst das Bild eines Charakters sein, wie G. Sand ihn aus ihrem eigenen abstrahirte, es soll also individuelle Bekenntnisse enthalten. Aber die Reflexionen dehnen sich auf das Gesetz des Lebens überhaupt aus.

Lelia's nächster Freund, Trenmor, ein ehemaliger Spieler, der auch auf der Galeere gewesen ist, empfiehlt ihr Resignation. „Du kämpfst noch zuweilen mit dem Feinde des Menschengeschlechts, der Hoffnung. Der Mensch fängt erst da an, wo die Leidenschaft aufhört: Ruhe ist die Zukunft, nach der die unsterbliche Seele trachtet.... Die Liebe besteht nicht in dem heftigen Streben nach einem geschaffenen Wesen, sondern in dem heiligen Streben nach dem Unbekannten. Wir müssen den Himmel haben und haben ihn nicht. Deshalb suchen wir ihn in einem uns gleichen Wesen, und vergeuden für dasselbe die ganze Kraft, die uns zu edlerem Gebrauch verliehen wurde. Wir weigern Gott die Anbetung, um sie einem unvollkommenen Wesen zuzuwenden. Fällt aber der Schleier, und das Geschöpf zeigt sich hinter der Weihrauchwolke, mit der wir es umgeben, armselig und hohl, so erröthen wir über unsere Bethörung, stürzen unser Ideal um und treten es unter die Füße. Und nun suchen wir uns ein anderes, denn lieben müssen wir; aber wir täuschen uns noch oft, bis wir die Hoffnung auf eine dauernde Liebe für die Erde aufgeben; dann endlich bringen wir Gott die reine Huldigung dar, die wir ihm nie hätten entziehen sollen."

Frivoler faßt Pulcheria die Sache auf: „Jede Liebe erschöpft; es muß ihr Widerwille und Traurigkeit folgen. Vergebens lehnen wir uns gegen dieses Gesetz auf. Die Verbindung des Mannes mit dem Weibe sollte nur vorübergehend sein; Alles widersetzt sich ihrer Dauer, und der Wechsel ist eine in ihrer Natur bedingte Nothwendigkeit. — Nichts ist willkürlicher und unbestimmter als der Begriff *wahre* Liebe. *Jede* Liebe ist wahr, sie möge heftig oder ruhig sein, sinnlich oder geistig, dauernd oder vorübergehend. Die Liebe, welche ihren Sitz im Verstande hat, kann zu ebenso großen Thaten führen als die, welche im Herzen wohnt. Die sinnliche Liebe kann durch Kampf und Opfer veredelt und geheiligt werden. Die Vergötterung des Egoismus, der allein besitzen will, das Gesetz der *moralischen* Ehe in der Liebe ist ebenso thöricht, ebenso ohnmächtig, den Willen zu bändigen, ebenso lächerlich vor Gott, als das Gesetz der *gesellschaftlichen* Ehe es gegenwärtig in den Augen der Menschen ist."

Die beiden Theorien scheinen sich zu widersprechen, in Wirklichkeit führen sie zu demselben Resultat, zu dem alten Satz Pascal's: „Der Geist des Menschen muß sehr arm sein, weil sich auf dem Boden seiner Freude immer ein entsetzlicher Nachgeschmack von Trauer und Schrecken vorfindet."

Digitized by Google

Die Figur der Lelia ist zu erklären aus einer Zeit, in welcher die Phantasie eine wirkliche Macht war. In seinen gleichzeitigen Phantasien hat Alfred de Musset noch ärger blasphemirt: er nennt es in einem seiner Romane die Krankheit des Jahrhunderts. Von früh auf in dem Bewußtsein schlechter Sitte aufgewachsen, nimmt bereits die Jugend Empfindungen voraus, die sie noch nicht haben kann; der abgestumpfte Gaumen sehnt sich nach dem Reiz des Contrastes, nach beständigem Wechsel zwischen den raffinirtesten geistigen und sinnlichen Genüssen. Das Gehirn ist müde, noch ehe es gedacht, das Gesicht unnatürlich angespannt, noch ehe es einen Gegenstand gefunden. Bei dieser Ueberreizung der Phantasie, die in den glänzendsten subjectiven Farben schillert, erscheint die Wirklichkeit grau und nüchtern.

Daß diese skeptische Auffassung des Lebens gleichsam im prophetischen Tone der Welt verkündet wurde, liegt in der Losgebundenheit einer revolutionären Zeit, wo man Alles glaubte wagen zu dürfen. Gleichzeitig mit der Lelia schrieb Lamenais die „Worte eines Gläubigen", in welchem er dem kirchlichen Christenthum, das er bisher leidenschaftlich vertheidigt, absagt und das neue Evangelium der Freiheit predigt.

G. Sand hatte in der Lelia ausgesprochen, was ihr wirklich durch Kopf und Herz ging, und insofern die Ideen und Empfindungen aus dem Charakter entspringen, hatte sie etwas von ihrem Charakter geschildert. Aber es war nicht der Grundzug ihres Wesens, es war auch nicht ihr bleibendes Ideal.

Unmittelbar nach der Lelia sprach sie andere Wünsche aus; es war im Grunde wieder ein Zerrbild. Die Fürstin Quintilia Cavalcanti („le secrétaire intime") hat an ihrem Hofe gern hübsche junge Leute; Fußfälle, Handküsse u. dergl. werden nicht nur erlaubt, sondern gewünscht; geht es aber weiter, so folgen Fußtritte und Verbannung. Schwerlich hatte G. Sand unseres Heinse's „Hildegard von Hohenthal" gelesen, in welchem die nämliche Geschichte erzählt wird. Diesmal ist die Wendung sittlich, die Fürstin hat ganz incognito einen legitimen Gemahl, einen deutschen Naturforscher, der ab und zu den Hof besuchen darf. — Ob G. Sand an Frau von Staël dachte? — Auf alle Fälle reizte es sie doch, sich im Geist in eine solche Lage zu versetzen.

Aber eine viel wichtigere Ergänzung für die Lelia ist die erste Figur, die sie geschaffen, Rose: ein warmblütiges und warmherziges Geschöpf, dessen Verstand aber nie vom Herzen dupirt wird; entschieden praktisch, mit dem besten Willen ausgerüstet, erst auf die nächsten Umgebungen, dann weiterhin wohlthätig zu wirken. Unbekümmert um die Gesetze der wirklichen Welt, folgt sie den Eingebungen der Natur, und ist überzeugt, stets das Richtige zu treffen. Die Figur kommt immer wieder, niemals aber mit solcher Frische und Anmuth, als in ihrem Erstlingswerke. Später hat sie ein stärkeres Gefühl ihrer Weisheit und Erfahrung, sie wird lehrhaft und fällt Richtersprüche. Gleichviel! an diesem Charakterbild muß man sie fassen, wenn man das ethische Princip, das ihren Romanen zu Grunde liegt, richtig treffen will. Die Lelia ist in ihren eigenen Augen nur der Schmerzensschrei eines Ausnahmezustandes; Rose dagegen, Lucrezia Floriani, Consuelo u. s. w. stellen in ihren Augen das normale Weib dar, frei von den Fesseln der Sitte, und doch das Rechte nicht blos

Digitized by Google

wollend, sondern auch vermögend; das Weib, wie es sich bereits Frau von Staël in „Delphine“ und „Corinne“ gedacht. Finden solche Gestalten in unseren Culturverhältnissen den angemessenen Boden? — Das ist die Frage, um die es sich handelt.

In der vorhin bezeichneten Reihe ihrer Tendenz-Romane wird dieser Kampf des Weibes gegen die Sitte auch nach der Ansicht der Dichterin selbst schon darum nicht correct geführt, weil die Träger des Princips zu schwächlicher Natur sind: sie sollen mehr Mitleid erwecken als Bewunderung, und Mitleid, wie man weiß, schenkt der sinnliche Mensch oft und vielleicht überwiegend dem, der im Unrecht ist.

Die Tendenz tritt in diesen Romanen darum so stark hervor, weil die Composition ziemlich einförmig ist. Ein brutaler und nüchterner Gatte, der die zart gestimmte Seele seiner Frau natürlich nicht versteht, ein coquetter Selbstling mit geistreichen Allüren, der wenigstens den Schein dieses Verständnisses erregt, und sie dadurch zu seiner willenlosen Sklavin macht, im Grunde ebenso brutal und nüchtern wie jener, nur mit feineren Manieren; endlich ein heldenhaft aufopfernder Mensch mit ganz nüchterner, prosaischer Außenseite, aber in der Seele ganz Liebe und Hingebung, bereit, nach dem Willen oder zum Vortheil seiner Gebieterin das Unmögliche zu thun oder zu leiden. Der letztere ist in einem dieser Romane, „Jacques“, der Held, er ist auch zugleich der Ehemann, tüchtig, rechtschaffen und gefühlvoll, während die junge Gattin und der Liebhaber mehr leichte Waare sind. Er kennt auch eine höhere sittliche Pflicht: der Allgewalt der Liebe darf er nicht entgegentreten, und tödtet sich selbst, um das Treiben des Pärchens zu legalisiren. In anderen Fällen findet der Conflict eine weniger gedeihliche Lösung.

Was hat nun G. Sand mit diesen Geschichten eigentlich bezweckt? — Bei einem abgerundeten Kunstwerke wäre die Frage unstatthaft, bei einem Tendenzwerke ist sie am Ort.

Unmöglich hat sie sagen wollen: so zu handeln, wie Indiane, wie Julie u. s. w., ist Recht und Pflicht. Manches freilich von dem, was von Indiane erzählt wird, stammt aus eigenen Erfahrungen, z. B. wenn sie gegen ihren Gatten grausam ist „aus Tugend“. Aber daß sie ihrem Verführer nachläuft wie eine Dirne, das lag gar nicht in der Art der Dichterin, und das konnte sie auch wol nicht empfehlen wollen, ebenso wenig, daß Julie sich von dem elenden Leone Leoni zu den ärgsten Nichtswürdigkeiten bestimmen läßt.

Sie wollte nur sagen: da das Phänomen der Liebe sich einmal nach einem Naturgesetz richtet und nicht vom Willen abhängt, so soll man gegen die Opfer dieses Naturgesetzes nachsichtig sein; man soll sie bedauern, aber nicht verdammen; es lag nicht in ihrem Willen, sich einem Elenden zu Füßen zu legen, es war ihnen so bestimmt.

Wie weichlich man indeß auch seinen Gefühlen nachgeben möge, das adlige, das ästhetische Mitleid bleibt doch von der Achtung abhängig, gegen die betheiligten Personen oder gegen die Sache. Indiane, Valentine, Octave, Julie u. s. w. flößen keine Achtung ein, auch der Dichterin nicht, die den Werth eines starken Willens sehr gut zu schätzen weiß; und was die Achtung vor dem Gefühl der

Digitized by Google

Liebe betrifft, so machen einen denn doch die Theorien Trenmor's und der Pulcheria irre. Ist das alles wirklich so reiner Wind und Einbildung, so ist es doch wahrlich keine würdige Gottheit, ihr Menschenopfer zu bringen! und zum tragischen Eindruck gehört die Größe der Macht, der man fällt. Hier stellt sich ein gewisses Bedauern wol ein, aber man zuckt die Achseln und empfindet sogar einen gewissen komischen Beischmack. Indeß die Stimmung der Zeit war sehr für den Ernst; George Sand wurde heftig angegriffen, weil sie die Grundveste der Sittlichkeit, die Ehe, untergrub; sie wurde ebenso leidenschaftlich bewundert, und man ehrte in Indiane u. s. w. Heldinnen und Märtyrer der Menschheit; die Emancipation der Frauen stand einmal auf der Tagesordnung. Sehr verschiedene Dinge denkt man sich dabei.

In barbarischen Zeiten ist der Zustand des schwächern Geschlechts Unterdrückung; die Frau dient den Lüsten des Mannes, sie verrichtet die Arbeit, der Mann liegt auf der Bärenhaut oder geht auf die Jagd oder in den Krieg. Je mehr nun Bildung in das Leben des Volkes eintritt, desto eifriger ist man darauf bedacht, Schutzwehren für die Schwäche aufzurichten.

Die sicherste Schutzwehr ist die Sitte. Die Rohheit des Stärkern wird verfehmt und zieht Verachtung nach sich; das Weib, das sich im Kreis der Sitte hält, lebt darin sicher und gewinnt sogar einen bestimmenden Einfluß auf die Gesellschaft. Wie Goethe richtig bemerkt: über das, was sich ziemt, wissen edle, d. h. wohlerzogene Frauen am besten zu urtheilen. Die Frau, welche der Sitte untreu wird, verliert auch den Schutz der Sitte.

Freilich entbehrt die Frau in dieser Gebundenheit Manches, was dem Manne nicht versagt ist. Ihre freie Bewegung wird mannigfach gehemmt, selbst in ihren geistigen Interessen ist ein Maß geboten. Das natürliche Streben hochgebildeter Frauen geht dahin, die geistigen Gebiete, in denen sie sich bewegen, der Männerwelt interessant zu machen; wo mit zarter Hand gewirkt werden kann, sind die Frauen Meister und jener Achtung gewiß, aus welcher das wahre Recht sich ausbaut.

Nicht aber so verstand man in der St. Simonistischen Zeit die Emancipation der Frauen. Nicht zu mäßigen sollte ihr Beruf sein, sondern Kraft durch Kraft wett zu machen. Nicht erweitern, aufheben wollte man die Sitte, und doch sollte der Schutz fortbestehen, den sie dem Schwächern gewährt. Die Unarten des Geschlechts sollten beibehalten werden, und doch sollte es als Geschlecht heilig sein.

Als das Höchste des Lebens, ja als das einzige echte Leben betrachtete man die Passion. Mit Unrecht sind wir Deutsche durch den „Werther" in den Ruf gekommen, die Idee der allmächtigen Leidenschaft in die Weltliteratur eingeführt zu haben: die Sache war bei den Romanen, bei Spaniern und Italienern, ehe wir uns ihrer annahmen. Daß die Passion eine Naturmacht ist, der man sich vergebens zu erwehren sucht, liest man in den alten spanischen und italienischen Novellen auf jeder Seite; in „Manon Lescaut" war es, hundert Jahre vor „Leone Leoni", auf das Aeußerste paradox und mit echter Poesie dargestellt. In den Zeiten der Julirevolution galt es als unanfechtbarer Glaubenssatz der Romantik.

Digitized by Google

Die Leidenschaft wirft das Weib willenlos zu den Füßen des Angebeteten, auch wenn dieser die tiefste Verachtung verdient; sie wirft den Mann ebenso willenlos zu den Füßen der kalten Frau, die ihn verhöhnt. In der Liebe gibt es nur Sklaverei und Despotismus; innere Gleichheit kommt nicht vor, ja selbst die Gegenseitigkeit ist mehr Ausnahme als Regel.

„Ich liebe sie doch!" ruft in Victor Hugo's „Marie Tudor" (1833, gleichzeitig mit der „Lelia") Gilbert, der von seiner Geliebten arg betrogen wird. „Ich würde den Saum ihres Kleides küssen und sie um Verzeihung bitten, wenn sie mich noch wollte. Sie könnte in der Gosse liegen, mit den Wesen, die gewöhnlich darin zu finden sind, ich würde sie aufnehmen und an mein Herz drücken! . . Ich würde die Ewigkeit darum geben, wenn sie mir noch einmal zulächelte! — Glaubst du, du würdest das Weib tödten, das dich betrügt? — O nein! du wirst sie nicht tödten, du wirst dich zu ihren Füßen legen wie sonst; nur traurig wirst du sein." George Sand hat diese Paradoxie also nicht erfunden; doch hat sie ihr einen höheren, gleichsam moralischen Sinn unterzuschieben versucht.

„Die Liebe ist das christliche Erbarmen (la charité chrétienne), auf ein einziges Wesen concentrirt; sie gilt dem Sünder, nicht dem Gerechten; nur für jenen bewegt sie sich unruhig, glühend, ungestüm. Wenn du, edler und rechtschaffener Mann, eine heftige Leidenschaft für eine elende Buhlerin fühlst, so sei sicher, daß das die echte Liebe ist, und erröthe nicht darüber! So hat Christus diejenigen geliebt, die ihn gekreuzigt haben. — Der Edle begegnet nur Undank und Verrath, verderbte oder elende Seelen flößen die gewaltsamsten und dauerndsten Leidenschaften ein. Die Liebe bemächtigt sich zuerst des Gehirns und klopft an's Thor der Einbildungskraft; ohne diesen goldenen Schlüssel findet sie keinen Eingang. Hat sie sich dort zum Meister gemacht, so steigt sie in die Eingeweide herab, senkt sich in alle Tiefen des Wesens, und wir lieben den Mann, der uns beherrscht, wie einen Gott, wie die Mutter das Kind . . ."

Die Stelle steht in der „Lucretia Floriani", in welcher George Sand, neben dem spätern „Elle et Lui", von ihrer eignen Natur am meisten ausgesprochen hat: sie copirt zum Theil ihr eignes Verhältniß zu Alfred de Musset. Das Leben der beiden ist eine fortgesetzte Quälerei der unerhörtesten Art, und G. Sand sucht es auch gar nicht zu beschönigen. Aber Eins übersieht sie: die Art der Passion, die sie als Menschenrecht darstellt, geht grade aus solchen Gemüthern wie Prinz Roswald, die sich und Andere quälen, hervor, und zieht ihre Krankheit groß, Eins scheint vom Andern nicht zu trennen. Fast möchte man meinen, ihre Darstellung solle abschrecken; das ist aber nicht ihre Absicht; diese Quälerei, so peinlich sie ist, bleibt doch das Höchste der Erde; wenn die Leidenschaft den Gegenstand verzehrt hat, so frißt sie am eigenen Herzen; aber eben das ist das Leben.

Man wußte damals nur von Rechten, nicht von Pflichten, und das Recht leitete man aus der Natur her. Wenn die heilige Natur die Frauen so geschaffen hat, so haben sie auch das Recht, so zu sein. — Dieser Versuch der Emancipation hat aber je nach der gesellschaftlichen Lage der Einzelnen einen sehr verschiedenen Erfolg.

Frau von Staël hat in „Delphine" und „Corinne" die Passion als das

Digitized by Google

erste Menschenrecht der Frau dargestellt, das zugleich die Pflicht mit sich führe, der Sitte zu trotzen. Freilich blieb in beiden Romanen die Sitte siegreich, aber nur durch das Recht des Stärkeren; sie wurde dafür von der Dichterin als unsittlich geschmäht.

Frau von Staël hatte den Vorzug, eine reiche und vornehme Frau zu sein; in ihrem Schloß Coppet machte sie unangefochten zur Sitte, was ihr gefiel. Daß man in Paris das nicht wollte gelten lassen, war das Unglück ihres Lebens. George Sand war es nicht so gut geworden: sie trat auf in einer Lage, welche die Gesellschaft nicht acceptirte, und mußte sich ihr Recht erst gewaltsam erkämpfen.

Es lastet auf manchen Dichtern wie ein Fluch, daß die Zeit ihrer gewagtesten Entwürfe, ihrer Sturm- und Drang-Periode, am bestimmtesten im Andenken der Menschen haftet; was sie später auch für Wandlungen durchgemacht haben mögen, diese Zeit hat ihrer Physiognomie einmal das Gepräge gegeben, und es ist nicht wieder wegzuwischen.

Goethe hatte bereits seine reifsten Werke veröffentlicht, Iphigenie, Tasso, den Meister u. s. w., als man in ihm noch immer den Werther suchte; Klopstock fragte noch 1799 einen Reisenden ganz unbefangen, ob sich denn Goethe noch immer nicht erschossen habe? Es ist das ein Zeichen dafür, daß jene Jugendwerke am stärksten den Ton angeschlagen hatten, den die Zeit forderte.

G. Sand ging es ebenso; ihre Schöpfungen aus den Jahren 1836—1840 sind tendenzlos; wenigstens tritt die Tendenz in ihnen nicht leidenschaftlich hervor; sie sind poetisch gedacht, sie verrathen eine unbefangene Freude an der Erscheinung, der Weltschmerz scheint verstummt zu sein. Gleichwol galt sie noch immer 'als Lelia, und bei jedem neuen Versuche fragte man immer neugierig: wann wird denn Lelia auftreten? Gerade durch ihre Einseitigkeit hatten ihre früheren Romane einen tiefen Eindruck gemacht; was ein guter Theil der Jugend wollte, war ausgesprochen mit der glühenden Leidenschaft eines Herzens, das an sich selbst glaubt.

Zwischen die beiden Perioden fällt die Scheidung von ihrem Mann, und Alfred de Mussets „Confession d'un enfant du siècle". Der Bruch zwischen ihnen war bereits eingetreten. Er hat wol nicht genau sein Verhältniß zu G. Sand schildern wollen, Brigitte ist unmöglich das volle Abbild von G. Sand; aber er hat doch wol einzelne Motive daraus entlehnt, und ich glaube betonen zu müssen, was man bisher noch nicht beachtet zu haben scheint, daß er sich als den schuldigen Theil bekennt: er schildert das Verhältniß gerade so wie G. Sand es in „Lucretia Floriani" und in „Elle et Lui" zurecht stellt. Als das letzte Buch erschien, war Alfred de Musset schon todt; sein Bruder trat als Bluträcher auf. Wer möchte in diese Details eingehen! Aber so viel scheint fest zu stehen, daß die Unhaltbarkeit des Verhältnisses wenigstens zum großen Theil aus der Zerfahrenheit des jungen Mannes hervorging.

Ich nannte die Novellen dieser Periode tendenzlos; doch beruhen sie auf einer gemeinsamen Haupterfahrung. Die jüngsten Männer, die darin auftreten, sind geistreich, anziehend, aber schwächlich und in ihrer Weichlichkeit egoistisch. So André, so am bestimmtesten ausgesprochen Horace. Sie sind mit voll-

Digitized by Google

endeter Naturtreue dargestellt, wie sie nur eigene Erfahrung hervorbringen kann. Ihnen gegenüber hebt G. Sand die nüchternen, aber charakterfesten Männer hervor, die wissen, was sie wollen. Der Reichthum der Haupttypen hat sich nicht gerade vermehrt, der Gesichtspunkt ist nur ein anderer geworden, aber die Variationen des Thema's sind überraschend brillant.

Es war überhaupt die beste Zeit der französischen Novelle, und G. Sand handelte in richtiger Erkenntniß ihres eigenen Talents wie der Neigungen ihres Volks, wenn sie diese Form dem Romane vorzog. Ihre ersten Werke sind zwar nicht viel umfangreicher als die folgenden, aber sie sehen so aus, als sollten sie ein sittliches Problem gründlich erörtern, während die zweite Reihe sich bescheidet, ein künstlerisch abgeschlossenes Bild zu geben.

Eine Reihe ausgezeichneter Novellisten trat fast gleichzeitig auf, darunter G. Sand's ältester Kamerad, Jules Sandeau; Alfred de Musset; auch Balzac war in seiner besten Stimmung. Ich glaube, G. Sand verdient den Preis.

Es ist nicht meine Absicht, auf das Einzelne einzugehen. Mit „André" beginnt die Reihe. Ein wie liebliches Bild ist das Blumenmädchen, wie kräftig treten die Charakterköpfe des egoistischen Vaters und des derben Freundes heraus! und mit dem schwächlichen Helden selbst muß man aufrichtiges Mitleid haben, weil man vom Dichter mit Liebe in sein Inneres eingeführt wird. Dasselbe gilt von „Simon", „Pauline", „Horace", „Alezia Aldini", „Mauprat" u. s. w. Es zeigt sich in diesen Figuren, was in den früheren Romanen G. Sand's fast ganz fehlt, selbst ein gewisser Humor. Die vornehmen Damen zwar, z. B. Fiamma und Alezia, werden ein wenig nach der Phantasie ausgemalt, desto inniger hat sich G. Sand in die Zigeunerwelt der Künstler eingelebt. Die Schauspielerin Pauline mit ihren Umgebungen, der Sänger Lelio, Alezia's Geliebter mit seiner Freundin, das sind Figuren, die sehr gut ihren Platz in „Wilhelm Meister" gefunden und verdient hätten. In ihrem späteren Roman „Consuelo" ist die Schilderung des italienischen Künstlerlebens von vollendeter Schönheit und Heiterkeit, und in der schwächeren tendenziösen Fortsetzung treten noch herrliche Lichtblicke ein, z. B. die Begegnung Consuelo's mit Haydn, die Beziehung zum alten Fritz u. s. w. Bekanntlich ist das Schicksal der berühmten Mara zu Grunde gelegt; Modell gesessen hat aber eine jüngere Freundin Sand's, Pauline Garcia. Wenn G. Sand in späterer Zeit ihre Richtung wieder ändert, so hat sie ihr Talent doch keineswegs verloren, und eine Seite desselben muß noch hervorgehoben werden. „La mare au diable" und „François le Champi" sind Dorfgeschichten, die sich dem Besten an die Seite stellen können, was irgend ein Volk hervorgebracht hat; durch und durch poetisch und doch wahr. Hier hat die ununterbrochene Anschauung eines bestimmten Standes ihr die Farbe gegeben. In späteren Geschichten der Art, z. B. „La petite Fadette" tritt das Mädchen aus dem Volke schon mit zuviel Anspruch auf, und man merkt heraus, daß diesmal mehr das Vorbild englischer Schriftsteller sich geltend macht, als die eigene Anschauung.

Hoch poetisch ist „Jeanne", eine glückliche Eingebung, wie Charaktere in der Art der Jungfrau von Orleans noch im modernen Leben in der Abgeschiedenheit des Dorfs sich entwickeln können.

Digitized by Google

George Sand ist immer poetisch, wo sie sich an das Bild hält; dann ergeben sich die überraschendsten Züge der Naturtreue, mit leichter und sicherer Hand ergriffen. Durch trübe Wolkengebilde einer anziehenden Melancholie bricht ein helles, hoffnungsreiches Sonnenlicht; und es verbreitet sich über die Wolken, die sie hervorheben will, so unmerklich und doch so intensiv, daß wir sofort von der richtigen Stimmung ergriffen werden. George Sand weiß in solchen glücklichen Stunden das Auge frei zu machen von den Bildern, die ihre Phantasie erfüllen; sie erklärt uns dann mit großer Feinheit, was unsere Romantiker unter Ironie der Bildung verstanden. Ihr Stil ist bei aller Uebung einfach und hat einen großen Zug. Wo sie nicht declamirt, waltet in ihren Dichtungen ein edler Schönheitssinn.

Wo sie für ihre Bilder einen weitern Rahmen ausspannt, will das Talent nicht recht ausreichen. Nicht als ob es an Composition fehlte; aber die Composition geht nicht von Innen nach Außen, sondern umgekehrt; es ist nicht das innere Leben der Handlung, das sich in wohl geordneten Gruppen künstlerisch entfaltet, sondern das Bedürfniß des Contrastes in den Stimmungen, das die äußern Umrisse zeichnet, denen sich dann der Inhalt anbequemen muß. — Wo sie ferner nicht unmittelbar anschaut, wird sie durch Reflexion das Richtige nie treffen; ihre Analyse ist schwach. Am Schlimmsten ist es, wenn sie sich der Rhetorik ergibt.

Schon in dieser Periode erscheinen mitunter Repräsentantinnen des Volks, die aus dem Handgelenk gemalt, d. h. die nach der Tendenz erfunden sind. So z. B. in „Maupras" der alte Bauer Patience, der wie ein Prophet den herzlosen Vertretern der ständischen Interessen die Zukunft der Menschheit verkündet. Das ist nicht eine geschaute, sondern gedachte Figur. Ueberhaupt klopft in dieser Novelle zuweilen Lelia an die Thür.

„Sage mir die Wahrheit — bist du glücklich? Doch das ist eine lächerliche Frage, das Wort glücklich ist ein lächerliches Wort und spricht eine Idee aus, so formlos wie ein Traum; aber — erträgst du das Leben gutwillig? — Das Gute, das ich ohne Begeisterung, selbst ohne Vergnügen daran thue, und ohne von der Erfüllung meiner Pflichten eine Erleichterung zu hoffen, ist vor Gott vielleicht ein größeres Opfer, als die Opfergaben eines jüngeren beglückteren Herzens. Mein Gott! könnte ich doch aus dem Schoß dieser Gnade eine Ueberzeugung oder auch nur einen Wunsch, ein Verlangen in mein Herz niedersenken!" u. s. w. —

G. Sand konnte klar sehen und folgerichtig schließen, aber die Phantasie war stärker bei ihr als der Verstand. In ihrem Urtheil über Menschen täuschte sie sich oft. Abgesehen von den Künstlerkreisen, in denen sie sich bewegte, Franz Liszt, Chopin u. s. w., traten ihr die Republikaner näher, Michel von Bourges, Pierre Leroux u. s. w.

In diesem Verkehr zeigte sich, wie sehr sie die Kraft ihres Geschlechts überschätzt hatte. Die Schwächlichkeit der Männer, welche in ihrem eigenen Geist schwelgen und gleichsam damit coquettiren, hatte sie in ihren Romanen mit dem äußersten Scharfsinn analysirt; im wirklichen Leben half ihr das nichts, sie

Digitized by Google

imponirten ihr immer wieder von Neuem und wirkten bestimmend auf sie ein, vielleicht gerade weil sie ihr huldigten.

Der Kreis, mit dem sie verkehrte, war ganz aus solchen unstäten Genies zusammengesetzt, und doch war ihr jeder derselben überlegen, sie folgte jedem mit dem Eifer eines Kindes, dem man ein neues Stichwort gibt. Die echte Ueberlegenheit der Frauen zeigt sich in der Reinheit ihres Gefühles und dem Urtheil über den bestimmten Fall. Zur Entscheidung über allgemeine Fragen fehlt ihnen die Basis. Der wissenschaftliche Horizont von Michel, P. Leroux ging gewiß nicht weit über den ihrigen hinaus, aber auch dieser Unterschied war entscheidend. Jede Phrase über das Gemeinwohl, die sie heute von ihnen empfing, brachte sie morgen mit der Hitze eines Enfant terrible in Anwendung, und je weniger sie den innern Zusammenhang einer neuen Theorie, die Welt zu beglücken, verstand, desto leidenschaftlicher gab sie sich ihr hin. Jeder Instinct der Empörung fand in ihr einen Widerhall, der roheste Tribun bezwang dies stolze Gemüth, wenn er durch seine Erscheinung ihre Einbildungskraft zu fesseln verstand, und aus den abgeschmacktesten Genies der Periode stellte sie einen Heiligen-Kalender zusammen.

Es war im Jahre 1841, daß sie ihre bisherigen Verbindungen abbrach und mit ihren republikanischen Freunden, zu welchen auch Lammenais und Mickiewitz gehörten, eine eigene Revue gründete. Der Glaube dieser Propheten wird der ihrige, und sie macht für ihn Propaganda mit der Sicherheit eines Weibes, das den Drang des Guten mächtig in ihrer Seele fühlt und von der Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der Mittel nicht gestört wird.

Aus dieser Zeit haben wir eine sehr interessante Beschreibung von Heine (1841) — sie war 37 Jahre alt. — „George Sand ist eine schöne Frau. Ihr Gesicht ist eher schön als interessant zu nennen, von griechischer Regelmäßigkeit. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens nicht glänzend. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es ist aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit . . . Ihre Stimme ist matt und welk, ohne Metall, jedoch sanft und angenehm . . Sie hat durchaus Nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch Nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Sie ist einsilbig, weil sie dich nicht werth hält, ihren Geist an dir zu vergeuden, oder weil sie das Beste deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten: ein Zug, worauf mich Alfred de Musset aufmerksam machte. — Ihr Directeur de Conscience, der philosophische Capuziner Pierre Leroux, wirkt sehr verderblich auf ihr Talent; er verleitet sie, sich in unklare Faseleien und halbausgebrütete Ideen einzulassen, statt sich der heitern Lust farbenreicher und bestimmter Gestaltung hinzugeben."

In dieser Beschreibung ist namentlich Eins, woraus sich Vieles erklärt: der Gegensatz zu Frau v. Staël. Frau v. Staël hat sehr gute und bedeutende Bücher geschrieben, aber eigentlich war ihr das nur Nebensache. Hätte sie alle großen Männer der Zeit nach Coppet zusammenrufen können, mit ihnen Conversation machen, sich etwas von ihnen huldigen lassen, ihnen Comödie spielen und vortanzen, so hätte sie die Schriftstellerei gern entbehrt, das mündliche

Digitized by Google

Wort war ihr die Hauptsache. Wir kennen die entsetzten Berichte von Goethe und Schiller, die ihr über alle möglichen Dinge Rede und Antwort stehen mußten, und die bei aller Bewunderung vor der Frau Gott dankten, als sie fortging. So war sie schon als Kind, so war sie im späten Alter.

G. Sand scheint von diesem Geist der Conversation gar Nichts gehabt zu haben. Die berühmte Frau wurde von Fremden viel aufgesucht, es war sehr schwer, zu ihr zu dringen, und wenn sie Jemand vorließ, so mußte er ausschließlich die Unterhaltung führen. Das wird wol bei Menschen, die ihr näher standen, anders gewesen sein, auf alle Fälle war ihr der mündliche Ausdruck kein Bedürfniß; sie war von Natur Schriftstellerin, und zwar bestimmter gesagt: Dichterin. Das ist für eine politische Rolle nicht günstig.

Ihre Dichtungen sind mehr oder minder gelungen, alle zeigen Spuren großer Schönheit; ihr politisches Raisonnement ist schaal und oberflächlich, ihr Urtheil über allgemeine Dinge falsch oder wenigstens schief; nicht weil sie eine Frau ist, sondern weil ihre Bildung und Weltkenntniß nicht ausreicht, ihr auch nur die Außenseite der Dinge zu zeigen. Necker's Tochter war ja auch eine Frau, und „ihre Betrachtungen über die französische Revolution" sind ganz in Frauenart, mehr durch persönliche als sachliche Motive eingegeben; aber wir lesen sie noch heute mit großem Interesse: einmal, weil sie in manchen Dingen wirklich unbefangener sieht als die Männer, die zu tief in's Parteileben verstrickt waren, während die Weltdame den Blick nach allen Seiten hin wenden kann; sodann weil sie sich über die Grenzen ihres Urtheils nicht täuscht. G. Sand dagegen sieht und hört nichts Anderes als ihre Parteigenossen; sie wird von ihren Declamationen angeregt und bestimmt, und es fehlt ihr das Urtheil, selbst über Dinge, die das einfache gesunde Auge mit vollkommener Klarheit sieht. Die Welt, in der sie wirklich lebt, ist die poetische, der Roman des Herzens; wenn sie darin die Politik einzumischen versucht, so verwirrt Eins das Andere; ihre politischen Ergüsse werden romanhaft, ihre Romane gerathen in's Doctrinäre.

Auch in dieser Wendung wurde sie wieder durch einen neuen Umschlag der Zeit bestimmt. Mit der Emancipation der Frauen, mit der freien Liebe wollte es nicht mehr verfangen, die Welt sollte von Grund aus reformirt werden; selbst die Poeten, die früher für das Alte geschwärmt hatten, weil es poetisch war, fanden jetzt, daß die politische Beredsamkeit auch auf die Einbildungskraft wirken kann. Lamartine gab das Stichwort: „La France s'ennuie!" Michelet und Quinet verkündigten das Evangelium der allgemeinen Humanität, E. Sue schrieb „Die Mysterien von Paris". Der Lärm dieses übrigens höchst talentvoll geschriebenen Buchs hat der französischen Literatur ungeheuren Schaden gethan, weil er die Rohheit der Darstellung begünstigte. Er wählte ein breites, weithin sichtbares Feld, um die Greuel der Gesellschaft und namentlich des Juste Milieu darauf auszustellen. Er zeichnete mit faustdicken Strichen, so daß man noch weither ihn vollkommen verstand; freilich wo man ihm näher trat, sah man das Brutale der Arbeit. Ihm schloß sich eine ganze Schule an.

Ein so großer Erfolg wirkt sehr stark auf die andern Dichter, auch wenn sie ihn gering schätzen. Der Hauptrival G. Sand's war früher Balzac gewesen, der auch bei seinen tollsten Erzeugnissen immer durch feine, gewählte Arbeit

Digitized by Google

imponirt. Das hörte nun auf, wo Alles auf den Markt stürmte, wo Einer den Andern überschrie und übertobte.

G. Sand verließ das ihr angemessene Gebiet der Novelle, warf sich auf den Roman und stellte ihm die Aufgabe, an der politisch-socialen Wiedergeburt Frankreichs zu arbeiten. So entstanden die Romane „Le compagnon du Tour de France", „Consuelo und die Gräfin von Rudolstadt", der „Müller von Angibault", die „Sünde des Herrn Antoine"; der letztere erschien in derselben Zeit, wo Lamartine seine „Geschichte der Girondisten" und Louis Blanc seine Brandschriften gegen die Juli-Dynastie veröffentlichte.

Mit diesem oder mit den Romanen von Sue oder Dumas konnte nun freilich G. Sand nicht wetteifern, wie sehr sie sich auch anstrengte; ihre Erfindungen sahen neben den Bildern aus den „Grafen Monte-Christo", dem „Ewigen Juden", „Martin dem Findelkind" u. s. w., doch sehr bleichsüchtig aus. Aber sie verloren innerlich durch den Wetteifer; um Wirkungen in der Art wie Dumas zu erzielen, mußte G. Sand gerade die Feinheiten ihrer Pinselführung aufgeben. Es ist jammerschade; in „Consuelo" sind einzelne ihrer schönsten Bilder, der Einfall aber, die heitere Sängerin des vorigen Jahrhunderts zu einer halbwahnsinnigen Prophetin der Zukunft zu machen, hätte in den „Ewigen Juden" gehört.

In dem folgenden Roman zeichnen sich die Figuren der Handwerksburschen, so lange sie bei ihrem Metier, ihren natürlichen Vergnügen und Tollheiten bleiben, auf die heiterste Weise ab; überhaupt ist die ganze Einleitung musterhaft; sobald aber die beiden idealen Figuren auftreten, der Handwerksbursch, Pierre Huguenin, mit der Glorie eines Apostels, und die idealistische Gräfin Ysauld, wird es schlimm. Noch dazu wollen die beiden sich heirathen, nicht sowol aus Leidenschaft, als aus Princip, und es wird dem Vater der Gräfin, einem liberalen Edelmann, als Schmach ausgelegt, daß er seine Einwilligung nicht gibt; die Liebenden sollten es vielmehr Dank wissen, es würde eine höchst unpassende Ehe geworden sein, der Gatte würde immer auf Knien gelegen haben. Im Uebrigen sind Huguenin's praktische Ansichten durchaus lobenswerth; er sucht auf die sittliche Veredelung seines Standes hinzuwirken und läßt sich auf politische Umtriebe nicht ein.

In dem „Müller von Angebault", der vier Jahre später erschien, ist der Geist der Revolution über die Rücksichten schon mächtig geworden. Der gebildete Schulmeister Henri Lemor, der noch weit tiefer vor der Baronin Marcelle im Staube liegt, als der Handwerksbursch vor der Gräfin, heirathet sie dennoch, und bezwingt seine Gewissensscrupel, die ihn zuerst hindern wollten, durch die Heirath ein reicher Mann zu werden. Und so ist auch das Bedenken wegen der politischen Umtriebe beseitigt. „Ich wollte," sagt Marcelle zu einer Pastorstochter, „daß man Niemand mehr für sich arbeiten ließe, sondern daß Jeder für Alle und Alle für Gott arbeiteten . . . Und wenn man, um auf diese Weise die Menschen zu erlösen, durch eine schreckliche Krise müßte —". — „Nun," antwortet Jene, die sie mit Erstaunen betrachtete, „man würde sie mit Geduld ertragen." — „Man würde sich mit Begeisterung in sie stürzen!" rief

Digitized by Google

Marcelle mit einem Ausdruck und einem Blick, vor dem jene zitterte, und der sich zu ihrer Verwunderung wie ein elektrischer Schlag ihrer Seele mittheilte.

Hier beginnt auch die Begeisterung für den abstracten Begriff des Volks. „O Volk, du weissagst!“ ruft einmal Henri Lemor entzückt aus, „durch dich wird Gott sein Wunder thun, dich mit dem heiligen Geist anhauchen. Du kennst nicht die Entmuthigung, du kennst nicht den Zweifel! Darum hab' ich meine Bücher verbrannt, darum wollt' ich unter den Armen und Einfältigen im Herzen den Glauben suchen, den ich verloren hatte, in dem ich unter den Reichen aufwuchs.“

Auch in der „Sünde des Herrn Anton“ ist der Repräsentant des Volks, Jean Jappeloup, die ideale Figur; neben ihm ein vornehmer Herr, der sein ungeheures Vermögen nach seinem Tode zu der Gründung eines Phalanstère bestimmt. Dagegen wird der Bourgeois, der strebsame Industrielle, mit Hohn und Verachtung überhäuft, wegen seiner Gemüthslosigkeit und namentlich als Parvenü wegen seiner schlechten Manieren.

Durch diese und ähnliche Romane, die zuletzt zu einer wahren Massenproduction anwuchsen, wurde im Volk jene Stimmung vorbereitet, der das Bestehende absolut unerträglich vorkam, und der alle Ideale, alle Instincte vollkommen berechtigt erschienen. Wenn wir die Sache heute überlegen, so erscheint es uns geradezu unbegreiflich. Frankreich hat nie eine Periode gehabt, wo es im Allgemeinen so zufrieden sein, und wo es sich namentlich so frei fühlen konnte, als unter der Juli-Dynastie. Aber es langweilte sich und verlangte nach einer neuen Aufregung.

Sie kam. Das Proletariat bemächtigte sich der Regierung, an seiner Spitze die Romantiker, Lamartine, V. Hugo, Eugène Sue, G. Sand u. s. w. Letztere schrieb für Ledru-Rollin die Manifeste. Aber diesmal wehrte sich der Bourgeois seiner Haut; und als ihm das zu lästig wurde, rief er das Militär. Was das Ende sein würde, hätte G. Sand von Heine erfahren können, der vor Jahren bereits in einer glücklichen Eingebung ausrief: „Die Vendôme-Säule ist das Einzige, was noch in Frankreich feststeht!“

Nun hatte man die ersehnte Freiheit; die Presse wurde vollständig geknebelt. Aber für die Unterhaltung des Publicums wurde gesorgt, es ging Alles in's Große. Es wurden Kriege geführt, auf den Industriellen folgte der Credit-Mobilier, im Roman wurde der ideale Sehnsuchtsschrei der Leidenschaft durch gesättigte Lüsternheit abgelöst; und doch durften die neuen realistischen Poeten ihren idealistischen Vorgängern nicht mit Unrecht zurufen: was wir Tolles erfinden, habt Ihr bereits überboten!

„Le talent de George Sand a quelque racine dans la corruption, elle deviendrait commune en devenant timorée.“ So spricht sich Chateaubriand aus, René über Lelia. Das Wort mit seiner halben Wahrheit ist höchst ungerecht; man findet es aber wenigstens begreiflich, seitdem G. Sand ihre Memoiren veröffentlicht hat.

Die Breite, in der sie die Geschichte ihrer Eltern erzählt, entsprach gewiß nicht dem guten Ton; am bedenklichsten war vielleicht, daß sie in allen Phasen ihres Lebens Recht gehabt zu haben geglaubt, daß sie in beständiger Bewunde-

Digitized by Google

rung vor ihrem idealen Spiegelbilde stand. In dieser Selbstüberschätzung liegt vielleicht die Schwäche ihrer Dichtungen.

Würde sie nichts Anderes schildern, als das innere Leben, die Erfahrungen ihres Herzens, so würde das die Kenntniß des Lebens immer fördern, und man würde auch Trübes und Ungereimtes gern mit in den Kauf nehmen.

Weit mehr am Herzen liegt es ihr aber, zu belehren; das nennt sie ihren Idealismus. Mitunter freilich, und das wiederholt sich nicht selten, scheint ihr die Bestimmung der Frauen in der Aufopferung zu liegen, und auch darin kennt sie keine Grenzen; in der Regel aber weist sie ihnen eine andere Rolle zu.

Es scheint ihr unwürdig, daß die Frauen von den höchsten Interessen des Lebens sich ausschließen sollen; es scheint ihr auch nachtheilig für die Entwickelung der Gesellschaft. Denn die Frauen haben in weit höherem Grade als die Männer eine Gabe, die bei allen großen Fragen den Ausschlag gibt, die Gabe der Begeisterung; es war daher nicht ungeschickt, wenn man ihnen in alten Zeiten die Prophetenrolle zutheilte.

Sobald G. Sand dieser Stimmung nachgab, verloren ihre Frauen den dichterischen Reiz; selbst in ihrer Gluth merkt man eine geheime Herzenskälte heraus. Ein romanhaftes Verlangen hat sie zuerst bestimmt, der Stolz hält sie vielleicht auch bei der Chimäre fest. Ihre Leidenschaft hat Nichts von jenem Selbstvergessen, das auch der Sünde einen gewissen Adel verleiht; sie wissen zu sehr von sich selbst, und hinter ihrer idealen Sehnsucht versteckt sich nicht selten das gemeine Verlangen. Auf alle Fälle wollen sie das, was dem Geschlecht am nächsten liegt, zum eigentlichen Gegenstand der Menschheit machen: daher die Hypertrophie in den Geschäften der Liebe.

Wenn die Romane aus den Stimmungen der Zeit hervorgingen, so haben sie wiederum auf die Entwickelung derselben verhängnißvoll eingewirkt. Die Typen der Einbildungskraft verwandeln sich in Ideale der Menge, und nehmen den Schein des Lebens an. Durch das beständige Abarbeiten träumerischer Gedanken wird der Kopf entzündet, die Sinne werden angestachelt, der Geist verfällt in eine unerklärliche Unruhe, und dies Unbehagen der Einbildungskraft wirkt dann auf die poetischen Schöpfungen zurück. Es tritt die Sehnsucht nach jenen unmöglichen Wesen ein, deren Bild nur aus dem Hochmuth des Herzens hervorgeht. Diese Schattengestalten verwirren die Wirklichkeit. Man nennt unsre Zeit positiv und materialistisch, und damit wird auch die eine Seite derselben richtig bezeichnet; aber in den geheimen Falten des Herzens versteckt sich eine lustige Träumerei, der keine andere Periode etwas Aehnliches entgegenzusetzen hat.

Zu träumen ist schön, aber man muß wissen, den Traum vom Wachen zu scheiden; die Propheten unsrer Tage haben darin gefehlt, daß sie mit ihren Träumen die Wirklichkeit verwischen, daß ihre Ideale sich dem Maß entzogen.

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Digitized by Google

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb,

Oberst im Nebenetat des großen Generalstabs.

II.

Wie schon erwähnt wurde, traten die 13 Staaten 1781, zwei Jahre vor dem Frieden von Versailles, zu einem Staatenbunde zusammen, einer Conföderation, die bei dem Mangel einer starken Centralregierung so nachtheilig für das Volk war, es in solche Abhängigkeit von Europa zu bringen drohte, daß die bisherige Verfassung nach dem Wunsche des ganzen Volkes suspendirt wurde.

Von den Männern, die im Unabhängigkeitskriege das größte Vertrauen erworben, wurden 55 erwählt, um eine neue Verfassung zu entwerfen, deren wesentliche Aufgabe die Stärkung der Centralgewalt war. Wie kann man glauben, daß Männer, wie Washington und Hamilton, denen als Ziel eine der englischen ähnliche Verfassung vorschwebte, einen so losen Staatenbund hätten bilden wollen, daß es jedem einzelnen Staate beliebig frei gestanden hätte, auszuscheiden? Bei solchen Grundsätzen kann keine Handels- oder Gewerbe-Association bestehen, viel weniger ein werdender Staat, dessen Regierungsgewalt zu stärken, dessen Theile enger zu verbinden die Aufgabe war, die das Volk der von Washington präsidirten Versammlung gestellt hatte. Kaum scheint es nöthig, dem Einwurf zu erwidern, daß die Verfassung keinen Paragraphen enthalte, der einzelnen Staaten verbiete, aus der Union zu scheiden. Als wenn irgend ein Gesetz es Pommern oder Westphalen verböte, sich von Preußen loszusagen; als ob eine der vielen Constitutionen, die sich in Frankreich seit 80 Jahren gefolgt sind, den Departements untersagte, sich vom Staate zu trennen und eine Conföderation zu bilden!

Die von Washington, dem Deputirten Virginiens, unterzeichnete, von allen Staaten angenommene Constitution der Vereinigten Staaten beginnt mit folgenden Worten:

„Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, um eine vollkommene Einheit zu bilden, die innere Ruhe zu sichern, für die allgemeine Vertheidigung zu sorgen, das öffentliche Wohl zu

Digitized by Google

vermehren, für uns und unsere Nachkommen die Wohlthaten der Freiheit zu sichern, — wir begründen, verordnen und errichten diese Verfassung für die Vereinigten Staaten Amerika's."

Also das Volk der Vereinigten Staaten gibt sich die Verfassung, nicht die einzelnen Staaten; in allen in den folgenden Artikeln genannten Beziehungen steht das ganze Volk direct unter der Union, im Verhältnisse zum Centralstaat. An Stelle des Staatenbundes ist der Bundesstaat getreten. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des Congresses, dem Senat und dem Repräsentantenhause.

Artikel I. Sect. 8.

„Der Congreß wird das Recht haben: Steuern zu erheben, öffentliche Schulden zu machen, für die Vertheidigung des Landes zu sorgen, Münzen zu schlagen, die Verhältnisse zum Auslande zu regeln, Posten einzurichten, Krieg zu erklären, Armeen auszuheben und zu erhalten, die Miliz zu errichten und zusammen zu rufen, um die Gesetze der Union aufrecht zu erhalten, Insurrectionen zu unterdrücken und feindlichen Invasionen entgegen zu treten. Endlich soll der Congreß die Macht haben, Gesetze zu geben, um sich oder der Regierung die Ausführung der ihm anvertrauten Gewalt zu sichern."

Diese, in die Hände der legislativen Centralgewalt gelegten Befugnisse schließen doch augenscheinlich das Recht der einzelnen Staaten, die Union aufzulösen, aus. —

Sect. 10.

„Keiner der Staaten darf weder einen Tractat, noch eine Alliance schließen, noch Münze schlagen oder Creditbriefe (Papiergeld) ausgeben, mit einer auswärtigen Macht Verträge abschließen oder Krieg führen."

Und es sollte den Staaten erlaubt sein, die Union, wie 1861 geschehen, anzugreifen?

Artikel II. Section 1.

„Die executive Macht wird dem Präsidenten anvertraut. Vor Antritt des Amtes schwört er: „Ich schwöre (versichere feierlich), daß ich treulich das Amt als Präsident der Vereinigten Staaten erfüllen will, und daß ich allen Eifer anwenden will, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu schützen, zu erhalten, zu vertheidigen."

Das schließt doch nothwendig die Verpflichtung ein, die Secession zu verhüten und die Union in der bisherigen Größe zu erhalten.

Section 2.

„Der Präsident soll der Befehlshaber der Armee, der Flotte, wie der Milizen der einzelnen Staaten sein, wenn diese (die Miliz) zum Dienst der Vereinigten Staaten berufen ist."

Also Armee und Flotte, wie das Steuer-Departement und die Post gehören nicht den Staaten an, sondern allein der Union, dem Gesammtstaat. Selbst die Miliz der Staaten tritt, wenn die Union ihrer bedarf, unter den Befehl der Centralregierung.

Artikel III. Sect. 1.

„Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten wird dem höchsten Gerichtshof und den niederen Gerichtshöfen, die der Congreß von Zeit zu Zeit errichten kann, anvertraut."

Section 3.

„Verrath gegen die Vereinigten Staaten besteht einzig darin, die Waffen gegen sie zu ergreifen, oder sich ihren Feinden zu verbinden, um ihnen Hilfe und Beistand zu gewähren."

Digitized by Google

Section 6.

„Diese Verfassung bildet das höchste Gesetz des Landes, und die Staatengerichte (der einzelnen Staaten) haben sich nach ihr zu richten, wenn einzelne Bestimmungen in der Verfassung eines Staates mit ihr in Widerspruch stehen."

Mit den deutlichen Bestimmungen dieser Unionsverfassung vergleiche man die Haltung der Staaten, die sich nach Lincoln's Wahl unter der Führung Süd-Carolina's von der Union lossagten.

In der Plateform von Chicago hatte sich Lincoln gegen den Fortbestand der Sklaverei ausgesprochen. Die Partei, die ihn gewählt hatte, fand in Seward, dem früheren Führer der Abolitionisten, ihren schärfsten Ausdruck. Die Südstaaten mußten erkennen, daß sie fortan weder die Union beherrschen noch die Sklaverei weiter ausbreiten würden, daß vielmehr der Fortbestand ihrer „häuslichen Institution" wesentlich gefährdet sei. So wurde der Entschluß gefaßt, aus der Union auszutreten und die Zeit von der Erwählung Lincoln's (November 1860) bis zu seinem Amtsantritt (4. März 1861), unterstützt durch die Parteigenossen im Congreß und der Administration Buchanan's, zur Vorbereitung der Trennung und des Krieges zu benutzen. Süd-Carolina sagte sich am 20. December 1860 los, die Beamten und Officiere der Union legten ihre Aemter nieder und traten in den Dienst des Staates; bald schlossen sich Nord-Carolina, Mississippi, Georgien, Texas, Louisiana, Alabama, Arkansas, Florida, später Virginien und Tennessee der Secession an, und die erstgenannten traten in Montgomery zu einem Congreß zusammen.

Alles Eigenthum der Union, Waffen, Arsenale, Schiffe u. s. w., das sich in den der Conföderation beitretenden Staaten befand, wurde gewaltsam in Beschlag genommen. Davis und andere Führer des Aufstandes hofften auf eine europäische Intervention, da Englands Wohlstand an die Baumwolle aus den Südstaaten geknüpft sei, deren Export der Krieg unterbrechen würde. „Cotton is king" ist der für diese Anschauungen bezeichnende Titel einer südstaatlichen Schrift.

Auch Lincoln glaubte erst nach dem Gefecht von Bullrun an den Ernst der Situation. Die Truppen der Union, die in den Südstaaten standen, traten theilweise — einige, wie Twiggs in Texas, den Eid brechend in den Dienst der Conföderation; aber meist nur die aus den Südstaaten gebürtigen Officiere; die Soldaten, wie die Marine, die der Minister Toucey absichtlich weit zerstreut hatte, blieben der Union treu. Der Kriegsminister Floyd hatte schon vor dem Ausbruch der Empörung Waffen und Munition aus den Arsenalen der Nordstaaten in die des Südens bringen lassen, Buchanan (Präsident) und sein Ministerium zeigten überall Unthätigkeit oder Hinneigung zur Revolution. Lincoln hatte noch kein Wort seit seiner Erwählung gesprochen, das auf die Beschränkung der wirklichen oder vermeinten Rechte der Südstaaten deutete, als schon der thatsächliche Angriff auf die Union begann.

Der Star of the West, ein Kriegsschiff der Union, das Verstärkungen nach dem Fort Sumter im Hafen von Charleston bringen sollte, wurde durch Feuer aus den Küstenforts, die in den Händen der Conföderirten waren, zur Umkehr

Digitized by Google

gezwungen, bald darauf Fort Sumter selbst beschossen, das am Tage nach der Eröffnung des Feuers capitulirte (13. April 1861).

Wenn die Stimmung des Nordens bis dahin nach getheilt gewesen war, die demokratische Partei, viele Officiere in der Armee der Erhaltung der Sklaverei und der Ausdehnung der Staatenrechte geneigt gewesen waren, so wurde nun das Gefühl allgemein, daß die Union gegen Angriffe geschützt, in ihrem bisherigen Bestande erhalten werden müsse.

Wie Lincoln nie mehr zu sein suchte, als der Ausdruck des Willens der Majorität, so folgte er auch in seiner späteren Politik den im Laufe des Krieges sich zeigenden, veränderten Forderungen des Volkswillens. Um die Union, seinem Eide gemäß, zu vertheidigen, führte er Krieg, um den Krieg führen, beendigen und seine Erneuerung verhindern zu können, wurde im Laufe des Krieges die Sklaverei aufgehoben.

III.

Wie schwer es ist, bei so tiefgehenden Parteikämpfen, die so viele Privat- und öffentliche Interessen berühren, das Rechte zu ergreifen, und in Verhältnissen, die auf verschiedenen, scheinbar einander widersprechenden Grundsätzen beruhen, seine Pflicht zu erfüllen, mag daran gezeigt werden, daß zwei hervorragende Männer, Sherman und Lee, beide Officiere des Unionsheeres, beide uneigennützig, klug, unabhängig, vom Beginn des Kampfes an, auf entgegengesetzten Seiten standen. Es handelte sich für sie um die Grenzen der Staatenrechte und der centralen Gewalt der Union.

William Tecumseh Sherman, aus einer englischen, schon im 17. Jahrhundert nach Amerika ausgewanderten Familie stammend, war 1820 in Ohio geboren. Er wurde in Westpoint auf Staatskosten erzogen, trat dann als Lieutenant bei der Artillerie ein, nahm 1851 seine Entlassung, wurde Geschäftsführer eines Handlungshauses in San Francisco, und einige Jahre darauf vom Staate Louisiana als Superintendent einer Militärschule angestellt. Sherman erkannte schon im Winter 1860/61, als die Secessionsbewegung immer stärker anschwoll, daß eine Vermittlung zwischen beiden Parteien unmöglich und ein Bruch nahe bevorstehend sei. Am 18. Januar schrieb er*) an den Gouverneur von Louisiana:

„Sir! Da ich eine halb militärische Stellung im Staate habe, halte ich es für passend, Ihnen mitzutheilen, daß ich das Amt übernahm, als Louisiana ein Staat in der Union war, als in Marmor über der Thür des Seminars die Worte standen: „Durch die Liberalität der Regierung der Vereinigten Staaten — die Union — esto perpetua.“ Neuere Ereignisse deuten auf einen großen Umschwung; es geziemt Jedem, zu wählen, wenn Louisiana sich aus der Union zurückzieht. Ich bleibe ihr treu, so lange ein Stück von ihr übrig ist; mein längeres Bleiben hier wäre in jedem Sinne unrecht. Ich bitte, mich

*) Memoirs of General W. T. Sherman. Written by himself, 2 Vol. London, Henry King.

Digitized by Google

schleunig meiner Stelle zu entheben, denn keine irdische Macht soll mich zwingen, ein Wort zu denken oder etwas zu thun, das der alten Union schädlich oder feindlich sein könne."

Sherman zeigte hier, wie während seiner ganzen Laufbahn, daß er den Muth seiner Meinung im vollsten Sinne besaß: er wurde sofort entlassen und ging nach Washington, um sich der Regierung zur Disposition zu stellen. In einem Gespräche mit Lincoln äußerte er, ein großer Krieg zwischen den nördlichen und südlichen Staaten sei nahe, die Union könne nur durch Besiegung eines hartnäckigen und erbitterten Feindes erhalten werden. Lincoln hielt diese Befürchtungen für übertrieben; bald sollte sich zeigen, wie richtig Sherman die energische und fanatisirte Bevölkerung des Südens beurtheilt hatte.

Robert Eduard Lee*) wurde 1807 in Stratfordhouse, einem vieljährigen Besitzthume seiner Familie, geboren. Einer seiner Vorfahren ging unter Karl I. nach Virginien und erwarb großen Grundbesitz. Sein Vater Harry, im Unabhängigkeitskriege als Cavallerie-Officier ausgezeichnet und „Light horse Harry" genannt, war Washington's Freund und wurde später Gouverneur von Virginien. Robert Lee heirathete 1832 die Tochter und Erbin von George Washington, dem Adoptivsohn des Begründers der Union. So gehörte er durch seine Abstammung, seine Familienverbindungen und seine Heimath in der Grafschaft Westmoreland zu der Aristokratie Virginiens, die der Union ihre größten Feldherren, Staatsmänner und Redner gegeben hat.

Als die Insurrection ausbrach, stand Lee in Texas: er wurde von Scott, dem Generallieutenant und Chef der Armee, nach Washington berufen, zum Obersten ernannt und mit der Führung einer Brigade betraut, da Scott lebhaft wünschte, Lee der Union zu erhalten. Erst als sich Virginien der Conföderation im April 1861 angeschlossen, reichte Lee sein Entlassungsgesuch ein. Dies ist für seine Auffassung der Frage bezeichnend. An den politischen Kämpfen hatte er als Officier nie theilgenommen; er fühlte sich vor Allem als Virginier, war ein Anhänger der Staatenrechte, die er für ausgedehnter hielt, als sie es dem Grundgesetz der Union nach waren. In einem Briefe aus jener Zeit an seine Schwester, welche entgegengesetzter Ansicht war, schreibt er, daß er gegen die Union nur mit tiefem Schmerz Partei ergriffen, daß er die Nothwendigkeit einer Secession der Südstaaten und eines Kampfes keineswegs anerkenne — aber er könne bei aller Loyalität und Treue eines amerikanischen Bürgers nicht gegen seinen Heimathsstaat, gegen seine Verwandten, seine Kinder kämpfen. Es waren also im Wesentlichen Gefühlsrücksichten, die ihn bestimmten, und es zeigt sich hier an einem merkwürdigen Beispiel, welche Gewalt die Tradition, die Meinung der Genossen, die Familienverbindungen auf die Entschlüsse auch großer und reiner Charaktere ausüben können.

Wenn wir einen solchen Mann Jahre lang für seinen Heimathsstaat gegen sein Vaterland kämpfen sehen, werden wir schonender und vorsichtiger in der Beurtheilung politischer Parteiungen. Wie die Kunst, so mildert auch die ächte historische Forschung und Darstellung Alles, und sucht die Thaten und

*) Life of general Robert Eduard Lee, by Esten Cooke.

Digitized by Google

Geschicke der Menschen aus den Verhältnissen zu begreifen, denn sie will die Vergangenheit weder richten noch beweinen, sondern sie verstehen und aus ihr lernen.

Daß Lee, Jackson, Longstreet und andere treffliche Männer sich der Conföderation anschlossen, liegt theils in der unrichtigen Auffassung der Rechte der einzelnen Staaten, theils in der Lebendigkeit und Innigkeit des Heimathsgefühls, der Grundlage jedes ächten Patriotismus, zu dem es erweitert werden muß; endlich in der großen Schwierigkeit, in wildbewegter Zeit dem Strom von Irrthum und Leidenschaft entgegen zu treten. Die Fahne des ungetrübten Rechtes wird von keiner Partei erhoben, und doch muß der Einzelne Partei ergreifen, wenn er nicht unwürdig ein thatloser Zuschauer der gewaltigen Geschicke seines Vaterlandes bleiben will.

IV.

Bei dem Studium dieses Krieges und bei der Beurtheilung seiner mannigfaltigen Begebenheiten muß man sich immer die große Ausdehnung des Kriegstheaters und die eigenthümliche Gestaltung des dünn bevölkerten Landes vergegenwärtigen. Das Gebiet der Vereinigten Staaten betrug 1861: 1,450,000 englische Quadrat-Meilen*) mit einer Bevölkerung von 30 Millionen. Davon kommen auf die Nordstaaten 21½ Millionen, mit etwa einer Million meist freier Farbiger, auf die Südstaaten 8½ Millionen, darunter 3½ Millionen Farbige, die fast alle Sklaven waren.

Mit Ausnahme der Invasionen Lee's und Early's nach Maryland und Pennsylvanien hat der Krieg nur die Südstaaten und die Borderstaaten Missouri und Kentucky berührt, die, größtentheils südstaatlich gesinnt, nur durch Waffengewalt der Union erhalten wurden. Man kann, mit Ausnahme des Küstengebiets, das die überlegene Flotte der Union seit dem Frühjahre 1862 beherrschte, drei Kriegstheater unterscheiden. Auf dem östlichen, Virginien, lag die Hauptentscheidung. Virginien hat 3500 Quadratmeilen; West-Virginien, gebirgig und von nichtsklavenhaltenden Ackerbauern bewohnt, wurde im Beginn des Krieges durch Mc. Clellan's geschickte Operationen der Union erhalten. Es wird von Ost-Virginien durch die Alleghany's und die parallele Kette der blauen Berge getrennt, die beide nur wenige, leicht zu vertheidigende Durchlässe, Oeffnungen (Gaps) und Uebergänge haben. Zwischen beiden Gebirgszügen fließt der Shenandoah, ein Nebenfluß des Potomac, in dessen Thal die Conföderirten gegen Maryland und Pennsylvanien vordrangen und von wo aus sie ihre wirksamen Flankenstöße gegen die Unionsarmee ausführten. Der nördliche und mittlere Theil von Ost-Virginien ist fruchtbar und eben, theilweise dicht bewaldet, der südliche Theil an den Ufern des York- und James-River sumpfig, der Wasserstand der Flüsse schnell wechselnd. Eigenthümlich sind die tiefen, großen, bis weit in's Land hinein, selbst für Kriegsschiffe fahrbaren Ströme; die Unionsarmee wußte daraus bei ihrer maritimen

*) Californien, Oregon, Neu-Mexico und die damals noch unbesiedelten Territorien sind nicht eingerechnet.

Digitized by Google

Ueberlegenheit großen Vortheil zu ziehen; die Flüsse waren nicht nur die wichtigsten Transport- und Verpflegungslinien, die Kanonenboote und Kriegsschiffe haben auch oft tief im Lande, über 100 Meilen von der Küste, an Schlachttagen zur Entscheidung beigetragen. Bei dem Mangel an Chausseen und guten Landstraßen haben die Flüsse wie die Eisenbahnen eine höhere Bedeutung als in Europa — in Georgien, Alabama und anderen Staaten sind die Eisenbahnen oft die einzigen Straßen. Daher sind fast alle Punkte, um deren Besitz gekämpft worden — wie Richmond, Weldon, Petersburg, Atlanta, Chattanooga, Memphis, Corinth — Eisenbahnknoten und meist an schiffbaren Flüssen gelegen. Im Allgemeinen zeigt der amerikanische Continent eine große Einförmigkeit, von den Felsengebirgen bis zum Atlantischen Meer wird die ungeheure Fläche nur von den Alleghany's durchsetzt. Auch der Lauf der Flüsse hat eine gewisse Uniformität. Die von den Alleghany's und den Bergen Kentucky's und Tennessee's kommenden Flüsse führen in das atlantische Meer oder in den mexicanischen Meerbusen. Im Westen nimmt der Vater der Ströme, der Mississippi, alle Flüsse auf; militärisch besonders wichtig ist die kurze Strecke von St. Louis bis Cairo, wo der Missouri und der Ohio, der kurz vorher den Cumberland- und Tennessee-River aufgenommen, sich in ihn ergießen. Nördlich des Ohio — „des schönen Stromes" — liegen die Staaten, die für die Union und selbst für Europa die Kornkammern bilden. Westlich des Mississippi, in den jüngsten Staaten und Territorien, deren Grenzen so unbestimmt sind wie dort die Herrschaft des Gesetzes, bestanden schon vor Ausbruch des Krieges fortwährend Unruhen und Kämpfe zwischen den Sklavenhaltern und ihren Gegnern, die dann noch erbitterter wurden, ohne auf die Entscheidung Einfluß zu haben. Den drei Flußgebieten des atlantischen Meeres, des Golfes von Mexico und des Ohio entsprechend, finden wir drei Eisenbahnnetze, die unter sich nur durch wenige, lange Linien verbunden sind, und dazwischen weite Räume lassen, unzugänglich für Dampfschiffe und Eisenbahnen. Vom Mississippi bis zum Potomac bilden sie südlich des Ohio ein unüberwindliches Hinderniß für jede Armee, die ihre Verbindungen erhalten will, und theilen das Gebiet der Südstaaten in zwei Theile, die unter sich in keiner genügenden Landverbindung stehen. In dem großen Gebiete der Südstaaten führen nur zwei Eisenbahnen vom Mississippi nach dem atlantischen Meere, die eine von Vicksburg über Montgomery*) nach Charleston und Savannah, die andere von Memphis über Chattanooga nach Richmond und den Häfen an der Küste von Virginien und Nord-Carolina. Nur im Centrum zwischen Chattanooga und Atlanta war es möglich, landwärts in's Herz der Conföderation zu dringen, und von hier aus glückte es Sherman, mit Hilfe der Eisenbahn von Nashville, Atlanta zu nehmen und von dort aus seine entscheidende Operation nach Süd-Georgien und Carolina einzuleiten.

Nachdem die Union die Stromgebiete des Ohio und seiner Zuflüsse genommen, konnte sie nun von dort, vom Mississippi oder von irgend einem Punkte der langgedehnten Küste aus den Offensivstoß führen; Mc. Clellan's Versuch 1862

*) Die Strecke von Selma bis Montgomery war während des Krieges noch nicht gebaut.

Digitized by Google

war mißglückt, der Versuch Grant's 1864 führte trotz der blutigsten Kämpfe zu keiner Entscheidung. Sherman's geographischer Scharfblick wußte, wie der Graf von Paris sagt,*) die Fuge im Harnisch zu entdecken, durch welche das tödtende Schwert dringen konnte.

So spielen Eisenbahnen und Flüsse in diesem Kriege eine unendlich wichtige Rolle; wo sich das Heer von ihnen auf mehrere Tagemärsche entfernte, mußte ein regelmäßiger Transport von ihnen nach den Magazinen errichtet werden, wie im siebenjährigen Kriege; und der von Tempelhof beschriebenen Methode entsprechend, gingen die Brod- und Fouragewagen zwischen dem Heere und den Magazinen hin und her. Freilich war die Verpflegung reichlicher als in jener Zeit, wo die Soldaten so karg gehalten wurden; erst in den späteren Jahren wurden die Soldaten, namentlich des Westens, abgehärteter, vermochten größere Lasten zu tragen und erhielten geringere Portionen; wo aber in dem meist dünn bevölkerten Lande größere Heere sich auf mehr als 2 Tage von ihren Magazinen an Strömen oder Eisenbahnen entfernten, bedurften sie ein Fuhrwesen, das nur mit den größten Anstrengungen die nöthigen Lebensmittel heranschaffen konnte, sobald der Regen die immer schlechten Wege unfahrbar gemacht hatte. Dann mußten meilenlange Corduroads, Knüppeldämme, gelegt werden; aber zu solchen und anderen militärischen Arbeiten ist der amerikanische Soldat, bei dem seltenen mechanischen Talent der Nation, bei der Ausbildung desselben durch das Pionierleben, wie durch seine Abhärtung vorzüglich befähigt, — keine europäische Armee würde im Bau von Straßen, Brücken, Canälen mit Grant's und Sherman's Heeren vor Vicksburg und in Georgien wetteifern können.

Sherman wie der Graf von Paris geben genau die Zahl der zur Verpflegung der Armeen nöthigen Fuhrwerke, die Zahl der Tage an, welche die Wagen brauchen, um von der Armee zum Depot und zurück zu gelangen, endlich bestimmen sie das Maximum der Entfernung der operirenden Armee von den Magazinen. Die sehr verständigen Berechnungen erinnern an Tempelhof's Betrachtungen und an das Fünfmärsche-System des vorigen Jahrhunderts — gleiche Bedingungen rufen überall dieselben Maßregeln hervor.

Die Hauptstädte beider feindlichen Staaten lagen nur etwa 35 deutsche Meilen von einander entfernt, zum Theil bannte dies die größten Armeen in das enge Gebiet von Ost-Virginien, obgleich die Einnahme von Richmond oder Washington nicht den Einfluß gehabt hätte, wie der Verlust der Hauptstädte in unsern Staaten mit centralisirter Administration.

Virginien bildet das östliche Kriegstheater, das in den beiden letzten Kriegsjahren durch Süd-Georgien, Süd- und Nord-Carolina vergrößert wurde; Kentucky, Tennessee und der nördliche Theil von Georgien bilden das centrale Kriegstheater, besonders wichtig, um die Verbindung mit dem westlichen am Mississippi zu erhalten. Das großentheils gebirgige Kentucky ist kein Plantagenstaat, aber ein sklavenzüchtender Staat. Es suchte erst neutral zu bleiben; trotz der vielen südstaatlich gesinnten Elemente der Bevölkerung wurde es der Union erhalten. Der Reichthum des Landes an Schlachtvieh, an dem es den Süd-

*) La guerre en Amérique par le comte de Paris. 2 Vol. unvollendet.

Digitized by Google

staaten bei Beginn des Krieges fehlte, machte ihm den Besitz von Kentucky besonders wünschenswerth, und noch in den späteren Jahren wurden erfolgreiche Razzias dahin unternommen. Nur wenige, kaum für größere Truppenmassen zu benutzende Wege führten über die Gebirgspässe von Kentucky und Tennessee nach den reichen Ebenen von Georgien und Alabama, deren Hauptverbindung mit dem Norden die Ohio-Mobile-Bahn war, die sich bei dem befestigten Chattanooga mit der Bahn kreuzt, die von Memphis am Mississippi nach Richmond und Charleston führt. Bei Atlanta münden die von Savannah und Augusta kommenden Bahnen in die von Mobile ein. Wenn auch das Eisenbahnnetz des Nordens, namentlich im Osten, weit entwickelter, so war doch dessen Gestaltung im Ganzen günstiger für den Süden. Die Heere desselben bewegten sich bei ihren Operationen meist auf den innern Linien und konnten sich leichter von einem bedrohten Punkte auf den andern werfen. In Kentucky und Tennessee fehlten, mit Ausnahme der Bahn, die von Louisville nach Indianopolis führt, die Schienenwege nach Norden.

Auf diesem Kriegstheater, das auch den südlichen Theil von Missouri, den nördlichen der Staaten Georgien und Mississippi einschließt, war die Kriegführung am wechselvollsten. Guerillas beider Parteien verwüsteten das Land, und erst in der letzten Zeit blieb der Norden im dauernden Besitz des Eroberten.

Das untere Stromgebiet des Mississippi, der Lebensader seiner Uferländer und der wichtigsten Handels- und Verbindungsstraße für die Staaten Missouri, Arkansas, Louisiana und Mississippi, bildet mit Texas das westliche Kriegstheater. Die Staaten des Nordwestens stellten der Union ihre besten Soldaten, Illinois wurde das Kriegsnest des Nordens genannt, die Wiedergewinnung der freien Schifffahrt auf dem Mississippi war das wesentlichste Interesse dieser Staaten. Die Unionsregierung versäumte es, sich nach der leichten und schnellen Einnahme von New-Orleans in den Besitz des wichtigen Stromes zu setzen, obwol Fremont und Halleck es vorbereitet hatten. Der Mississippi theilte das Gebiet der Conföderation in zwei ungleiche Hälften. Aus Texas, West-Louisiana, Arkansas zogen die Conföderirten ihre besten Pferde und Reiter, tüchtige, wenn auch verwilderte Soldaten, ferner Vieh, und von Matamoros aus, wo eine Gießerei etablirt war, Geschütze. Schon im Frühjahr 1862 wurden Port-Hudson, Grand Gulf und das wichtige Vicksburg, in dem die von Ost und West kommenden Eisenbahnen sich berühren, von den Conföderirten befestigt, und so war die Stromstrecke zwischen Port Hudson und Vicksburg, innerhalb welcher der Red-River mündet, in deren Händen. Der breite, tiefe Mississippi, der sich erst wie ein Bach im Wiesengrunde schlängelt, und in viele sich dann wieder vereinigende Arme theilt, hat meist sumpfige Ufer, nur am linken sind an einzelnen Stellen Hügelrücken, die steil nach dem Flusse abfallen, und zur Anlage von Batterien und Schanzen benutzt waren. Der Mississippi hat oft sein Bett gewechselt, Seen, Sümpfe und todte Arme (Bayous) sind zurückgeblieben, die durch Canäle mit dem neuen Bett verbunden sind oder leicht mit ihm in Verbindung gebracht werden können. Je weiter nach Süden, desto mehr nimmt die Zahl der Seen, Flußarme, Sümpfe, Creeks zu.

Ende 1861 wurde die Küste von der Cheasepeake-Bai bis zur mexikanischen

Digitized by Google

Grenze blockirt; im ersten Jahre hatten die Unternehmungen der Flotte und der Landungstruppen überraschende Erfolge, Beaufort und Neu-Orleans wurden rasch erobert, während später, als die Conföderirten neue Werke angelegt und mit schweren Geschützen armirt, die Stromeinfahrten durch Sperrungen und Torpedos ungangbar gemacht hatten, Charleston, Mobile, Wilmington und Savannah lange erfolglos belagert wurden. In Texas wurden nur einzelne kleine Küstenstädte genommen, das wichtige Galveston ging bald wieder verloren.

V.

Seit dem Kriege mit Mexico war das stehende Heer allmälig bis auf 16,000 Mann vermindert worden, die größtentheils in kleinen Abtheilungen in den neuen Staaten und Territorien des Nordwestens, in Arkansas und Texas standen. Ebenso war die Flotte vernachlässigt, die Schiffe auf weit entfernten Stationen zerstreut. Der Miliz, die auf 3 Millionen veranschlagt wurde, fehlte es an jeder Vorbereitung und Organisation. An der Spitze des Heeres stand der alte Generallieutenant Winfried Scott, der Sieger im mexicanischen Kriege. Ein großer Theil der Officiere der Landarmee trat der Conföderation bei, sie waren meist aus den Südstaaten gebürtig; die Officiere der Flotte blieben fast alle der Union treu. Da die meisten Officiere in der trefflichen Militärschule von West-point gebildet worden, so war ihr Uebertritt ein wesentlicher Vortheil für das südstaatliche Heer.

Für die gewaltigen Armeen, die der Norden in's Feld stellte, fehlte es an Cadres; sie zu bilden war nicht die Bestimmung der Linientruppen, ihre kleine Zahl wäre auch ungenügend gewesen. Daher bestanden die Heere fast ganz aus Freiwilligen, deren Regimenter von den Staaten nach ihrer Bevölkerungszahl gestellt wurden. Auch während des Krieges blieben die Regimenter in Abhängigkeit von ihren Staaten, die Officiere wurden gewählt oder von deren Gouverneuren ernannt, die Union hatte nur das Recht der Bestätigung. Lincoln hatte zuerst, die Bedeutung des nahenden Krieges unterschätzend, 15,000 Milizen auf 3 Monate einberufen, dann 42,000 Freiwillige mit dreijähriger Dienstzeit angeworben und die reguläre Armee auf 25,000 Mann verstärkt; nach der Schlacht von Bullrun erkannte die Regierung wie das Land den Ernst der Lage; Lincoln forderte von dem soeben zusammen getretenen Congreß 400,000 Mann und 400 Millionen Dollars. Die ersten Freiwilligen waren meist von den großen Städten des Nordostens gestellt, die nur von einem schnellen Marsch nach Richmond träumten, und, ohne Disciplin und Ausbildung, den Anstrengungen eines Feldzuges nicht gewachsen waren. Mit der Dauer des Krieges verbesserte sich das Material, der Westen erkannte die Nothwendigkeit, die Secession zu unterdrücken, und seine Regimenter bildeten den Kern von Grant's und Sherman's siegreichen Heeren. In seinen „military lessons of the war“ (veröffentlicht im Army and Navy Journal 25/IX. 1874) sagt Sherman: „Der größte Fehler in unserm Bürgerkriege war der Modus der Rekrutirung und Beförderung. Wenn die Stärke eines Regiments im Laufe des Krieges vermindert war, wurde es nicht ergänzt, sondern neue Regimenter mit neuen

Digitized by Google

Obersten, Capitainen und Soldaten wurden gestellt, während die alten, erfahrenen Regimenter mit bewährten Officieren allmälig zu Skeletten zusammenschrumpften. Diese Angelegenheit war bei den Freiwilligen den Staaten allein überlassen, nur Wisconsin füllte seine alten Regimenter mit Rekruten, statt wie die andern Staaten neue Regimenter zu stellen, und wir schätzten ein Regiment aus Wisconsin so hoch, als sonst eine Brigade. Die deutsche Methode der Ergänzung des Heeres ist vorzüglich." Es ist die von Napoleon I. eingeführte, in allen europäischen Staaten nachgeahmte Errichtung von Ersatz-Bataillonen und Schwadronen, aus denen die Truppentheile im Felde vollzählig erhalten werden. — Mit Ausnahme der handeltreibenden und industriellen Bevölkerung der großen Städte des Nordostens war das Volk zum Soldaten geeignet, wenn auch Disciplin und Ausbildung fehlten. Aber die besten, zuverlässigsten Regimenter neben Wisconsin stellten Illinois, Indiana und Michigan. Einem Volk, das im Kampf mit der rauhen Natur abgehärtet, an Jagd und körperliche Uebungen und Anstrengungen gewöhnt ist, das durch Freiheit und Selbstverwaltung zur Selbständigkeit erzogen worden und sein Leben mit sprüchwörtlich gewordenem Leichtsinn auf's Spiel setzt, dem fehlen gewiß nicht die kriegerischen Elemente. Die Heere der Nordstaaten wurden im Verlaufe des Krieges zuverlässiger und leistungsfähiger, und das spricht für die Güte und Gesundheit des Materials; sie schlugen sich in allen folgenden Schlachten besser als in den ersten, die Entbehrungen, Gefahren und Anstrengungen schmiedeten das zuerst spröde und weiche Metall zu einer trefflichen Masse. In den ersten Monaten bedurfte es aller Energie der Befehlshaber, um die Disciplin zu erhalten und den Geist der Meuterei (spirit of mutiny) zu dämpfen. Ein Hauptmann, der seine dreimonatliche Dienstzeit beendet glaubte, zeigte dem Brigade-Commandeur Sherman an, er würde am folgenden Tage nach New-York reisen. Sherman erwiderte, er möge die Entscheidung der höheren Behörden abwarten. Der Hauptmann behauptete sein Recht, zu reisen, in Gegenwart vieler umstehender Soldaten. Da faßte Sherman an den Griff der Pistole, die er im Gürtel trug, und rief: „Wenn Sie nicht sofort gehorchen, schieße ich Sie nieder wie einen Hund." Der Hauptmann entfernte sich schweigend, als aber am andern Tage Lincoln im Lager war und Sherman's Brigade inspicirte, beschwerte er sich bei dem Präsidenten über die erlittene Behandlung. Abraham Lincoln, dem es nicht an Menschenkenntniß und klarem Urtheil fehlte, erwiderte: „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich gehorchen, denn wie ich Oberst Sherman kenne, ist ihm nicht zu trauen, ich glaube, er thut es."

Da ein Theil der Arsenale in die Hände der Südstaaten gefallen, fehlte es namentlich für die großen, neu gebildeten Heere an Waffen und Geschützen; der nöthige Bedarf wurde aber von den Fabriken der Neu-Englandstaaten geliefert. Die schnelle Schöpfung einer gewaltigen Flotte — Herbst 1862 vollendet — wurde dadurch ermöglicht, daß auch im Frieden jedes Handelsschiff so gebaut werden muß, daß es leicht zu Kriegszwecken umgestaltet werden kann. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat das Recht, alle Handelsschiffe gegen Entschädigung in Anspruch zu nehmen.

Sehr verschiedenartig gestaltete sich die Armee-Organisation im Süden. Die

Digitized by Google

etwa 5 Millionen Weißen der Conföderation waren der großen Mehrzahl nach Proletarier, an ein rauhes Leben voll Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnt, voll Hochmuth und Arbeitsscheu und voll Verachtung des Negers. Das Officiercorps, zum Theil in West-Point gebildet, ging aus dem stehenden Heere und aus der Pflanzer-Aristokratie hervor, welche die Soldaten, auch in bürgerlichen Verhältnissen, als Autorität anzusehen gewöhnt waren. Vom Frühjahr 1862 an bestanden die Heere der Südstaaten wesentlich aus dem zuchtlosen, verwilderten Proletariat, das unter Führern wie Forrest und Morgan auf barbarische Weise mordete und plünderte. Aber Lee und Jackson wußten den wilden Geist zu bannen — solcher Führer Religiosität, strenge Disciplin, schrankenlose Hingebung der Soldaten an den Feldherrn, Haß der Yankees, Verachtung der Neger, das waren die Elemente, die in seltsamer Mischung aus sehr bedenklichem Material treffliche Soldaten machten. Ferner wurden die Regimenter von der Centralregierung in Richmond, nicht von den einzelnen Staaten ausgehoben, nur zuerst wurden Freiwillige angeworben, und der gefährliche Modus der Wahl der Officiere durch die Untergebenen ging sehr bald in den der Ernennung über. Die $3^1/_2$ Millionen Sklaven wurden auch in der letzten Periode des Krieges, trotz Lee's Rath, nicht bewaffnet: auch wäre dadurch das Object des Kampfes, die Erhaltung der Sklaverei, thatsächlich aufgehoben worden. Das für den Süden so ungünstige Verhältniß, daß er fast die Hälfte seiner Bewohner nicht zur Conscription heranziehen durfte, wurde dadurch gemildert, daß der Acker- und Straßenbau, auch ein Theil der Fabrikation allein durch die Neger betrieben wurde, alle Weißen dagegen für den Dienst im Heere verwendbar blieben. Vor dem Kriege hatten die Südstaaten fast nur Baumwolle, Reis, Taback, Zuckerrohr gebaut; Korn, Mais, Schlachtvieh und die meisten Fabrikwaaren aus dem Norden bezogen — während des Krieges wurde Korn und Mais gebaut, der Feldbau wie die Viehzucht durch die Neger betrieben, deren durchweg friedliche Haltung den Erwartungen des Nordens und den früheren Befürchtungen des Südens nicht entsprach; die Blockade hinderte den Export, und die Baumwolle wurde bald von der neuen Regierung der Conföderation für Staatseigenthum erklärt, weshalb der Anbau derselben sich verminderte.

Im Hinblick auf die von einer Partei längst beabsichtigte Secession waren in einzelnen Staaten Vorbereitungen für den Krieg getroffen; angeblich um Negeraufständen zu begegnen, war ein Theil der Miliz versammelt und einexercirt. Süd-Carolina hatte Gewehre in England gekauft; die Zeughäuser des Südens waren besser mit Vorräthen versehen, als die des Nordens, doch reichte das keineswegs aus für die bedeutenden Dimensionen, die der Krieg annahm; während der ganzen Dauer desselben wurden Waffen in Europa gekauft, Geschütze und Gewehre in den großen Fabriken zu Matamoros in Texas und Tredegar bei Richmond angefertigt.

Wie der Präsident der Nordstaaten hatte auch Davis zuerst an keinen langdauernden Krieg geglaubt; er hoffte auf den überwiegenden Einfluß der Demokraten im Norden, auf den Mangel an Energie der dortigen Bevölkerung, auf die geheime Connivenz des Präsidenten Buchanan, mehrerer Minister, wie

Digitized by Google

Floyd, und vieler Mitglieder des Senates wie des Repräsentantenhauses. Jefferson Davis, früher Kriegsminister der Union und Freiwilligengeneral im mexicanischen Kriege, war vom Congreß der Secessions-Staaten in Montgomery zum Präsidenten gewählt. Er suchte eine reguläre Armee von nur 25,000 Mann zu bilden, berief 150,000 Freiwillige, ernannte Bragg und Beauregard zu Generalen und contrahirte eine Anleihe von 15 Millionen Dollars.

Jefferson Davis hat einen großen aber verhängnißvollen Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes gehabt. Wie Pollard,*) der südstaatlich gesinnte Geschichtsschreiber des Krieges (Redacteur des Richmond Enquirer während desselben) schreibt, gehörte Davis zu der Aristokratie von Politikern, die seit Jahrzehnten das Land regierten; im Süden war die Verwaltung wie die politische Vertretung fast das Erbtheil dieser engherzigen, unruhigen, maßlos ehrgeizigen Classe. Seit langer Zeit war die Trennung von der Union von diesen Männern in's Auge gefaßt; sie glaubten in ihrer falschen Beurtheilung des Nordens, sie ohne blutige Kämpfe und gewaltsame Erschütterungen durchsetzen zu können; sie hofften für sich bei der Bildung des neuen Staates Reichthum, Macht und Einfluß. So ergriffen die Verschwörer begierig die Gelegenheit, die Lincoln's Wahl ihnen bot. Schon 1850 sagte Scott zu Sherman, die Union stände am Vorabende eines Bürgerkrieges, und 1856 wurde im Süden allgemein die Wahl Fremonts zum Präsidenten für einen casus belli erklärt. Der Krieg wurde nur aufgeschoben durch die Wahl des südlichen Candidaten Buchanan, der die Stimmen der Sklavenstaaten und die der Demokraten des Nordens vereinigte.

Beschlossen wurde die Secession und ihre Aufrechterhaltung mit Waffengewalt durch die Senatoren von 7 Südstaaten: Florida, Georgia, Mississippi, Alabama, Louisiana, Arkansas und Texas, in der Nacht des 5. Januar 1861, in einem Saale des Capitols von Washington, also von nur 14 Männern. Von diesem geheimen Comité beeinflußt, trat am 15. Februar eine Versammlung in Montgomery zusammen, die sofort die Regierungsgewalt in Anspruch nahm, sich der Telegraphen und der Presse bemächtigte, und Besitz von den Forts, Arsenälen und Zollhäusern — dem Eigenthum der Union — ergriff. Die wahren Leiter der Bewegung konnten sie um so mehr fördern, da sie unerkannt im Senat, wie theilweise in der Regierung und im Repräsentantenhause saßen, von jeder Regierungsmaßregel Kenntniß hatten und alle revolutionären Schritte der Secessionsstaaten in den Versammlungen zu leugnen oder zu entschuldigen wußten; des Präsidenten Buchanan gränzenlose Schwäche oder geheime Zuneigung, Floyd's Verrätherei erleichterte es ihnen. Das revolutionäre Comité in Washington hatte ursprünglich den populären Hunter aus Virginien zum Präsidenten, Davis zum Kriegsminister bestimmt; aber Hunter ging der Actionspartei nicht weit genug, faßte sogar die Erhaltung der Union in's Auge, falls alle Forderungen der Südstaaten erfüllt würden, und so wurde Davis Präsident der Conföderation und Leiter der Geschicke des Südens.

Der virginische Senator Hunter war ein ernster, arbeitsamer, kluger Mann von hoher Begabung, Erfahrung und Menschenkenntniß; aber ihm fehlte

*) Pollard, life of Jefferson Davis.

Digitized by Google

das nervöse, elektrisirende Element, er war weder ein Verschwörer, noch ein Parteiführer. Dagegen war Davis voll Leidenschaft und Herrschsucht, ebenso glänzend in der Debatte wie in der Conversation, seine Haltung im Senat war imponirend, voll äußerer Würde; er war ein ebenso eleganter als hinreißender Redner und Publicist, seine Gestalt und Züge waren gebietend, wie die von Calhoun, ausdrucksvoll und beweglich wie die von Henry Clay. So erschien er als die Verkörperung eines Volksführers, leicht und zuversichtlich, zum Befehlen geboren. Aber all diese glänzenden Eigenschaften, die ihn im Süden zuerst fast wie einen Gott verehren ließen, deckten nur oberflächlich seine Fehler und Schwächen. Er war eitel und falsch, ohne wahre Energie, ohne Heroismus in der Stunde der Gefahr, bei aller unruhigen Geschäftigkeit ohne große Arbeitskraft; ängstlich um die Erhaltung seiner Machtstellung besorgt, fürchtete er den Einfluß wahrhaft großer Männer, wie Lee; vor tiefgreifenden, umgestaltenden Maßregeln scheute er wie ein beschränkter, einseitiger Büreaukrat zurück und suchte durch kleinliche Polizeiverfügungen, Wahlmanöver, Beeinflussung der Presse und alle Mittel eines engherzigen und harten Despotismus zu wirken. Der Gegensatz dieses fein gestalteten, hagern, reizbaren und kränklichen Mannes mit den klugen, scharfgeschnittenen Zügen zu dem ehrlichen, breitschultrigen 6 Schuh hohen Abraham Lincoln, der eiserne Nerven hatte und bei aller Derbheit, ja Plumpheit ein reiches Maß gesunden Menschenverstandes besaß, ist überaus frappant. Daß eine große historische Bewegung, die wir als eine nothwendige Phase in der Entwickelung der Menschheit ansehen müssen, den Anstoß und die Richtung durch die Intriguen und Conspirationen Einzelner empfangen konnte, wird Niemand bezweifeln, der die Thätigkeit Mirabeau's und des Herzogs von Orleans in den beiden ersten Jahren der französischen Revolution, der die Geschichte der Clubs und ihrer Einflüsse in den späteren Jahren kennt. Zwei wohl zu unterscheidende Strömungen bestimmen die geschichtlichen Bewegungen, die eine liegt in der Masse des Volks, sie gibt die allgemeine Voraussetzung, die Bedingungen, und ist, fast bewußtlos wirkend, der Nothwendigkeit zu vergleichen, welche das Schicksal des Einzelnen bestimmt; die andere Strömung besteht in der Thätigkeit der Persönlichkeiten, die bewußt die Massen leiten und selbständig handelnd eingreifen; in ihnen manifestirt sich die Freiheit des menschlichen Geistes. Sie können als Redner, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren und Intriguanten und Verschwörer wirken; im letzteren Falle entzieht sich ihr Einfluß, mindestens die Art seines Wirkens, dem öffentlichen Blicke. Im Allgemeinen wird die geschichtliche Anschauungsweise der Jugend wie der Menge am meisten zusagen, die in den großen Begebenheiten das Walten Gottes in der Geschichte oder die nothwendigen Entwickelungsstufen des menschlichen Geistes sieht; aber das Alter und mit ihm Lernen und Erfahrung zeigen, wie bedeutend zu aller Zeit der Einfluß einzelner Persönlichkeiten war. Und in dem Auftreten großer Männer zu bestimmter Zeit am bestimmten Orte dürfen wir gewiß das Walten Gottes verehren, „ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt". Der Einfluß ihres bewußten Handelns, oft ihrer Intrigue, ihres kalten Egoismus, oft der des Zufalls, den sie benutzten, ist unberechenbar. Im Extrem führt das freilich zu der engen und einseitigen Auffassung der Geschichte, die etwa Scribe's histo-

Digitized by Google

rischen Lustspielen zu Grunde liegt. In demokratischen Republiken hat die Intrigue soviel Spielraum, als an den Höfen schwacher Fürsten, sie gebraucht nur andere Mittel und speculirt auf die Eitelkeit, den Eigennutz, die Bornirtheit und Feigheit der Massen — und gewiß oft mit glänzendem Erfolge. Hätte im Süden nicht längst der oft erwähnte, aber wenig bekannte Geheimbund der „Ritter vom goldenen Zirkel", zu dem Davis gehörte, bestanden und die Gedanken der Ausbreitung der Sklaverei über den ganzen Continent und der Beherrschung der Union, oder der Trennung von der Union genährt; hätten nicht der Egoismus, der Haß und die Leidenschaft Einzelner bewußt den glimmenden Brand zu loderndor Flamme angefacht: so konnte, wie Lee, und mit ihm ganz Virginien es hoffte, der blutige, soviel Wohlfahrt und Segen vernichtende Krieg vermieden werden. In der Secessions-Convention von Georgia hatte Alexander Stephens, der spätere Vicepräsident der Conföderation, vor dem Schritt der Secession gewarnt, der nie wieder zurückgethan werden könne, und die Invasion wie die Vernichtung des Landes zur Folge haben werde. „Die amerikanische Verfassung," rief er, „ist von unsern gemeinsamen Vätern gebaut, auf die breiten Principien des Rechts, des Gesetzes und der Humanität gegründet. Die amerikanische Regierung ist die beste und freieste von allen, die geachtetste und mildeste, die am meisten zur Erhebung des Menschengeschlechts geeignete, auf welche jemals des Himmels Sonne herabschien. Den Versuch selbst, eine Regierung zu stürzen, der wir Reichthum, Ansehen und Sicherheit verdanken, ist Wahnsinn und Verbrechen, dem ich niemals meine Stimme geben will." Aber die warnenden Worte des verständigen Mannes verhallten in dem Sturme von Leidenschaft und Haß, den Davis und seine Freunde vorbereitet, geschürt und entzündet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kant in seiner Stellung zur Politik.

Von

Prof. Dr. **Friedländer** in Königsberg.

Nicht blos in der Philosophie macht sich in unsern Tagen die Tendenz einer Rückkehr zu Kant so stark und vielfach geltend, auch im Streit der politischen Parteien wird seine Autorität bisweilen angerufen. Die Frage, welche Stellung der größte deutsche Denker des 18. Jahrhunderts zur Politik einnahm, darf daher wol ein hinlängliches Interesse beanspruchen, um den Versuch einer neuen Beantwortung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die bisherigen Erörterungen dieses Gegenstandes ergeben sehr verschiedene Resultate. In einem 1838 erschienenen Aufsatze von F. W. Schubert,*) dem Mitherausgeber der Werke Kant's, erscheint der große Philosoph fast als das Muster eines der Obrigkeit stets und unbedingt gehorsamen preußischen Unterthans, bei Hettner**) dagegen als Urheber und Verkünder einer durchaus revolutionären Staatslehre. Keine von beiden Darstellungen gibt ein richtiges Bild.

So einstimmig die Freunde Kant's, die am Anfange dieses Jahrhunderts über sein Leben geschrieben haben, darin sind, daß sein Interesse an Politik ein höchst lebhaftes war, so karg sind sie mit Mittheilungen über seine politischen Ansichten und Aeußerungen, offenbar aus einer sehr begreiflichen Vorsicht: hatte doch schon 1792 einer der begeistertsten Anhänger Kant's, Professor Reuß in Würzburg, ihn gegen den Vorwurf in Schutz nehmen müssen, daß die französische Revolution aus seiner Philosophie ihren Ursprung genommen habe. Bekannt ist, daß er in dem Unabhängigkeitskriege der nordamerikanischen Colonien gegen England lebhaft die Partei der ersteren nahm, was ihm eine Forderung zum Duell von dem ihm später so innig befreundeten Kaufmann Green zuzog. Die Kunde von seinem leidenschaftlichen Interesse an dem Verlauf der französischen Revolution verbreitete sich schon in jener Zeit so schnell und so

*) Schubert, Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Raumer's historischem Taschenbuch. IX. 1838.

**) Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (2. Aufl.) III. 3, 2, S. 38.

Digitized by Google

weit, daß er von Sieyès die Aufforderung erhielt, mit ihm darüber zu correspondiren, die er aber ablehnte. Sein mit den Jahren zur Sehnsucht gesteigerter Wunsch, die Anfänge einer Entwickelung noch zu erleben, die zur Herstellung eines allgemeinen dauernden Friedens führen könnte, ließ ihn den Basler Frieden mit Freuden begrüßen, wie sie ihn mit wachsender Abneigung gegen England, als die einzige den Krieg fortführende Macht, und deren leitenden Staatsmann erfüllte. Zu dem Letzten, was er geschrieben hat, gehört ein kleiner Aufsatz, in dem er seine Behauptung, Bonaparte's Zug nach Aegypten könne nur eine Finte sein, um seine wahre Absicht, die Eroberung Portugals, zu verdecken, mit dem Eigensinne des hohen Alters auch dann noch festhielt, als Aegypten bereits geraume Zeit in den Händen der Franzosen war.

Der Einfluß der beiden Schriftsteller, die auf die politischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts am meisten bestimmend eingewirkt haben, Montesquieu und Rousseau, ist auch bei Kant nicht zu verkennen. Montesquieu's „Geist der Gesetze" (1749) empfahl er seinen Zuhörern auf's angelegentlichste, und seine Excerpte zeigen die eingehendste Beschäftigung mit diesem Buche, aus dem er namentlich die Lehre von der Trennung der Gewalten entlehnte.

Dagegen ist Rousseau's Einfluß auf Kant's politische Ansichten, wenn auch nicht gering, so doch nicht so bestimmend gewesen, als man es bei dem Schriftsteller erwarten sollte, dessen Werke unter allen gleichzeitigen auf ihn den größten Eindruck gemacht hatten. Rousseau zuerst hatte nach seiner Meinung die „tiefverborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz entdeckt, das die Vorsehung rechtfertigt." (XI. 2, 248.)*) Ihm bekennt er einen ganz neuen Begriff vom Wesen der Menschheit zu verdanken. Vorher hatte er ihre Ehre ausschließlich in dem Streben nach Erkenntniß gesucht und „den Pöbel, der von nichts weiß, verachtet. Dieser verblendende Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Werth ertheilen kann, die Rechte der Menschheit herzustellen." (XI. 2, 240.) Vor dem hinreißenden Zauber der Sprache Rousseau's hatte Kant eine Art Furcht: über den Inhalt seiner Schriften erlaubte er sich ein Urtheil erst, wenn der erste Eindruck sich durch wiederholtes Lesen abgestumpft hatte. (XI. 2, 232.)

Trotz alledem stieß Rousseau ihn eben so sehr ab, als er ihn anzog. Obwol er glaubte, daß der Genfer Autor durch eine noch nie dagewesene Verbindung von Genialität, Gefühl und Scharfsinn alle bisherigen Schriftsteller aller Zeiten und Völker übertreffe, fand er doch zugleich seine Schriften „so voll seltsamer und widersinniger Meinungen", daß man vermuthen müsse, er habe einen Ruhm darin gesucht, Paradoxien blendend vorzutragen. (XI. 2, 240.)

In der That ist kaum ein tieferer Gegensatz denkbar, als zwischen den Naturen dieser beiden Männer: zwischen der Gefühlsüberschwänglichkeit, Voreingenommenheit und Sophistik des Einen und dem unerbittlichen Wahrheitssinn, der strengen, ja herben Männlichkeit des Andern. Vor Allem Rousseau's ganze Richtung war eudämonistisch, seine Zukunftsideale ganz durch den Zweck einer

*) Ich citire nach der Ausgabe von Schubert und Rosenkranz.

Digitized by Google

geträumten Glückseligkeit bestimmt. Kant weist Nichts so entschieden zurück, als eine Bestimmung unserer Handlungen durch den Zweck, und erklärt die Glückseligkeit für einen subjectiven, also undefinirbaren Begriff. Der Ansicht Rousseau's von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur steht die Kant's von dem radicalen Bösen in derselben (trotz der auch von ihm gehegten Hoffnung auf den endlichen Sieg des guten Princips) immerhin schroff genug gegenüber. Frage man, ob die Menschen als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen seien, so müsse er gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sei (VII. 1, 274); „aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts Gerades gezimmert werden" (VII. 1, 325). „Die Erfahrung alter und neuer Zeit muß jeden Denkenden verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde." (VII. 2, 267.) Kant führt die bekannte Antwort an, die Friedrich der Große dem von ihm zum Director der schlesischen Unterrichtsanstalten ernannten Sulzer gab. Als dieser sagte, es gehe dort besser, seit man auf Rousseau's Grundsatz fortgebaut habe, daß der Mensch von Natur gut sei, erwiderte der König: „Ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite à laquelle nous appartenons." (VII. 2, 275.) Zwischen diesen beiden extremen Ansichten hielt die Kant's etwa die Mitte. Jedenfalls war er überzeugt, daß die menschliche Natur den Zwang nothwendig mache. (VII. 2, 268.)

Am strengsten besteht er in der Ausschließung jedes Zwecks bei der Bestimmung des Strafrechts (IX. 180 ff.): einzig und allein die Gerechtigkeit (ohne die es keinen Werth hat, daß Menschen auf Erden leben) soll hier walten. Das Maß der Strafe kann nur durch ein ideales Wiedervergeltungsrecht bestimmt werden: sie muß zu der inneren Bösartigkeit des Verbrechers in genauem Verhältniß stehen; daher ist für Mord die Todesstrafe die einzig zulässige. Die Einwendungen Beccaria's gegen dieselbe bezeichnet Kant als „aus theilnehmender Empfindelei einer affectirten Humanität" hervorgegangen, seine Beweisführung als „Sophisterei und Rechtsverdrehung".

„Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmung auflöste, müßte der letzte im Gefängniß befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit Jedermann das widerfahre, was seine Thaten werth sind, und die Blutschuld nicht auf dem Volke hafte, das auf diese Bestrafung nicht gedrungen hat (IX. 183)."

Alle auf Politik bezüglichen Schriften Kant's fallen in sein Greisenalter, die meisten in die Zeit von 1792 bis 1798. Die darin vorgetragenen Anschauungen und Grundsätze beruhen offenbar auf lange genährten, gereiften und fest gewordenen Ueberzeugungen, und bilden ein festgeschlossenes System, in dem weder eine Lücke, noch ein Sprung, geschweige denn ein Widerspruch ist. Ueberall kehren dieselben Gedankenreihen wieder. Man kann daher die einzelnen Glieder der Schlußketten verschiedenen Schriften entnehmen: sie greifen stets genau ineinander.

Kant's politische Ansichten sind wesentlich durch seine Auffassung der Geschichte bedingt, und dies war die uns so völlig fremd gewordene teleologische. „Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung

Digitized by Google

eines verborgenen Planes der Natur ansehen (VII. 1, 329 f.)," die auch „als tiefliegende Weisheit einer höheren, auf den objectiven Endzweck des menschlichen Geschlechts gerichteten und diesen Weltlauf prädeterminirenden Ursache Vorsehung genannt wird." (VII. 1, 257.) Doch ist dieser letztere Ausdruck, „mit dem man sich vermessener Weise ikarische Flügel ansetzt, um dem Geheimniß ihrer unergründlichen Absicht näher zu kommen," weniger schicklich und bescheiden als der erstere.

Von der Natur oder der Vorsehung allein können wir den Fortschritt der Menschheit erwarten. (VII. 1, 224 f.) Ihre Fürsorge für dieselbe offenbart sich überall. Sie hat z. B. gewollt, daß die ganze Erde von Menschen bewohnt sei: unter den mannigfachen Anstalten, die sie für diesen Zweck getroffen, erregte Kant's Bewunderung am meisten die Anspülung des Treibholzes an gewächslose Küsten. (VII. 1, 260.) Zur Erreichung dieses Zwecks bedient sie sich namentlich auch des Krieges, „der auf die menschliche Natur gleichsam gepfropft zu sein scheint." Nur der Krieg kann Völker in Gegenden getrieben haben, die sie nie aus eigener Neigung als Wohnsitz gewählt haben würden, wie die Eskimos nach dem höchsten Norden, die Pescherä's nach dem Feuerlande. (XI. 2, 169.) Aus den Jahren der beginnenden Altersschwäche Kant's wird berichtet, daß er den Krieg und die Pocken für Anstalten der Natur zur Verhütung der Uebervölkerung ansah; er gehörte zu den Gegnern der Impfung. (XI. 2, 169.)

Des Krieges bedient sich die Natur nun auch als eines Mittels zur Erziehung der Menschheit. Sie zwingt sie durch ihn zur Auflösung des größten, am spätesten und nur annähernd zu lösenden Problems: zur Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Durch die Uebel, die mit dem Zustande der Wildheit verknüpft sind, hat die Natur unsere Gattung bereits genöthigt, zur Gesetzmäßigkeit, zur Civilisation und zur Cultur vorzuschreiten: aber von Moralität sind wir noch weit entfernt. Das Verhältniß der Völker und Staaten zu einander ist noch ein völlig barbarisches. Hier tritt die Bösartigkeit der menschlichen Natur, die im Innern des Staats durch den Zwang verdeckt wird, unverhohlen hervor; der Unterschied zwischen den europäischen und den amerikanischen Wilden besteht hauptsächlich darin, daß die ersteren einander nicht fressen. Wäre die letzte Stufe, die unsere Gattung noch zu ersteigen hat, unerreichbar, so hätte Rousseau so Unrecht nicht gehabt, wenn er den Zustand der Wilden vorzog. Dieser letzten Stufe führt uns die Natur durch die Kriege entgegen. Durch die endlich bis zur Unerträglichkeit drückenden Lasten, die die Kriege den Staaten auferlegen, durch deren schließliche völlige Erschöpfung treibt sie uns, aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten (der erst durch eine freiheitliche Verfassung der Einzelstaaten möglich wird), in welchem auch der kleinste Staat seine Sicherheit und seine Rechte von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten kann. Alle Kriege sind daher eben so viele Versuche der Natur, diesen Zustand zu erreichen. (VII. 1, 323 ff., 247.)

Zu demselben Schlusse gelangt Kant noch vermittelst einer zweiten Gedankenreihe. Wie Rousseau geht er von dem Satze aus, daß die Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen in der Natur begründet ist; und deshalb muß

Digitized by Google

das Endziel aller politischen Bestrebungen eine Verfassung sein, die die Freiheit und Gleichheit aller Einzelnen gewährleistet, so weit sie mit ihrer Vereinigung zu einem Staatswesen verträglich ist. (VII. 1, 197 ff.) Die Freiheit ist das Recht eines Jeden, seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen zu dürfen, der ihm gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, einem ähnlichen Zweck nachzustreben, nicht Abbruch thut. Die Gleichheit ist das Recht jedes Gliedes des Gemeinwesens, dahin zu gelangen, wohin Talent, Fleiß und Glück ihn bringen können, und dies Recht darf nicht durch die erblichen Vorrechte eines Standes beeinträchtigt werden; gegen den Geburtsadel und seine Privilegien hat Kant sich auch sonst auf's entschiedenste ausgesprochen. (XI. 2, 157 f.) Daß übrigens durch die Gleichheit Aller die größte Ungleichheit des Besitzes und der Lebensstellung nicht ausgeschlossen werden kann, hat er ebenfalls ausdrücklich gesagt. (VII. 1, 200.)

Aber wie allen menschlichen Bestrebungen, so darf auch den auf die Verwirklichung dieses Ideals hinführenden nicht der Zweck die Richtung geben, sondern einzig und allein die Rechtspflicht, also das Moralprincip. Nicht weil er seinen Mitgliedern die Glückseligkeit gewährt (die vielleicht im Naturzustande oder unter der Herrschaft des aufgeklärten Despotismus größer sein kann), muß der ideale Staat das Ziel alles Strebens sein, sondern weil er allein den Forderungen des Moralprincips entspricht. (VII. 1, 281.) Ist aber die auf dasselbe basirte Verfassung erst in einzelnen Staaten erreicht, so darf auch die Regelung ihrer Beziehung zu einander durch das Recht allein erwartet werden. Denn wenn erst ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich eine solche Verfassung gegeben hat, so bildet dies einen Mittelpunkt der föderativen Vereinigung für andere Staaten zu einem sich allmälig immer weiter ausbreitenden Friedensbunde. Auch dies letzte Ziel ist nicht blos als physisches Gut, sondern auch als ein aus Pflichtanerkennung hervorgehender Zustand zu wünschen. (VII. 1, 279.)

Auch Kant's politischem System liegt die unhistorische, die Staatslehre des ganzen 18. Jahrhunderts beherrschende Vorstellung eines Gesellschaftsvertrages zu Grunde, durch den alle Einzelnen sich zur Herstellung des Gemeinwesens ihrer Rechte entäußert haben. Aber abweichend von Locke und Rousseau betrachtet Kant diesen Vertrag und die durch ihn erfolgte Uebertragung der ursprünglich beim Volke befindlichen obersten Gewalt als eine dasselbe auf immer und unter allen Umständen bindende. Keineswegs darf man, wie Danton, den Nachweis verlangen, daß der Staatsvertrag factisch stattgefunden habe, was gar nicht einmal möglich ist. „Sondern es ist eine bloße Idee der Vernunft, die aber den Gesetzgeber verbindet, daß er seine Gesetze so gebe, wie sie aus den vereinigten Willen eines ganzen Volkes haben entspringen können." (VII.1,207—214.) Ueber den Ursprung der obersten Gewalt soll das Volk nicht vernünfteln; keine Forschung reicht zum Anfang der bürgerlichen Gesellschaft zurück: eine solche aber in der Absicht einer gewaltsamen Abänderung der bestehenden Verfassung anzustellen, ist sträflich. (IX. 164, 191.) Ein Volk mag sich in derselben noch so unglücklich fühlen: es muß dem Souverän, dem es die oberste Gewalt einmal übertragen hat, gehorchen. Alle Widersetzlichkeit gegen diese oberste Gewalt ist das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen, weil es dessen Grundfesten zerstört. Hätte das Volk auch

Digitized by Google

ein zu Recht beständiges Urtheil über das Verfahren des Staatsoberhaupts, so könnte es doch nicht in eigner Sache Richter sein. Auch kann es sich nicht auf ein Nothrecht berufen, weil dieses dann dem Souverän eben so gut zustehen würde. (VII. 1, 208 ff.) Der Irrthum der Staatsrechtslehrer, die (wie Achenwall in seinem Jus naturae) ein Recht des Volkes zur Revolution gegen einen, seine Gewalt mißbrauchenden Herrscher behauptet haben; dieser Hang so vieler wohldenkender Schriftsteller, „dem Volk zu seinem eigenen Verderben das Wort zu reden", rührt theils von der Einmischung des Princips der Glückseligkeit her, das im Staatsrecht ebensoviel Böses anrichtet, als in der Moral, theils von der Einmischung des Erfolgs in die Rechtsgründe. „Der Gott Bonus eventus," sagt Kant an einer andern Stelle, „ist ein guter Rechtsverdreher." (VII. 2, 276.) „Wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, so würden die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Verbrecher sehen." (VII. 1, 212.)

Die absolute Rechtswidrigkeit der Empörung folgt auch aus dem Satze, daß alle Handlungen unrecht sind, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt. Kein Volk konnte aber bei der Stiftung einer Staatsverfassung sich die Ausübung der Gewalt gegen das Oberhaupt in gewissen Fällen vorbehalten, weil es damit die Verfassung von vorn herein unmöglich gemacht haben würde. (VII. 1, 285 f.)

Wenn übrigens die Entthronung eines Monarchen noch wenigstens den Vorwand eines Nothrechts für sich hat, so hat das Volk niemals das mindeste Recht, ihn wegen seiner vorigen Verwaltung zu strafen, zu deren Führung es ihm ja durch die Uebertragung der obersten Gewalt das unbedingte und uneingeschränkte Recht gegeben hat. „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste;" sie kann allenfalls durch die Furcht vor seiner Rache entschuldigt werden, falls er die Gewalt wieder erlangte. „Die formale Hinrichtung ist es, was die mit den Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, so bald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Karl's I. oder Ludwig's XVI." (IX.167.) Dies nie auszutilgende Verbrechen vergleicht Kant mit der Sünde, die nach den Theologen weder in dieser, noch in jener Welt vergeben werden kann. „Der Grund des Schauders, den man hier empfindet, ist, daß die Hinrichtung eines Monarchen nicht wie der Mord als Ausnahme vom Rechtsgrundsatz erscheint, sondern als eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk, und so die Gewaltthätigkeit mit dreister Stirn und nach Grundsätzen über das heiligste Recht erhoben wird; welches wie ein Alles ohne Wiederkehr verschlingender Abgrund, als ein vom Staat an sich verübter Selbstmord, ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen zu sein scheint."

Eine Veränderung einer fehlerhaften Staatsverfassung kann also nur vom Souverän selbst durch Reform, aber nicht vom Volk durch Revolution vollzogen werden. (IX.168.) Der Satz: „Salus civitatis suprema lex esto" bedeutet nicht die

Digitized by Google

Glückseligkeit der Bürger, die Jeder sich anders vormalt, solle zum Princip der Staatsverfassung dienen, sondern: „das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; denn diese besteht nur durch jene". (VII. 2, 273.) Der Fortschritt zum Bessern kann nicht von unten hinauf, sondern nur von oben herab erfolgen: von Zeit zu Zeit sich selbst reformirend und statt Revolution Evolution versuchend, muß der Staat zum Bessern beständig fortschreiten. (X. 354 ff.) „Durch eine Revolution wird vielleicht wol ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, ebensowol als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen." (VII. 1, 147.) Da nun die Verwirklichung des Idealstaats so bald nicht zu erwarten ist, so ist es „vorläufig die Pflicht der Monarchen, ob sie gleich autokratisch herrschen, republikanisch (nicht demokratisch) zu regieren, d. i. das Volk nach Principien zu behandeln, die dem Geiste der Freiheitsgesetze (wie ein Volk mit reifer Vernunft sie sich selbst vorschreiben würde) gemäß sind, wenngleich dem Buchstaben nach es um seine Einwilligung nicht befragt würde". So soll „allmälig und continuirlich" die Regierungsart dem Ideal angenähert werden, der einzig bleibenden Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besondern Person hängt. (IX. 192.)

Wenn nun auch das Volk kein Zwangsrecht hat, um sein Oberhaupt zur Erfüllung dieser Pflicht anzuhalten, so behält es doch ein trotz des Gesellschaftsvertrages unverlierbares Recht (und hier weicht Kant von Hobbes ab): das Recht, dem Souverän Vorstellungen zu machen, wenn er irrt; denn daß er Unrecht thun *wolle*, darf der Unterthan nicht annehmen. „Die Freiheit der Feder ist das einzige Palladium der Volksrechte." (VII. 1, 215 ff.) Mit ihr würde auch die Denkfreiheit aufhören, „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt", denn „wieviel und mit welcher Richtigkeit würden wir wol denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit Andern, denen wir unsere und die uns ihre Gedanken mittheilen, dächten." (I. 387.) Wird die Schreibfreiheit unterdrückt, so veranlaßt das unabweisbare Bedürfniß der Mittheilung die Entstehung geheimer Gesellschaften. (VII. 1, 218.)

Ob der Souverän Unrecht thut, muß nach dem allgemeinen Princip beurtheilt werden: „was ein Volk nicht über sich selbst beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen." Sollte es aber doch geschehen, so schärft Kant auch hier ein, daß zwar allgemeine und öffentliche Urtheile darunter gefällt, nie aber wörtlicher oder thätlicher Widerstand dagegen aufgeboten werden kann. (VII. 1, 217.) Ausdrücklich beruft er sich auf das Wort Friedrich's des Großen: „Räsonnirt so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht!" (VII. 1, 153.)

Diese Forderung, räsonniren zu dürfen, ist aber von der Forderung einer völligen Preßfreiheit sehr weit entfernt. Abgesehen davon, daß Kant die Freiheit der Feder nur „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt", zulässig fand, dachte er auch nur an die Auf-

Digitized by Google

klärung, welche die Gelehrten kraft dieser Freiheit der damals so sehr viel kleineren Lesewelt zu Theil werden lassen sollten. Vor allem sind dazu die Philosophen berufen, „deren Stimme nicht vertraulich an das Volk (als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt) sondern ehrerbietig an den Staat gerichtet ist.“ (X. 352.) Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen in's Publicum zu schreien, müßte nicht blos der Regierung, sondern auch dem Publicum selbst gefährlich werden. (X. 284.) Wenn der Streit der Facultäten, d. h. der Streit der Principien mit den bestehenden Einrichtungen, vor den Richterstuhl des Volkes gezogen wird (dem in gelehrten Sachen gar kein Urtheil zusteht), so tritt der Zustand des gesetzwidrigen Streites ein, wo Lehren den Neigungen des Volkes angemessen vorgetragen werden und der Same des Aufruhrs und der Faction ausgestreut, die Regierung aber dadurch in Gefahr gebracht wird. (X. 285.)

Das Endziel aller politischen Bestrebungen und Entwickelungen ist eine Verfassung, die dem Moralprincip entspricht, und die Kant die republikanische nennt (was bekanntlich nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu verstehen ist). Sie basirt auf den Principien der Freiheit und Gleichheit; der Freiheit als Befugniß, keinem andern Gesetze zu gehorchen, als zu welchem man seine Beistimmung gegeben hat; der Gleichheit, als der Befugniß, keinen Oberen anzuerkennen, der nicht rechtlich ebenso verbunden werden kann, als er die Macht hat, selbst zu verbinden. (VII. 241. IX. 159.) Freiheit und Gesetz (durch welches jene eingeschränkt wird) sind die Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht; aber damit beide in Kraft treten können, bedarf es der Verbindung beider mit der Gewalt. Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie, Gesetz und Gewalt ohne Freiheit Despotismus, Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei; nur Gewalt mit Freiheit und Gesetz eine wahre bürgerliche Verfassung. Diese nennt Kant Republik, worunter er nicht eine Staatsform (Demokratie), sondern den Staat überhaupt (im wahren Sinne des Wortes) versteht. (VII. 2, 273.) Die Republik beruht auf der Trennung der ausübenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden (VII. 1, 244); sie ist: „ein repräsentatives System des Volks, um im Namen desselben, durch alle Staatsbürger vereinigt, vermittelst ihrer Abgeordneten (Deputirten) ihre Rechte zu besorgen.“ (IX. 193.) „Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentliche Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person nicht zugleich Vollstrecker seines Willens sein kann.“ (VII. 1, 244.)

Diese Verfassung, die einzige, dem Rechte der Menschen vollkommen angemessene, ist aber auch am schwersten zu stiften und noch schwerer zu erhalten, so daß man behauptet hat, es gehöre dazu ein Staat von Engeln. Doch muß das Problem ein auflösliches sein. (VII. 1, 263.) Nur suche man nicht die Auflösung übereilterweise mit Gewalt herbeizuführen, sondern sich ihr nach Beschaffenheit der Umstände unablässig zu nähern. Ja es muß den Staaten trotz des Vorsatzes dies Ziel zu erreichen, eine Verzögerung der Ausführung erlaubt sein, sei es daß ihre bestehende Verfassung ihnen einen besseren Schutz gegen die Bedrohung mächtiger Nachbarn gewährt, sei es, daß zur völligen Umwälzung nicht Alles von selbst

Digitized by Google

gereift ist oder durch friedliche Mittel der Reife nahe gebracht werden kann. (VII. 1, 274.)

Die Bedingungen der republikanischen Verfassung (in Kant's Sinne) können auch in Monarchien erfüllt werden. Auf die Staatsform legte Kant verhältnißmäßig sehr wenig Gewicht; wenn auch auf ihre größere oder geringere Angemessenheit für den letzten Zweck sehr viel ankomme, so sei dem Volke doch an ihr ohne Vergleich weniger gelegen, als an der Regierungsart. Er nimmt nur drei Staatsformen an: Autokratie, Aristokratie und Demokratie oder Fürsten-, Adels- und Volksgewalt. (VII. 1, 243—246.)

Die autokratische Staatsform ist als die einfachste allerdings für die Handhabung des Rechts die beste; aber was das Recht selbst anlangt, die gefährlichste für das Volk, weil sie so sehr zum Despotismus einladet. (IX. 190.) In Despotien, wo es nicht Staatsbürger, nur Unterthanen gibt, und das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, können die Herrscher z. B. den Krieg willkürlich wie eine Art von Lustpartie beschließen, da sie an ihren Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. dgl. dadurch nicht das Mindeste einbüßen. (VII. 1, 243.) Daß sie dies wagen, daß sie Menschen als bloße Werkzeuge ihrer Absichten wie Thiere belasten, in ihren Streitigkeiten gegen einander aufstellen dürfen, um sie schlachten zu lassen, das ist Umkehrung der Schöpfung selbst. (X. 351.) Denn der Mensch wird dann mit den übrigen lebenden Maschinen in eine Classe geworfen, „denen nur noch das Bewußtsein, daß sie nicht freie Wesen sind, beiwohnen dürfte, um sie in ihrem eigenen Urtheil zu den elendesten aller Weltwesen zu machen." (VII. 1, 281.)

Zu den absoluten Monarchien (d. h. Despotien) rechnet Kant auch England, da dessen König Krieg führen könne und oft genug geführt habe, ohne die Einwilligung des Volkes nachzusuchen. Die englische Constitution erklärt er für ein Blendwerk, das den Irrthum erweckt, eine wahrhaft freiheitliche Verfassung bestehe bereits, während in der That der König von England in Folge eines organisirten Systems der Bestechung der Volksvertreter durch Aemter und Würden der Beistimmung derselben sich stets versichert halten kann. (X. 353.) Also ist die sog. „gemäßigte Staatsverfassung als Constitution der inneren Rechte des Staates ein Unding, und anstatt zum Recht zu gehören, nur ein Klugheitsprincip, um so viel als möglich dem mächtigen Uebertreter der Volksrechte seine willkürlichen Einflüsse auf die Regierung nicht zu erschweren, sondern unter dem Scheine einer dem Volke verstatteten Opposition zu bemänteln." (IX. 166.)

Wenn Kant von Locke und Montesquieu in der Beurtheilung der von Beiden so hoch gepriesenen englischen Verfassung so weit abweicht, so weicht er nicht minder weit von Rousseau in der Beurtheilung der Demokratie ohne Repräsentation, also der Massenherrschaft, ab. Sie ist ihm nothwendig ein Despotismus und zwar der schlimmste von allen. Aristokratie und Autokratie können eine wenigstens dem Geiste des repräsentativen Systems gemäße Regierungsart annehmen, wie Friedrich der Große wenigstens sagte, er sei blos der oberste Diener des Staates, dahingegen die demokratische es unmöglich macht, weil Alles da Herr sein will. Am ersten kann die Monarchie hoffen, durch allmälige Reformen zu der einzigen vollkommen rechtlichen (republikani-

Digitized by Google

schen) Verfassung zu gelangen; schwerer ist dies schon in der Aristokratie; in der Demokratie ist es aber nur durch gewaltsame Revolution möglich. „Keine der sog. Republiken der alten Welt hat das repräsentative System gekannt, und sie mußten sich daher auch schlechterdings in den Despotismus auflösen, der unter der Obergewalt eines Einzigen noch der erträglichste unter allen ist." (VII. 243 bis 246).

Man sieht, daß unter allen aus der Geschichte bekannten Verfassungen keine auch nur annähernd dem Ideale Kant's entsprach. Auf welche Weise er sich das repräsentative System vorgestellt hat, in dem der Volkswille seinen vollkommenen Ausdruck finden soll, darüber findet sich in seinen Schriften auch nicht die leiseste Andeutung. Daß dies Ziel einst erreicht werden müsse, diese Ueberzeugung stand ihm fest; aber es lag in so weiter Ferne, daß er es schwerlich der Mühe für werth hielt, über die letzten, dahin führenden Schritte nachzudenken.

Nach dem bisher Gesagten kann es nun allerdings unbegreiflich erscheinen, daß Kant bei seiner unbedingten Verdammung jeder Revolution und seiner so entschiedenen Abneigung gegen die reine Demokratie die französische Revolution nicht nur mit enthusiastischer Theilnahme begrüßte, sondern in dieser Gesinnung auch nach der Schreckenszeit beharrte. Nach dem unzweifelhaft glaubwürdigen Bericht von Nicolovius äußerte er im Jahre 1794, daß alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschehen, unbedeutend seien gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, das vorher dort bestanden. (Hettner a. a. O. S. 41.) Wenn er hinzufügte, daß höchst wahrscheinlich die Jacobiner in Allem, was sie gegenwärtig thäten, Recht hätten, so dürfen wir diesen letzten Ausspruch vielleicht zu den „apodiktischen Behauptungen" rechnen, die er im hohen Alter in politischen Dingen liebte, oder aus der Mangelhaftigkeit der Nachrichten erklären, die aus Frankreich zu ihm gelangten.

In der That ist aber Kant mit sich selbst hier ebenso wenig im Widerspruch gewesen, als wenn er dem Volke das Recht der Revolution unbedingt abspricht, obwol er anerkennt, daß von ihm die oberste Gewalt ausgeht. Hettner, der hier den „handgreiflichsten Widerspruch" und „dieselbe verdächtige Zwiespältigkeit findet, die wir bei Kant auch in der religiösen Frage wahrnehmen" (a. a. O. S. 48), vergißt ganz, daß nach Kant's Ansicht durch den Gesellschaftsvertrag sich das Volk der obersten Gewalt für immer entäußert hat. Wenn Hettner hinzufügt, es sei zu bedenken, daß Kant seine Schriften unter seinem Namen herausgab, so scheint er damit anzudeuten, daß Kant nicht Weniges habe drucken lassen, was gegen seine Ueberzeugung war; denn die Lehre von der Pflicht des unbedingten Gehorsams des Volkes gegen den Souverän zieht sich wie ein rother Faden durch seine politischen Schriften und ist ein wesentlicher Bestandtheil seines ganzen Systems.*) Wahrlich, Kant hat nicht verdient, so verdächtigt, noch weniger so entschuldigt zu werden. Er hat freilich gesagt, daß er Vieles

*) Sie findet sich namentlich in der Schrift: Zum ewigen Frieden (1795), VII. 1, 285, Metaphys. Anfangsgründe d. Rechtspflege (1797), IX. 166. Vgl. auch den Streit der Facultäten (1798), 355 Anm. Das mag in der Theorie richtig sein (1793), VII 1, 208.

Digitized by Google

denke, was er niemals den Muth haben würde zu sagen, aber auch hinzugefügt, daß er nie etwas sagen werde, was er nicht denke, und dagegen hätte auch nicht der leiseste Zweifel erhoben werden sollen.

Kant hat es in seinem Staatsrecht auf's ausdrücklichste ausgesprochen, daß und warum er das französische Volk zur Gründung der Republik für berechtigt hielt. (IX. 193 f.) Indem Ludwig XVI. es demselben übertrug, die Last der Staatsschulden nach eigenem Gutbefinden zu vertheilen, gab er ihm nicht nur die gesetzgebende Gewalt in Ansehung der Besteuerung der Unterthanen, sondern auch in Ansehung der Regierung in die Hände: „nämlich zu verhindern, daß diese nicht durch Verschwendung oder Krieg neue Schulden machte". Mithin wurde die Herrschergewalt des Monarchen nicht blos suspendirt, sondern verschwand gänzlich und ging auf's Volk über, dessen gesetzgebendem Willen nun das Mein und Dein jedes Unterthans unterworfen wurde. „Man kann auch nicht sagen, daß dabei ein stillschweigendes, aber doch vertragsmäßiges Versprechen der Nationalversammlung, sich nicht eben zur Souveränität zu constituiren, sondern nur dieser ihre Geschäfte zu administriren, nach verrichtetem Geschäfte aber die Zügel des Regiments dem Monarchen wiederum in seine Hände zu überliefern, angenommen werden müsse; denn ein solcher Vertrag ist an sich selbst null und nichtig. Das Recht der obersten Gesetzgebung im gemeinen Wesen ist kein veräußerliches, sondern das allerpersönlichste Recht. Wer es hat, kann nur durch den Gesammtwillen des Volks über das Volk, aber nicht über den Gesammtwillen selbst, der der Urgrund aller öffentlichen Verträge ist, disponiren. Ein Vertrag, der das Volk verpflichtete, seine Gewalt wiederum zurückzugeben, würde demselben nicht als gesetzgebender Macht zustehen und doch das Volk verbinden, welches nach dem Satze: Niemand kann zweien Herren dienen, ein Widerspruch ist."

So konnte Kant also die französische Republik, von der er den ersten ernstlichen Versuch einer Trennung der Gewalten und der Einführung eines wahrhaft repräsentativen Systems erwarten durfte, mit ungetheilter Freude begrüßen. Nach Stägemann soll er bei der Nachricht von ihrer Begründung mit Thränen in den Augen gesagt haben: „Jetzt kann ich sagen wie Simeon: Herr, laß' deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich diesen Tag des Heils gesehen." (Hettner a. a. O. S. 40.) Nicht eine Revolution, sondern die Evolution einer naturrechtlichen Verfassung glaubte er hier zu sehen; wenn auch innere und äußere Kämpfe die Erreichung dieses Zieles für jetzt verhinderten, so strebe ihm doch die begonnene Entwickelung entgegen. (X. 349 f.) Die Gräuel der Revolution waren vorübergehend, der vorausgegangene Despotismus — der Frankreich in eine große Einöde verwandelt hatte (XI. 1, 237) — ein dauernder Zustand gewesen. Der Abscheu vor jenen Gräueln konnte Kant an seinen Ueberzeugungen nicht irre machen; wußte er doch, daß auch im Leben der Völker aus den größten Uebeln die größten Segnungen entsprießen, wie er ja auch das größte Uebel, den Krieg, für ein Mittel hielt, dessen die Natur sich bedient, um die Menschheit der Erreichung des höchsten Guts, des ewigen Friedens, entgegenzuführen. Aber auch die Hoffnung, daß aus gewaltsamen Umwälzungen gesetzmäßige Zustände hervorgehen können, ist in seinem politischen

Digitized by Google

System vollkommen begründet. Daß der Anfang jedes rechtlichen Zustandes die Gewalt ist, hat er wiederholt ausgesprochen. (Z. B. VII. 1, 271.) Blieben auch in seinen Augen Diejenigen, die diese Gewalt gegen eine bestehende Verfassung übten, todeswürdige Verbrecher, so bestand doch der neue bessere Zustand, der aus ihren Verbrechen hervorgegangen war, zu Recht und durfte nicht wieder rückgängig gemacht werden. „Wenn durch den Ungestüm einer von einer schlechten Verfassung erzeugten Revolution unrechtmäßigerweise eine gesetzmäßigere errungen wäre, so würde es doch auch alsdann nicht mehr für erlaubt gehalten werden müssen, das Volk wieder auf die alte zurückzuführen, obgleich während derselben Jeder, der sich damit gewaltthätig oder arglistig bemengt, mit Recht der Strafe der Aufrührer unterworfen sein würde." (VII. 1, 273.) Namentlich darf dies nicht von fremden Mächten geschehen; denn „kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen." (VII. 1, 236.)

Freilich erschien Kant die Revolution mit Elend und Gräuelthaten dermaßen angefüllt, daß ein wohldenkender Mensch dies Experiment auf solche Kosten nicht zum zweiten Male zu machen sich entschließen würde, auch wenn er hoffen dürfte, sie glücklich zu Ende zu führen. (X. 346 f.) Aber mochte sie nun gelingen oder scheitern, immer hatte sich doch darin das Streben eines großen Volks nach einer naturrechtlichen, d. h. auf den ewigen Principien der Freiheit und Rechtsgleichheit beruhenden Verfassung offenbart, von der Kant überzeugt war, daß sie nicht kriegssüchtig sein könne. Diese Thatsache schien ihm die endliche Erreichung des Ziels zu verbürgen. „Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte." (X. 350.) Die allgemeine enthusiastische Theilnahme, welche die Revolution außerhalb Frankreichs fand, und die sich auch da unverhohlen kund gab, wo es gefährlich war, sie zu äußern, bewies, daß es sich hier um eine Sache der ganzen Menschheit handle. Auch in dieser uneigennützigen Theilnahme der unbetheiligten Zuschauer, in diesem Enthusiasmus für die Idee des Rechts erblickte Kant einen überaus tröstlichen Beweis für die moralische Anlage der Menschheit zum Fortschritt: (X. 343—351) also in der Revolution selbst, sowie in den sie begleitenden Erscheinungen einen Beweis für die objective Realität der Rechtsprincipien, durch welche, wie er sagt, allein die Schöpfung gerechtfertigt werden kann, „daß nämlich ein solcher Schlag von verderbten Wesen hat auf Erden sein sollen". (VII. 1, 283.) So durfte er sich glücklich preisen, diese Bestätigung der Wahrheit des ihm über Alles theuern Glaubens an einen stetigen Fortschritt der Menschheit noch erlebt zu haben.

Den Schlußstein in dem politischen System Kant's bildet aber nicht das Ideal des Einzelstaats, sondern das Ideal eines zur Erhaltung des Friedens verbundenen Staatenvereins. Den ewigen Frieden hat Kant schon in der Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) als letzte, nur im Zusammenhang mit dem Problem einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung lösbare Aufgabe der Menschheit hingestellt. Daß dies Ziel jemals

Digitized by Google

völlig würde erreicht werden, scheint er nicht geglaubt zu haben. Am Schlusse der Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795) nennt er denselben „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näher kommt." (VII. 1, 291.) In der Rechtslehre (1797) sagt er, daß ein dauernder Friedenszustand nur durch einen zu diesem Zweck gebildeten Staatenverein herbeigeführt werden könne. „Weil aber bei gar zu großer Ausdehnung eines solchen Völkerstaats über weite Landstriche die Regierung desselben, mithin auch die Beschützung eines jeden Gliedes endlich unmöglich werden muß; eine Menge solcher Corporationen aber wiederum einen Kriegszustand herbeiführt: so ist der ewige Friede (das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts) freilich eine unausführbare Idee; die politischen Grundsätze aber, die darauf abzwecken, nämlich solche Verbindungen der Staaten einzugehen, als zur continuirlichen Annäherung zu demselben dienen, sind es nicht, sondern, so wie diese eine auf der Pflicht, mithin auch auf dem Rechte der Menschen gegründete Aufgabe ist, allerdings ausführbar." (IX. 203 f.)

Doch das eigentliche Problem, ohne dessen Lösung jede Theorie des ewigen Friedens ein bloßes Luftgebilde bleibt, hat Kant kaum gestreift: die Frage, ob und auf welche Weise jemals eine Ausgleichung des Abstandes der Völker in Cultur und Gesittung zu erwarten sei. Daß es zwischen gesetzlich geordneten und gesetzlosen Staaten, zwischen Völkern im Naturzustande und Völkern auf hoher Culturstufe keinen Frieden geben könne, als in Folge von Eroberung, hat Kant selbst anerkannt. „Der Mensch oder das Volk, sagt er (VII. 1, 238 Anm.), „im bloßen Naturzustande benimmt mir die Sicherheit und lädirt mich schon durch eben diesen Zustand, in dem er neben mir ist, obgleich nicht thätig, doch durch die Gesetzlosigkeit dieses Zustandes, wodurch ich beständig von ihm bedroht werde, und ich kann ihn nöthigen, entweder mit mir in einen gemeinschaftlichen gesetzmäßigen Zustand zu treten, oder aus meiner Nachbarschaft zu weichen." Vielleicht tröstete auch er sich mit der Aussicht auf eine Zeit, wo (nach einem Ausdruck Peschel's) die Naturvölker „hinwegcivilisirt" sein würden. Doch die Vorstellung, daß jemals eine im Wesentlichen gleichartige Cultur die ganze Erde beherrschen werde, steht mit den unzweifelhaftesten Ergebnissen der Geschichte in Widerspruch. Nichts lehrt die Geschichte so eindringlich, als daß dasselbe Gesetz die Entwickelung der Völker beherrscht, wie die der Individuen. Jene wie diese erreichen, wenn sie überhaupt zu einer normalen Entwickelung gelangen, in allmälig aufsteigender Linie die Höhe ihrer Kraft, um nach deren Ueberschreitung zu altern, zu siechen und zu verfallen, endlich zu sterben und in neuen Bildungen aufzugehn. Wenn dieser Entwicklungsgang zuweilen auch Jahrtausende dauert, auch durch rückläufige Bewegungen unterbrochen werden kann, so nimmt er doch im Großen und Ganzen immer denselben Verlauf und führt zu demselben Ziele. Verfallende Völker sinken aber zu einem Zustande herab, der, wenn auch in seinem Wesen wie in seinen Wirkungen von dem der Naturvölker grundverschieden, doch dieselben Folgen hat, indem er sie den noch kräftigen Völkern als leichte Beute überliefert, ja diesen unter Umständen die Nothwendigkeit der Eroberung aufzwingt. Denn jeder Staat hat das Recht und die Pflicht, sich

Digitized by Google

vor den übeln Einflüssen eines in seiner unmittelbaren Nähe verwesenden Organismus zu schützen. Wenn nun nach dem bisherigen Gange der geschichtlichen Entwickelung angenommen werden muß, daß stets gleichzeitig sich ein Theil der Völker im Aufgange, ein anderer im Niedergange befinden, daß also (auch abgesehen von den ungeheuren Unterschieden zwischen Racen und Religionen) immer neue Unterschiede zwischen Cultur und Gesittung, Lebens- und Widerstandskraft der Völker an die Stelle der etwa ausgeglichenen treten werden, so ist damit auch die Möglichkeit des von Kant in Aussicht genommenen Friedensbundes ausgeschlossen. Denn es ist klar, daß ein solcher Bund, wenn er überhaupt möglich wäre, nur von Staaten eingegangen werden könnte, die wesentlich auf gleicher Culturhöhe ständen.

Ein Irrthum war auch Kant's Glaube, daß eine Verfassung, in der zum Kriege die Zustimmung des Volkes erfordert würde (sei es durch directen Beschluß oder durch Bewilligung der Kriegsmittel), den Angriffskrieg ausschließen müßte; freilich ein in der Zeit der absoluten Monarchien und der Cabinetskriege sehr natürlicher Irrthum. Während die Regenten, sagt Kant, den Krieg, der ihnen persönlich nicht das geringste Opfer auferlegt, auf die frivolste Weise beschließen, so werden die Staatsbürger sich sehr bedenken, ihre Zustimmung zu einem so schlimmen Spiel zu geben: „da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten, als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben, die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Uebermaß des Uebels endlich eine, den Frieden selbst verbitternde, nie (wegen naher immer neuer Kriege) zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen." (VII. 1, 243.)

Doch die Geschichte lehrt auf allen Blättern, daß nicht blos Dynastien, sondern auch Völker Angriffskriege stets „mit um so leichterem Herzen" unternommen haben, je mehr die von denselben erwarteten Vortheile die erforderten Opfer überwogen oder zu überwiegen schienen. In der That steht die Kriegslust in der Regel im Verhältniß zur wirklichen oder eingebildeten Uebermacht einerseits und dem Werthe, der auf das Streitobject gelegt wird, andererseits. Und nicht blos das Verlangen nach materiellen Vortheilen, sondern auch ideale Impulse haben zuweilen die Kriegslust eines Volks zur Leidenschaft gesteigert. Ein merkwürdiges Beispiel hatte unmittelbar vor Kant's Abfassung der Schrift „Zum ewigen Frieden" Spanien gegeben. Bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. hatten dort alle Schichten der Bevölkerung denselben stürmischen Ruf nach Krieg gegen die infamen Königsmörder erhoben, alle Provinzen sich mit demselben leidenschaftlichen Begehren an den Thron gedrängt. Der regierende Günstling schwankte zuerst, da er den kläglichen Zustand der Armee kannte, fügte sich dann aber dem stürmischen Andringen. „Die Nation begleitete diese Wendung mit wachsendem Enthusiasmus. Es war nicht ein rascher Ausbruch der Leidenschaft, sondern eine dauernde, thatkräftige Begeisterung." *)

Daß es in diesem Falle nicht die Regierung, sondern das Volk war, das den Angriffskrieg verlangte, hat Kant schwerlich gewußt. Doch hätten diese und

*) Baumgarten, Gesch. Spaniens, I, 51 f.

Digitized by Google

ähnliche Thatsachen ihn auch in seinen Ueberzeugungen nicht irre machen können. Für ihn stand das Endziel aller politischen Entwicklungen so wie die Nothwendigkeit einer fortwährenden Bewegung nach demselben zu fest, als daß er in Erscheinungen, die seiner Auffassung entgegenstanden, mehr als vorübergehende Störungen und Hemmungen zu erblicken vermocht hätte. Ueberhaupt läßt sich ein Einfluß der Weltereignisse auf seine Ansichten nirgend nachweisen. Sein politisches System beruhte auf drei Elementen: dem unverbrüchlichen Festhalten an den ewigen Menschenrechten; der Anerkennung der unbedingten Pflicht, sich unter das Recht zu beugen, entstehe auch daraus, was da wolle; endlich dem Glauben an einen stetigen Fortschritt der Menschheit, der allein die Vorsehung in seinen Augen rechtfertigen konnte. Aus diesen Principien folgen alle Sätze seines Systems mit Nothwendigkeit. Den Zwecken und Erfolgen politischer Handlungen gestattet er nie den geringsten Einfluß auf sein Urtheil. Alle segensreichen Wirkungen der Regierung Friedrich's des Großen konnten ihn nicht mit dem aufgeklärten Despotismus aussöhnen. Eine auf das Wohlwollen eines Vaters gegen seine Kinder basirte, die Unterthanen wie unmündige Kinder behandelnde Regierung blieb für ihn „der größte denkbare Despotismus". (VII. 1, 199.) Und ebenso wenig konnte das Gelingen einer Revolution ihn bestimmen, von seiner Auffassung des Gesellschaftsvertrages abzuweichen und dem Volke irgend ein Recht der Auflehnung gegen die von ihm eingesetzte oberste Gewalt zuzugestehen. Auch die Urheber der englischen Revolution von 1688 hatten nach seiner Ansicht den Tod verdient. Sein Wort: „Wehe dem, der eine andre Politik anerkennt, als diejenige, welche die Rechtsgrundsätze heilig hält!" (XI. 2, 160) — dies Wort gilt ganz ebenso der Ausübung der Gewalt durch das Volk wie durch die Fürsten, ebenso der Revolution wie dem Staatsstreich und der Unterdrückung. Es ist von unermeßlicher Wirkung gewesen, daß Kant in einer Zeit der Bevormundung und des Absolutismus mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität für die Heiligkeit der Menschenwürde und des Menschenrechts, „den Augapfel Gottes" (VII. 1, 245), für bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung, für die Alleinherrschaft des Gesetzes im Staat eintrat. Aber es liegt in der Natur derjenigen politischen Systeme, die ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Principien abgeleitet sind und deren äußerste Consequenzen ziehen, daß sie Gegensätze in sich schließen können, die den auf dem Boden der realen Politik Stehenden unvereinbar erscheinen. Es sind eben nur die Gedanken, die leicht bei einander wohnen. Der praktischen Politik stand Kant ebenso fern als Plato, dessen Idealstaat einen streng aristokratischen Charakter trägt, und doch in der Aufhebung des Eigenthums, der Ehe und Familie den Utopien des extremsten Socialismus entspricht; eben so fern als Rousseau, der trotz der Forderung unbedingter Freiheit und Gleichheit doch Jeden aus seinem Staate verbannen wollte, der nicht an Gott und eine Vergeltung im andern Leben glaubte. Freiheit und Recht waren die beiden Pole der politischen Anschauungen Kant's, und doch enthalten seine Schriften Sätze, die den staatsrechtlichen Theorieen der Restaurationszeit entnommen zu sein scheinen. Keine Partei darf ihn also ganz als den Ihrigen in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Die Gründung des Königreichs Belgien.

Von

F. Heinrich Geffcken.

Im Jahre 1833 erschien in Brüssel ein Buch von mäßigem Umfang: „Essai historique et politique sur la révolution belge“ par Nothomb, welches das größte Aufsehen erregte und noch an demselben Tage, an dem es ausgegeben wurde, vergriffen war. Der Verfasser empfing den Ausdruck lebhafter Anerkennung nicht nur seines Landes, sondern auch gekrönter Häupter und der bedeutendsten auswärtigen Staatsmänner. Und doch war dies Werk keineswegs eine politische Gelegenheitsschrift, die sich an die Leidenschaften der Masse oder der Parteien wendete; es war, obwol man in ihm noch die heiße Asche der Revolution fühlt, aus der es hervorgegangen, eine geschichtliche und staatsmännische Darlegung der Verhältnisse und Ereignisse, welche zum ersten Mal gegen die Verträge von 1815 einen neuen Staat in's Leben riefen, der in schweren Kämpfen seine Anerkennung auch den widerwilligsten Gegnern abgerungen und, was mehr ist, sich behauptet hat. Niemand war in der That mehr befähigt, eine Rechtfertigung der belgischen Revolution zu unternehmen, als Nothomb, der an derselben persönlich einen hervorragenden Antheil genommen; seine Gaben hatten ihm, trotz seines jugendlichen Alters, bald eine einflußreiche Stimme verschafft, er war mit wichtigen Sendungen und Verhandlungen beauftragt und wußte seine Ansichten mit Nachdruck, Klarheit und Beredsamkeit in der parlamentarischen Debatte zu vertreten: er hatte geholfen, die Geschichte seines Landes zu machen, ehe er dieselbe schrieb. Gereift in der Schule großer Ereignisse, welche die Ansprüche der Mittelmäßigkeit zerreiben, aber das wahre Talent mit überraschender Schnelle entwickeln, wurde er durch das Vertrauen seines Königs und seiner Mitbürger zu einer Reihe einflußreicher Posten berufen; nachdem er in den diplomatischen Unterhandlungen mitgewirkt, welche die Unabhängigkeit Belgiens begründeten, ward er 1837 Minister der öffentlichen Arbeiten, 1841 Minister des Innern und thatsächlich Ministerpräsident, 1845 trat er in die Diplomatie zurück, für die er seine reiche Erfahrung in den inneren Angelegenheiten mitbrachte, und ist seitdem der Vertreter Belgiens in Preußen, heute im

Digitized by Google

ganzen deutschen Reiche. In dieser Stellung hat er, in den wechselndsten Verhältnissen, während mehr als 30 Jahren wirksam dazu beigetragen, das gute Einvernehmen seines Landes mit Deutschland zu erhalten und ist heute, durch die höchsten Gunstbeweise seiner beiden Souveräne wie Preußens ausgezeichnet, der verehrte Doyen des diplomatischen Corps in Berlin, dessen Stimme stets gehört, dessen Rath von seinen Collegen stets gesucht wird. Es ist ihm vergönnt gewesen, das Buch, durch welches er der Unabhängigkeit Belgiens ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, in diesem Jahre in vierter Auflage*) erscheinen zu sehen; er hat den ursprünglichen Text desselben beibehalten, indem eine Umarbeitung nach dem Stande der Gegenwart dem Werke zwar eine einheitlichere Gestalt gegeben hätte, aber das eigenthümliche Gepräge der Arbeit verwischt haben würde. Demgemäß hat er Alles, was zufolge neuerer Veröffentlichungen hinzuzufügen war, in Anmerkungen und Anhänge verwiesen und dem belgischen Historiker Th. Juste die Fortführung bis auf unsere Tage überlassen. In dieser Gestalt scheint das Buch um so mehr zu einer Besprechung der Ereignisse, welche es behandelt, aufzufordern, als in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften erschienen sind, welche über die Begründung des belgischen Staates neues Licht gebracht haben. Wir nennen hier nur „Das Leben Palmerston's" von Bulwer (Band II), die „Denkwürdigkeiten Stockmar's", die „Biographien" von Juste, den wichtigen „Briefwechsel König Wilhelm's IV. mit Lord Grey" und die „Greville Memoirs", welche die Angelegenheit zwar nur kurz berühren, aber doch interessante Bemerkungen über dieselbe enthalten.

I.

Einer der leitenden Gedanken des Wiener Congresses war die Begründung eines Staatensystems, welches Europa vor den Uebergriffen Frankreichs zu sichern im Stande sein sollte. Von diesem Gesichtspunkt gab man die Rheinprovinz Preußen und verband Belgien mit Holland zum Vereinigten Königreich der Niederlande.**) Aber während Preußen schon früher in Cleve, Berg und Mark am Rheine Fuß gefaßt und die Rheinländer als Deutsche sich allmälig mit den Bewohnern der alten Provinzen verbinden konnten, verfuhr man an der Schelde mit der Mißachtung nationaler Eigenthümlichkeit, welche damals an der Tagesordnung war und die Gebiete einfach nach Seelenzahl und Einkünften vertheilte: wie man Lombardei und Venetien an Oesterreich, Norwegen an Schweden ket-

*) Essai historique et politique sur la révolution belge. Par Nothomb. Quatrième édition. Précédée d'un avant-propos et suivie d'une première continuation par l'auteur et d'une deuxième par Théodore Juste. 2 vols. Bruxelles, C. Muquardt. 1876.

**) Die Idee dieser politischen Schöpfung findet sich zuerst in den geheimen Artikeln des Vertrages von Chaumont vom 1. März 1814. Im ersten Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 heißt es Art. 6: „La Hollande aura un accroissement de territoire", was Art. 3 der geheimen Artikel weiter begründet: „L'établissement d'un juste équilibre en Europe exigeant que la Hollande soit constituée dans des proportions qui la mettent à même de soutenir son indépendance par ses propres moyens, les pays compris entre la mer, les frontières de la France, telles qu'elles se trouvent réglées par le présent traité et la Meuse seront réunis à perpétuité à la Hollande."

Digitized by Google

tete, so bildete man aus den beiden, sich ganz fremd gewordenen Theilen der Niederlande ein neues Königreich.

Seit den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hatten die Beiden durchaus verschiedene Wege verfolgt; die südlichen Provinzen, welche den Aufstand gegen Spanien begannen, wurden unterworfen und blieben streng katholisch, aber zugleich im Besitz ihrer politischen Privilegien, die sie bis zur französischen Revolution behaupteten. Die nördlichen wurden eine feste Burg des Protestantismus und erkämpften nicht nur ihre Selbständigkeit, sondern erwarben durch den Westphälischen Frieden auch ein Stück der südlichen und brachten den übrigen Theil in ihre Abhängigkeit, indem die Schelde geschlossen und den Belgiern der indische Handel verboten ward. 1715 gab der Barrière-Vertrag noch den Holländern das Recht, die belgischen Festungen zu besetzen: Belgien ward also durch Holland mit politischen Servituten beschwert, welche seine Entwicklung unterbinden und so die Abneigung gegen den Norden steigern mußten. Durch die Verträge von 1815 wurde Belgien, ohne gefragt zu werden, mit Holland als einfache Gebietserweiterung (accroissement de territoire) vereinigt. Ein derartiges politisches Gebilde zweier Länder, die durch Religion, geschichtliche Entwicklung, theilweise auch durch die Sprache, getrennt waren, war nur haltbar unter der Voraussetzung der reinen Personal-Union, wie sie für Schweden und Norwegen durchgeführt ward, dieselbe Dynastie und auswärtige Vertretung, im Uebrigen getrennte Institutionen und Regierung. Ein solcher Dualismus war für das Königreich der Niederlande um so mehr angezeigt, als dort nicht, wie in Skandinavien, das neu erworbene Land eine Minderheit von Einwohnern gegenüber den erwerbenden zählte, sondern umgekehrt die letztern fast um das Doppelte übertraf. Aber daran dachte man nicht im Haag; man faßte die neue Monarchie einfach als ein durch eine Gebietserweiterung ergänztes Holland auf, man stützte sich also auf die Erwerbung, welche man nicht einmal selbst gemacht hatte, und bestimmte, daß die für dieselbe bestehende Verfassung vom 23. März 1814 mit den nöthigen Veränderungen auf den ganzen Staat auszudehnen sei.

Nach dem Verhältniß der Bevölkerung hätte für die zweite Kammer Belgien 110, Holland 55 Abgeordnete haben müssen; man gab aber beiden Theilen gleichmäßig 55, unter dem Vorwand, daß die Bedeutung der Colonien, die bisher Holland allein gehörten, und seines Handels eine andere Basis unmöglich machten; sobald also nur einige belgische Abgeordnete auf die Seite der Regierung traten, hatte der Norden auch legislativ das Uebergewicht. Es war versprochen, daß die Abänderung der Verfassung vereinbart werden solle (d'un commun accord); die belgischen Notabeln aber durften sich nicht über die Verfassung selbst, sondern nur über die Modificationen aussprechen, welche die Regierung nothwendig befunden. Von 1603 stimmten 796 dagegen, 527 dafür; nichts desto weniger erklärte der König am 24. August 1815 die Verfassung für angenommen, indem man die Abwesenheit von 280 Notabeln als Beweis ihrer Zustimmung ansah und von der Majorität 126 Stimmen für ungiltig erklärte, weil sie ihr Votum damit motivirt, daß die Artikel über den Cultus unannehmbar für sie seien. Unter solchen Verhältnissen war die Regierung ein fortgesetzter Kampf, die Herrschaft der Minorität über die Majorität zu behaup-

Digitized by Google

ten, und ein ehrliches repräsentatives Regiment unmöglich. Man suchte allmälig die holländische Sprache im Süden einzuführen, alle höheren Verwaltungsbehörden von den Ministerien bis zur Kanzlei des belgischen Löwenordens befanden sich in Holland. In holländischen Händen waren fast alle bedeutenden Aemter im Civil- und Militärdienst, während nach der Bevölkerungsziffer die Belgier die Mehrzahl der Armee, namentlich für Java, stellten. Die Interessen des Nordens waren entscheidend in allen wirthschaftlichen Fragen, namentlich der Besteuerung. Rotterdam ward auf jede Weise gegen Antwerpen begünstigt, Anlehen des Gesammtstaates nur für holländische Zwecke verwendet. Obwol Art. 227 der Verfassung Freiheit der Presse versprach, so war dieselbe doch vollkommen geknebelt; denn eine königliche Ordonnanz, welche bei der Landung Napoleon's von Elba erlassen wurde und mit den schwersten Strafen alle die bedrohte, welche versuchten, die loyale Gesinnung der Unterthanen zu verderben, blieb in Kraft, trotzdem der Anlaß, welcher sie rechtfertigen sollte, längst verschwunden war, und wurde mit der äußersten Härte gegen die belgische Presse angewandt. Der schwerste Irrthum des Königs Wilhelm I. betraf die kirchlichen Verhältnisse. Er hatte zwar nicht die thörichte Idee, in Belgien protestantische Propaganda zu machen; aber, ungewarnt durch das Beispiel Joseph's II., wollte er eine nationale belgische Kirche gründen, die so unabhängig wie möglich von Rom, so abhängig wie möglich von der Regierung sein sollte. Nicht nur verbot er, ohne Genehmigung der Regierung Vorbereitungsanstalten für die Geistlichen zu gründen, er errichtete selbst eine solche unter dem Namen des Collège philosophique, dessen Besuch obligatorisch ward, um ein geistliches Amt zu erhalten.

Ein solches Regiment mußte die lebhafteste Opposition der südlichen Provinzen hervorrufen,*) obwol dieselben während des langentbehrten Friedens materiell aufblühten und für ihre Producte günstigen Absatz in den Colonien fanden. Da diese Opposition auf dem Boden der Volksvertretung zu Folge deren parteiischer Zusammensetzung nicht durchdringen konnte, so warf sie sich auf die außerparlamentarische Agitation, Liberale und Katholiken schlossen die Union und knüpften Verbindungen in Frankreich an, die Julirevolution brachte diese unhaltbare Situation zur Krisis. Sicher wäre dieselbe damals noch nicht eingetreten, wenn Karl X. nicht seinen Thron verloren;**) aber sie

*) Metternich schrieb nach Ausbruch der Revolution an Sir Robert Adair: „Le peuple belge est facile à conduire. — Si le roi Guillaume avait su gouverner la Belgique, il la posséderait aujourd'hui. Ce collège philosophique de Louvain et le refuge des carbonaris français ont été pour lui de mauvais éléments de puissance. L'empereur Joseph a aussi voulu faire de la philosophie, et elle lui a bien mal réussi. Il est inconcevable, qu'après un exemple aussi frappant, le roi Guillaume ne se soit pas pris pour averti. Mais ce roi est aussi de ces hommes qui n'oublient rien et n'apprennent rien et avec ce défaut on perd des trônes." Stockmar, Denkwürdigkeiten p. 151.

**) Merkwürdig war dabei die Wechselbeziehung, in die Belgien wiederum zu der Julirevolution trat. Polignac hatte bei seiner beabsichtigten Revision der Karte Europa's stark auf die belgischen Katholiken gegen Holland gerechnet und mit Hinblick darauf eine bedeutende Armee bei Cambray concentrirt, deren Commando Bourmont nach seiner Rückkehr von Algier übernehmen, und die, jenachdem, gegen Paris oder gegen die Niederlande verwendet werden sollte.

Digitized by Google

wäre damit nur vertagt, denn der Conflict lag in den Verhältnissen. Sobald der Aufstand zu Brüssel ausgebrochen war, wurde er auch allgemein; die Bevölkerung erhob sich überall, und die Politik der Regierung, keine belgischen Regimenter zu bilden, sondern jedes aus Holländern und Belgiern zusammenzusetzen, wandte sich gegen sie, indem kein Oberst mehr wußte, wie weit er sich auf seine Truppen verlassen konnte. Demzufolge war die Armee desorganisirt und mußte sich zurückziehen. Eine provisorische Regierung bildete sich, im November trat der nationale Congreß zusammen, der am 18. die Unabhängigkeit Belgiens in monarchischer Regierungsform, am 23. den Ausschluß der Dynastie Nassau-Oranien proclamirte. Mit diesen Beschlüssen hatte die gemäßigte, aber entschiedene Partei gesiegt.

Auf die Stellung der Mächte kam nun Alles für die Ausführung dieses Programms an, welches ein Compromiß mit den europäischen Mächten wenigstens ermöglichte. Rußland, Oesterreich und Preußen waren der Revolution durchaus feindlich, Frankreich ebenso günstig, in Englands Händen lag die Entscheidung. Bei Ausbruch der Julirevolution stand der Herzog von Wellington an der Spitze der Regierung; er sowol als der auswärtige Minister, Lord Aberdeen, verhehlten ihr Mißvergnügen über das Ereigniß nicht, aber anerkannten, daß die französische Nation über ihre inneren Angelegenheiten zu entscheiden habe, so lange sie die bestehenden Verträge beobachte. Weit empfindlicher traf der belgische Aufstand Wellington; er empfing die Nachricht, daß die holländische Armee sich zurückgezogen, in Brighton, wo er sich beim Könige befand. Die Fürstin Lieven schrieb dem Prinzen Leopold: „Le duc en fut accablé, atterré. Diablement mauvaise nouvelle!“ Es begreift sich das, denn er sah damit seine eigenste Schöpfung bedroht. Er vor Allem hatte die Errichtung des Königreichs der Niederlande als eines Bollwerkes gegen Frankreich vertreten, da er in den napoleonischen Kriegen erkannt, welche Gefahr es für England sei, eine langgestreckte Küste überwachen zu müssen. Einen Augenblick dachte er daran, die südlichen Festungen zu besetzen;*) indeß die Berichte Bul-

---

Aber die Ungeduld des Hofes wagte den Staatsstreich vor der Rückkehr seines besten Generals, während Marmont in Paris nur 14,000 Mann zur Verfügung hatte, und die belgische Revolution nahm einen Charakter an, welcher zur Polignac'schen Politik im schroffsten Gegensatz stand.

*) Eine solche Maßregel hätte unzweifelhaft zum Kriege mit Frankreich geführt. Ein scharfer Beobachter schrieb damals über die Stellung des englischen Ministeriums: „In these difficult circumstances and in the midst of possibilities so tremendous, it is awful to reflect upon the very moderate portion of wisdom, which is allotted to those, by whom our affairs are managed. I am by no means easy as to the Duke's sufficiency to meet such difficulties, the habits of his mind are not those of patient investigation, profound knowledge of human nature and cool discriminating sagacity. With Canning we might hope to steer through these difficulties, he was the only statesman, who had sagacity to enter into and comprehend the spirit of the times and to put himself at the head of the movement, which was no longer to be arrested. The idiots, who so rejoiced at the removal of this master mind, which alone could have saved them from the effects of their own folly, thought to stem the torrent in its course and it has now overwhelmed them. It is unquestionable, that the Duke has too much participated in their sentiments and passions and, though he never mixed himself with their proceedings, regarded them with a favourable eye, nor does

Digitized by Google

wer's, damals Legationssecretär im Haag, der nach Belgien gesandt ward und meldete, daß der Abfall allgemein sei, ließen ihn doch zögern, und als Ende September ein preußisches Corps an der Grenze zusammengezogen ward, erklärte der französische Minister des Auswärtigen, Graf Molé, dem Freiherrn von Werther, daß ein Einmarsch Preußens in Belgien die sofortige Besetzung der Westgrenze desselben durch Frankreich veranlassen müsse.*) Die Nordmächte protestirten, Metternich behauptete gegen den französischen Geschäftsträger in Wien, das Princip der Nichtintervention sei eine seltsame Anmaßung, ein neues Völkerrecht einzuführen, das die ganze bisherige Politik der europäischen Staaten auf den Kopf stellen würde. (Dép. de Sept. 30.) Rußland drängte in Berlin zum bewaffneten Einschreiten, aber man trat in Berlin wie in London doch vor der sichern Aussicht auf einen Krieg mit Frankreich, dessen Last England und Preußen vornehmlich zu tragen gehabt hätten, zurück. Als Holland am 5. Oct. den Beistand der Alliirten anrief und speciell in London um die Sendung von Truppen nachsuchte, lehnte Lord Aberdeen dies ab und wies darauf hin, daß demnächst sich Bevollmächtigte der fünf Höfe vereinigen würden, um zu hindern, daß die belgischen Wirren den europäischen Frieden gefährdeten. Am 21. rief darauf König Wilhelm die Vermittlung der Großmächte an, um zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen; er anerkannte also selbst, daß er nicht im Stande, seine Herrschaft über die südlichen Provinzen wieder herzustellen, und brachte die Sache vor den europäischen Areopag. Am 4. Nov. schlug die Conferenz den Waffenstillstand vor auf Grund des Gebietsstandes vor der Vereinigung der beiden Theile der Niederlande; die provisorische Regierung ging ebenso wie der König von Holland am 15. darauf ein, und hatte damit ihre erste politische Verbindung angeknüpft.

In diesem Augenblicke trat ein Ereigniß in der innern Politik Englands ein, welches bestimmend für die Entwicklung der belgischen Frage wurde. In Folge einer leidenschaftlichen Rede Wellington's gegen jede parlamentarische Reform (8. Nov.) ward das Ministerium geschlagen, nach einer 25jährigen Toryregierung traten die Whigs unter Grey an's Ruder und Palmerston ward auswärtiger Minister. Nicht leicht hätte sich die Sache günstiger für Belgien gestalten können. Holland hatte in England mächtige Freunde. Die Tories, welche das vereinigte Königreich im britischen Interesse geschaffen, sahen in dem Aufstand nur eine Nachahmung der Pariser Revolution unter dem Protectorat Frankreichs, welches die Ruhe Europa's auf's Neue bedrohte. Das protestantische Gefühl nahm Partei gegen eine Bewegung, an deren Spitze die Priester standen,**) und man war sicher, die Nordmächte als Verbündete zu haben.

---

even seem to have been aware of the immensity of the peril, which they were incurring. (The Greville Papers. II. p. 41.)

*) „Non point pour engager des hostilitis ni pour s'emparer du pays, mais afin de rendre la situation parfaitement égale entre la Prusse et la France, sauf à faire décider par un Congrès la question belge", so läßt Capefigue, l'Europe depuis l'avénement du roi L. Phil. IV., 190, diese Erklärung von Molé begründen, im Gegensatz zu d'Haussonville, Hist. de la pol. extér. I, 21, der fälschlich behauptet, daß Frankreich den casus belli gestellt habe.

**) Bulwer schreibt als Augenzeuge: „The roads were covered with peasants marching

Digitized by Google

Wäre das Whig-Cabinet einige Monate früher ins Amt getreten, so hätte es seine Popularität auf eine harte Probe gestellt, wenn es mit einer für Holland ungünstigen Politik debutirt hätte. Zu seinem Glücke aber fand es die vollendete Thatsache des Protokolls vom 4. Nov. vor, wodurch Wellington die Verantwortlichkeit einer ersten Zustimmung auf seine Schultern genommen, und konnte nun auf dem eingeschlagenen Pfade fortfahren. Der leitende Gesichtspunkt für Grey und Palmerston, welche hierin die volle Unterstützung des Königs fanden, war: den Zweck, für den das Königreich der Niederlande geschaffen worden, mit den veränderten Umständen nach modificirten Mitteln aufrecht zu halten; die Unmöglichkeit der ferneren Vereinigung der beiden sich abstoßenden Theile der bisherigen Monarchie anzuerkennen, aber zu verhindern, daß Belgien ein Herd der Beunruhigung für Europa werde oder unter Frankreichs Einfluß falle. In Brüssel erkannte man diese Situation so richtig, daß die provisorische Regierung zwei Tage nach dem Eintritt des neuen Ministeriums die Unabhängigkeit Belgiens, am 22., trotz der officiösen Abmahnung der Vertreter von England und Frankreich, die Ausschließung der holländischen Dynastie proclamirte. *)

Die Nordmächte, welche einsahen, daß die Herstellung des Status quo ante unmöglich sei, wünschten Belgien unter den Prinzen von Oranien zu stellen, der die Politik seines Vaters stets gemißbilligt. **) Auch König Wilhelm IV. war lebhaft für diese Idee eingenommen***) und selbst Palmerston schlug vor, Luxemburg an Belgien unter der Bedingung zu geben, daß der Prinz gewählt werde. Aber die Ereignisse hatten diese Lösung unmöglich gemacht, gegen welche sich gerade die gemäßigte Partei im belgischen Congresse erklärte. Nothomb, der trotz seines jugendlichen Alters in demselben rasch hervorragenden Einfluß gewann, hatte die Vereinigung mit Frankreich, welche Europa nie dulden könne, ebenso energisch bekämpft wie die Republik, welche das monarchische Europa herausfordern müsse und daher nur der Durchgang zu einer neuen Fremdherrschaft werden könne. „Comme monarchie vous serez une puissance, comme république, un épouvantail", rief er der Versammlung zu. Er trat nunmehr ebenso entschieden der Candidatur des Prinzen von Oranien entgegen.

---

under the guidance of the priests to support the insurrection." Life of Ld. Palmerston, London 1870. II p. 3.

*) „The provincial Government on hearing of the change of ministry have suspended their negotiations, thinking they shall get from Lord Grey a better frontier." (Greville II p. 69.)

**) Der Prinz spielte freilich eine zweideutige Rolle bei den Ereignissen. Militärisch unentschlossen, unterhandelte er mit den Aufständischen nicht ohne persönliche Absichten, der sardinische Gesandte in Wien glaubte sogar annehmen zu können: „que la défection du Prince d'Orange et ses tentatives de rapprochement avec les insurgés belges ont été négociés et conseillés par Monseigneur Capaccini, Nonce du Pape" (vgl. Hillebrand's interessante Aufsätze: „Europa nach der Julirevolution", Preuß. Jahrb. Band 37.)

***) Der König von England, so scharf er die Politik des Königs von Holland tadelte, war doch der Revolution abgeneigt; noch am 10. April nennt er in einem Briefe an Lord Grey die provisorische Regierung „the individuals now exercising authority in Belgium".

Digitized by Google

Er führte aus, daß derselbe so wenig wie irgend ein Mitglied dieser Dynastie jemals bona fide die Ereignisse von 1830 anerkennen könne, ihr Ausschluß sei nur die nothwendige Folge der Unabhängigkeitserklärung. „Fermons la voie à ces négociations par une déclaration prompte et décisive. Nous préviendrons beaucoup d'intrigues et nous dominerons la diplomatie.“ Diese Voraussicht bewährte sich über Erwarten, denn gleich darauf brach der polnische Aufstand aus, welcher Rußland absorbirte, Preußen und Oesterreich ernstlich beschäftigte. Am 20. Decb. erklärte die Londoner Conferenz, da die Ereignisse der letzten Monate gezeigt, daß die beabsichtigte Verschmelzung der beiden Theile der Niederlande nicht gelungen sei und demgemäß der Zweck dieser Union gestört sei, müsse man denselben durch andere Arrangements zu erreichen suchen und die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Verträgen, den Interessen und der Sicherheit der andern Mächte und der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts versichern. Der König von Holland protestirte vergeblich dagegen, daß die Conferenz der Großmächte, die er zum Schutz seiner Rechte angerufen, nun die Zerstücklung der Monarchie decretire. Die Hauptfrage war damit entschieden.

Am 20. Jan. 1831 einigte sich die Conferenz über die Grundlagen, nach denen die Trennung Belgiens von Holland durchgeführt werden sollte. Der Territorialbestand war derart geregelt, daß Holland alles Gebiet behielt, welches es 1790 besaß, der neue belgische Staat aus den übrigen Gebieten des bisherigen Königreichs gebildet werden sollte, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches der König Wilhelm zufolge eines andern Rechtstitels erwarb und das Mitglied des deutschen Bundes war, dessen zukünftige Stellung daher schon in dem Protokoll vom 20. December vorbehalten war. Belgien selbst ward zu einem dauernd neutralen Staat erklärt. Diese Vereinbarung kam nur nach langem Kampfe zu Stande. Talleyrand, damals französischer Botschafter in London, verfolgte lange Zeit hartnäckig den Plan, die Verwicklung für einen Gebietserwerb Frankreichs auszubeuten; er sagte dem preußischen Gesandten v. Bülow, daß, wenn seine Regierung sich mit Frankreich und Holland über eine Theilung Belgiens verständigen wollte, England schon zustimmen werde.*) Er fragte Palmerston, ob es nicht möglich sei, Luxemburg an Frankreich zu geben? Als er mit diesen Ideen dem kategorischen Widerstand aller Mächte begegnete, wollte er die Neutralität Belgiens nur zugeben, wenn Luxemburg dieselbe theile. Palmerston erwiderte ihm, daß die Conferenz kein Recht habe, über die Rechte eines Mitgliedes des deutschen Bundes zu verfügen, und daß Luxemburg zum Defensivsystem Preußens gehöre. Darauf verlangte Talleyrand als Preis seiner Zustimmung die Abtretung von Philippeville und Marienburg, die sammt Gebiet früher Frankreich gehörten und erst 1815 an die Niederlande

*) Die Art, wie diese Theilung nach seinen Gedanken ausgeführt werden sollte, ist noch nicht aktenmäßig festgestellt, wahrscheinlich dachte er, Preußen gegen Abtretung des linken Rheinufers Sachsen zu geben. Nähere Aufschlüsse sind vielleicht von Hillebrand's neuester Geschichte Frankreichs zu erwarten, der die Archive von Turin und Berlin benutzen konnte. In den erwähnten Aufsätzen scheint er anzunehmen, daß Talleyrand nur von Paris gedrängt wurde, vielleicht sogar von Louis Philipp.

Digitized by Google

kamen. Dem traten alle anderen Bevollmächtigten entschieden entgegen; da die Conferenz nicht die Macht habe, über Theile Belgiens zu Gunsten Dritter, geschweige eines der Richter selbst, zu verfügen. Außerdem würden, wenn Frankreich damit begönne, die andern Nachbarn das Recht haben, ein Gleiches zu begehren. „Er focht wie ein Drache," schrieb Palmerston an den englischen Botschafter in Paris, Lord Granville; „endlich brachten wir ihn dazu, sich zu fügen und zwar durch dasselbe Mittel, durch das Einstimmigkeit der Geschworenen erzielt wird: durch Hunger. Zwischen neun und zehn Uhr ergab er sich und stimmte unsern Vorschlägen zu." Diese umfaßten auch die Erklärung, daß die fünf Mächte sich verbindlich machten, in den zu treffenden Verabredungen keinen Gebietszuwachs, ausschließlichen Einfluß oder Separatvortheil für sich zu suchen. Selbstverständlich mußte diese Haltung Talleyrand's Mißtrauen erwecken, und Palmerston beauftragte Granville, bestimmt zu erklären, daß das gute Einvernehmen der beiden Länder davon abhänge, daß Frankreich, welches Nichtintervention und Frieden als seine ostensible Politik proclamire, sich mit seinem Gebiet begnüge. Die Folge war eine Depesche Sebastiani's, des Auswärtigen Ministers, an Talleyrand, welche das Protokoll vom 20. Jan. ohne Vorbehalt annahm.

Dieselbe zweifelhafte Haltung zeigte Frankreich in der dynastischen Frage. Graf Flahault war am 23. Jan. in einer besonderen Sendung in London eingetroffen und hatte einen Prinzen von Neapel vorgeschlagen. Lord Grey dagegen gab dem Prinzen Karl von Bayern den Vorzug, gegen den Louis Philipp seinerseits Einwendungen zu machen hatte. Palmerston erklärte sich mit vollem Rechte gegen den 19jährigen Neapolitaner, der übrigens der Neffe des Königs der Franzosen war, weil die Zustände Belgiens einen vollen Mann forderten. Inzwischen war die Candidatur des Herzogs von Nemours aufgetaucht. Am 27. Jan. theilte Talleyrand Palmerston eine Depesche Sebastiani's mit, daß die französische Regierung die Krone, wenn sie Nemours angeboten werden sollte, nicht annehmen würde, empfahl aber auf's Neue den Neapolitaner und versprach, daß, wenn die Wahl auf denselben fiele, er keine französische Prinzessin heirathen solle. Am 1. Febr. aber schrieb Palmerston an Granville (Life II. p. 35), daß Talleyrand ihn wegen Zustimmung zur Wahl von Nemours sondirt, worauf er erwidert, daß er dieselbe einfach als eine Einverleibung Belgiens in Frankreich ansehen würde, welches alle Consequenzen für eine solche Abweichung von der Verbindlichkeit, die es übernommen, erwägen möge. Weder glaube er, daß die Mehrheit der französischen Nation Belgien um den Preis eines allgemeinen Krieges, noch die Mehrheit der Belgier die Union mit Frankreich oder einen französischen Prinzen wolle. Als er an demselben Tage bei der Conferenz beantragte, zu erklären, daß die durch das Protocoll vom 20. Jan. übernommenen Verbindlichkeiten auch für die Mächte die Nöthigung einschließen, jede Candidatur eines Prinzen der Häuser der fünf Mächte abzulehnen, stimmten die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Rußlands sofort zu; der französische nahm die Sache nur ad referendum. England erklärte darauf officiell in Paris, daß es die Verweigerung der Krone für Nemours als die Erfüllung einer bestehenden Verbindlichkeit von Frankreich fordern müsse; es gab deutlich zu verstehen, daß es

Digitized by Google

das Gegentheil als Kriegsfall betrachten würde,*) und interpellirte wegen der französischen Rüstungen. Sebastiani änderte darauf seinen Ton und kam auf den Neapolitaner zurück; Talleyrand, um ihn den Belgiern annehmbar zu machen, befürwortete, ihnen bessere Grenzen und vortheilhaftere Vertheilung der Schuld zu geben. Palmerston verweigerte beides und erklärte Granville, daß, wenn der Prinz frei gewählt werde, England keinen Widerspruch erheben, eine Wahl durch französische Intriguen aber so wenig dulden werde, als eine Heirath mit einer Tochter Louis Philipp's. Gleichwol und trotzdem letzterer dem belgischen Abgesandten Gendebien gesagt, er werde die Wahl seines Sohnes nicht annehmen können und obwol Sebastiani dasselbe dem belgischen Geschäftsträger bestätigte, gingen die französischen Intriguen für die Wahl in Belgien weiter. Die Conferenz hatte in Fortsetzung ihres Werkes am 27. Jan. vorgeschlagen, die Gesammtschuld des bisherigen Königreiches ohne Rücksicht auf den Ursprung ihrer einzelnen Bestandtheile der Art zu vertheilen, daß Holland 15/31, Belgien 16/31 übernehmen sollte, wogegen letzteres für den holländischen Colonialhandel dieselben Rechte wie die Holländer zu genießen hätte. Holland trat dem bei, acceptirte also im Princip die Trennung und Unabhängigkeit, der belgische Congreß aber protestirte gegen die Schuldvertheilung sowol als gegen den Verlust Luxemburgs; er versuchte, im Vertrauen auf die Unterstützung Frankreichs, seinen eigenen Weg zu gehen, und beschloß am 18. Jan., hinsichtlich der Wahl des Souveräns der Conferenz keine Stimme einzuräumen. Trotz der officiellen Versicherungen des Gegentheils ließ der französische Agent in Brüssel, Bresson, durchblicken, daß Louis Philipp die Krone für seinen Sohn annehmen werde, wenn derselbe gewählt würde**) und so wurde in der That der Herzog von Nemours am 3. Febr. gewählt. Als die Conferenz dem diplomatischen Comité ein Protocoll vom 7. Febr. übermittelte, welches diesen sowol als den Herzog von Leuchtenberg ausschloß, weigerte dasselbe die Annahme, da der Congreß souverän sei. Indeß Louis Philipp wagte schließlich doch nicht, sich in Widerspruch mit seinen eigenen Worten und dem erklärten Willen Europa's zu setzen, am 17. lehnte er die Krone ab.

St. René-Taillandier, der in der „Revue des deux mondes" eine Reihe von Artikeln über die „Denkwürdigkeiten Stockmar's" veröffentlicht, wirft dem Herausgeber derselben, sowie Sir Henry Bulwer vor, daß sie in dieser die französische Regierung eines doppelten Spieles angeklagt (tome 15 p. 43). Sebastiani und namentlich Talleyrand hätten ihre eigene Politik verfolgt, in der Hoffnung, daß bei einer allgemeinen Verwicklung Frankreich einen Theil Belgiens erwerben würde; Louis Philipp aber habe von Anfang an ein unabhängiges und neutrales Belgien gewünscht, das er als einen unschätzbaren Vortheil für Frankreich erkannt. Wenn er der Candidatur des Herzogs von Nemours in

*) Life p. 53: „the union with France we cannot permit, because it would give France an increase of power dangerous to our security. We know, we should have to fight France after such a union, and we had better therefore do so before it" (an Granville).

**) Bresson schrieb sogar später an Guizot: „Quand Lord Ponsonby a essayé de pousser au trône de Belgique le duc de Leuchtenberg, j'ai fait élire en quarante huit heures le Duc de Nemours". Guizot, Mémoires VIII p. 218.

Digitized by Google

Belgien nicht widersprochen habe, so sei der Grund der, daß dieselbe das einzige Mittel gewesen, die bonapartistische des Herzogs von Leuchtenberg zu beseitigen. Man kann zwar zugeben, daß Louis Philipp nie ernstlich daran gedacht, die Wahl seines Sohnes durchzusetzen, da er nicht zweifeln konnte, daß dieselbe Krieg bedeute; daß sie aber das einzige Mittel gewesen, um die Leuchtenbergische Candidatur zu beseitigen, ist durchaus unstichhaltig. Denn die letztere hätte Europa, trotz der Popularität des Prinzen in Brüssel, nie acceptirt; und vollständig aus der Luft gegriffen ist es, wenn Bresson behauptete, daß der englische Agent, Lord Ponsonby, sie begünstigt. Die Wahrheit ist, daß der König der französischen Nation die Genugthuung der Wahl Nemours' geben wollte, wie er ja auch später ein großes Bild malen ließ, das die Deputation des Congresses darstellte, wie sie die Krone dem Herzog antrug, um dann Europa den Beweis seiner Mäßigung und Friedensliebe durch die Ablehnung zu geben.*) Was Talleyrand betrifft, so meldet Granville selbst (25. Febr.), daß die Regierung außer sich über seine Politik auf eigene Hand sei und von seiner Abberufung nur aus Furcht vor dem Eindrucke, den dieselbe machen werde, Abstand genommen.**) Aber es ist in der auswärtigen Politik unmöglich, zumal bei der Verhandlung mit einer constitutionellen Regierung, den König von seinen Agenten zu trennen; wenn der erstere es duldete, daß seine Minister oder Botschafter gegen seine Ansichten handelten, so mußte er die Folgen tragen. Wenn Bresson in Brüssel anders sprach als Sebastiani und Talleyrand wieder anders, so konnte England nur mit Mißtrauen eine solche Politik betrachten und Palmerston war vollkommen berechtigt, an Granville zu schreiben: „Unsere Schwierigkeiten mit den Belgiern sind meist aus der doppelten Diplomatie, dem doppelzüngigen Verhalten, der Wankelmüthigkeit und Principlosigkeit der französischen Regierung entstanden. Ob die Sünde in Sebastiani oder Soult oder Laffitte oder dem König, in seinen geheimen männlichen und weiblichen Rathgebern liegt, kann ich nicht sagen und es kommt auch nicht darauf an."

Das ist unzweifelhaft richtig; denn eine Regierung ist dem Auslande gegenüber eine Einheit.***) Palmerston begrüßte den Ministerwechsel, welcher Casimir

*) Erst 14 Tage nach ihrer Ankunft in Paris wurde die Deputation empfangen, um dann, wie der sardinische Gesandte in Wien, Graf Pralormo, nach Hillebrand's Mittheilung, treffend bemerkte, „mit jener ehrgeizigen Schwäche, welche den Grundzug des Charakters Louis Philipp's bildet", abgewiesen zu werden. Das ganze Spiel mußte die Belgier tief verletzen.

**) In diesem Falle allerdings, weil er das Protokoll der Conferenz ohne Ermächtigung der Regierung unterzeichnet. Den Grundsatz, nach dem Talleyrand verfuhr, bezeichnete er später selbst in einem Briefe an Mme. de Dino: „Je n'en parle pas à Paris, parcequ'on me donnerait des instructions, et que je veux agir sans en avoir." (Revue des deux mondes p. 72.)

***) Taillandier selbst theilt einen Brief Talleyrand's an Sebastiani mit, worin er im Nov. 1830 schreibt: „J'ai déclaré que l'on ne pouvait plus penser au prince Léopold," der eben der unabhängige Candidat war (p. 69). Wenn übrigens Taillandier das Werk Bulwer's einfach als „livre suspect" bezeichnet, so kann man fast zweifeln, ob er es selbst gelesen. Denn Alles, was darin gegen die französische Politik gesagt ist, steht in den Briefen Palmerston's, während Bulwer selbst in einer Note p. 55 sagt: „It is questionable, whether Lord Palmerston made sufficient allowance for the difficulties under which Louis Philippe and his Government were placed when he passed such severe censure upon them." Nothomb selbst erklärte, daß nur zwei Männer in Frankreich die Unabhängigkeit Belgiens ohne Hintergedanken annahmen,

Digitized by Google

Périer an's Ruder brachte, als eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens, aber ließ keinen Zweifel darüber, daß er sich demselben ebenso wenig nachgiebig zeigen werde. Als Frankreich die belgischen Ansprüche auf Bouillon, Luxemburg und Mastricht unterstützte, wobei Palmerston zu entdecken glaubte, daß es ersteres selbst begehre, schrieb er an Granville: „Sobald wir Frankreich nur einen Krautgarten oder Weinberg geben, so verlieren wir unseren principiellen Standpunkt, es wird dann eine reine Frage des Wie viel und des Werthes der Dinge, welche es eins nach dem anderen fordern wird. Wenn wir zugeben, daß das friedliche Ministerium dadurch unterstützt werden soll, daß man der Kriegspartei ohne den Risico des Krieges schmeichelt, so würden wir nicht wissen, was dieselbe befriedigen, sondern nur, was es nicht thun wird, und unzweifelhaft würden Bouillon und Landau es nicht thun. Seien Sie unerbittlich in diesem Punkte; ich bedaure, daß Périer ihn angeregt hat." (Life p. 60.)

Die Belgier hatten ihrerseits, im Vertrauen auf die Unterstützung Frankreichs, eine sehr herausfordernde Stellung angenommen. Der Congreß hatte am 7. Februar die Verfassung abgeschlossen und nach der Ablehnung Louis Philipp's am 24. seinen Präsidenten, den Baron Surlet de Chokier, zum Regenten ernannt; er hatte bereits in seinem Protest vom 1. Februar die Competenz der Mächte bestritten, die Grenzen Belgiens und dessen Verbindlichkeiten endgültig zu entscheiden, vielmehr denselben nur das Recht zuerkannt, Vorschläge zu machen, welche die Nationalvertretung zu discutiren habe. Mit Bezug darauf erließ nun der Regent am 10. März eine starke Proclamation, in der er sagte, die Nation, welche die holländische Armee besiegt habe, werde den Protest ihrer Vertreter aufrecht zu halten wissen, sie habe die Revolution trotz der Verträge von 1815 begonnen, sie werde sie trotz der Londoner Protokolle beenden, man werde Luxemburg, das dieselbe mitgemacht und seit drei Jahrhunderten zu Belgien gehöre, nicht aufgeben. Frankreich nahm an dieser Proclamation keinen Anstoß und Louis Philipp empfing am 19. März den belgischen Bevollmächtigten. Palmerston aber verweigerte die Annahme des Schreibens, welches in gleicher Eigenschaft Mr. d'Arschot in London beglaubigen sollte. Er erklärte ihm, dasselbe müsse in seiner Tasche bleiben, so lange die Belgier nicht andere Saiten aufzögen. Die von der Conferenz angenommenen Grenzen seien billig und gerecht, Holland müsse Mastricht behalten, welches für den Schutz des Maasthales nothwendig, und über Luxemburg, welches dem König von Holland nach den Verträgen von 1815 gehöre, müsse eine Vereinbarung mit diesem und dem deutschen Bunde vorbehalten bleiben. Ehe die Belgier nicht ihre gegentheiligen Ansprüche aufgegeben, sei es unnütz, über die Wahl des Souveräns zu verhandeln. (Life p. 53 ff.) Diese feste Haltung verfehlte ihre Wirkung nach beiden Seiten nicht. Was Frankreich betrifft, so gingen allerdings die Intriguen der Partei, welche Belgien annectiren wollte, noch fort; an ihrer Spitze stand in Paris Soult, der durch einen Agenten Palmerston sondiren ließ, ob England nicht für den Preis von Antwerpen und Ostende dem Plane zustim-

Louis Philipp und Guizot, der übrigens nach seinen Memoiren nichts von den Schlichen Talleyrand's wußte. Nach der Schrift von Thiers „La monarchie de 1830", die 1831 erschien, dürfte man auch wol diesen als dritten nennen.

Digitized by Google

men würde. Aber Périer, dessen Stimme nunmehr maßgebend war, und der an dem König einen starken Rückhalt hatte, sah ein, daß England niemals auf solche Ideen eingehen werde, und um mit demselben zu einer Verständigung zu kommen, so zog er die Forderungen hinsichtlich Bouillon's, Mastricht's und Luxemburg's zurück; andererseits erkannten die Belgier die Gefahr der französischen Pläne, zumal die Ablehnung Nemour's und ihre Verwerfung der Bedingungen der Conferenz die Hoffnungen der Restaurationspartei wieder gehoben. Sie sahen, daß sie an Frankreich keine uninteressirte Stütze haben würden, und daß, selbst wenn dies der Fall, es nicht in der Lage sei, seinen Willen gegen die übrigen Mächte durchzusetzen. Belgien konnte also ohne Verständigung mit der Conferenz nicht von der Stelle kommen. Dazu gesellten sich innere Unruhen, welche es dringend nothwendig erscheinen ließen, dem Provisorium ein Ende zu machen. Zu dem Ende mußte die Frage des künftigen Souveräns gelöst werden und nunmehr trat die Candidatur des Prinzen Leopold von Coburg in den Vordergrund.

Der Name desselben war schon früher genannt, und es scheint, daß die erste Anregung dazu von Palmerston ausging, welcher den Prinzen dem im Januar als belgischer Agent nach London gesandten M. van de Weyer vorschlug, um Nemours zu beseitigen. Man könne Frankreich diesen Candidaten annehmbar machen, indem derselbe eine Tochter Louis Philipp's heirathe; daß er Lutheraner, sei kein Hinderniß, der päpstliche Nuntius im Haag, Capaccini, den man sondirt, habe erklärt, daß er die Wahl eines katholischen Fürsten nicht als unumgänglich betrachte. Rom fürchte den Herzog von Nemours mehr, als den Prinzen Leopold, und sei der Ansicht, daß ein protestantischer Souverän in einem so katholischen Lande nothwendig mehr als ein andrer interessirt sein werde, die Rechte der Kirche und der Majorität zu achten. Louis Philipp machte gegen den Prinzen Einwendungen; er anerkannte dessen persönliche Eigenschaften, aber betonte, daß „des répugnances de famille, des préjugés peut-être" dieser Wahl entgegenständen. Sebastiani erklärte dem belgischen Agenten sogar, „wenn Coburg einen Fürsten nach Belgien setzt, werden wir ihn mit Kanonenschüssen empfangen"; worauf Gendebien erwiderte: „Kanonenschüsse! Wir werden England bitten, darauf zu antworten".*) Auch König Wilhelm IV. hatte Bedenken gegen die Candidatur Leopold's; England, meinte er, „das so entschieden der von Nemours entgegengetreten sei, dürfe nicht einen andern Prinzen vorschlagen, der durch seine Verhältnisse nothwendig als unter englischem Einfluß stehend betrachtet werden müsse, das werde die Unparteilichkeit und den moralischen Einfluß Englands compromittiren."**) Mitte April aber waren, in Folge der Entwicklung der Situation, diese Anstände beseitigt, England und Frankreich erklärten in Brüssel vertraulich, daß einer Wahl des Prinzen ihrerseits nichts im Wege stehen werde, auch Frankreich der Familienverbindung desselben geneigt sei. Das Ministerium Lebeau ging darauf ein und sandte eine Deputation nach London, um zu erforschen, unter welchen Bedingungen Leopold die Krone annehmen werde. Der

*) Gendebien, Révélations historiques sur la révolution de 1830.
**) The King to Lord Grey. April 10.

Digitized by Google

Prinz erklärte sich dazu bereit, aber nur unter der Bedingung einer vorgängigen Einigung mit der Conferenz über die wesentlichen Grundlagen der Constituirung des neuen Königreichs, speciell die Fragen der Grenzen und der Schuld. Dagegen versprach er, auf Stockmar's Rath, die Verfassung, obwol er bezweifelte, daß sich mit derselben regieren lasse, ohne Vorbehalt anzunehmen. Als man in Brüssel sah, daß alles Drängen den Prinzen nicht wankend machen konnte, entschloß man sich, auf die Wahl einzugehen, in der Hoffnung, durch dieselbe günstigere Bedingungen von der Conferenz zu erreichen. Am 4. Juni ward Leopold nach stürmischen Debatten zum König gewählt. Ehe derselbe indeß die angetragene Krone aus den Händen der zu dem Zweck nach London entsandten Deputation annehmen konnte, mußten die erwähnten streitigen Fragen geregelt werden. Dies war sehr schwierig, und es rächte sich an den Belgiern ihre Anlehnung an Frankreich gegen die Conferenz. Wäre Leopold im Januar gewählt worden, so hätte er auf die Vereinbarung der bases de séparation einwirken können. Holland hatte dieselbe angenommen, und die Mächte waren derselben gegenüber gebunden; es handelte sich also, da durch eine Annahme der Krone ohne Verständigung mit der Conferenz über die Grundlage des künftigen Königreichs Leopold sich selbst nur in's Verderben gestürzt hätte, ohne Belgien zu retten, andrerseits der Congreß nicht zur Annahme des Protokolls vom 20. Jan. zu bewegen war, darum, diesen bereits bestehenden Act zu ändern. Wenn Belgien sich darauf berief, daß früher Luxemburg zu den österreichischen Niederlanden gehört, so hätte die Conferenz geantwortet, daß es nach dieser Basis Lüttich, Bouillon, Philippeville und Marienburg herausgeben müsse; man mußte also das Princip des Januarprotokolls festhalten, daß Belgien Alles bekommen solle, was nicht 1790 zu Holland gehört, und von dieser Basis aus Concessionen zu erhalten suchen. Dies gelang den belgischen Commissären Devaux und Nothomb unter officiöser Hilfe des Prinzen; es wurde mit der Conferenz eine Modification der Bases de Séparation vom 20. Januar vereinbart, welche als „die 18. Artikel" bekannt sind. (26. Juni.) Die Frage von Luxemburg wurde unter Aufrechthaltung des Status quo ausgeschieden und einer Separatverhandlung überwiesen, der Anspruch Belgiens auf die nach dem Besitzstand von 1790 in dem Gebiet der Niederlande enclavirt gewesenen fremden Territorien wurde anerkannt und hinsichtlich der Schuld vereinbart, daß jeder Theil die in die Gemeinschaft gebrachten Schulden zu tragen habe und die während derselben contrahirten nach einem billigen Maßstab getheilt werden sollten. Nun nahm Leopold die Krone unter der Bedingung an, daß der Congreß die 18 Artikel annehme;*) als dies am 9. Juli nach heftigen Kämpfen geschehen, schiffte er sich nach Belgien ein und hielt am 21. seinen Einzug in Brüssel unter dem lebhaftesten Jubel der Bevölkerung.

Die Belgier hatten ihren principiellen Standpunkt aufgegeben, da sie einsehen mußten, daß sie mit bloßen Resolutionen über ihre unveräußerlichen Rechte

*) In seiner denkwürdigen Antwort an die Deputation vom 22. Juni sagte er: „Les destinées humaines n'offrent pas de tâche plus noble et plus utile que celle d'être appellé à fonder l'indépendance d'une nation et à consolider ses libertés," ein Wort, das er persönlich wahr gemacht hat.

Digitized by Google

weder von den Conferenzmächten noch von Holland etwas erreichen würden; die Wahl Leopold's dagegen rettete das Land von der drohenden Anarchie und gab die Möglichkeit, bessere Bedingungen von der Conferenz zu erzielen, denen Belgien jedenfalls die Unterstützung Frankreichs und Englands sicherte. Nichtsdestoweniger befand sich der neue Souverän in einer sehr schwierigen Lage. König Wilhelm IV. sah die belgische Krone als einen so zweifelhaften Besitz an, daß, als Leopold vor seiner Abreise der Regierung erklärte, es sei nicht seine Absicht, als König der Belgier sein englisches Jahrgehalt fortzubeziehen, er diesen Entschluß zwar höchlich lobte, aber bemerkte, es müsse für den Fall, daß der Prinz diese precäre Souveränetät verliere, ihm der Wiedereintritt in den vollen Genuß seines bisherigen Einkommens gesichert werden. Talleyrand und Falk (der holländische Gesandte in London) prophezeiten, er werde sich bald unmöglich machen. Die stille Hoffnung, die dieser Voraussage zu Grunde gelegen haben mag, erfüllte sich jedoch nicht. Man wußte damals Leopold noch nicht nach seinem wahren Werth zu schätzen und fand es unbegreiflich, daß die englische Regierung ihm nicht einen Mann von Gewicht beigebe, der ihn berathen könne.*) Ein solcher aber hätte gerade Leopold's Stellung in Belgien erschwert, indem derselbe ihn als eine Creatur Englands hätte erscheinen lassen. Außerdem aber wußte Palmerston sehr wohl, daß der König den besten Berather an Stockmar hatte, dessen Weisheit eben war, daß er sich ganz im Hintergrund hielt. Es bedurfte in der That ebenso sehr der Mäßigung als der Entschlossenheit, um den Gefahren die Spitze zu bieten, welche den jungen Thron bedrohten.

Vierzehn Tage nach Leopold's Einzug kündigte Holland, welches die 18 Artikel verworfen, den Waffenstillstand; es hatte während desselben ein Anlehen aufgenommen, seine Armee auf guten Fuß gesetzt, und diese näherte sich jetzt der Grenze, während der General von Chassé, der die Citadelle von Antwerpen besetzt hielt, die Aufnahme der Feindseligkeiten für den 4. August ankündigte. Die belgische Armee war noch nicht organisirt; es konnte sich nur darum handeln, die Holländer so lange aufzuhalten, bis fremde Hilfe eingetroffen. Leopold stellte sich an die Spitze seiner Truppen, rief aber zugleich auf seine Verantwortlichkeit die bewaffnete Intervention Englands und Frankreichs für die Aufrechthaltung der Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens an und ersuchte Louis Philipp speciell um die Hilfe einer französischen Armee. Das Ministerium Casimir Périer's war gerade in diesem Augenblicke in der Auflösung begriffen; aber auf diese Nachricht zog der Premier sein Entlassungsgesuch zurück und in einem Conseil unter dem Vorsitz des Königs wurde der sofortige Ein-

*) Wie wenig richtig selbst sonst gut unterrichtete Männer die Persönlichkeit Leopold's beurtheilten, zeigen folgende Bemerkungen von Greville, II, p. 124: „Before the whole thing was settled, he took fright and began to repent and it was with some difficulty, that he was at last persuaded to go by the Belgian deputies. Go however he did and that unaccompanied by any person of weight or consequence. Matuscewicz told me, that he went down on his knees to Palmerston to send somebody with him, who would prevent his getting into scrapes and that Talleyrand and Falk, by far the best heads among them, had both predicted, that Leopold would speedily commit some folly, the consequences of which might be irreparable.“ Stein nannte ihn den Marquis Peu à peu.

Digitized by Google

marsch beschlossen. Gleichzeitig empfing derselbe officiell den belgischen Gesandten Lehon zum ersten Mal als bevollmächtigten Minister Sr. Maj. Leopold's, Königs der Belgier. Die belgischen Minister hatten lebhafte Bedenken gegen Leopold's raschen Schritt geäußert, da die Verfassung ein Gesetz für die Besetzung jenes Gebietstheiles durch fremde Truppen fordere; aber der König, welcher später mit Recht als das Muster eines constitutionellen Fürsten galt, wußte, daß es sich hier um eine Existenzfrage handelte. Trotz seiner Thätigkeit war die belgische Armee bei Löwen entscheidend geschlagen; nur der Einmarsch der Franzosen bewog die Holländer, den Rückzug anzutreten. Die übrigen Mächte waren nichts weniger als erbaut von diesem einseitigen Vorgehen Frankreichs, aber England wenigstens war auch erzürnt über das Verfahren des Königs von Holland, der nach seiner Protestation gegen die 18 Artikel sich zu einer neuen Verhandlung bereit erklärt hatte, allerdings mit dem seltsamen Vorbehalt, derselben durch militärische Maßregeln Nachdruck zu geben — ein Ausdruck, gegen den die Conferenz protestirte (5. Aug.). Der König hatte, wie Wilhelm IV. an Lord Grey schrieb,*) augenscheinlich darauf gerechnet, daß, da die Conferenz sich nicht verbindlich gemacht, die 18 Artikel durchzusetzen, die Nordmächte, welche nach seinem Protest die Anerkennung Belgiens abgelehnt, sich weigern würden, Holland zur Annahme zu zwingen, und hoffte, Frankreich durch Concessionen zu gewinnen. Der Einmarsch des General Gérard machte diese Pläne zu nichte und Frankreich beruhigte die andern Mächte durch seine förmliche Erklärung, daß die Maßregel nur die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens sichern solle; sobald dieser Zweck erreicht sei, werde die französische Armee sofort sich nach Frankreich zurückziehen. Die Conferenz erklärte darauf in einem Protokoll vom 6. August, daß sie demzufolge den Einmarsch nicht als durch ein speciell französisches Interesse veranlaßt, sondern als für den Zweck bestimmt ansehe, welchen die gemeinsamen Berathungen verfolgten. Die Dauer des Verbleibens und die Ausdehnung der Operationen der Truppen sollten von der Vereinbarung der fünf Mächte abhängen. Nichts desto weniger gab die französische Politik England zu lebhaften Besorgnissen Anlaß; trotz jener Erklärung begann Talleyrand wieder seine alten Schliche und bemerkte dem preußischen Gesandten, die Ereignisse hätten gezeigt, daß Belgien seine Unabhängigkeit nicht behaupten könne und Leopold ein armseliger Wicht sei; das französische Ministerium könne die Truppen nicht zurückziehen, ohne zu fallen, das englische müsse darauf bestehen. Die einzige Lösung sei daher Theilung; wenn Holland, Preußen und Frankreich sich darüber verständigten, müsse England damit zufrieden sein, daß Antwerpen Freihafen werde.**) Sebastiani

*) Am 5. August schrieb der König: „The King has been long impressed with a conviction of the obstinacy of the King of Holland and of the ungracious mode in which he concedes, when discovering, that that obstinacy can no longer avail, is therefore not surprised at this extraordinary step, though lamenting that he should be so shortsighted as to allow the possibly well founded expectation of early success to supersede the apprehension of the ruin, which such a course may entail upon him and Holland. England appears placed in a crisis in which it must take counsel of its own energy and act with vigour and determination, which shall maintain her ascendancy, to which peace may be justly ascribed."

**) Danach mag man den Werth der Aeußerungen Mignet's in seinem Memoire über Talleyrand ermessen: „Les cabinets de l'Europe voyant ce vieux et profond politique, dont

Digitized by Google

machte seinerseits den Rückzug von der Erledigung der streitigen Frage der belgischen Festungen abhängig. Andrerseits erregte der Einmarsch großen Unwillen in England, und das Ministerium ward heftig im Oberhause angegriffen, weil es der Demüthigung des alten Alliirten Großbritanniens passiv zusehe. Der König, Grey und Palmerston waren indessen vollkommen darin einig, energisch zu handeln; es wurde beschlossen, einerseits Holland zu erklären, daß eine Fortsetzung der Feindseligkeiten, welche während der Unterhandlung begonnen würde und einen erklärt feindlichen Zweck hätte, namentlich die Zerstörung der Stadt Antwerpen oder die Ueberschwemmung Belgiens durch Oeffnung der Schleusen, von England als Kriegserklärung betrachtet werden würde, andrerseits kategorisch den Rückzug der französischen Armee zu verlangen, sobald die holländische den ihrigen antrete. Als Falk am 12. August meldete, daß an den Prinzen von Oranien der Befehl zum Rückzug ergangen sei, erklärte die Regierung, daß sie auf sofortiger Räumung Belgiens seitens Frankreichs, welches sich durch das Protokoll Nr. 31 dazu verbindlich gemacht, bestehen müsse und dieselbe von keiner andern Frage abhängig machen lassen könne.*) Als in dem Rückmarsch der holländischen Armee eine unwillkommene Zögerung eintrat, sandte der Herzog von Orleans seinen ersten Adjutanten, General Baudrand, nach London und versuchte auseinander zu setzen, daß die unsichere äußere und innere Lage Belgiens sowie die kritische Stellung der französischen Regierung bei dem Stande der Parteien es nothwendig machte, einen Theil der Armee in Belgien zu lassen. Palmerston indessen, der gegen die holländische Zögerung im Haag sofort lebhafte Vorstellungen erhoben, erwiderte, daß England dies unter keinen Umständen zugeben werde, und schrieb an Granville, der einzige Grund, weshalb man Périer zu halten wünsche, sei, daß man sein Ministerium für friedfertig und vertragstreu halte. Wenn es sich aber zum Werkzeug der Chauvinisten mache, sei sein Fall England gleichgültig. Wollten dann seine Nachfolger Krieg machen, so würde ganz Europa gegen Frankreich zusammenstehen, welches schließlich vielleicht die Verträge von 1815 sich zurückwünschen werde. Da nun auch Preußen nach dem Fall Warschau's entschieden auftrat und erklärte, daß eine verlängerte Occupation Frankreichs es nöthigen werde, seine Truppen in der Rheinprovinz in Bewegung zu setzen, gab Frankreich nach und erließ den Befehl zum Rückzug. Nur ein kleines Corps blieb auf den Wunsch Leopold's und mit Zustimmung der Conferenz, bis Holland sich verpflichtet haben würde, die Feindseligkeiten nicht wieder zu erneuern. Am 15. September erklärte Talleyrand der Conferenz, daß auch dies letzte Corps zurückgezogen werde.

War so die Selbständigkeit Belgiens gegen Holland und der europäische

ils connaissaient la sagacité de plus en plus expérimentée et la constante modération (!) venir représenter auprès d'eux la révolution, crurent encore plus à la force de celle-ci et se trouvèrent mieux disposés à traiter avec elle. Dans la conférence de Londres, à la tête de laquelle le placa l'ascendant de sa renommée et de son esprit, Mr. de Talleyrand fit consacrer diplomatiquement, par les puissances mêmes qui avaient formé en 1814 le royaume des Pays-Bas contre la France, la révolution et l'indépendance de la Belgique."

*) Ein Cabinetsbeschluß vom 18. beauftragte Granville, dies der französischen Regierung officiell zu erklären, und Palmerston schrieb dazu privatim: „The French must go out of Belgium or we have a general war and war in a given number of days."

Digitized by Google

Friede gegen Frankreich gesichert, so konnte doch die militärische Niederlage, welche Belgien erlitten, und die Thatsache, daß ohne die französische Intervention seine Selbständigkeit verloren gewesen wäre, nicht ohne Einfluß auf seine künftige Stellung bleiben. Die Mächte hatten am 25. Juli beide Theile zu einer neuen Verhandlung aufgefordert; Holland ging darauf ein, Belgien lehnte es ab, da die von der Conferenz beschlossenen 18 Artikel, welche der Congreß angenommen, für es allein maßgebend seien und auf ihre Bedingungen der König die Krone angenommen habe. Nach den Ereignissen des August ließ sich dieser Beschluß nicht aufrecht halten. Als Stockmar Ende des Monats auf den Wunsch des Königs nach London ging, erklärte ihm Palmerston, daß nur durch gegenseitiges Nachgeben beider Theile, von denen dermalen Holland auf der ursprünglichen Basis vom 18. Januar, Belgien auf den 18 Artikeln stand, eine Lösung möglich sei. Wenn Belgien darauf nicht eingehen wolle, werde man ihm überlassen, zu sehen, wie weit es allein mit Holland komme. Sah nun auch Stockmar diese Drohung als einen Schreckschuß an, so überzeugte er sich doch ebenso wie der officielle Vertreter Belgiens, van de Weyer, mit dem er im besten Einvernehmen arbeitete, daß Nachgiebigkeit geboten sei. Der Rückzug der Franzosen war eine Existenzfrage für das Ministerium Grey, jeder Versuch, die Conferenz durch Frankreich einzuschüchtern, hätte die Mächte nur mehr auf die Seite Hollands gedrängt, welches seinerseits den Sturz Grey's und ein Toryministerium wünschte. Die französischen Theilungspläne durchschaute er vollkommen, rieth aber sehr richtig, stets so zu handeln, als ob Frankreich guten Glaubens sei, und sich auf Louis Philipp zu stützen, um seine definitive Zustimmung zur Heirath zu erhalten; das werde Talleyrand's Intriguen am wirksamsten durchkreuzen, der eben deshalb auch Louis Philipp abrieth, der Heirath zuzustimmen. Das Interesse Frankreichs verlange, Leopold in einer precären Situation zu lassen, und nicht in Belgien eine moralisch unübersteigbare Schranke zu schaffen. Endlich müsse der Frieden sobald als möglich herbeigeführt und von den 18 Artikeln nur das festgehalten werden, was für die unabhängige Existenz Belgiens durchaus erforderlich sei. (Denkwürdigkeiten S. 182 ff.) Nach längeren Verhandlungen kam die Conferenz am 14. October zur Feststellung von 24 Artikeln, welche die 18 modificirten. Sie gaben, was die Gebietstheile betraf, Limburg rechts von der Maas an Holland, dagegen den wallonischen Theil Luxemburgs an Belgien, setzten den Antheil desselben an der bisher gemeinsamen Schuld auf jährliche Rente von 8,400,000 fl. fest und gewährten ihm freien Transit durch Limburg, freie Schifffahrt auf der Schelde und den Gewässern zwischen dieser und dem Rheine. Zugleich erklärten die Mächte beiden streitenden Theilen, daß sie die Ausführung dieser Artikel, welche ihre unwiderrufliche Entscheidung enthielten, garantirten und deren Annahme eventuell erzwingen würden. (Die Einzelheiten der Verhandlung bei Nothomb I. p. 241 ff.)

Dem König Leopold fiel die Annahme der 24 Artikel sehr schwer; er berief sich gegen Lord Palmerston darauf, daß er die Krone nur auf die Bedingungen hin angenommen, welche die Mächte selbst festgesetzt, jetzt muthe man ihm andere zu, die er verweigert haben würde, wenn man sie ihm früher hätte aufnöthigen wollen. Nach Stockmar's Aeußerungen scheint er sogar an Abdankung gedacht

Digitized by Google

zu haben. Dagegen protestirte aber sein weiser Rathgeber auf das entschiedenste; ein solcher Entschluß würde Belgien nur Nachtheile bringen und den König in den Augen Europa's ruiniren; er würde schwach, unbeständig, kurzsichtig erscheinen, als der von ihm unternommenen Sache nicht gewachsen dastehen, während derselbe thatsächlich die größte Anerkennung und Popularität genösse und allein die Constituirung Belgiens durchführen könne*). Er möge gegen die 24 Artikel schreien, aber müsse sie annehmen und Alles thun, die Kammern zum Gleichen zu bewegen. Lord Grey, der so gewissenhaft constitutionell sei wie irgend jemand, habe ihm gesagt, daß er nichts in der persönlichen Stellung des Königs, seinem Eid auf die Verfassung und dieser selbst sehe, was die Annahme hindern könne. Nothomb, der in einer Specialmission im September nach London gesandt war und sich vergeblich bemühte, bessere Bedingungen zu erwirken, theilte diese Ansicht und kam mit der Ueberzeugung zurück, daß, falls Belgien die 24 Artikel verwerfe, es ernster als vorher durch eine Theilung bedroht sei. Der König und sein Ministerium entschlossen sich, die 24 Artikel den Kammern vorzulegen; Juste in seinem Leben Leopold's (p. 163) berichtet, daß dieser entschlossen war, die Kammer, wenn sie die Annahme verweigerte, aufzulösen, und wenn die neue Kammer in der Ablehnung beharrte, abzudanken. „Eine solche Abdankung," sagt der Herausgeber der Stockmar'schen Denkwürdigkeiten sehr richtig, „würde dann allerdings einen ganz anderen Sinn gehabt haben, als die Abdankung, um den 24 Artikeln zu entgehen." Am 1. und 3. November ermächtigten die Kammern die Regierung zum Abschluß des definitiven Vertrags über die Trennung von Holland und Belgien auf Grund der 24 Artikel, und am 15. November schloß Belgien, nachdem es vergeblich versucht, durch eine begleitende Note noch einige Modificationen zu erreichen, mit den fünf Mächten den betreffenden Vertrag, in welchem letztere Belgien die Ausführung desselben und Anerkennung Belgiens zusagten.

*) Welche Stellung Leopold schon damals erlangt hatte, zeigen folgende Worte Lord William Russell's bei seiner Rückkehr von Brüssel: „Ich bewundere den König. Ich hatte nie das in ihm gesucht, was wirklich in ihm ist. Es scheint, es bedarf nur eines äußeren Anlasses, um seine Gaben zur That werden zu lassen. Die ganze Regierung beruht auf ihm, er thut Alles, und es ist wunderbar, wie viel er thut. Es ist erstaunlich, wie beliebt er allgemein ist, und ich glaube, er kann gegenwärtig mit den Kammern und der ganzen Nation machen, was ihm beliebt." (Stockmar, Denkwürdigkeiten, S. 194.)

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Die Entthronung eines Weltherrschers.*)

Von

Ludwig Bamberger.

> Auch alle Trinkgeschirre des König Salomon waren golden und alle Geschirre im Hause des Waldes Libanon waren auch feines Gold, denn zu den Zeiten Salomon's achtete man das Silber gar nicht. (B. d. Könige I. 10. 22.)

I.

Im Schooße der Reichstags-Commission, welcher die neue deutsche Concursordnung vorlag, gab ein im Entwurf gebrauchtes Wort Anlaß zu einem Bedenken eigenthümlicher Art. Bei dem Abschnitte nämlich, der die Veräußerung von Hab und Gut des Gemeinschuldners regelt, warf ein Mitglied die Frage auf: ob es denn fernerhin auch gerechtfertigt wäre, daß man sich des im Gesetze gebrauchten Ausdrucks „versilbern", im Sinne von zu Gelde machen, bediene? Der Redner berief sich darauf, daß nach der deutschen Reichs-Münzordnung aus Silber nicht mehr vollbürtiges Geld, sondern nur ein untergeordnetes Ausgleichsmittel gemacht werde, und daß man, um mit

*) Neuerdings ist die Frage behandelt in:

Soetbeer, Die Werthrelation der Edelmetalle. (Hirth's Annalen 1875, Nr. 2.)

Cohnstädt, Zur Silberfrage. (Frankfurt a. M. 1876.)

Seyd, The fall in the price of Silver. (London 1876.)

Chevalier, La question du simple et du double étalon. (Revue des deux mondes, Avril 1876.)

„ La nouvelle dépréciation de l'argent. (ibid. 1. August 1876.)

Kern et Feer-Herzog, Rapport au Cons. Fédér. Suisse sur la Conférence monétaire de Janvier et février 1876.

Report of the Select Committee appointed to consider and report upon the causes of the depreciation of the price of Silver etc. etc. (London 1876.)

Digitized by Google

dem Bilde nicht hinter der Wahrheit zurück zu bleiben, nunmehr auch in der Sprache vom „Versilbern" zum „Vergolden" übergehen müsse. Dem sachlichen Inhalte nach war die Bemerkung ganz gewiß berechtigt. Soweit dagegen es sich um die bloße Form handelte, lag die Erwiderung nahe, daß gar viele Wörter über ihren ersten sprachlichen Sinn im Laufe der Zeit hinausgegangen sind, ohne daß der stehen gebliebene ursprüngliche Laut Anstoß oder Irrthum bereitete. Vielmehr gleitet im täglichen Gebrauch der buchstäbliche Sinn des Ausdrucks so leicht und unbeachtet am Ohr vorüber, daß erst nach absichtlich erregter Aufmerksamkeit der Gedanke längs des Weges zurückgeführt wird, welcher zwischen dem Ursprung des gebrauchten Bildes und seiner dermaligen Verwendung liegt. Solche Sinnverschiebungen bezeichnen den Gang menschlicher Entwicklung auf den mannigfaltigsten Gebieten. Schwerlich dachten die Römer der Kaiserzeit bei dem Worte aestimare noch daran, daß es von Hause aus bedeutete: den Werth eines Gegenstandes in seinem Gewicht an Erz oder Kupfer abschätzen, und sie wendeten es ruhig auch auf jede Veranschlagung in Gold oder Silber, ja, von da weiter gehend blos figürlich an. Vielleicht daß nach Jahrhunderten beim Wort „versilbern" einem Sprach- oder Geschichtsforscher der Verdacht auftauchen wird, es heiße dasselbe darum so viel wie verwerthen, weil in alten Zeiten das silberne Geld die Grundlage des Tauschverkehrs gebildet habe. Aber der Rückblick auf jenen altrömischen Sprachgebrauch erweckt in uns eine Gedankenreihe nicht mehr blos etymologischer Natur. Es kann also, sagen wir uns, ein Metall bis zu dem Grade die Verkörperung des allgemeinen Tauschwerthes geworden sein, daß die menschliche Vorstellung in Gestalt der Sprache dasselbe schlechthin als den endgültigen Werthmesser behandelt; und es kann dennoch ein solches Metall durch die historische Entwickelung aus seinem hohen Berufe verdrängt und zum Material für den allgemeinen Wirthschaftsdienst degradirt werden. Was uns die Sprache in Ausdrücken wie aestimare, aes alienum, per aes et libram und zahlreichen Formen desselben Stammes bezeugt, das bestätigt nicht minder die Geschichtsforschung. Bis zur Periode der punischen Kriege waren Kupfer und Bronze das ausschließliche Münzmetall der Römer, und erst von jenem Zeitabschnitt datirt der Gebrauch des aus Asien, Afrika und Griechenland herüber mehr und mehr an Stelle des Erzes vorgedrungenen Silbers. Und wohlbemerkt, Kupfer und Erz lieferten während jener älteren Periode nicht etwa den Rohstoff zu Tauschzeichen blos conventioneller Natur, wie jene oft erwähnten Muscheln (Cauries) einiger Inselbewohner der indischen Meere; sondern sie bildeten eine wirkliche Valuta, eine Münze, deren Geltung ihrem metallischen Gehalt und Gewichte entliehen war. In der älteren Zeit und bei größeren Zahlungen wurden Kupfer und Erz so ausgewogen, wie das Silber noch heute (sog. Saisie oder Sycee-Silber) bei den Chinesen. Daher das Wort expensa für Auslagen, stipendium für Sold, libripendes für die Zahlmeister der Armee, daher ferner für das schwere Geld die Bezeichnung aes grave, as libralis u. s. w. Auch andere mittelitalische Länder hatten diese Erzwährung, namentlich Etrurien und Umbrien. Die Thatsache steht übrigens nicht vereinzelt da. Im Elsaß (erzählt z. B. eine Geschichte des Münzwesens) war am Ende des 10. Jahrhunderts der

Digitized by Google

Pfennig die Currentmünze für gewöhnliche Einkäufe. Er bestand aus Kupfer, und 60 wogen eine Mark, oder 120 ein Pfund. Der Preis eines Scheffels Weizen zu 60 Pfund war sieben solche Pfennige. Einen Beleg aus viel späterer Zeit, daß Kupfer seinem Inhalt nach als Zahlmittel und Werthmesser galt, liefert die Geschichte Rußlands. Aus hundertfachen Beispielen wissen wir, daß die im Laufe der Zeiten eingetretenen Gewichtsverminderungen silberner und goldener Münzen zu unleidlicher Verwirrung und Beschwerde für Handel und Wandel geführt haben. Die russischen Münz-Annalen berichten, daß gleiche Ursache mit gleicher Wirkung am Kupfer erlebt worden ist. Im Jahre 1735, unter Kaiserin Anna, mußte eine Münzreform durch Umkehr zu vollwichtiger Kupfermünze vorgenommen werden, ähnlich der, welche am Ende des vorausgegangenen Jahrhunderts in England zu Gunsten der Silbermünzen unter Newton's Leitung durchgeführt worden war. In Zukunft sollten danach zehn Rubel ein Pud Kupfer enthalten, und ein späteres Edict (1757) setzte ausdrücklich das Werthverhältniß von Kupfer zu Silber fest, ganz so wie die Länder der Doppelwährung das Verhältniß von Silber zu Gold gesetzlich aufstellen.

Erz und Kupfer waren also einmal bei ausgebildetem Staats- und Verkehrsleben, wenn auch nicht gerade bei besonders verfeinerter Cultur, ein Edelmetall in dem Sinne, wie es jetzt bei uns Silber und Gold sind. Sie haben aber später in allen jenen erwähnten Herrschaftsbereichen diesen Rang verloren und sind in die Classe der gemeinen Metalle herabgekommen. So neu und unerhört uns daher auch jetzt noch der Gedanke entgegentreten mag, daß dem Silber etwas Aehnliches geschehen möge, so zeigt uns doch jener Vorgang, daß dergleichen Entadelungen stattfinden, und daher unter gegebenen Umständen sich wiederholen können. Wenn wir uns von den allgemeinen Ursachen Rechenschaft geben, unter deren Einwirkung ein solcher Niedergang sich vollzieht, so bieten sich bemerkenswerthe Anhaltspunkte für die Vermuthung, daß ein so tragisches Geschick im Fortschreiten der Menschheit dem Silber drohen könnte, und daß vielleicht dereinst, nach vollendeter Thatsache, die rückwärts schauende Betrachtung der Dinge gerade auf der gegenwärtigen Epoche verweilen möchte als auf der, in welcher die ersten Anzeichen einer so großartigen und tiefbedeutenden Umwälzung hervortraten. Ist es nicht schon an sich, und abgesehen von allen Convulsionen, welche den Metallmarkt dermalen erschüttern, etwas höchst Bedeutsames, daß zum erstenmale die Frage aufgeworfen wird, ob nicht die eine der beiden Mächte, welche bisher gemeinsam die Welt beherrschten, durch die andere aus dem tausendjährigen Condominium hinausgedrängt zu werden Gefahr laufe? Nun ist allerdings wahr, daß vor etwa einem Menschenalter auch das Reich des Goldes erschüttert schien. Als Ende der 40er Jahre gleichzeitig die californischen und australischen Goldfelder aufgeschlossen wurden, hörte man einzelne Warnungsstimmen, die eine tiefe Störung in dem bisherigen Gegenseitigkeitsverhältniß der Edelmetalle voraussagten und den Völkern den Rath ertheilten, sich gegen die Werthverringerung des Goldes zu wahren. Daß sie damals sich irrten, steht heute fest, und es liegt nahe, Denen, welche jetzt die gleiche Gefahr als dem Silber drohend prophezeien, jenen Irrthum entgegenzuhalten

Digitized by Google

zum warnenden Exempel vor allzuraschen und weittragenden Schlüssen auf diesem Gebiete.

Doch nur im ersten Zusammenprall entwickelt dieser Einwand eine gewisse rückstoßende Kraft. Umsichtiger und ausdauernder Erwägung hält er nicht Stich. Zunächst, was ist mit dem Factum bewiesen, daß einmal schon dieser oder jener wohlberufene Sachkenner sich in einem ähnlichen Fall geirrt hat? Nichts Anderes, als daß Jeder sich irren kann! Dazu bedarf es wahrlich keiner Belege. Diese Möglichkeit ist stillschweigend eingeschlossen in jeglichem Ausspruch, den menschliche Urtheilskraft zu Wege bringt.

Jener frühere Vorgang entkräftet also die heute zu ziehenden Schlußfolgerungen nicht in anderem Sinne, als es der auch ohne ihn feststehende Satz thut: „Irren ist menschlich." Und darum ist er für das Maß des Vertrauens, welchen neue Untersuchungen derselben Art beanspruchen können, ohne Bedeutung. Ja man kann mit Recht sagen, daß jener vorausgegangene Fehlschluß, wenn überhaupt dazu angethan, auf den Credit späterer Untersuchungen Einfluß auszuüben, vielmehr diesen späteren Vorschub leisten müßte. Denn die Lehre, welche das Exempel enthält, wird doch wahrlich am wenigsten verloren sein für die, welche von Neuem an die gleiche Aufgabe herantreten. Sie mehr als jeder Außenstehende werden sich vergegenwärtigen, was ihnen selbst oder ihresgleichen soeben passirt ist; ihre Aufmerksamkeit wird geschärft und geradezu hingelenkt sein auf die Klippen, an denen die Gefahr lauert. Am Tage, nach dem ein Eisenbahnunglück geschehen, sagt man, sei die Fahrt am sichersten, und es ist etwas Wahres daran. Doch alles dies, spreche es nun für oder gegen, ist nur äußerlicher Natur. Sehen wir der Sache selbst auf den Grund, so ergibt sich mit noch größerer Evidenz, daß gerade aus jenem früheren Irrthum der neuerdings festzustellenden Wahrnehmung ein Plus an Glaubhaftigkeit zuwächst. Zur Zeit, da mit einem Male das Gold in nie dagewesener Fülle von allen Seiten aus den Eingeweiden der Erde hervorquoll und der Vorrath an diesem Metall in gewaltigen Verhältnissen sich steigerte, lag es nahe, den Schluß zu ziehen, daß auf lange hinaus eine Werthverminderung des Goldes im Verhältniß zum Silber und zu allen übrigen Dingen eintreten werde. Es geschah dies aber nicht, und daraus geht eben am deutlichsten hervor, daß der Beruf des Goldes als eines Weltmetalls ein unerschütterlicher ist. Wäre dieser sein Beruf nicht so tief und fest begründet in allen Lebensbedingungen der heutigen Civilisation, so hätte es eben jene Probe nicht so siegreich bestehen können.

Schon die große durchgehende tausendjährige Bewegung gibt ihr beredtes Zeugniß in diesem Sinne. Die Geschichte der Edelmetalle weist abwechselnd Perioden vorwiegend reicher Zuflüsse bald von Silber, bald von Gold auf, und im Einzelnen folgte das Werthverhältniß in seinen Schwankungen dem Gesetze des vermehrten oder verminderten Vorraths. Aber alle diese Wellenbewegungen durchzieht als constante Richtung das Sinken des Silberwerthes gegenüber dem Goldwerth, mit dem Erfolg, daß an die Stelle eines ursprünglichen Verhältnisses von ungefähr 10 zu 1 nach und nach im Anfang unseres

Digitized by Google

Jahrhunderts das Verhältniß von 15½ zu 1 getreten war.*) Und angenommen auch, dieses stetige Fortrücken wäre nur das Resultat eines in stärkerem Maße anwachsenden Silbervorraths, so würde das den Satz nicht umstoßen, daß die Abweichung mit derselben Tendenz zuzunehmen bestimmt ist; denn die wirkende Ursache, das Anwachsen, ist durch eine vieltausendjährige Erfahrung zugleich als eine bleibende bestätigt. Aber die Erscheinungen der Neuzeit haben uns gezeigt, daß es nicht das Maß der Vorräthe ist, welches in diesem Gegenseitigkeitsverhältniß den Ausschlag gibt. Während wir nämlich heute erleben, daß eine verstärkte Silberzufuhr den Marktpreis dieses Metalls um viele Procente nach abwärts treibt, hat sich vor dreißig Jahren die massenhafte Ausbeute der californischen und australischen Goldfelder über die Welt ergossen, ohne nennenswerthe Veränderungen in dem Preise des Goldes nach sich zu ziehen. Man hat berechnet, daß in den ersten vier Jahren nach jener Entdeckung die jährliche Goldproduction um das Vierfache stärker war als in der entsprechenden vorhergehenden Periode. Trotzdem wich in derselben Zeit der Goldpreis, am Silber gemessen, kaum um zwei Procent. Vergleichen wir damit die Ursachen und Wirkungen der heutigen Umwälzung! Die englische Parlamentscommission hat auf's sorgfältigste zusammengestellt, auf wie hoch das Mehrangebot von Silber in den Jahren 1871 bis 1875 veranschlagt werden müsse. Sie hat dabei nicht nur die Ausbeute der neu entdeckten amerikanischen Bergwerke, sondern auch die von Deutschland, Holland und Skandinavien abgestoßenen Vorräthe und endlich den Minderverbrauch des indischen Reiches mit in Rechnung gebracht. Das Ganze ergab auf die vier Jahre einen Gesammtbetrag von beiläufig 74 Millionen Pfund Sterling. Verglichen zu der Silbergewinnung der vier vorausgegangenen Jahre erweist sich dieses Mehr als eine Verdoppelung. Nun aber die Wirkungen! Während die Vervierfachung beim Golde dieses nur vorübergehend um nicht zwei Procent hinabdrückte, hat hier die Verdoppelung beim Silber einen Sturz bis zu zehn Procent herbeigeführt, auf welchen in den darauf folgenden Monaten ein neuer Sturz um abermals zehn Procent folgen sollte. Und wohlbemerkt: es läßt sich gar nicht behaupten, daß moralische Einflüsse in dem einen Falle stärker aufgetreten wären, als im anderen. Die Sensation, welche ihrer Zeit die fabelhaft klingende Kunde aus Californien und Australien über die Welt verbreitete, war mehr geeignet, eine starke Wirkung auf die Einbildungskraft der Menschen auszuüben, als die seit lange im Anzuge begriffene Idee von der Abschaffung des deutschen Silber-Courants.

Es ergibt sich aus allen diesen Beobachtungen, daß jede Vermehrung des Goldvorraths willig vom Verbrauch aufgenommen wird, weil derselbe mit steigender Civilisation einen zunehmenden Bedarf nach diesem Material empfindet; daß umgekehrt jeder Zuwachs von Silber dem Markte eine Verlegenheit bereitet, weil bei dem abnehmenden Bedürfniß die Verwendung immer schwerer wird.

---

*) Michel Chevalier meint, daß das Gesammtergebniß der amerikanischen Metallzuflüsse früherer Jahrhunderte die Getreidepreise vertheuert habe in Silber um das Sechsfache, in Gold um das Vierfache (in seinem älteren Werke „La monnaie").

Digitized by Google

Wie überall, wo aus einer Mehrheit thatsächlicher Erscheinungen ein Schluß auf den zukünftigen Gang der Dinge gemacht werden soll, kommt es zunächst darauf an, diese Erscheinungen ihrer Natur nach zu scheiden, namentlich die zufälligen und blos begleitenden von den in dem Grund der betreffenden Verhältnisse selbst wurzelnden loszulösen. Es braucht ja nicht erst besonders nachgewiesen zu werden, wie schwierig auf diesem Gebiet die Arbeit der Beobachtung, wie vielfach zusammengesetzt und dunkel die Massen und Bewegungen sind, um die es sich handelt. Genügt es doch, daran zu erinnern, daß allen Anstrengungen der Wissenschaft zum Trotz kein Land mit Gewißheit feststellen kann, wie viel geprägten Geldes und wie viel von jeder Art Metall es in seinen Grenzen birgt. Noch heute, nachdem wir in Deutschland seit fünf Jahren unsere eignen Geldzustände unausgesetzt und eifrig zum Gegenstand der Prüfung und Verbesserung gemacht haben, noch heute streiten sich hartnäckig zwei Ansichten über die Frage, wie groß oder klein die Summe der umlaufenden, beziehungsweise abzustoßenden Silbermünzen sei. Und Alles, was man an ähnlichen Ziffern aus anderen Ländern bringt, erhebt sich nicht über das Maß einer wohldurchdachten Vermuthung. Gehen wir aber gar an das Problem, mitten in der ewigen Bewegung aller Dinge Werthveränderungen rückwärts liegender Zeiten zu bestimmen, so erfahren wir, daß Alles, was scheinbar einen festen Maßstab abgeben könnte, kaum minder in sich selbst schwankt, als dasjenige, was an ihm gemessen werden soll. Bei Geld und Geldeswerth haben wir es mit einem stets im Fluß befindlichen Stoffe zu thun, der zugleich die Neigung besitzt, sich zu verstecken, wie denn seiner ganzen Natur etwas Geheimnißvolles innewohnt.

Fehlt es auch nicht an allerhand Gründen, aus denen der Verstand hinterher erklären kann, weshalb gerade die zwei bestimmten Metalle seit Jahrtausenden die Welt beherrschen, so bleibt doch noch etwas Räthselhaftes in dieser durch alle Wandlung der Völkergenerationen und Civilisationsformen hindurch den Sinn der Menschen fesselnden, todten Substanz. Alles, was angeführt wird, um das Tiefbegründete des merkwürdigen Zusammenhanges zwischen den Bedürfnissen einer entwickelten Gesellschaft und der Herrschaft jener Metalle durch den Nachweis von Ausnahmen zu entkräften, ist so untergeordneter Art, daß es nur die Regel bestätigt. Wenn uns das Muschelgeld einiger wilden Völkerschaften, die hie und da im Alterthum erwähnten Stein- oder Glasmünzen entgegengehalten werden, so bedeutet das für das große Culturgesetz ebenso wenig, als wenn zur Anfechtung der allgemeinen, aus der inneren Menschennatur erwachsenen Sitten und Gesetze gewisse Philosophen uns Thatsachen beibringen, wie die, daß bei irgend einer afrikanischen Horde es Gebrauch ist, die Eltern von den Kindern todtschlagen zu lassen, oder daß anderwärts, wenn die Frau geboren hat, der Mann sich in's Bett legt und Wöchnerbesuche empfängt. Dergleichen launenhafte Gebilde an der Peripherie der menschlichen Entwicklung haben nicht das geringste Recht, uns irre zu machen an deren wesenhaftem Gestaltungstrieb.

Will man sich Rechenschaft geben von der eigenthümlichen Natur des Gegenstandes, so muß man doch vor Allem fragen: was ist es, das den Edelmetallen die schrankenlos anerkannte Gewalt über den Sinn der Menschen verschaffte? Die

Digitized by Google

nächstliegende Erklärung wäre die der größten und allgemeinsten Gebrauchs-nothwendigkeit, zum mindesten: Nützlichkeit. Hieran schließt sich von selbst die Erwägung, daß nicht Nützlichkeit allein das Maßgebende sein konnte, sondern nur das Nützliche an eine Form gebunden, welche durch Unzerstörbarkeit, Erkennbarkeit und Bewegbarkeit dem besonderen Zweck sich anpaßte; auch mußte dieses nützliche, erkenn-, beweg-, und unzerstörbare Wesen selten genug vorkommen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß es in Werthlosigkeit verfalle. Bleiben wir bei der geschichtlichen Thatsache des aus Erz oder Kupfer gefertigten Geldes stehen, so decken sich hier noch alle soeben zusammengehaltenen Bedingungen. Aber um so merkwürdiger erscheint dann der Sprung von diesem Metall zum Silber und Gold. So weit wir die Geschichte der Verwendung dieser zwei Metalle zu Geld kennen, kennen wir auch die Geschichte der Sitten und Lebensweise der Völker, welche ihnen diese Bestimmung gaben. Und nirgends finden wir sie so wie die anderen Metalle verwendet aus bloßer Rücksicht auf ihre stoffliche Brauchbarkeit als Werkzeuge der Wirthschaft. Ueberall vielmehr, wo wir ihnen begegnen, erscheinen sie als Attribute der Macht und der Ueppigkeit. Wir finden also hier von vorn herein den Sitz der Werthschätzung in der *menschlichen Phantasie*. Selbst die Eingebornen Amerika's, welche nach den Berichten der ersten Eroberer vergleichsweise geringen Werth auf Silber und Gold legten, erstaunt waren über die von den Fremden damit getriebene Abgötterei und willig ihre Schätze theils als Lösegeld, theils im Austausch gegen andere Gegenstände anboten, selbst diese befanden sich bei ihrer ersten Berührung mit den spanischen Abenteurern doch wesentlich auf dem europäischen Standpunkte: sie behandelten die beiden Metalle als etwas Edles, verwendeten sie entweder als Schmuck oder häuften sie als Schätze des Landesherrn an. Die Kaziken Mexiko's hatten einen goldenen Kopfschmuck, in welchem die Conquistadoren natürlich, und vielleicht mit Recht, eine Krone sahen. Die größeren Vorräthe an Gold waren im Besitze der Kaziken, denen das Metall von den Unterthanen abgeliefert wurde. Ebenso fanden später die Eroberer Peru's die Inkas als die Herren der Silberschätze; für sie wurden die Bergwerke betrieben. Handle es sich nun um Asien, um Egypten oder um Phönizien, den Tempelbau Salomonis oder die Schicksale des Krösus: allüberall tritt uns Silber und Gold entgegen als ein Stoff, der, je höher gepriesen, desto ausschließlicher nur von den Mächtigen als Schatz angehäuft oder von den Reichen und Wohlhabenden zu Zierrath, zu Kleinoden, kurz zur bloßen *Verschönerung* des Lebens verwendet wird. Es stimmt dies mit einem Grundzug der menschlichen Natur, daß das Entbehrliche höher gestellt wird als das Unentbehrliche, die Kunst über das Handwerk, die Hingebung über die Selbsterhaltung, so auch das, was zum Schmuck des Daseins dient, über das, was zu dessen Fristung nothwendig. Die mythologische Formel des „Eisernen Zeitalters" als des unerfreutesteten und unedelsten sagt Alles mit Einem Worte. Nur Metalle, die nicht zum gemeinen Leben gebraucht wurden, konnten die Herrschaft über die Phantasie der Menschen in dem Grade erlangen, um sie maßlos zu unterjochen. Je weiter sich der Sinn von der Nothdurft des Lebens entfernt, desto mehr steigt er vom Gemeinen und Dienenden zum Erhabenen und Herrschenden auf. Erst als die Verwendung zu bloßem Luxus in Ver-

Digitized by Google

bindung mit ihrer relativen Seltenheit und Unzerstörbarkeit dahin geführt hatte, die Edelmetalle zu Maßstäben und Tauschmitteln gegenüber allen anderen Dingen zu machen, erst dann konnte und mußte aus dieser Gewohnheit allmälig in dem menschlichen Gehirn sich eine Vorstellungsweise herausbilden, die nun selbst wiederum der Herrschermacht des glänzenden Stoffes als einer überlegenen unterwürfig ward. Nachdem er das endliche Maß und Erwerbsmittel aller irdischen Güter geworden, befestigte sich seine Herrschaft als eine selbständige. Wir haben hier ohne Zweifel einen ganz analogen Entwicklungsgang der menschlichen Denkungsart wie in der Herausbildung der Sittengesetze. Ursprünglich aus den Bedingungen der Selbsterhaltung im engeren und weiteren Sinne aufgekeimt, erlangen sie im Laufe der Entwicklung eine Kraft, die ihrerseits wieder allmälig zu etwas auf eigenen Füßen Stehendem sich emporarbeitet und als causa sui den Menschen so mächtig imponirt, wie sie es thun muß, damit die Gesellschaft auf der sicheren Grundlage spontaner Empfindung, statt auf der unzuverlässigen Verstandesreflexion, ruhe. Des Goldes berückender Glanz, der „heilige Golddurst", sie arbeiten heute als Elementarkraft im gesellschaftlichen Apparat mit einer Wirksamkeit, welche zu allem aus ihrem Rohstoff erzielbaren Nutzen und Vergnügen in gar keinem Verhältniß mehr steht.

Je mehr sich aber die Herrschaft dieser Tyrannen losgelöst hat von den ersten Ursachen ihres Emporkommens, je mehr sie sich auf eigne Füße gestellt haben und, ohne irgend anderer Rechtfertigung zu bedürfen, so zu sagen von Gottes Gnaden legitim geworden sind, desto weniger, sollte man denken, könnte einer oder der andere von ihnen Gefahr laufen, durch eine bloße Verschiebung im wirthschaftlichen Mechanismus des Throns verlustig zu werden. So viel ist auch wahr, daß das Prästigium der vieltausendjährigen Herrlichkeit eine Zeit lang seine Widerstandskraft den auf sie andringenden unterwühlenden Strömungen siegreich entgegenhält; daß es an treuen, überzeugten Anhängern der morschen Dynastie nicht fehlt und auf lange hin nicht fehlen wird; ja daß — damit die Aehnlichkeit noch größer sei — diese Anhänger sich auf ihr loyales Festhalten an dem gefährdeten Herrscherhaus etwas zu Gute thun und seine Gegner als frivole Neuerer verunglimpfen.

Und dennoch rückt das Verhängniß sichtbar heran. Was vor wenigen Jahren die Meisten noch zuzugeben sich weigerten, ist heute eingestandene Thatsache. Die tauben Ohren alle haben sich eines nach dem andern dem Alarmruf öffnen müssen. Eine Herrschaft von Gottes Gnaden währt eben noch häufig lange fort, wenn der Gott und die Gnade, denen sie ihr Reich verdankten, längst zerstört sind; aber es liegt doch nur ein zeitlicher Unterschied zwischen dem Verschwinden der Ursache und dem Verschwinden der Wirkung. Auch das geheimnißvollste Wesen leitet sein Bestehen von ganz bestimmten Ursachen ab, und gerade, wenn sein Bestand in's Wanken kommt, fangen wir an, die Wurzeln seiner Kraft gewahr zu werden. So auch hier.

II.

Zwei Bewegungen aus der Gesammtheit derer, welche den Fortschritt der menschlichen Gesittung charakterisiren, haben wir an dieser Stelle in's Auge

Digitized by Google

zu fassen. Mit dem Philosophen zu reden, gehört die eine dem Reich der Ausdehnung, die andre dem Reich des Denkens an. In räumlichen Dingen geht ein Zug der Civilisation ganz sichtbar dahin, das Leben zu erleichtern; und zwar im wörtlichsten Sinne des Wortes. Es handelt sich um die Tendenz, alles Körperliche, was der Mensch zu tragen oder in Bewegung zu setzen hat, so wenig umfangreich, beziehungsweise so wenig schwerwiegend herzustellen wie möglich. Die Arbeit des Denkens ihrerseits wendet sich mit stets wachsendem Kraftaufgebot der Entzifferung der Lebensgesetze zu, und, zum Unterschied gegen frühere Zeiten, auch vornehmlich dem Lebensgesetze der gesellschaftlichen Ordnung. Wenn es darauf ankäme, für beide Bewegungen einen gemeinschaftlichen Ausdruck zu finden, so wäre man wohl berechtigt zu sagen: daß die eine wie die andere der Verfeinerung des Daseins diene. Der gewaltige, auf dem Gebiete des Geldverkehrs sich vorbereitende Umschwung ist ein Ausfluß dieser doppelten Bewegung. Die Verfeinerung der Gewohnheiten im Leben und Denken begegnen sich, um dem Selbstherrscherthum des Silbers allmälig das Grab zu graben. Nur im Vorübergehen einstweilen sei hier der mit dieser Auffassung streng zusammenhängende Gedanke eingeschaltet, daß die Entdeckung der großen Silberbergwerke in den Vereinigten Staaten eben deshalb nicht in den Vordergrund unsrer Auseinandersetzung gehört. Die Erschließung dieser Quellen bildet, ungeachtet ihrer Großartigkeit, nur einen jener Zwischenfälle, durch welche einer, in der organischen Beschaffenheit der Sache vorbereiteten Wandelung möglich gemacht wird, sich ihren Anlagen gemäß mehr oder weniger rasch und eingreifend zu entfalten. Der Tod muß eine Ursach haben, sagt das Volk. Wenn die Comstock-Minen wirklich die treibende Ursache der Perturbationen auf dem Metallmarkt wären, so stände die hier vertretene Ansicht allerdings auf schwachen Füßen; denn das plötzliche Versiegen dieser neu eröffneten Minen oder die plötzliche Erschließung eben so mächtiger Goldadern könnte das ganze Meinungsgebäude über den Haufen werfen. Die wesentlich empirische Beobachtung der Dinge hat ein volles Recht, einer so stark wirkenden Erscheinung die größte Aufmerksamkeit zu schenken; daher das englische Unterhaus — eine parlamentarische Körperschaft, deren Sache es nicht ist, theoretischen Studien nachzugehen — unsern Dank verdient für die Anstrengung, mit der es Umfang und Bedeutung jener neu zufließenden Silbermassen in's Licht gesetzt hat. Aber das letzte Wort der großartigen Wandlung, die vor unsern Augen sich zu vollziehen beginnt, ist in jenen Vorgängen nicht zu suchen, denn das erste, jene Wandlung ahnende, Wort war ausgesprochen, längst bevor die unerschrockenen Pioniere von Nevada mit ihren Spaten seiner Verbreitung den Weg abkürzten. Wir werden übrigens weiter unten sehen, daß die englische Commission selbst sich diesen Gedanken nicht verschließt.

Die Arbeit der körperlichen Verfeinerung gehört wesentlich zur Culturarbeit selbst. Bildung ist Verfeinerung, nicht am mindesten die Bildung der Sinne und der organischen Thätigkeitswerkzeuge. Es läßt sich auch nichts feiner machen, ohne daß es zarter, empfindlicher, reizbarer, eben deshalb in gewisser Weise schwächer wird. Selbst die Thierleiber verfeinern sich unter dem Einfluß der menschlichen

Digitized by Google

Cultur. Ohne in das vielbeliebte Gebiet der vorgeschichtlichen Schöpfungsperiode und der sie bevölkernden Riesengestalten hinüberzugreifen, dürfen wir erwähnen, daß in geschichtlichen Zeiten der ungeschlachte Auerochs und der zottige Büffel in die dichtesten Wälder und in die ungesundesten Sumpfgegenden zurückgedrängt worden sind; und wenn wir nur die schweren Rosse auf den Bildern früherer Jahrhunderte mit den heute vorherrschenden Arten vergleichen, können wir als unbezweifelbar feststellen, daß auch hier eine Verfeinerung der Gliedmaßen sich ergeben hat. Unter den Menschen hat die wachsende Zahl der Wohlhabenden überhaupt, insbesondere die Zunahme der städtischen Bevölkerung, das stets bequemer werdende Leben derselben, und die immer weiter greifende Sittenausgleichung zwischen ihr und den Landbewohnern offenbar die Summe leiblicher Verfeinerung in hohem Maße gesteigert. Die sichtbare Folge dieser Umbildung ist das Bestreben, auch die mechanischen Werkzeuge des Lebens den verfeinerten Nerven, Muskeln und Gliedern anzupassen. Nehmen wir beispielsweise die Bewaffnung der älteren Zeit: Harnisch, Helm, Schwert, Armbrust oder Hakenbüchse.*) Das dünne Eisen ersetzt den schweren Stein und den dicken Balken; überall macht die Kraft der Maschine den übermäßigen Aufwand der Muskeln entbehrlich. Was der Mensch auf dem Leibe trägt, ist an Gewicht mindestens um die Hälfte vermindert gegen die früheren Jahrhunderte: das Taschenmesser wie die Taschenuhr, das Tuch des Rocks wie das Leder der Fußbekleidung. Wol führt in manchem Städtlein der ehrsame Meister, wenn er Abends zur Stammkneipe wandert, noch den pfündigen Hausschlüssel im Sack, der ihm, wenn Noth an Mann geht, auch zu Schutz und Trutz dienen kann; aber in den modischen Taschen ist kein Platz mehr für solches Instrument, und die lebenskundigen Engländer haben dasselbe schon vor einem Menschenalter auf die Verhältnisse eines großen Uhrschlüssels zurückgeführt. Man vergleiche auch z. B. noch einen Regenschirm oder eine Brieftasche von vor fünfzig Jahren mit ihren heutigen Nachkommen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es offenbar mit dem Vorzug, welchen die Neuzeit der Goldmünze vor der Silbermünze gibt. Der Antrieb hierzu wächst mit dem Fortschritt der Cultur um so stärker, als die Preise der Arbeit und

*) Allerdings hat die neuere Zeit auch ein Phänomen zu verzeichnen, welches im Widerspruch zum Gesetz der Verfeinerung steht. Die Marine ist im Suchen nach Vervollkommnung auf den Weg der Vergröberung gerathen. Alle ihre Anstrengungen laufen, um die Worte eines berühmten Rhetors zu gebrauchen, darauf hinaus: immer wieder einen dickeren und stärkeren Stahlpanzer zu erfinden, damit unmittelbar hinterher abermals mit der Erfindung eines noch schwereren und noch colossaleren Geschosses geantwortet werde. Diese Richtung trägt offenbar das Gepräge einer rückläufigen Entwickelung. Während der Landkrieg seinen mörderischen Instrumenten selbst immer mehr Gelenkigkeit und Schliff gibt, ist die Seewehr zu den Schiffsschnäbeln, Balisten und Widdern des grauen Alterthums, zu den ungeheuerlichen Kanonen der Sultanen zurückgekehrt. Ein so plump extensives Bestreben verräth im Gegensatz zu einem auf die intensive Vervollkommnung gerichteten schon darin seine Inferiorität, daß es alsbald seine räumliche Grenze finden muß, während jede auf innere Verfeinerung gerichtete Bewegung ihrer Natur nach unbegrenzt ist. Die armselige Rolle, welche die großen Marinen in den neuesten Kriegen gespielt haben, gibt ein unverkennbares Zeugniß von der Verkehrtheit einer Richtung, die mit dem ganzen Zug der modernen Welt contrastirt.

Digitized by Google

der Nahrungsmittel regelmäßig steigen. Abgesehen von einzelnen seltenen Epochen der Weltgeschichte, in denen unter der Einwirkung besonderer Ereignisse ein Rückgang oder Stillstand zu beobachten ist, ergeben die vergleichenden Preistabellen regelmäßig, daß jede spätere Periode mehr Metall für dasselbe Quantum Arbeit oder Getreide gegeben hat als die vorhergehende. Während aber die Steigerung der Preise sich mit dem wachsenden Bedürfniß nach bequemeren, leichteren Utensilien begegnet, greift noch ein Drittes im gleichen Sinne wirkend ein. Menschen und Dinge gehorchen einem durch die Erfindungen immer mehr genährten Trieb nach Ortsveränderung. Reisende und Waaren durcheilen nach allen Winden die Welt, bald mehr bald weniger eine Geldströmung in gleicher oder entgegengesetzter Richtung bedingend.

Der Drang nach mechanischer Verfeinerung des Geldverkehrs datirt übrigens nicht erst aus neuerer Zeit, obwol gerade in dieser begreiflichermaßen er an Gewalt unendlich zugenommen hat. Der Gebrauch der Scheidemünze, des Wechselbriefes und der Banknote sind Resultate eben desselben Bedürfnisses. Nur das eigentliche Staatspapiergeld verdankt seinen Ursprung der Noth oder Gewinnluft der Regierungen. Gemischter Art ist die Entstehungsursache einer andern, mehr den älteren Zeiten angehörenden Bewegung. Es ist die, welche dazu führte, unter derselben höheren Bezeichnung in fallender arithmetischer Progression allmälig geringeren Metallwerth zu verstehen. Nachdem die Römer vom Kupfer zum Silbergeld übergegangen waren, machten sie alsbald das As der alten vollwichtigen Kupferwährung (aes grave) bedeutend leichter, während sie der Münze denselben Namen ließen. Indem das Kupfer oder Erz blos Scheidemünze, d. h. fictives Geld wurde, konnte man ihm beliebige Gewichtstheile entziehen, ohne seine Essenz anzugreifen, und indem man es that, gehorchte man dem Bedürfniß nach mechanischer Erleichterung des Verkehrs. Etwas Aehnliches haben die schweren französischen Sousstücke der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfahren. Doch viel bedeutsamer ist die analoge Erscheinung auf dem Gebiete der Münzen aus Edelmetall. Noch heute bedient sich das Leben zur Bezeichnung der bekanntesten Münzen solcher Namen, die zu deren Gehalt im Widerspruch stehen. Ein merkwürdiges Exempel dafür liefert unser deutscher Gulden, der, wie der Name besagt, ursprünglich golden war (Florin die betreffende alte Florentiner Goldmünze). Eigenthümlich ist ferner, wie das Pfund (Libra, Livre, Pound), ursprünglich das effective Gewicht der Münze bezeichnend, sich als bloßer Münzname erhalten hat; das römische as libralis oder librarius, zuerst wirklich ein römisches Pfund schwer, kommt schon früh von 12 auf 10 Unzen, dann auf 4 (as trientalis). Das englische Pfund Sterling war im Anfang ein Pfund Silber, die französische Livre war das Pfund Silber Karl des Großen, das allmälig zu seinem sechsundsiebenzigsten Gewichtstheil herabschmolz, denn der Franc der Revolution war um eine Schwebung der alten Livre gleich, und noch heute hat der Sprachgebrauch namentlich in gewissen Verbindungen die alte Bezeichnung beibehalten. Aehnliche Schicksale erlebten die bekanntesten Goldmünzen des Alterthums, der Dareikos und der Aureus. Die meisten dieser Herabminderungen entsprangen allerdings der Noth oder der betrügerischen Absicht der Regierungen, welche, den alten Namen bei verringertem Gewicht bei-

Digitized by Google

behaltend, einen künstlichen Werth schaffen zu können vermeinten. Aber auch die besser berathenen Münzreformatoren späterer Zeiten kehrten niemals zu den schweren Gewichten älterer Perioden zurück, sondern huldigten dem Bedürfniß der modernen Welt, indem sie unter dem alten, schweres Gewicht bedeutenden Namen leichtere Münzen schufen.

Das Bedürfniß nach einer leichten und wenig umfangreichen Münze sicherte dem Golde die Vorliebe der weiterschreitenden Gesellschaft. Aber damit allein war das gleichberechtigte Nebeneinandergehen von Silber und Gold noch nicht gefährdet. Diese weitere Folge wurde erst herbeigeführt, als die potenzirte Selbstbeobachtung der modernen Menschheit das wirthschaftliche Problem dieser Gleichberechtigung zu zergliedern begann. Die ganze Präoccupation entstammt neuesten Zeiten. Allerdings haben gewisse äußere Vorkommnisse dazu mitgewirkt, die Frage anzuregen. Aber wesentlich erwuchs sie aus der Arbeit des reifenden ökonomischen Gedankens. Das bloße Schwanken des gegenseitigen Werthverhältnisses zwischen beiden Metallen gehört dem Bewußtsein bereits der ältesten Zeiten an. Zahlreiche Gesetze, unter denen am häufigsten das den Goldwerth reducirende Edict von Medina (Isabella's der Katholischen) erwähnt wird, befaßten sich mit Abänderung und Festsetzung desselben. Aber die Frage, ob eine solche Fixirung zu dem Zweck einer gleichberechtigten Circulation überhaupt statthaft sei, datirt erst vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Selbst Adam Smith, der Inbegriff und die Summe alles wissenschaftlichen Denkens seiner Zeitgenossen und Nachfolger, übergeht das Problem noch mit Stillschweigen. Die Polemik der älteren Nationalökonomen hatte vor Allem die Fälschungen zu bekämpfen, welche den Werth des Geldes künstlich von dem Werth des Metalls loslösen zu können glaubten. Zu der Frage des Condominats beider Metalle standen sie meistens ahnungslos, obgleich auch einzelne Ausnahmen citirt werden, vor Allem der Philosoph Locke, der sich in den klarsten Wendungen und mit der noch heute maßgebenden Begründung gegen die Doppelwährung erklärt. Der unverdrossene Rationalismus der Revolutionsgesetzgebung ist zum ersten Mal auf den Grund der Sache gedrungen und hat sie im Princip ganz logisch richtig entschieden. Mirabeau's bekannte Denkschrift vom 12. December 1790 behandelt auch diesen Gegenstand mit einer Meisterschaft, die noch heute unsere Bewunderung erregt. Seitdem das Thema der Doppelwährung wieder in den Vordergrund der Tagesliteratur getreten, ist auch aus der Folgenreihe der gesetzgeberischen Verhandlungen zur Genüge der Beweis geliefert worden, daß die französische Münzverfassung der neunziger Jahre, welche mit dem bekannten Gesetz vom 7. Germinal XI. abschließt, durchaus nicht in den Fehler verfiel, zwei gleichberechtigte Metalle mit unveränderlichem Gegenseitigkeitsverhältniß zu Grunde zu legen, sondern daß sie von Rechtswegen die Silberwährung, den Franken mit dem Feingehalt von $4^1/_2$ Gramm Silber, als die fundamentale Einheit des Systems hinstellte, dem gegenüber das Gold einen variablen Werth haben sollte.

Eine Periode geringer Schwankungen zwischen beiden Metallen, welche erst durch die Entdeckung der californischen und australischen Goldfelder plötzlich unterbrochen wurde, hatte die am Ende des Jahrhunderts mit so viel Scharf-

Digitized by Google

sinn erörterte Frage wieder der Aufmerksamkeit entrückt. Die englische Münzregulirung von 1816 blieb eine innere Angelegenheit, und in Frankreich vergaß die von störenden Thatsachen verschonte Praxis, daß der Gesetzgeber mit dem Verhältniß von $15^1/_2$ zu 1 nicht ein Ewiges zu stabiliren gemeint hatte. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß von 1807 an die Tendenz leise auf ein Steigen des Goldes ging; die Abweichung im Gegenseitigkeitsverhältnisse erreichte das Maximum von 1 zu $16^1/_4$, und das Gold verschwand immer mehr aus dem französischen Verkehr bis gegen das Ende der fünfziger Jahre. Aber selbst das Hereinbrechen des californisch-australischen Goldstromes regte nur mittelbar zur Erörterung des eigentlichen Problems an. Auch damals ging der erste Impuls einseitig auf Abschaffung des einen Münzmetalls, des Goldes, weil man seine starke künftige Entwerthung befürchtete. Aber indem diesem Vorgang andre Thatsachen bald widersprechender, bald bestätigender Art nachfolgten, und die ohnehin in Gährung befindliche Wissenschaft durch alle diese conträren Bewegungen noch mehr aufgerüttelt wurde, entwickelte sich aus dem gleichzeitigen äußeren und inneren Proceß diejenige Gedankenarbeit, der allein es zuzuschreiben ist, daß zum ersten Mal in historischen Zeiten grundsätzlich und auch praktisch vor der ganzen civilisirten Welt die Frage aufgeworfen wurde: ob vernünftiger Weise die beiden Edelmetalle gleichberechtigt nebeneinander als Münze zu brauchen seien. Auf jedem Flecke civilisirter Erde, auf welchem die beiden Metalle sich aneinander reiben, entbrennt stets hitziger der Streit: ob nicht das eine dem andern weichen müsse, und in derselben Minute, in welcher dies Muß entschieden, ist auch die Frage, welches von beiden als das schwächere dem andern zu weichen habe, gelöst. Wie lange die asiatischen Völker, welche, tausendjähriger Ueberlieferung gehorchend, im Wesentlichen noch mit der einfachen Silberwährung leben, sich bei dieser beruhigen wollten und würden, wenn einmal die herrschenden Handelsnationen das Silber zur Scheidemünze degradirt hätten, auch das wäre höchst wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit. Hauptsache ist und bleibt, daß der Widersinn einer Münzverfassung, welche das Unmögliche möglich machen will, an der Wirklichkeit zerschellt und vor dem Verstande entlarvt ist. Zwei Materien ihr gegenseitiges Werthverhältniß für alle Zukunft vorschreiben wollen, obgleich die werthbestimmenden Factoren bei zweierlei Dingen sich von selbst verschieden gestalten und daher ein stets wechselndes Verhältniß zur Folge haben müssen, das ist ein Verkennen der Grenze, welche dem menschlichen Können von der Natur der Dinge gezogen ist. Die Geschichte der wirthschaftlichen und insbesondere der Münzgesetzgebung ist die eines fortwährenden Kampfes zwischen dem Gesetzgeber und dem sich gegen seine künstlichen Vorschriften empörenden Gang der Weltgeschäfte. So oft hier die Natur der Dinge obsiegt, so oft siegt der Fortschritt. Und wir sind jetzt an dem großen Wendepunkt angelangt, in welchem, was lange vorbereitet war, unwiderstehlich zum Durchbruch kommt. Eine Veste nach der andern streckt die Waffen, der hartnäckigste Widerstand ist erschöpft. Hie und da sucht ein durchaus nicht verzweifeln Wollender in der Hoffnung Trost, daß Etwas auftauchen werde (something will turn up), um ihm schließlich doch wieder Recht zu geben; oder ein Wunderdoctor schmeichelt sich, mit anti-

Digitized by Google

thetischen Salbadereien im Style Victor Hugo's die exacte Wissenschaft zur Umkehr zu überreden. Doch Alles vergeblicher Kampf auf verlorenem Posten. Nichts ist belehrender und bezeichnender in diesem Gang der Dinge, als der Weg, den Frankreich dabei zurückgelegt hat. Dies merkwürdige Land, in seinem Denken zum vollendeten Rationalismus zugespitzt und doch zugleich mit scheuer Ehrfurcht und Furcht der Routine opfernd, hat, nachdem zuerst seine Gesetzgeber und Gelehrten das Richtige aufgestellt, mehr als alle Andern mit der trägsten Zähigkeit an der falschen Ueberlieferung festgehalten. Zoll um Zoll mußte sich die Wahrheit den Boden erkämpfen.

Im folgenden Capitel soll geschildert werden, wie überall mit wachsender Gewalt in jüngster Zeit die richtige Erkenntniß sich Bahn gebrochen und von der wirklichen Welt Besitz ergriffen hat. Nicht aus dem Schacht der Comstock-Minen, sondern aus dem strengen Denken der europäischen Bildung ist die große Katastrophe hervorgegangen.

III.

Es liegt nur ein Jahrzehnt zwischen heute und der Zeit, da die Aufgabe einer rationellen Münzreform Gegenstand europäischer Verhandlung wurde. Das zweite Kaiserthum hatte, bei Allem, was ihm Unechtes innewohnte, doch lebhaften Sinn für Ideen, die über die Enge und Voreingenommenheit französischer Ueberlieferung hinaus gingen. Aber diese erweiterte Anschauung unterlag in den meisten Fällen der zähen Tradition, die bis auf den heutigen Tag in den „Büreaux" herrscht. Durch den Vertrag vom 23. December 1865 war die später sogenannte lateinische Münz-Convention begründet worden zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz. Schon damals drängte sich, sobald man über eine durchdachte Münzverfassung zu berathschlagen anfing, die Erkenntniß auf, daß es nur Eine Lösung gäbe, nämlich die ausschließliche Goldwährung. Aber schon damals scheiterte der Vorschlag an dem auf französischer Seite vereinigten Widerstand der Routine und der großen Geldmächte. Vergebens kämpften die Delegirten der drei anderen Länder mit allen Gründen der Wissenschaft und Erfahrung, vergebens kamen ihnen hohe französische Autoritäten zu Hilfe: die Vertreter des geheiligten Herkommens blieben die stärkeren, und das Gesetz vom Jahre 1803, noch dazu falsch ausgelegt, ward als der Weisheit letzter Schluß die Basis der neuen Uebereinkunft. Das Verhältniß des Silbers zum Golde sollte bis zum Jahre 1880 (auf so lange läuft die Convention) unwandelbar fest stehen. Wenn dieses Unterfangen schon damals auf starken Widerspruch stieß, so kann man daraus entnehmen, daß die richtige Lösung des Problems nicht erst durch den hereindringenden Silberstrom herbeigeführt worden ist. Damals im Gegentheil lebte man noch unter dem frischen Eindruck der Silberklemme, welche, durch den amerikanischen Secessionskrieg hervorgerufen, jahrelang Europa in Verlegenheit gebracht hatte. Denn das Preisverhältniß auf dem Metallmarkt stand dazumal wie 1 zu 15,33 (Silberpreis 61½ die Unze, ein Procent günstiger für Silber als das Normalverhältniß 1 zu 15½). Zwei Jahre darauf, unter der Constellation der Weltausstellung von 1867, ward der schon vorher angeregte Gedanke, die sämmtlichen Culturstaaten dies-

Digitized by Google

und jenseits des Oceans zum Einverständniß über eine Weltmünze zu bringen, auf Frankreichs Veranstaltung hin einem eigens dazu berufenen Congresse unterbreitet. Die lateinische Münz-Convention sollte, nachdem man eine gemeinsame Grundlage gefunden, zu einer die Welt umspannenden erweitert werden. Auch in diesen Verhandlungen sprach sich die große Mehrheit für die reine Goldwährung aus; nur die Frage der Gewichtseinheit, welche der gemeinsame Maßstab werden sollte, gedieh nicht zur Reife; weder wollte England noch wollte Amerika von seinem, mit allen Zuständen verwachsenen Münzfuß lassen; Preußen beobachtete eine seinem Charakter entsprechende Zurückhaltung, und Oestreich-Ungarn im natürlichen Gegensatz dazu schmiegte sich möglichst nahe an Frankreich an, indem es Goldmünzen auf dem Zwanzigfrankenfuß zu prägen übernahm, als Vorbereitung eines Anschlusses an den lateinischen Bund.

Mit dem praktisch ergebnißlosen Auseinandergehen des internationalen Congresses konnte aber eine wiederholt und lebhaft in Betracht gezogene Frage nicht ohne Weiteres liegen bleiben. Frankreich selbst mußte sich klar werden, wie es sich zur künftigen Entwicklung der Dinge zu stellen habe. Einflußreiche Männer, zugleich die höchsten Sachverständigen, eine Reihe von Handelskammern mahnten immer wieder an die Unhaltbarkeit des bestehenden Zustands; und diesem Andrang gehorchend, wurde eine Untersuchung (Enquête) veranstaltet, welche, von Ende 1867 bis in den Anfang des Jahres 1876 hinein arbeitend, eine Masse Material, theils werthlos, theils werthvoll, zusammentrug. Die schließliche Abstimmung dieser französischen Versammlung war abermals der Sieg der einfachen Goldwährung mit 17 Stimmen gegen 6.

Trotz aller Niederlagen im Kampf der Meinungen erhielt sich der Status quo der Doppelwährung unverändert. Aber selbst als die Wucht der Thatsachen mit handgreiflichem Ernst auf ihn eindrang, wollte er sich nicht erschüttern lassen.

Bald nach dem Ende des großen Krieges begann der Preis des Silbers auf dem Weltmarkt zurückzugehen. Deutschlands muthiger Gedanke einer radicalen Umbildung seines Geldsystems war eine der vielen mitbestimmenden Ursachen bei diesem Rückgang. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, sie allesammt aufzuzählen. Jedenfalls war Deutschlands Einfluß nur moralischer Natur, denn leider blieb die Ausführung der Reform in ihrem Gang hinter der entschlossenen Concession, von der sie eingegeben war, in beklagenswerther Weise zurück. Auch in Deutschland gab es Leute, welche sich von ihrer angestammten Anhänglichkeit an das Silber nicht losmachen konnten und stets darauf rechneten, die Vorsehung werde es zu seinem alten Glanze zurückführen. Viel mehr Eindruck als unser isolirter Entschluß machte in der Welt die Beobachtung, daß andre Länder sich anschickten, unser Beispiel zu befolgen. Diese Nachahmung war bei der großen Unpopularität, die dem deutschen Namen unter den Völkern anhaftet, um so merkwürdiger. Und wenn es schon überhaupt wenige gibt, auf die wir einige Anziehungskraft auszuüben uns schmeicheln können, so waren unsere Nachahmer in diesem Falle gerade solche, bei denen wir von lange her und namentlich seit den letzten Jahren einer besonderen Ungunst genossen, Dänemark, Schweden und Norwegen auf der einen Seite, Holland auf der

Digitized by Google

andern gaben durch ihr Vorgehen der Welt zu verstehen, daß Deutschland nicht einer theoretischen Schrulle gehuldigt, sondern eine Bahn betreten hatte, in welche aus innerer und äußerer Nothwendigkeit später oder früher jeder vernunftgemäß regierte Staat wird einlenken müssen. Und zwar waren die skandinavischen Königreiche auf einem Wege zu ihrem Entschluß gelangt, der von dem der Holländer ganz abseits lag. Jene haben, ähnlich wie Deutschland, aus freien Stücken sich zunächst zur Herstellung eines einheitlichen Münzwesens ermannt und sind bei dem Nachdenken über die hierbei zu Grunde zu legende Wahrheit gleichmäßig wie wir zur Einsicht gelangt, daß etwas Anderes als die reine Goldwährung nicht denkbar sei, sobald überhaupt einmal reformirt werden solle. Anders kam die Sache in den Niederlanden; hier läßt sich eher eine Verwandtschaft mit der Entwicklung der Dinge in Frankreich erkennen. Nicht der selbständige Wunsch nach Reform, nicht die Verwerthung theoretischer Erkenntniß, sondern der Druck der factischen Bedrängnisse schob die Gesetzgebung vorwärts. Holland besaß die reine Silberwährung, und ganz folgerichtig hatte es den Privaten die Freiheit gegeben, Barren zu Münzen ausprägen zu lassen. Sobald der Silberpreis namhaft herunterzugehen anfing, drängten sich natürlich die Barren zu, um sich in Gulden zu verwandeln, und das Königreich ging der Gefahr entgegen, einen Geldumlauf bei sich anwachsen zu sehen, der in dem Maß sich steigern mußte, als das zu seiner Herstellung dienende Metall an Werth verlor. Die aus einer solchen Bewegung sich erzeugenden Mißstände führten so unmittelbarer Weise zu handgreiflichen Verlegenheiten, daß für theoretisches Besinnen über die Metall- und Münzpolitik nicht lange Zeit übrig blieb. Man mußte die Thür schließen, um nicht Land und Leute in Zukunft großen Verwirrungen und Verlusten auszusetzen. Auch hier, wie später in Frankreich, erhob sich die Gesetzgebung nicht auf Einen Schlag zur Erkenntniß der definitiven Umgestaltung, welche den unvermeidlichen Schluß der großen Wandlung bildet. Vorläufige Maßregeln und abwartende Betrachtungen mußten zunächst ausreichen, um den unabweisbarsten Mißständen des Augenblicks zu entgehen. Hollands Widerstreben gegen eine sich dem Silber entschieden abwendende Münzpolitik lag in der Natur der Sache. Es hatte erst vor einem Vierteljahrhundert die Goldwährung abgeschafft, und seine großen Colonien, die in ihrer Art noch wichtiger für seine gesammte Wirthschaft sind als das indische Reich für die Wirthschaft Englands, sind wie der ganze ferne Osten noch eng mit der Silberwährung verwachsen. So entschloß man sich also, in der Hoffnung, einer endgültigen Umkehr noch zu entrinnen, zu einer provisorischen Verfügung. Im Jahre 1873 trat die holländische Gesetzgebung ihren Rückzug an, ganz genau mit der ersten Viertelsschwenkung, die wir vor Kurzem auf französischem Boden vollziehen sahen, und genau mit demselben Erfolg. Die Regierung ließ sich durch die Kammern blos die facultative Ermächtigung geben, die Münzanstalt nach eignem Ermessen dem Silber zu sperren. Aber es dauerte nicht lange, so wurde praktisch daraus und mußte werden eine absolute Unterdrückung des Silberprägerechts, wenigstens für die Privaten und das Mutterland. Zunächst, und die abwartende Stellung noch weiter charakterisirend, ließ sich das Ministerium jene Autorisation nur auf zwei

Digitized by Google

Jahre bewilligen. Aber vor Ablauf derselben hatten die Dinge, statt der Hoffnung auf Rückkehr der alten Verhältnisse zu entsprechen, sich nur weiter von denselben entfernt, und die Erlaubniß mußte um zwei Jahre verlängert werden. Zu gleicher Zeit war es auf's empfindlichste fühlbar geworden, daß mit dem blos negativen Verhalten nicht auszukommen war. Die Entwicklung drängte durch ihre eigene Gewalt zu positiven Veranstaltungen, und diese konnten auf nichts Anderes hinauslaufen als auf die Wiedereinführung der Goldmünze.*) Doch abermals gab man die Vorbehalte nicht auf, sondern entschloß sich nur, durch eine zweite Viertelsschwenkung bis zur halben Umkehr vorzugehen. Während die Regierung sich zum Einstellen der Silberprägung auf zwei weitere Jahre ermächtigen ließ, legte sie zugleich ein Gesetz über Ausprägung von Goldmünzen vor, welches Holland auf den Standpunkt brachte, auf dem das deutsche Reich nach dem ersten Gesetz von 1871 über die Ausprägung von Reichsgoldmünzen sich befand: eine noch fortdauernde, aber auf den vorhandenen Bestand eingeschränkte Silbercirculation und daneben in bestimmtem Werthverhältniß eine dehnbare Goldausprägung. Aber auch dieser zweite und dritte Schritt konnte so wenig einen befriedigenden Abschluß herbeiführen, wie wir bei unserm ersten Gesetz von 1871 hätten stehen bleiben können. Vor Ablauf des zweiten provisorischen Termins sah sich die holländische Regierung in die Nothwendigkeit versetzt, den letzten Schritt zu thun, das Silber als grobe Münze abzuschaffen. Das thut ein bis jetzt nur noch als Entwurf für die nächste Sitzung der Kammern ausgearbeitetes Gesetz.

Wenn jemals das, was die Verstandesträgen oder noch viel öfter die Interessirten eine „Theorie" nennen, ohne jede dialektische Ueberredungskunst und nur durch die Naturgewalt der äußeren Umstände sich den Weg in die Welt gebahnt hat, so ist es hier geschehen; und es läßt sich kein Vorgang denken, welcher für die Unaufhaltsamkeit der noch im Fluß befindlichen Entwicklung dieser Dinge einen stärkeren Beweis enthalten könnte, als diese durch die Thatsachen erzwungene Bekehrung eines durch alle Ideen- und Interessenverbindungen zum Widerstehen aufgelegten und seinen Widerstand nur zollweise aufgebenden Staatswesens. Frankreich hat die erste Hälfte derselben Erlebnisse durchgemacht, und was es noch nicht erlebt hat, das steht ihm bevor, so sehr auch die dort viel mächtigeren Einflüsse der Routine und des Eigennutzes sich sträuben mögen.

Der Friede von 1871 fand Frankreich in der Münzverfassung, welche der Krieg geschaffen hatte, mit einem Umlaufsmittel, das zum Wesentlichen in den mit Zwangscurs versehenen Noten der Bank bestand. Die ersten starken Erschütterungen der Silberpreise konnten sich schon deshalb nicht im Innern auf schädliche Weise fühlbar machen, weil nach dem Text des Friedenstractats die Kriegsentschädigung auch in Silbermünzen entrichtet werden durfte. Nachdem diese Operation abgewickelt war und die Verhältnisse des Wechselcurses wieder zur Metalleinfuhr nach Frankreich Veranlassung gaben, war es natürlich, daß

*) Die eigenthümliche Physiognomie und den ganz besonders belehrenden Verlauf dieser Entwicklung habe ich im fünfzehnten Abschnitt meines „Reichsgold" ausführlicher geschildert.

Digitized by Google

die Geschäftsleute hierzu das inzwischen wohlfeiler gewordene Silber vorzugsweise vor dem Golde verwandten. Da die Bank nicht verweigern konnte, ihre Noten gegen Silbergeld herzugeben, so wuchs ihr Vorrath an diesem Metall im Verhältniß zu dem in ihren Kellern befindlichen Gesammtschatz stetig an, und in dem Maße, als das Silber auf dem Weltmarkt an Werth verlor, verringerte sich die Gesammtbürgschaft, welche das Land zur Deckung seiner umlaufenden Circulation am Baarvorrath der Bank besaß. Doch wie geschilderter Maßen die officielle Welt geartet und beeinflußt war, wäre dieser bedenkliche Gang noch nicht aufgehalten worden, hätte nicht die lateinische Münz-Convention dafür gesorgt gehabt, daß auch andre Leute in diesen Sachen zu Worte kommen konnten.

Die Schweiz übernahm die mühsame Aufgabe, dem Vogel Strauß den Kopf aus dem Sande zu ziehen. Auch hier war es praktische Nöthigung, welche gebot, das Schweigen zu brechen, allerdings begleitet von der klarsten und furchtlosesten Einsicht in den grundsätzlichen Zusammenhang der Erscheinungen. Da der Geldumlauf der Schweiz nicht unter den künstlichen Einflüssen eines mit dem Zwangscurs operirenden Bankinstituts stand, so wurde die Veränderung der Metallwerthe auf dem Weltmarkt alsbald in dem Alltagsleben sichtbar. Die Goldstücke verschwanden und es blieb nur Silber in der Circulation. Ganz abgesehen von der daraus sich für den Verkehr ergebenden mechanischen Unbequemlichkeit konnte dem sachverständigen Urtheil nicht entgehen, welche nachtheiligen Verschiebungen am Wechselcurs sich daran knüpfen müßten, welche Verwirrungen und Verluste bei weiterer Verminderung des Silberwerthes dem Gemeinwesen drohten. So ergriff die Schweiz die Handhabe, welche ihr der Art. 11 des Vertrags von 1865 bot, um Ende 1873 eine Conferenz der verbündeten Staaten zu verlangen, die sich mit den bezeichneten Mißständen und Gefahren zu befassen habe. Auf der gemäß diesem Ansinnen eröffneten Conferenz begannen die Abgesandten der Schweiz damit, grundsätzlich für die Staaten der Convention die Einführung der reinen Goldwährung und als erste dringende Vorbereitungsmaßregel das Einstellen aller Silberausmünzung zu verlangen. Aber noch war Frankreich nicht gesonnen, die Lage der Dinge mit unbefangenen Blicken zu überschauen, und die beiden anderen Mitverbündeten hatten jeder seine besonderen Gründe, Frankreichs Spuren zu folgen. Dieser Tendenz kam — ob aus zufälligen oder nicht zufälligen Veranlassungen, weiß man nicht — ein günstiger Umschlag auf dem Londoner Silbermarkt zu Hilfe. Kaum war nämlich die Conferenz zusammengetreten, als eine plötzlich gesteigerte Silbernachfrage den Curs um etwa zwei Procent hinauftrieb, und sofort die Anhänger der Silberlegitimität die Wiederkehr der guten alten Zeit ankündigten. Aber selbst dieser ganz momentane Aufschwung erreichte doch noch lange nicht wieder die Höhe, welche dem alten Normalverhältniß von 15½ zu 1 entsprach; und so war nicht einmal zu bestreiten, daß selbst unter der Einwirkung des wieder gestiegenen Werthes die Invasion des Silbers und die Auffaugung des Goldes fortgehen müsse.

Da mußte denn auch Frankreich sich entschließen, dem Zwang der Umstände die erste Concession zu machen. Ihre Form ward gefunden in der

Digitized by Google

Beschränkung der Silberbeträge, welche zur Ausmünzung zugelassen werden sollten. Die vier verbündeten Staaten theilten sich in einen Betrag von 120 Millionen Franken nach Maßgabe ihrer Bevölkerungsziffern (mit untergeordneten Modificationen). Von der reinen Architektur des Systems war man damit auch für den uneingeweihten Beobachter abgewichen; dem tieferen Einblick konnte nicht verborgen bleiben, daß mit diesem Beschluß sein Fundament selbst untergraben wurde. Die selbstgefällige Routine tröstete sich damit, daß nur eine interimistische Veranstaltung auf ein Jahr getroffen sei, nach dessen Verstreichen wol wieder in's alte Geleise eingelaufen werden könne.

Was es mit dieser Ermächtigung zum Ausmünzen begrenzter Metallquantitäten eigentlich auf sich hatte, ward nicht ausgesprochen und ist selbst im Laufe aller später daran geknüpften Erörterungen selten eingeräumt worden. In Wahrheit würde es schwer geworden sein, nachzuweisen, daß damit etwas Anderes bezweckt war, als gewissen privilegirten Kunden der Münze ein vortheilhaftes Geschäft zuzuwenden. Das Gemeinwesen als solches hatte an diesen Münzgeschäften nicht nur kein Interesse, sondern ward geradezu den Privatinteressen geopfert.

Denn was bedeutet in dürren Worten die Stipulation, Frankreich dürfe im Laufe des Jahres 1874 60 Millionen Franken Silber ausmünzen lassen? Nichts Anderes, als daß die französischen Münzanstalten gegen den herkömmlichen Prägelohn diesem und jenem Geschäftsmanne seine Barren zu Fünffrankenstücken zu prägen verpflichtet sein sollen. Die Operation des Mannes bestand darin, daß er, Dank dem gefallenen Silberpreis, das Material zu einem solchen Fünffrankenstück im gegebenen Falle um 4¾ Franken Gold erkaufte und gegen Vergütung von nicht vier Centimes ein Fünffrankenstück daraus prägen ließ, deren er je vier bei erster Gelegenheit wieder in ein goldenes Zwanzigfrankenstück umwechselte. Der Profit von 20 Centimes oder 4 Procent floß in die Tasche des Privatmannes, und die Zeche zahlte das gemeine Wesen, in dessen Umlaufsbestand ebenso viel minderwerthige Stücke an die Stelle von mehrwerthigen traten. Auf diese Weise wuchs der Vorrath an Silber selbst bei der französischen Bank, die sich doch noch am besten zu vertheidigen verstand, zwischen dem Jahre 1871 und dem Jahre 1876 von 75 Millionen Franken auf 540 Millionen an. Es war natürlich stets dafür gesorgt, daß nicht der Erste Beste jenen Vortheil einstrich. Die Anwartschaft auf den Profit der gesetzlichen Falschmünzerei war immer auf lange hinaus im Voraus vergeben, sogar in solcher Weise, daß die Vertreter der französischen Regierung auf allen Conferenzen schon deshalb mit gebundenen Händen zu kommen erklärten, weil die rechtskräftigen Ansprüche auf Ausmünzung bestimmter Quantitäten bereits für das nächste Jahr unwiderruflich ertheilt seien. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, Theorien, deren praktische Wirkung auf solche Resultate hinauslief, mit dem Pathos wissenschaftlicher und politischer Ueberzeugung vertheidigt zu sehen.

Die Königreiche Belgien und Italien zogen wenigstens den richtigen logischen Schluß aus der gegebenen Voraussetzung. Wenn doch einmal Falschmünzerei getrieben werden soll, sagten sie sich, so verlangt die Billigkeit, daß Derjenige den Nutzen von der Sache habe, welcher auch den Schaden trägt, wenigstens den

Digitized by Google

berechenbaren Nutzen gegenüber dem berechenbaren und dem — in der Zukunft verborgenen — unberechenbaren Schaden. Mit anderen Worten, sie schlossen den Privatleuten die Münze und machten das Geschäft für Rechnung des Staates. Wie wenig die ganze Operation im Uebrigen mit der Sorge für den allgemeinen Landesverkehr zu thun hat, läßt sich aus dem Beispiel der italienischen Manipulation am einfachsten nachweisen. Was bedeutete die dem Königreich gegebene Erlaubniß, 40 Millionen Silber auszumünzen? In dürren Worten das Recht, an dem Raube, der auf Kosten des Goldmünzbestandes der vier Conventionsländer organisirt wurde, seinen Theil zu nehmen. Nur seinen Theil? Nein, viel mehr! Denn da Italien nicht einmal Silber-, sondern nur Papierumlauf hat, so braucht es das auszumünzende Silber nicht für sich. Auf ihren letzten Ausdruck zurückgeführt bestand also die italienische Operation darin, daß die Regierung mit irgend einem Geschäftsmanne ein Uebereinkommen traf, demgemäß derselbe gegen eine Vergütung, welche dem am Silber zu erzielenden Gewinn entsprach, ihre Quote von 40 Millionen ausmünzte. Diese wanderten dann in dasjenige Land der Convention, wo sie am besten zu rentiren versprachen. Die Masse der italienischen Stücke strömte daher vorzugsweise nach Frankreich, der Rest nach Belgien und der Schweiz. Vorerst trug das französische Verkehrsgebiet die Unkosten einer Falschmünzeroperation, deren Profit zwischen dem italienischen Fiscus und irgend einem Bankhaus getheilt wurde. In Frankreich genossen bis auf einen Bruchtheil der letzten Quote von 1876/77 die Bankhäuser allein den Profit. Bei der Auskehr am Ende der Tage, wenn es gelten wird, die entwertheten Silberstücke durch vollwichtiges Gold zu ersetzen, werden die Völker jenen Gewinn, von dem sie nur einen Theil oder gar keinen Theil erhielten, mit verzehnfachten Opfern erstatten müssen. Darum erwogen auch, je nach ihrer Solidität oder Gewissenhaftigkeit, die einzelnen Staaten die Frage, ob sie von der ihnen zugeschobenen Berechtigung thatsächlichen Gebrauch machen sollten. Italien, das weder einen eigenen Umlauf zu verderben hat, noch ernstlich hoffen mag, in menschlicher Zeit zu einem reinen Metallfuß zurückzukehren, nahm die Sache am heitersten. Je mehr Silber man ihm zu schlagen erlaubte, desto schöner. Ueber die seiner Bevölkerung entsprechende Quote hinaus verlangte es noch eine Licenz für 20 Millionen, weil es in irgend einem Winkel das Silber dazu liegen habe und doch verwenden müsse (natürlich auf gemeinsame Kosten — denn sonst hätte es ja am Markt dasselbe als Waare verkaufen können). Belgien enthielt sich bis zum Jahre 1874 jeder Silberausprägung; die Schweiz erklärte sogar, von der ihr eingeräumten Berechtigung keinen Gebrauch zu machen, that auch demgemäß im Jahre 1875, nachdem sie sich im Jahre vorher, 1874, von ihrem guten Vorsatz durch irgend welche besondere Verführung hatte abbringen lassen. — Was wird geschehen, wenn der Status quo nicht mehr zu halten ist, wenn vom Silber zum Gold wird übergegangen werden müssen? Frankreich, Belgien, die Schweiz werden ihre Silberstücke mit entsprechenden Opfern gegen Gold einlösen, aber wenn Italien, bis dahin noch immer zahlungsunfähig, nicht im Stande ist, das Gleiche zu leisten, wer wird die Kosten zahlen? was werden die Staaten thun, deren Umlauf, deren Banken (nachdem sie sich eine Zeit lang —

Digitized by Google

aber vergebens — dagegen gewehrt) mit den silbernen Bildnissen Victor Emanuel's überfüllt sind?

Faßt man dergestalt den wahren, sachlichen Verlauf nach vergangener und künftiger Seite hin in's Auge, so braucht es eigentlich weiter keiner Auseinandersetzung über den inneren Zerfall des Systems, welches zu dergleichen widersinniger und gemeinschädlicher Wirthschaft herhalten konnte, und über die morsche Grundlage desselben.

Das Jahr 1874 lief zu Ende, ohne den Hoffnungen der Silberlegitimisten etwas Anderes als wachsende Enttäuschung zu bereiten. Der Preis des Metalls fiel, die Sorge der davon Betroffenen stieg. Nur die officielle französische Welt fand, daß die Lage nichts zu wünschen übrig lasse und Alles am besten bleibe, wie es sei. Dem gegenüber erneuerten bei dem Wiederzusammentreten der Conferenz im Jahre 1875 die Repräsentanten der Schweiz den Ausdruck ihrer Besorgniß; wenn man auch an dem vorläufigen Abkommen festhalten wolle, so solle man wenigstens die Maximalziffern der Ausprägungslicenz für Silber namhaft herabsetzen. Italien leugnete nicht, daß der Vorschlag innerlich wohlbegründet sei, wollte aber die Anwendung der richtigen Maxime auf spätere Zeiten verschoben wissen. Vorerst hatte seine Bank noch einen bedeutenden Silbervorrath, den auf Kosten der Gemeinschaft loszuwerden ihr sehr angenehm sein mußte, und diesem Umstande zu lieb ward endlich beschlossen, Italien statt der früher bewilligten 40 nunmehr für 1875 50 Millionen zuzugestehen; und da, was dem Einen recht, dem Anderen billig, so wurde das Gesammtcontingent von 120 auf 150 Millionen für das Jahr 1875 erhöht.

Im Laufe des Jahres 1875 bewegte sich der Preis des Silbers, kurze Momente der Gegenströmung abgerechnet, in stetigem Niedergang. In den Monaten Januar und Februar, während die Conferenz zu Paris tagte, galt die Unze in London 57⅜ Pence, was einem Verhältniß zum Golde wie 1 zu 16,43 entspricht. Ende Januar und Februar 1876, als sie zum dritten Male sich versammelte, war der Preis auf 55 gesunken mit einer entsprechenden Verschiebung des Verhältnisses zum Golde gleich 1 zu 17,14. Das heißt, zwischen der gesetzlichen Fiction und der Wirklichkeit des gegenseitigen Tauschwerthes hatte eine Abweichung von 11 Procent zum Nachtheil des Silbers stattgefunden. Der Ernst eines so crassen, sich immer mehr festsetzenden und verbreitenden Mißstandes hatte in den nicht von dem officiellen Schlendrian befangenen Kreisen Frankreichs zu selbständiger Erörterung der Frage geführt. Die Pariser Handelskammer unterzog den Gegenstand wiederholt ihrer Prüfung und sprach sich mit Entschiedenheit für die Herstellung der ausschließlichen Goldwährung aus. Zur Zeit, als die Conferenz zum dritten Male sich vereinigte, legte die Handelskammer dem Finanzminister eine dahin zielende Petition vor, in welcher sie das Einstellen aller ferneren Silberprägungen begehrte. Noch bedeutsamer war, daß der eifrigste und begabteste Anwalt der Goldwährung, der ehemalige Präsident des kaiserlichen Staatsraths, bei den Neuwahlen in den Senat eingetreten, die Regierung aus ihrem süßen Traum durch eine Interpellation zu wecken sich anschickte. Der Finanzminister Say ergriff den letzten Augenblick, um sich die Initiative zu retten. Die dritte Staaten-Conferenz hatte für das dritte Jahr (1876) das alte System

Digitized by Google

erneuert, nur die Summen der betreffenden Licenzen um ein Geringes beschnitten. Am 21. März, d. h. einen Tag vor der im Senate anberaumten Debatte über die Interpellation Parieu's, brachte die Regierung einen Gesetzentwurf ein, der in einem einzigen Artikel bestand, lautend: „Die Ausprägung von silbernen Fünffrankenstücken *kann* auf dem Wege des Decrets eingeschränkt oder suspendirt werden." In den nächstfolgenden Tagen antwortete Parieu mit einem Gegenvorschlag, welcher der Münze *verbot*, neue Berechtigungsscheine auf Silberausprägung (bons de monnaie) auszugeben. Was dort nur facultativ war, sollte hier absolut verfügt werden. Die Motive des vom Finanzminister verfaßten Gesetzentwurfs sind wie geschaffen, um alles das zu illustriren, was zu schildern wir unternommen haben. Nichts könnte klarer den Gang eines Gedankens bezeichnen, der von Anfang an mit absichtlicher Blindheit die Thatsachen ignorirte und endlich, als diese ihm gewaltsam die Augen öffneten, sich mit allerhand Plausibilitäten und Hoffnungen darüber hinauszuhelfen suchte und schließlich doch nicht anders als sich gefangen geben konnte, aber auch dann noch zu derjenigen Form der Capitulation seine Zuflucht nahm, welche die Bedeutung der Sache am meisten verhüllen mochte. Man fühlt aus des Ministers Satz schriftlichen wie mündlichen Ergehungen übrigens einen Sinn heraus, dem die Wahrheit ganz gut bewußt ist, der aber unter dem Druck des officiellen Schlendrians sich zu einer Transaction zwischen beiden hergibt. Nach der factischen Einleitung zum Gesetzentwurf, welcher den Stand der Gesetzgebung darstellt, wird endlich zum ersten Mal eingeräumt, daß die Vorgänge in der Welt etwas Bedenkliches haben und sogar zu Maßregeln nöthigen. Bis dahin hatte es nur immer geheißen: es sei Alles in schönster Ordnung und höchstens eine gewisse Mäßigung im Silberprägen räthlich. Jetzt wird zugestanden, daß das Silber stetig an Werth einbüßt, und aus der blos zuwartenden Stellung des Staates rückt man zur Höhe des Entschlusses vor: „daß der Staat die Zahl der Silberstücke nicht vermehren lassen dürfe, für welche er verantwortlich ist, und deren Einwechslung gegen Gold, wenn eine solche nothwendig würde, auf seine Kosten zu geschehen haben würde." Man sieht, wie eine bis dahin noch abgelehnte Möglichkeit mit dem Gefolge ihrer schweren Kosten sich in den Gesichtskreis drängt. Um jedoch aus dieser Möglichkeit noch immer keine Wahrscheinlichkeit zu machen, werden alle Eventualitäten heraufbeschworen, welche vielleicht noch eine Umkehr im Gang der Entwicklung herbeiführen könnten: wenn einmal Deutschland sein entbehrliches Silber würde verkauft haben; wenn vielleicht die amerikanischen Silberminen zu versiegen anfingen; oder wenn vielleicht neue große Goldminen erschlossen würden; endlich wenn der abnehmende Silberverbrauch Britisch-Indiens in sein Gegentheil umschlagen sollte, so könnte, wer weiß, Alles, Alles sich wieder wenden! Darum soll abermals noch nichts Definitives geschehen, wodurch die Gesetzgebung selbst an ihrer Grundlage verändert würde. Nur außer Wirksamkeit soll sie einstweilen zu einem Theile gesetzt sein.

Der Widerspruch, den der Gegenentwurf Parieu's der Regierungsvorlage entgegenstellte, war ein der Form nach vollständig berechtigter; für den nächsten Verlauf der Sache kamen beide Bestimmungen auf dasselbe hinaus. Der Minister wollte nur eine in seiner Hand liegende Berechtigung, die Münze für Silber zu

Digitized by Google

sperren; der Senator wollte eine Schließung von Gesetzeswegen. Natürlich trug der Minister in den Kammern den Sieg davon; aber in der folgenden Stunde bereits machte er von der Berechtigung Gebrauch. Die Form der facultativen Stellung zu dem Schritt in die gesetzliche Wirksamkeit war nur eine Beschönigung für den unwiderstehlichen Zwang der Umstände. Und das ist eben das Charakteristische an dem Gesammtbilde, das hier an uns vorüberzieht. Um zu begreifen, was mehr noch als alle Vorstellungen und Petitionen die Regierung endlich aus ihrem Schlaf erweckt hatte, muß erwähnt werden, daß zwischen dem Schluß der dritten Staatenconferenz und dem Erscheinen der ministeriellen Vorlage das stärkste bis dahin erlebte Fallen des Silbers eingetreten war. Die Vorlage ist datirt vom 21. März 1876. Das Silber, welches wir Anfangs Februar auf dem Preis von 55 verlassen hatten, war am 4. und 18. März auf 52⅝ Pence heruntergestürzt und hatte damit die Abweichung vom Normalverhältniß auf beinahe 1 zu 18 erweitert.

Der am 21. März unterzeichnete Gesetzentwurf kam im Monat Juni vor den Senat. Wenn es in der Absicht der gegenwärtigen Arbeit läge, das Für und Wider der großen Währungsfrage theoretisch und geschichtlich darzustellen, so würden die in dieser Debatte vorgebrachten Argumente eine reiche Ausbeute liefern. Allein die Grenzen sind uns hier viel enger gesteckt. Es handelt sich blos darum, am lebendigen Vorgang zu zeigen, wie wenig die Fortschritte, welche das einzig richtige Princip in der Welt gemacht hat, theoretischen Anstrengungen zu verdanken sind; wie die Verächter der theoretischen Erkenntniß Fuß um Fuß zum Rückzug gezwungen wurden durch die Gewalt der bloßen Thatsachen. So viel Belehrendes auch die Discussion in allen ihren Theilen enthält, so würden wir doch auf eine selbst gekürzte Wiedergabe verzichten, wenn nicht der Hinweis auf den Gang der Dinge in Frankreich hier nicht unentbehrlich, weil recht eigentlich zwischen dem, was unsrer Ansicht nach das richtige, und dem, was das falsche Princip ist, auf diesem Boden die letzten entscheidenden Kämpfe stattfinden. Beinahe alle Culturstaaten sind zur reinen Goldwährung bekehrt; die einen stehen thatsächlich darin, die andern haben sich wenigstens grundsätzlich dafür ausgesprochen, wenn ihnen auch die Umstände noch nicht gestatten, von ihrer Erkenntniß Gebrauch zu machen. Zu der ersten Kategorie gehören England, Deutschland, Schweden, Norwegen und Dänemark; Portugal und auch die Niederlande können dazu gerechnet werden, wenn schon der für letztere dahin zielende Gesetzentwurf noch nicht alle Stadien durchlaufen hat. Als principielle Anhänger haben sich erklärt Oestreich, Italien, die Schweiz und Nordamerika. Von Spanien wird soeben ein Gesetz nach derselben Richtung hin vorbereitet. Es verdient gewiß die höchste Beachtung, wenn mitten in dieser allgemeinen Bewegung die reichste und gewerbfleißigste Nation des europäischen Festlandes, dieselbe, welche seit Jahren die Welt-Münzreform betrieben und zuerst von allen genannten Völkern das Beispiel einer rationellen Münzverfassung gegeben hat, wenn diese Nation eine conträre Richtung einzuhalten den Anschein nimmt. Und dieser Widerstand wird um so interessanter, wenn er eine Niederlage nach der andern erlebt, wenn die angeblichen Praktiker sich von einer Position zur andern zurückziehen, indem sie nach hergebrachter Weise fortwährend sich

Digitized by Google

gegen die Anerkennung der ihnen im Nacken sitzenden Doctrin verwahren. Ein wahres Modell dieser Species von praktischen Leuten ist der Gouverneur der französischen Bank, Herr Rouland (ehemals Justizminister des Kaisers). Wie bei uns in Deutschland alle salbungsvollen Hohlköpfe, und noch mehr alle falschen Biedermänner mit den typisch gewordenen Stichwörtern des „Ethischen" oder „Sittlichen" um sich werfen, so versteckt sich die interessirte Banalität in Frankreich hinter die Anerkennung der altüberlieferten nationalen Weisheit. Welch ein schöner Redeschluß z. B. ist dieser: „Was uns betrifft, so theilen wir nicht die Furcht, daß Silber noch weiter fallen werde; wir hoffen, daß man die beiden Währungen erhalten wird, welche seit Jahrhunderten unserm Lande und Europa so große Dienste geleistet haben" — worauf natürlich Alle, welche nicht höchst undankbar gegen das wackere Silber sein wollen, in lebhaften Beifall ausbrechen. — Oder in einer zweiten Rede: „Geben Sie dem Lande Sicherheitsgefühl, lassen Sie keine absoluten Theorien zu, welche beunruhigender Natur sind. Auf diese Weise, wenn Sie in den Grenzen der Weisheit und Klugheit bleiben, werden Sie dem Lande einen großen Dienst leisten, Sie werden bewirken, daß die so wesentlich nothwendige Geldcirculation nicht gestört werde, und Sie werden einen Act des gesunden Menschenverstandes, der Voraussicht bethätigt haben, welcher die großen Interessen Frankreichs sicher stellt." Bei diesen inhaltreichen Schlußworten hielt sich die Mehrheit für so überzeugt von deren Richtigkeit, daß sie stürmisch Applaus und Ruf nach Schluß von sich gab. In derselben Rede war es, daß der Bankgouverneur das deutsche Reich, weil es die Goldwährung unternommen, „jenes unglückliche Land, ce malheureux pays," nannte, welches in tiefe Zweifel versunken sei, ob es nicht auf halbem Wege wieder umkehren solle. Alles, was je die sich praktisch nennende Banalität an Selbstgenügsamkeit und Verachtung methodischer Erkenntniß von sich gegeben, war hier mit der Geschicklichkeit und Eleganz aufgehäuft, welche das französische Redetalent kennzeichnet. Jeden Augenblick kehrt die Wendung wieder, daß das „System" eine herrliche Sache ist, daß aber „wir bescheidenen Praktiker," die nicht aus Büchern sprechen," doch viel klüger sind.

Die Verhandlungen der Deputirtenkammer hatten auch auf Seiten der Regierung schon bedeutend mehr Tiefgang als die des Senats. Der Ernst der Lage sprach sich selbst in der Haltung des Berichterstatters Dutilleul aus, welcher die Dinge ganz anders nahm als der flache Rouland. Der Abgeordnete Le Cesne, welcher die Opposition leitete, that es an Schärfe und Vollständigkeit der Exposition dem Senator de Parieu wenigstens gleich. Selbst dem officiellen Berichterstatter kam diesmal der Wahn, daß man die große Gefahr todtschweigen solle und könne, nicht in den Sinn. Ja wir begegnen in seinem Munde folgendem, unter solchen Umständen auffallend weit gehenden Ausspruch: „Ich weiß nicht, ob es diesem Jahrhundert, welches schon viel Außerordentliches gesehen hat, bestimmt ist, einen Vorgang zu erleben, welcher die denkbar größte Revolution auf wirthschaftlichem Gebiete bedeutete, einen Vorgang, der in der Depossedirung, wenn ich mich so ausdrücken soll, des Silbers bestände, indem dies Metall der Münzfunctionen enthoben würde, die es neben dem Golde versehen hat, seidem beide in der Menschen Händen sind." Setzt auch der Redner

Digitized by Google

hinzu: „Für meinen Theil glaube ich nicht daran", so ist doch mit dem auch in bloßer Zweifelsform vorgetragenen tiefgreifenden Gedanken ein ganz andrer Horizont hergestellt, als er bis dahin in dem officiellen Frankreich sichtbar gewesen war. Aus der Gegenrede des Abgeordneten Le Cesne sei nur die eine Stelle hervorgehoben, welche genau mit einer weiter oben ausgeführten Betrachtung zusammentrifft, und auch mit einer weiter unten dem englischen Bericht zu entnehmenden sich deckt. „In den Jahren 1850 bis 1865," heißt es hier, „schüttete sich eine wahre Goldlavine über die Welt aus, wie dergleichen Aehnliches nie erlebt worden. Im Zeitraum von fünfzehn bis zwanzig Jahren wurden für fünfzehn Milliarden Franken an's Licht gefördert; von 14,000 Kilo jährlich sahen wir die Goldgewinnung auf 200,000 Kilo anschwellen, im Werth von 100 auf 700 Millionen jährlich, einmal sogar auf eine Milliarde. Was war die Folge davon? Der natürliche Zug (l'affinité) zum Golde hin ist der Art, die Tendenz der Europäer, das Silber in den Tauschgeschäften durch das handlichere und bequemere Gold zu ersetzen, ist so stark, daß ohne Weiteres diese ungeheure Metallmasse sich in den Verkehr verloren hat, und daß selbst im ungünstigsten Moment die Entwerthung nicht über $1\frac{1}{2}$ bis 2% erreichte." —

Natürlich blieb auch in diesen Verhandlungen die Regierung Siegerin. Wo nicht gewaltige Parteiinteressen mit solchen finanzpolitischen Lösungen verkettet sind, werden parlamentarische Versammlungen immer der officiellen Führung folgen. Sie haben in ihrer großen Mehrheit zu deutlich das Bewußtsein ihres mangelhaften Fachverständnisses, um nicht hinter der officiellen Regierungsverantwortlichkeit Schutz zu suchen. Wir haben das in Deutschland in einigen Punkten zu unsrem eignen Schaden nicht minder erlebt. Aber selbst die Regierungsvorlage machte einen enormen Schritt gegenüber dem früheren Verhalten. Aus der von ihr begehrten Ermächtigung zum Sperren der Silbermünze ward sofort eine vollendete Thatsache. Jahre lang hatten die „Praktiker" behauptet, es sei gar nichts zu thun, das „System" allein verbreite einen panischen Schrecken, und noch im letzten Augenblick versicherten sie, es sei gar kein Grund, sich zu beunruhigen. Und in allen Punkten sind sie zu entgegengesetztem Verhalten hingetrieben worden! Durch die „Doctrin"? Nicht entfernt! Die Metallmakler und Metallhändler (vor Allem die Londoner Bullion brokers und Bullion merchants) auf den großen Handelsplätzen mit dem Gewicht ihrer Barren haben sie in die Enge getrieben. Sie mußten sich doch entschließen, etwas zu thun, und diese That gibt den sprechendsten Ausdruck der Beunruhigung, der sie sich nicht länger zu entziehen vermochten. Ob sie nun willens seien oder nicht, ob sie fähig seien oder nicht, den wahren Sinn ihres Handelns zu durchschauen: für das unbefangene Urtheil steht felsenfest, daß dies Handeln einen Act der Unterwerfung unter das Urtheil der von ihnen so lange verunglimpften Gegner ausmacht. Sie sperren die Münzanstalt dem Silber — provisorisch, fügen sie hinzu — um abzuwarten, ob nicht eine Umkehr eintrete. Man nennt das in der Rechtssprache ein Geschäft unter einer Resolutivbedingung eingehen. Wer das thut, bekundet, daß ihm die endgültige Vollziehung des Geschäfts Hauptsache ist, und er nur für einen minder wahrscheinlichen Fall einen Rückweg sich offen halten will. Den minder wahrscheinlichen Fall! wer wollte seine Möglichkeit bestreiten? Kein

Digitized by Google

Einwand kann ihn leugnen, denn kein Gegenbeweis kann widerlegen, was seinen Daseinsgrund gerade aus dem Contingente der unberechenbaren Elemente schöpft. Aber soweit die Rechnung mit bekannten Größen in der Abwägung der Dinge zu Werke geht, so weit ist Der widerlegt, welcher sein aktuales Thun den logischen Schlußfolgerungen des Gegners anpaßt. Und das ist eben geschehen mit dem Einstellen der Silberprägung. Die Begrenzung der Summen in den drei Conferenzen war der Anfang der zögernden Bewegung; die totale Sperre ist der Schluß. Allerdings hat das französische Gemeinwesen vorerst von diesem Beschluß noch gar keinen Gewinn. Die Leute, welche an der Schüssel sitzen, haben dafür gesorgt. So gut wie die italienische Bank verstanden hatte, die Prägelicenz für ihre Silberreserve auf gemeinsame Kosten in Sicherheit zu bringen, so gut verstanden die Leute, welche zuletzt aus $4^1/_2$ Franken Silber ein Fünffrankenstück zu machen die Erlaubniß verlangten, daß es gelte, vor Thorschluß eingelassen zu werden. Besser als die schönrednerischen Verächter der „Theorie" erkannten die stillen Praktiker, daß aus der Theorie der Silberentwerthung längst eine ihnen vortheilhafte Wirklichkeit geworden, daß aber auch der feierlichste Ton des officiellen Schlendrians nicht lange mehr den Scandal solcher Leugnung der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten im Stande sein werde. Sie zwängten sich durch die von den Beschlüssen der Conferenzen geöffnete Pforte der Prägungslicenz mit einem wahrhaft possirlichen Ungestüm. Die am 3. Februar 1876 geschlossene Conferenz der lateinischen Verbündeten hatte die Licenz zu Gunsten Frankreichs für das Jahr 1876 auf 54 Millionen festgesetzt. Daneben wurde stipulirt, daß die Anwartschaftsscheine für das folgende Jahr 1877, welche von der Münze ausgegeben zu werden pflegen (Bons de monnaie) bis zur Hälfte des contingentirten Betrages, d. h. bis zu 27 Millionen, auf das Jahr 1877 verabreicht werden dürften. Und als nun, der unaufhaltsamen Nothwendigkeit gehorchend, der Finanzminister sich entschloß, die Ermächtigung zum Einstellen der Silberprägung zu verlangen, welchen Gebrauch konnte er noch von derselben machen? Nicht die Prägung eines einzigen Fünffrankenstücks konnte er mehr aufhalten! Nicht blos die für das Jahr 1876 eingeräumten 54 Millionen, sondern auch die Anwartschaften auf die weiteren 27 Millionen, zusammen 81 Millionen, waren bereits vergriffen, und zwar, wie der Minister selbst eingestehen mußte, in den ersten vierzehn Tagen nach Schluß der Conferenz! Man sieht, die Leute von der profitablen Praxis bleiben an hellsehender Befähigung nicht hinter den Theoretikern zurück. Die Wirkung des Gesetzes ist somit vorerst nur eine platonische, und ihre eigentliche Bedeutung liegt darin, daß die französische Regierung auf der nächsten lateinischen Conferenz Anfang 1877 eine andere Stellung als bisher zur Frage nehmen muß und, falls sie, wie nicht unmöglich, sich neue Silberlicenzen auswirkt, schwerlich von ihnen Gebrauch machen wird.

Welchen Weg aber kann Frankreich einschlagen, wenn bis zum Januar 1877 das Silber nicht über 61 Pence (von 52, die es heute werth ist) hinaufgeht? Nur drei Möglichkeiten liegen sodann vor:

1) In dem geschaffenen Zwischenstadium zu verharren und kein Silber weiter zur Münze zuzulassen. Damit kann das Land ein halbwegs erträgliches Dasein nur führen, so lange der Zwangscurs der französischen Banknoten be-

Digitized by Google

steht. Von dem Augenblick an, wo die Bank wieder verpflichtet wird, ihre Noten in Baar einzulösen, wird dieselbe entweder nur Silber geben, und dann wird sofort das Gold mit Prämie im Verkehr bezahlt werden; oder die Bank gibt ihr Gold her, dann wird man ihr alles im Lande befindliche Silber bringen und das Unterpfand ihrer Noten in einen um 10 bis 20 Procent entwertheten Baarschatz verwandeln. In beiden Fällen ist die Lage eine unhaltbare. Dauern kann sie nur höchstens, so lange der abnorme Zustand des Papier-Zwangscurses herrscht.

2) Soll diesen Verlegenheiten ein Ende gemacht werden, so muß man die gleichberechtigte Silberwährung definitiv beseitigen. Ob das geschehen kann, ohne einen Theil des im Verkehr befindlichen Silbers einzuziehen, ist sehr zu bezweifeln, selbst wenn man das Maximum der Zahlung in Theilungsmünzen auf hundert Franken erhöht.

3) Ein dritter Ausweg bestände darin, das Silber wie bisher als zweites gleichberechtigtes Glied der Doppelwährung zu erhalten und nur die Verhältnißzahl des Gesetzes vom Jahr 1803 durch eine andere zu ersetzen, beispielsweise durch die von 1 zu $17\frac{1}{2}$, statt 1 zu $15\frac{1}{2}$. Aber es bedarf nur geringen Verständnisses, um zu erkennen, daß damit nicht blos eine neue Werthrelation, sondern ein neues System geschaffen wäre. Denn der wahre Sinn des herrschenden Systems ruht in der Voraussetzung, daß menschliche Gesetze und Uebereinkommen ein unabänderliches künstliches Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen Gold und Silber stabiliren könnten. So wie eingeräumt wird, daß die thatsächlichen Vorgänge hier stärker sein können, als die geschriebenen Anordnungen, so stürzt das ganze Gebäude in sich zusammen. Und am wenigsten läßt es sich mit nur veränderten Zahlen wieder aufrichten in einer Zeit, welche so empfindlich unter dem Druck der Vorgänge leidet und deren Macht in wechselndem Maße noch zu erfahren gefaßt sein muß. Wer wollte sich heute unterfangen, auch nur auf die Frist eines einzigen Jahres ein Verhältniß voraus zu bestimmen, mit der noch so entfernten Aussicht dadurch im Einklang mit dem thatsächlichen Gang der Dinge zu bleiben? Im Zeitraum von drei Jahren haben wir den Preis des Silbers von 60 auf 47 herunter gehen sehen, dann wieder bis 54 emporschnellen, um bald darauf wieder zu 51 herabzukommen. Nicht blos die Production des Metalls und der Gang des Welthandels, sondern die Gesetzgebungsarbeiten selbst wirken mit an diesem unaufhörlichen Wechselgang, und jeder Antrag im Congreß zu Washington, oder in der Kammer zu Versailles könnte Alles aus den Fugen bringen, was menschliche Weisheit abgezirkelt hätte.

Enthält die vorausgegangene Darstellung der Hergänge auf französischem Boden auch in sich eine Kritik der betreffenden Münzpolitik, so ist diese Kritik doch für die hier erfolgte Absicht ein schlechthin zufälliges Nebenproduct. Mit Lob oder Tadel in diesen Dingen uns über die Grenzen des eigenen Staatsgebietes hinaus zu begeben, liegt gar kein Anlaß vor. Vom deutschen Standpunkt aus ist die Zauberpolitik der französischen Finanzleitung sogar nur als ein großer Vortheil zu betrachten, und je länger sie anhält, desto besser für uns. Schade nur, daß auch in der Reichsfinanzleitung jenes beseligte Ruhegefühl waltete, welches allen Mahnungen zum Benützen der kostbaren Augenblicke ein: „nur

Digitized by Google

nicht drängeln!" (wie man in Berlin sagen würde) entgegenhielt. Schon vor drei Jahren wurde auf das, was jetzt eingetreten ist, vorbereitet, schon damals nachgewiesen, daß Frankreich früher oder später aus seinem Winterschlaf erwachen und dem Silber seinen Markt verschließen müsse, daß es gelte, die möglicherweise kurze Frist zu benützen; auch bei uns wollte man dem unaufhaltsamen Zug der Dinge keinen ganzen Glauben schenken, und um das eigene Sicherheitsgefühl zu erhöhen, redete man sich ein, wir hätten gar kein Silber zu entbehren, eine Behauptung, welche, so oft sie auch vorgebracht worden, heute wahrscheinlich von ihren eifrigsten Vertretern schon preisgegeben ist. Wie übrigens jedes Unglück zu Etwas gut ist, so hat die auf unserer Seite bewiesene Saumseligkeit den Vortheil, daß man an dem ungeheuren Preisniedergang, den das Silber erfahren, der deutschen Münzpolitik nicht die Schuld zuschieben kann. Hätten wir statt der lumpigen Beträge, die wir uns zu den hohen Preisen vom Halse schafften, eine Milliarde Mark losgeschlagen, so müßten *wir* alles Unheil angestiftet haben. Ob dieser Trost alle die Millionen Mark werth ist, welche die Zauderpolitik uns kostet, ist aber um so mehr eine Frage, als Unwissenheit und Böswilligkeit uns doch auf alle Fälle zum Sündenbock ausersehen haben würden.

Für Deutschland war die Ausscheidung des Silbers eine beschlossene Sache, und zur raschen Durchführung des einmal feststehenden Beschlusses mahnten nicht nur die von allen Seiten in Sicht kommenden Anzeichen, sondern es wäre selbst die solcher Warnung zu sehr nachgebenden Maßnahmen im schlimmsten Fall mit geringen Gefahren verbunden gewesen. Denn angenommen, wir hätten so viel Silber verkauft, daß später nöthig geworden wäre, einen Theil des zur Scheidemünze erforderlichen Metalls zu höheren Preisen wieder zurückzukaufen, so wäre das mit leicht übersehbaren und eng begrenzten Opfern verbunden gewesen. Schwerer lag die Sache für Frankreich, weil es die grundsätzliche Entscheidung noch zu treffen hatte und befürchten mußte, daß die Verkündung seines Abfalls vom Silber einen viel nachhaltigeren Druck auf den Preis des Metalls ausüben werde, als der entsprechende Schritt jedes anderen Landes.

IV.

Ganz eigenthümlich liegen die Dinge für England. Seit sechzig Jahren der Doppelwährung entrückt, könnte es vom sicheren Ufer den Stürmen zusehen, mit welchen die anderen Nationen sich herumschlagen. Aber die Königin von Großbritannien ist auch Kaiserin von Indien, und Indien hat die Silberwährung. Zwar wenn es sich nur um den internen Verkehr der großen östlichen Colonie handelte, so würde dem Mutterland schwerlich etwas Anderes zu thun bleiben, als mit gekreuzten Armen einstweilen der Dinge zu harren, welche sich aus dem Schoße der Zukunft entwickeln mögen. Denn die Währung von Britisch Indien wird sich nicht wol loslösen lassen von denen Japans, China's und der Sundaländer. Der Gedanke, den Hunderten von Millionen Bewohnern dieser ungeheuren Welt, welche seit Jahrtausenden die größte Masse des Silbers aufgesogen hat, und welche mit der Zähigkeit uralten Herkommens an ihren Sitten hält, ein neues Geld an Stelle des alten zu bieten, ist vorerst unfaßbar. In dem Anfang der sechziger Jahre, als der gesteigerte Silberverbrauch des indischen

Digitized by Google

Handels eine Verlegenheit für England wurde, machte es den Versuch, Goldmünzen in seinen Colonien einzuführen, aber mit sehr geringem Erfolg. In jüngster Zeit hat das neuerungsselige Japan dem Golde sein Gebiet geöffnet. Aber an der großen Unterlage der asiatischen Geldgewohnheiten und Verkehrsverhältnisse ist damit noch wenig erschüttert.

England könnte und müßte um so ruhiger der Weiterentwicklung der Dinge zuschauen, als wenigstens vor dem Schaden der doppelten Währung und dem damit zusammenhängenden Wirrwar sein indisches Reich in der Hauptsache bewahrt bleibt, weil es in dem Rupienfuß die einfache Silberwährung hat.

Aber die Wechselbeziehungen zwischen dem in Gold rechnenden Mutterland und den in Silber rechnenden Colonien machen die große Metallkrise zur Quelle eigenthümlicher Verlegenheit für das mächtige Inselreich und rauben ihm das Glück, mit kühlem Herzen den Perplexitäten des Festlandes beizuwohnen. Das englische Staatsbudget ist mit seinen Einnahmen an die Ergiebigkeit der indischen Länder gebunden. Wenn diese in Silber zahlen, und Silber immer weniger werth wird, so wird das Loch in den Einnahmen immer größer, und jeder Penny, um den die Unze am Markt sinkt, fällt als ein empfindliches Gewicht auf die Schultern des britischen Steuerzahlers.

Mehr und mehr ergriff daher diese Sorge alle die, welche des Haushaltes im britischen Reiche zu warten haben. Und endlich fand sie, dem politischen Herkommen gemäß, ihren Ausdruck in der Niedersetzung einer parlamentarischen Commission (select committee), welcher die Aufgabe zufiel: den gegenwärtigen Stand der Dinge und deren Ursprung, namentlich mit Rücksicht auf den indischen Wechselcurs zu ermitteln. Rathschläge zur Abhilfe wurden nicht verlangt und, sich streng an ihre Vorschrift haltend, vermied die Commission jeden Ausspruch, welcher Maßregeln anzuempfehlen scheinen konnte. Aber ihr Bericht gibt deshalb doch deutlich genug ein Bild der Lage, aus dem die Nutzanwendung leicht zu ziehen ist.

Am 3. März 1876 wurde beschlossen, die Commission einzusetzen. Am 15. Juli hielt sie ihre letzte Sitzung. Der Generalbericht, wie er gedruckt vorliegt, enthält die Schlußresultate aus allen geprüften Documenten und vorgenommenen Zeugenverhören in einer außerordentlich knappen und unbefangenen Sprache; er ist ein wahres Muster objectiver Darstellung.

Gleich auf der dritten Seite finden wir ein an dieser Stelle doppelt bemerkenswerthes Zugeständniß. Es heißt da: „Gerechtfertigt erscheint die Schlußfolgerung, daß ein Rückblick auf das wechselseitige Verhältniß beider Metalle in vergangenen Zeiten den Beweis liefert, daß das Fallen des Silberpreises nicht von irgend einer übermäßigen Production des Silbers im Vergleich zum Golde herkommt. Der thatsächlich bestimmende Grund liegt vielmehr in dem veränderten Gebrauch, der von den Metallen gemacht wird. Gold ist allgemein mehr in Gebrauch gekommen, als früher, und in der That haben die Handelszustände und die Lage zahlreicher Länder, welche Gold und Silber verwenden, einen totalen Umschwung erlebt. Argumente, welche sich auf

Digitized by Google

die relativen Förderungen aus Gold- und Silberbergwerken stützen, haben daher sehr irrige Auffassungen nach sich gezogen."

Nicht um das Gegenseitigkeitsverhältniß in der Förderung beider Metalle zu constatiren, was außerdem als eine mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe charakterisirt wird, sondern nur um das Maß des in jüngster Zeit vielbesprochenen Silberzuwachses zu ermitteln, werden die Zahlen vom Jahre 1852 bis heute nach den meist beglaubigten Schätzungen gegeben und auch bei Annahme der geringsten Ziffern die Zunahme auf 74 Procent ermessen: von etwa 170 Millionen Reichsmark auf 284 Millionen jährlich. Wie bekannt, spielt in diesem Anwachs der neuentdeckte Bergwerksdistrict im Südwesten der Vereinigten Staaten die hervorragendste Rolle. In den Jahren 1859 bis 1860 figurirt die amerikanische Ausbeute noch mit den geringen Ziffern von 4- bis 500,000 Mark, im Jahre 1861 sprang sie auf 8 Millionen, und im Jahre 1875 ergibt der Ausweis 128 Millionen!

Ueber die Wunderwelt dieser an der Küste des stillen Oceans erschlossenen Metallschätze und insbesondere über die Wunderthaten der berg- und hüttenmännischen Technik, welche amerikanische Betriebsamkeit hier ausrichtet, sind in den neueren Zeiten ganze Bibliotheken geschrieben worden. Es kann hier nicht versucht werden, auch nur obenhin über das zu berichten, was ausführlich und mit ganzem Sachverständniß zu schildern für einen Geologen oder Ingenieur eine anziehende und dankbare Leistung wäre. Genüge es zu sagen, daß die beträchtlichste und meist genannte dieser Minen die sogenannte „Comstock-Lode" im Staate Nevada, 1500 Fuß unter der Oberfläche mittelst eines Canals befahren wird, den die blos zur Auspumpung der Stollen und Schachte aufgestellten Dampfmaschinen mit dem nöthigen Fahrwasser versorgen; daß nach kompetenter Aussage die Entdeckung dieses Erzlagers alle früheren ähnlichen weit hinter sich läßt. Die mäßigste Berechnung des in dem Bergwerke noch ruhenden Erzreichthums schließt auf einen Werth von 600 Millionen Mark, eine andere auch noch lange nicht zu den phantastischen gehörende auf das Doppelte. Im Jahre 1875 betrug die Ausbeute 68 Millionen Mark und die ausbezahlte Dividende 48 Millionen. Im Monat März dieses Jahres war die Ausbeute auf mehr als 14½ Millionen, d. h. fürs Jahr 174 Millionen Mark gestiegen, und der officielle Bericht des Münzdirectors berechnet den Ertrag der vereinigten sogen. Virginia- und California-Minen im Staate Nevada, zu welchen Comstock-Lode gehört, auf 50 Millionen Dollars oder 200 Millionen Reichsmark jährlich, hinzusetzend, daß dies nur ein bescheidener Anfang sei.

Nur so viel aus dem Zahlengewimmel des parlamentarischen Berichts sei hier aufgenommen, weil Anhäufung von Ziffern nur zur Folge haben könnte, den Leser zu verwirren. Die Commission stellt als letztes und sicherstes Ergebniß ihrer umsichtigen und erschöpfenden Nachforschungen fest, daß die Silberproduction der Vereinigten Staaten allein dermalen nach der aller niedrigsten Schätzung 180 Millionen Mark ergebe, und daß die übrige Welt nur 140 Millionen fördere. Nicht in gleichem Maße übrigens, wie die Gewinnung, hat die Ausfuhr des Silbers aus Amerika zugenommen, und seit Anfang 1875 ist ein weiterer Rückgang in der Ausfuhr zu bemerken. Dieser Umstand erklärt

Digitized by Google

sich aus Maßregeln der amerikanischen Münzpolitik betreffs der Ausprägung von Silbergeld, auf die wir zurückzukommen haben.

Unmittelbar nach Behandlung des amerikanischen Elementes wendet sich der englische Bericht der deutschen Münzreform zu. Er gibt zunächst eine summarische Darstellung der ganzen Gesetzesreihe, die in Münz- und Banksachen das neue Reich erlassen, um alsdann auf die für ihn praktisch wichtigste Frage zu kommen, wie viel Silber Deutschland noch abzugeben habe. Die unbestrittene Thatsache, daß es zur Zeit (der Berichterstattung) nur den Belauf von etwa 120 Mill. Mark losgeschlagen, wird auch hier in einer Weise vorangestellt, die vermuthen läßt, daß sie ob ihrer Geringfügigkeit Verwunderung und Zweifel erregte. Ueber den Betrag des Thalervorraths, der annoch im Schoße des deutschen Verkehrs vorhanden, ergeht sich der Bericht in einer angestrengten Untersuchung, deren Einzelheiten wiederzugeben hier um so weniger Anlaß vorliegt, als einheimische Arbeit, aus welcher die Commission hauptsächlich schöpfte, ihre Resultate uns direct geliefert hat. Die schließlichen Schätzungen, auf welche Bezug genommen ist, bewegen sich zwischen den äußersten Punkten von 600 und 160 Millionen Mark, erstere sich der Veranschlagung nähernd, welche noch in neuester Zeit unser um diese Dinge am meisten verdiente Soetbeer aufgestellt hat, letztere nach der Auffassung neigend, welche den preußischen Finanzminister zu dem Ausspruch bewog, „daß der Uebergang zur reinen Goldwährung in einer wahrhaft spielenden Weise sich vollziehen werde". Es verdient bemerkt zu werden, daß der englische Parlamentsbericht diese Worte im deutschen Urtext anführt.

Nach einem kurzen Ausweis über den durch die skandinavische Münzreform freigewordenen Silberbetrag gelangt der Bericht zu dem wichtigsten Theil seiner Aufgabe, den Beziehungen zu den ostindischen Colonien. Während einerseits feststeht, daß der Bedarf an Silberbarren für diese Gegenden in den letzten Jahren sehr stark abgenommen hat, wird zunächst dargethan, daß diese Verminderung wesentlich nicht mit einer Reduction der Ueberschüsse zwischen Ein- und Ausfuhr zusammenhängt. Von jeher hat das ferne Asien einen bedeutenden Ueberschuß aus dem reichen Füllhorn seiner üppigen Vegetation dem Abendlande zugesandt und dafür Silber zur Befriedigung seines Geschmacks an schwerem Prunk und zur Aufhäufung machtgebietender Schätze in Empfang genommen. In der oftverwähnten Zwischenperiode des amerikanischen Secessionskrieges und der dadurch hervorgerufenen „Baumwollen-Hungersnoth, cotton-famine," erreicht dieser Ueberschuß eine nie erlebte Höhe, und in den neuesten Zeiten des universellen Industriekrachs erlebte er einen ungewöhnlichen Rückgang. Aber im Großen und Ganzen, so constatirt unser Bericht, ist die Differenz sich immer gleich geblieben und bewegte sich seit 1870 um den Mittelpunkt von 20 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Reichsmark. Damit stimmen auch so annähernd, wie sich erwarten läßt, die Aufnahmen der Verschiffungen von Silber nach Indien, summirt mit den von der Regierung des Mutterlandes auf die Colonie abgegebenen Wechseln.

Also nicht in veränderten Handelsbeziehungen ist der Grund des Umschlags der Dinge zu suchen. Aber was sich ganz anders gestaltet hat, ist die Zusammensetzung eben des Materials, mittels dessen die Differenz in der Bilanz ausgeglichen

Digitized by Google

wird. Früher bestand jenes Material zum größten Theil aus Barren, zum geringeren aus Regierungswechseln. Seit 1872 namentlich hat sich das Verhältniß durchaus gedreht. Während in der früheren Periode das Durchschnittsverhältniß ergab 10 Millionen Pfund Sterling Barren und 7½ Wechsel, kam es in den Jahren 1875/76 auf 3 Millionen Barren gegen 12 Millionen Wechsel.

Der allgemeine Grund aber dieser ganzen Bilanzverschiebung liegt in dem Anwachsen der Beträge, welche von den Colonien der Regierung des Mutterlandes geschuldet werden. Das heimische Budget hat jetzt durchschnittlich 300 Millionen Reichsmark jährlich von dem indischen Departement zu beziehen. Noch in den Jahren 1862—1863 kam ihm nur der vierte Theil dieses Betrags zu. Der Entstehungsgrund der starken Verschuldung liegt in der großen Empörung der Seapoys am Ende der fünfziger Jahre. Der zur Bewältigung derselben gemachte Aufwand erheischte eine Reihe von Anlehen und stehenden Mehrausgaben, welche die Colonien zu verzinsen und zu tilgen haben. Wenn die Wirkung zwischen Ost und West sich erst in den jüngsten Jahren äußerte, so hängt dies mit der Erbauung der indischen Eisenbahnen zusammen. So lange an diesen gearbeitet wurde, was für englische Rechnung geschah, war eben dadurch der ganze Geldbedarf des Baues von England nach Indien zu schaffen. Dieses Begegnen der Ausgaben und Einnahmen gab willkommene Gelegenheit zur Ausgleichung ohne Geldtransport. Was die Regierung des Mutterlandes an Steuern in Silber zur Zahlung der Schuldzinsen und Militärbeiträge in Indien zu empfangen hatte, das wies sie den Bauunternehmern an, und diese bestritten mittelst der aus diesen Anweisungen erhobenen Gelder ihre Ausgaben auf indischem Grund und Boden. Darum konnte die Nachwirkung jener Umgestaltung des Budgets erst fühlbar werden, als die Eisenbahnen der Hauptsache nach gebaut waren.

Die Commission ist der Ansicht, daß, unvorhergesehene Fälle abgerechnet, die Dinge in dieser Verfassung beharren werden. Sie knüpft daran die weitere Betrachtung, daß der aus dieser Sachlage folgende Minderbedarf an Silber einen Rückgang des Wechsels auf Indien, des Curses der Rupien, oder was dasselbe ist, des Silberpreises unbedingt nach sich gezogen haben müßte, *auch wenn die Silbergewinnung und die Demonetisirung des Silbers in den betreffenden Welttheilen nicht eingetreten wäre.* Die einfache Thatsache fällt am meisten in's Gewicht, daß bis vor wenigen Jahren der Handel die große Differenz zwischen seinem Bezug aus Indien und seinen Lieferungen dahin mittelst Silbers auszugleichen hatte; daß aber jetzt das ostindische Kriegsbudget für seine aus dem Mutterlande zu bestreitenden Leistungen in der Colonie jährlich eine Masse Silbers erhebt, welche es den Kaufleuten anweist, während die Kaufleute ihrerseits den Gegenbetrag in England auszahlen; eine Wechseloperation, welche dem einen Theil das Herholen und dem anderen das Hinschicken von Silber erspart. Und damit man sich einen richtigen Begriff von dem Effect dieser Verschiebung mache, stellt die Commission die Ziffern der Jahresforderung des indisch-englischen Budgets mit denen der jährlichen Silberproduction der ganzen Welt zusammen. Ganz allein die Summe von 200 Millionen Mark, um welche das indische Budget an Einnahmen zugenommen

Digitized by Google

hat, ragt, nach ihr, über die Hälfte der Silberproduction der gesammten Welt hinaus!

Endlich stellt der Bericht sich noch die Frage: wie voraussichtlich sich der Gang des Silberconsums in der indischen Colonie für die Zukunft entwickeln werde. Die beiden am meisten mit den Zuständen jener Bevölkerung vertrauten Zeugen, welche vernommen wurden, haben geglaubt, nach dieser Richtung hin viel Beruhigendes sagen zu dürfen. Sie sagen, daß durch die Verbesserung der Wege und Herstellung der Eisenbahnen ganze Striche erst dem höheren Verkehr erschlossen worden seien. In diesen Gebieten trete erst jetzt die Gewohnheit, mit Geld, das heißt Silbergeld, zu kaufen, an Stelle des Tauschhandels; ferner habe das Volk in den Colonien eine so gewaltige Lust an silbernem Schmuck und Geräthe, daß dadurch der größte Theil dieses Metalls Verwendung finde. Mit zunehmendem Vermögen und mit dem Sinken des Silberpreises werde dieser Sinn neue Mittel finden, sich zu befriedigen. In jedem größeren Dorf ist ein Silberschmied, und sobald ein Mann einige Rupien verdient, läßt er denselben zu sich in's Haus kommen und die Ziergeräthe allda anfertigen. Auch Gold wird zu gleichem Zweck in starker Proportion verwendet. Obwol Goldgeld in verschwindend geringem Maße umgeht, beträgt doch der Goldimport der letzten 40 Jahre die Hälfte der Silbereinfuhr, nämlich 2 Milliarden Mark, welche beinah ausschließlich zu Prunksachen verarbeitet wurden.

Läßt solchergestalt der ferne Osten für die Auffaugung des Silbers auch ferner ziemlich begründeten Hoffnungen Raum und erwächst daraus ein Anhaltspunkt für die Widerstandskraft der Silberpreise, so stehen nach der Ueberschau unseres Berichtes die Dinge überall in Europa um so aussichtsloser. Der Consum Englands ist verschwindend klein. Bis auf eine einzige Million Pfund Sterling halten sich im vereinigten Königreich die ein- und ausgeführten Beträge an Silber Jahr aus Jahr ein die Wage, und von dieser Million werden nur etwa $^2/_5$ zu Münzzwecken verwandt. Der Verbrauch zu Manufacturzwecken übersteigt nicht die geringe Summe von 600,000 Pfund Sterling oder 12 Millionen Mark, und darin ist nicht blos der Verbrauch für Geräthe, sondern auch für galvanische Versilberung und Photographie inbegriffen. Was aber Frankreich betrifft, so stimmen die Beobachtungsresultate des Berichts bei aller Enthaltsamkeit, die sie in der Skizzirung von Zukunftsbildern üben, mit unseren eignen oben entwickelten Ansichten überein. Einerseits wird constatirt, daß seit dem Rückgang der Silberpreise Frankreich vermöge der fictiven Werthrelationen das Abzugsbecken für das minderwerthige Metall geworden ist, daß namentlich unter dem Schutz der lateinischen Münzconvention, welche der Bankgouverneur Rouland mit Recht eine „fatale" nennt, auch das auf Papier fußende Italien seinen ganzen Vorrath an Silbermünzen und sogar an untergradiger Scheidemünze nach Frankreich hinübergeworfen hat; daß in der That und Alles in Allem berechnet, mehr als die Hälfte sämmtlichen, während der letzten vier Jahre in der Welt producirten Silbers auf Frankreich ausgeschüttet worden ist; daß aber, nachdem der Weg unvermeidlicher Erkenntniß endlich beschritten, d. h. die Silberprägung erst beschränkt und dann sistirt worden, das Land nicht länger fortfahren kann, auf die bisherige Weise der Welt als Ab-

Digitized by Google

zugscanal für den Ueberschuß des an Werth verminderten Metalls zu dienen. Der Totalüberschuß nämlich, welcher im Lauf der letzten vier Jahre, verglichen zu den vorhergegangenen vier Jahren, auf den Weltmarkt kam, betrug rund anderthalb Milliarden Mark, und von diesem Gesammtbetrag erhielt Frankreich 670 Millionen. Diese Thatsache und die innere Unmöglichkeit ihrer Fortdauer ist, was die Commission als das Wichtigste in der ganzen Physiognomie der Lage wiederholt hervorhebt. Und so verhält es sich. Der gegenwärtige Stand des Silbers hängt an diesem Faden und man muß blind sein, um nicht zu sehen, wie dünn derselbe geworden. Als gewiß, sagt der Bericht am Schluß, steht vor uns die große Zunahme der Production von Silber, die Abnahme von Verwendung vermöge des veränderten indischen Budgets. Ob dagegen die Aufnahmsfähigkeit der ostasiatischen Bevölkerungen dem das Gegengewicht halten wird, bleibt jedenfalls zweifelhaft.

Und bei aller Gewalt, welche die Commission sich anthut, keine Zukunftsansichten zu formuliren, kann sie sich doch nicht entbrechen, mit folgender Reflexion ihre Arbeit zu schließen: „Wenn es dahin kommen sollte, daß die allgemeine Münzpolitik den Weg einschlüge, das bequemere Gold immer mehr im innern und im auswärtigen Handelsverkehr dem Silber vorzuziehen und so dasselbe aus der Position zu verdrängen, die es allzeit behauptet hatte, so könnte der ihm dann bevorstehenden und ganz unvermeidlichen Werthverminderung gar keine berechenbare Grenze im Voraus bestimmt werden!"

Und so schließt dieser so trocken sachliche und geflissentlich nüchterne Bericht, nicht ohne daß auch er, mit einem Blick in die Zukunft schweifend, die Züge eines Mene Tekel gewahre, welches mit veränderter Fassung an den Palast des Weltherrschers schreibt: „Du bist gewogen, du bist zu schwer befunden, deine Tage sind gezählt."

V.

Wir haben die Zeiten und Länder in raschem Lauf überblickt. Die Ergebnisse der Betrachtung sind überall eingeflossen; es wäre nur entbehrliche Wiederholung, wollten wir sie nochmals in Reihe und Glied hier am Ende aufstellen. Kam es doch überhaupt hier nicht darauf an, zu letzten Schlußfolgerungen zu gelangen, sondern nur Gedanken anzuregen und Horizonte zu eröffnen. Gedanken allerdings, welche bereits in breiten Massen ihre Herrschaft über die körperliche Welt geltend machen, und Horizonte, die täglich sichtbarer nahe rücken. Ein Staat, der heute zukünftige Verbindlichkeiten eingehen will, muß sich verpflichten, in Gold zu zahlen, will er seinen Contrahenten volle Sicherheit einflößen; und so weit ist es schon gekommen, daß die österreichische Nationalbank sich zeitweise geweigert hat, ihr mit Zwangscurs versehenes Papier gegen Silber herauszugeben, und in dem darüber erhobenen Streit sich dies ihr Recht anerkennen ließ.

Diejenigen, welche ungerne die Hoffnung auf Rückkehr der alten Zeiten fahren lassen, waffnen sich mit noch zwei Argumenten, deren bis jetzt hier nicht Erwähnung geschehen und die der Vollständigkeit halber vor dem Abschluß ihren Platz finden sollen. Das eine Argument weist auf eine Hoffnung, das andere

Digitized by Google

auf eine Schwierigkeit hin. Die Hoffnung ruht auf den Vereinigten Staaten von Amerika. In diesen besteht ein Gesetz, welches der Verwendung von Silber zu Münze einen gewissen Spielraum öffnet. Zur Hälfte ist das Gesetz vollendete Thatsache, zur anderen noch bloße Eventualität. Das in Kraft stehende Gesetz ordnet an, daß die in Umlauf befindlichen kleinen Abschnitte von Staatspapiergeld in Silber umgewechselt werden sollen; es verfügt ferner die Ausprägung einer Quantität sogenannter Handelsdollars (Trade dollars), welche zum Zweck des Verkehrs mit dem Ausland geschlagen werden können, ohne gesetzliches Zahlungsmittel im Inland zu sein. Beiderlei Verwendungen haben in der letzten Zeit recht ansehnliche Quantitäten von Silber aufgezehrt; aber wenn wir sagen, daß beide zusammen bis zum März dieses Jahres rund 13 Millionen Dollars oder 52 Millionen Mark aus dem im Jahre 1875 von Regierungswegen gekauften Silber absorbirt haben, und daß die Gesammtheit des einzuwechselnden kleinen Papiergeldes auf 40 Millionen Dollars angegeben wird, so erhellt daraus, daß damit den entgegenwirkenden Elementen noch kein entsprechender Damm gesetzt ist. Und die höchsten Anschläge der künftig in den Vereinigten Staaten verwendbaren silbernen Theilungsmünzen gehen kaum über die Hälfte des Belaufs, den unserer Ansicht nach Deutschland noch abzustoßen hat.

Nun wird an diese Maßnahmen die Hoffnung geknüpft, daß Amerika bei Wiederherstellung seiner Metallcirculation die Doppelwährung einführen werde. Es läßt sich natürlich a priori nicht behaupten, daß dies- oder jenseits des Meeres den politischen Umtrieben und der Begriffsverwirrung unmöglich sein werde, irgend einen unsinnigen Beschluß durchzusetzen. Aber es wird gestattet sein, diese unberechenbaren Bahnen des Unsinns nicht in die Berechnung der künftigen Dinge aufzunehmen. Nach den bestehenden Gesetzen bleibt das Silber auch in Zukunft in den Vereinigten Staaten nur Theilungsmünze, und nicht für mehr als 20 Dollars (80 Mark) gesetzliches Zahlungsmittel. Daß ein so vielfach in Gold verkehrendes und Gold producirendes Land wie Nordamerika zur ausschließlichen Silberwährung übergehen werde, hat noch Niemand zu behaupten gewagt. Und wenn Länder, welche die Doppelwährung haben und mit allen Fibern an ihr hängen, durch die Nothwendigkeit sich gezwungen sehen, auf dieselbe zu verzichten (wie Frankreich bereits zu thun angefangen hat), so muß man es erst sehen, um es zu glauben, daß ein Land, welches noch Tabula rasa vor sich hat, aus freien Stücken sich in diese Verlegenheit stürzen werde.

So viel, was die Hoffnung betrifft. Amerika's Verbrauch an Silbermünze hat bereits seine Schuldigkeit nach dieser Richtung gethan. Die beiden wieder aufsteigenden Bewegungen der Silberscala, die wir in den letzten zwei Jahren erlebt haben, sind wesentlich auf diese Mitwirkung zurückzuführen. Nach einem ersten Sturz bis 52 Pence für die Unze sahen wir eine Reaction bis 56, dann einen Niedergang bis 47, dann abermals Umkehr bis 54, um schließlich wieder an dem Stand zwischen 51 und 52 anzukommen, welcher eine Abweichung von etwa 17 Procent vom alten Normalfuß darstellt. Ohne jene Ursache hätte der Rückgang wahrscheinlich bereits stärkere Dimensionen angenommen.

Als unüberwindliche Schwierigkeit soll aber der Ausbreitung der Goldherrschaft der Umstand im Wege stehen, daß für diesen Zweck nicht Gold genug auf-

Digitized by Google

zutreiben wäre. Der Deutsch-Engländer Seyd, von lange her ein begeisterter Silberlegitimist, welcher sich übrigens durch Zusammenstellung belehrender Zahlen aus seiner auf dem Metallmarkt gesammelten Erfahrung Verdienst erworben, hat eine Schrift verfaßt, in welcher er berechnet, was Alles die Welt dereinst an Gold brauchen werde, wenn überall das Silbergeld abgeschafft würde. Zu den in diese Berechnung hineingezogenen Voraussetzungen gehört an erster Stelle die der Wiederaufnahme der Baarzahlung seitens der noch heute in der Papierwirthschaft steckenden Länder. Er vergleicht den auf Grund dieser Hypothese veranschlagten Gesammtbedarf mit der Gesammtgewinnung des Goldes, um die Unzulänglichkeit der letzteren darzuthun. Ohne seine Ziffern des Näheren zu prüfen, können wir aber von vornherein seine Hypothese als so weit von ihrer Verwirklichung entfernt betrachten, daß wir auch ruhig der Zukunft überlassen können, das dieser Verwirklichung entsprechende Material zu beschaffen. Oesterreich, Italien, Rußland und selbst die Vereinigten Staaten, welche doch die nächsten sind, drohen nicht, sich in Ungeduld nach Beseitigung des Papiergeldes zu überstürzen.

Ein anderer Trost für die, welche dessen bedürfen, liegt in der Ergiebigkeit gerade der amerikanischen Minen, welche so stark den Druck auf den Silberpreis vermehren helfen. Wir haben oben bei Schilderung dieser interessanten Bergwerke absichtlich eines Phänomens nicht erwähnt, welches erst an dieser Stelle richtig gewürdigt werden kann. Die ungeheuren Schätze, welche von den amerikanischen Unternehmern aus dem Comstock-Lode gezogen werden, bestehen nämlich entfernt nicht ausschließlich aus Silbererz. Beinahe die Hälfte, dem Werthe nach berechnet, ist Gold, 40 bis 45 Procent der Förderung. Das wäre also schon eine wesentliche Zubuße für die wachsende Nachfrage. Und neben dieser isolirten Erscheinung steht unterstützend für uns die allgemeine, daß im Großen und Ganzen im Laufe der Zeiten die Production des Goldes, verglichen zu der des Silbers, stetig im Wachsen geblieben ist, seit mindestens dreißig Jahren auch an absolutem Werth die Summe des gewonnenen Silbers namhaft übersteigt. Ist auch das Verhältniß nicht mehr so überwältigend zu Gunsten des Goldes, wie in dem Anfang der fünfziger Jahre (das Jahr 1852 weist 790 Millionen Mark Gold gegen 178 Millionen Silber auf), so ist es noch immer beträchtlich genug und ergibt selbst für das Jahr 1875 trotz der großen Silbergewinnung noch die Zahlen: Gesammtproduction an Gold: 500 Millionen Mark, an Silber 340.

Bedenkt man hiezu noch, daß Gold, eben weil es concentrirteren Werth oder, was gleichbedeutend ist, größere Beweglichkeit bietet, schneller circulirt, so entspringt daraus die weitere Consequenz, daß das Verkehrsgebiet mit einer geringeren Summe an Gold als an Silber auskommen kann, was auch eine absolute Ersparniß für den Volkshaushalt mit sich bringt.

Und letztlich ist es gewiß nicht als ein Uebel anzuschauen, wenn dem natürlichen, stets die Preise der meisten Dinge allmälig hinauftreibenden Zuge der Zeit ein stiller Widerstand entgegenarbeitet in der verlangsamten Zufuhr des Edelmetalls.

Darum glauben wir, uns noch nicht plagen zu müssen mit der Sorge um die Beschaffung des Goldes für den Erdball. Und wenn der ganze Zug der

Digitized by Google

menschlichen Sitten und Bedürfnisse auf den Weg nach den Goldmünzen hindrängt, so werden ihn jene Angstberechnungen doch nicht aufhalten. Am allerwenigsten werden sie es dahin bringen, aus dem gekünstelten widernatürlichen System eines unabänderlichen Wechselverhältnisses zweier Metalle ein natürliches zu machen. Feste Werthverhältnisse vorschreiben heißt im Grunde nichts Anderes, als das eine der zwei in wechselseitiges Verhältniß gesetzten Dinge um ein Stück seines natürlichen Werthes künstlich verkleinern oder das andere um so viel vergrößern, mit anderen Worten aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas machen. Beides ist wider die Natur, und je mehr überall die menschliche Gesellschaft zur Selbsterkenntniß ihrer natürlichen Lebensbedingungen fortschreitet, desto mehr zerstört sie die auf den entgegengesetzten Effect abzielenden Täuschungen. Der Kampf zwischen Schutzzoll und Handelsfreiheit steht auf demselben Blatt. Es ist der Kampf künstlich festgehaltener Werthfictionen gegen das natürliche Gewicht der auf sich selbst ruhenden Werthe.

Wer wird sich vermessen wollen, zu sagen, daß ein vieltausendjähriger Grundpfeiler des menschlichen Haushalts jetzt auf einmal vor unsern Augen brechen und in den Abgrund stürzen werde! Die abstracte Logik zieht ihre Schlüsse in grader Linie, aber das lebendige Wissen nimmt alle Hindernisse in seine Anschauung mit auf, welche bewirken, daß eine Wahrheit sich nie in grader Linie Bahn bricht, sondern nur auf langsam gewundenen Wegen endlich zu Tage tritt. Für uns kam es nur darauf an, nach einem fernen Signalpunkt am Horizonte zu spähen. Haben wir etwas Wirkliches erblickt oder, wie Andere sagen werden, den Reflex eines nur im eignen Gehirn aufgetauchten Visionsbildes? In jener künftigen Zeit, welche hier das letzte Wort der Entscheidung auszusprechen hat, wird die Spur verschwunden sein Dessen, der dies schreibt, und Derer, die es lesen, und Niemand wird sich erinnern, ob Irrthum oder Wahrheit auf diesen Blättern verkündet worden.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

1. Dramatische Bilder aus Straßburg's Vergangenheit von Ludwig Spach. 2 Bde. Straßburg, Karl J. Trübner. 1876.

Bücher, die aus dem Elsaß hervorgehen oder über das Elsaß handeln, können im Allgemeinen jetzt nicht mehr auf dasselbe Entgegenkommen rechnen, wie in den Jahren 1870, 71, 72. Das ist so natürlich, daß Niemand darüber klagen darf. Wenn ich ein werthvolles Gut verloren habe und zurückgewinne, so ist der Moment des Erlangens ein Höhepunkt des Glückes und der Freude, der nachher nie wiederkehren wird. Ich kann nicht täglich die ersten Empfindungen in mir erwecken; ich ordne das Verlorene ein in meinen sonstigen Besitz; es bringt mir alle Vortheile, aber auch alle Lasten des Besitzes, Sorgen und Mühe, vielleicht Aerger.

Aber es ist doch nicht ganz dasselbe, wenn es sich um Menschen handelt. Der äußeren Wiedergewinnung folgt die langwierige innere. Ein Theil jener ersten Empfindungen kann noch lange nicht entbehrt werden. Zwei Elemente, auf denen die allmälige Einordnung der Elsässer in's deutsche Leben vorzugsweise beruht, bedürfen fortgesetzter ermunternder Sympathie von Seiten des übrigen Deutschlands: die in's Elsaß eingewanderten und im öffentlichen Interesse thätigen Deutschen und die wenigen Elsässer, welche sich rückhaltslos der deutschen Sache angeschlossen haben. Von den ersteren zu reden, würde mir übel anstehen; aus den Kreisen der letzteren stammt das vorliegende Werk.

Der Verfasser ist kein Fremder mehr für die deutsche Lesewelt. Aus seinem Buche über „Moderne Culturzustände im Elsaß" haben Viele die reichste Belehrung geschöpft. Sein Drama „Heinrich Wafer" hat die verdiente Anerkennung gefunden (vgl. „Deutsche Rundschau", Band III., S. 444). Den Lesern der „Deutschen Rundschau" darf ich verrathen, daß er zu den Mitarbeitern derselben gehört: man wird dem Aufsatz über Daniel Stern (Juli-Heft 1876) die intime Vertrautheit mit dem Stoffe wol angemerkt haben. Hr. Professor Spach hat die große Zeit der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die zwanziger und dreißiger Jahre, in Paris verlebt; alle die maßgebenden literarischen Persönlichkeiten jener Tage hat er aus unmittelbarer Nähe beobachtet; eine reiche Kenntniß der französischen Poesie und Wissenschaft steht ihm zu Gebote, wovon manche Feuilletons der „Straßburger Zeitung" — ich erwähne namentlich ein glänzendes über Lamartine — beredtes Zeugniß ablegen.

Die vorliegenden „Dramatischen Bilder" sind in der Zeit unmittelbar nach der Belagerung Straßburg's entstanden. Wunderbares Schauspiel! Ein Mann hoch in den Sechzigen, groß geworden in französischen Traditionen, eng verflochten mit der früheren Verwaltung seines Departements, jetzt rasch entschlossen, die welthistorische Entscheidung zu acceptiren, dadurch großentheils abgeschnitten von seinen alten Verbindungen und Freundschaften, angefeindet, ja beschimpft und als Verräther verfehmt

Digitized by Google

von seinen Landsleuten, zunächst ohne engeren persönlichen Halt unter den Eroberern, eingeklemmt dergestalt in die schwersten persönlichen und öffentlichen Krisen, erschüttert in seinem physischen und geistigen Leben durch die unauslöschlichen, unverwischbaren Schrecken und Aufregungen der Belagerung — worin sucht er Trost, Halt, Erhebung? Er wendet sich der lange verlassenen deutschen Dichtung zu; er versenkt sich in die Vergangenheit seiner Vaterstadt, mit der er als Forscher lebenslang vertraut ist; er sucht einige bedeutende geschichtliche Epochen poetisch zu fixiren. Die regste Thätigkeit der Phantasie, künstlerisches Bilden und sinnvolles Gestalten, geistiges Zusammenleben mit alten Landsleuten, die vor ihm Aehnliches erlebt, soll ihn über sich hinausheben. Die fürchterlichen Eindrücke der Gegenwart will er durch ebenso ergreifende oder durch friedlichere Bilder der Vergangenheit verdrängen.

Diese dramatischen Schilderungen haben daher nicht nur eine selbständige Bedeutung als Erzeugniß der elsässischen Literatur, welche gerade an Dramen so arm ist; sie sind auch ein werthvolles historisches Document zur Charakteristik der Uebergangszeit, in der sie gedichtet wurden. Unwillkürlich haben sich die Stimmungen jener bösen, qualvollen Tage darin abgespiegelt. In „Peter Swarber, oder die unruhige Woche“ sehen wir das Münster blutig roth gefärbt von dem Feuer, das im Jahre 1349 die grausam verfolgten Juden verzehrt — und wir werden erinnert, wie 1870 „die Kriegesfackel wieder, auflackernd, Mitternacht in hellen Tag verwandelt“. Peter Swarber selbst, der judenfreundliche Ammeister von Straßburg, ist ein Märtyrer der Milde und Sanftmuth; die Rolle des Vermittlers, die er aufrecht zu halten sucht, bringt ihn um sein Amt, er fürchtet für sein Leben, und gebrochenen Herzens verläßt er die undankbare Vaterstadt. Auch „Dominikus Dietrich“ und „Fritz von Dietrich“, welche die natürlichen Mittelpunkte abgeben für die Darstellung der französischen Annexion und der französischen Revolution, sind leidende Helden. Wir sehen sie nicht in ihrem Aufstreben, sondern in ihrem Niedersinken. Wir sehen sie nicht mächtig eingreifen in Welt und Schicksal, sondern die Räder einer ungeheuren Zeit rollen fast achtlos über sie hinweg. Dominikus wird ein Märtyrer des Protestantismus, zermalmt durch den Machtspruch Ludwig's XIV. Fritz wird ein Märtyrer seiner Liebe zu Frankreich, die ihn aus dem sicheren schweizerischen Asyl nach Paris und dem revolutionären Blutgericht in die Arme treibt. Und fragt man nach ihrer Schuld, so predigen sie die Moral der Resignation, die so oft bei Grillparzer wiederklingt. Auch sie preisen des Innern stillen Frieden, auch ihnen gilt die Größe für gefährlich und der Ruhm für leeres Spiel. Peter Swarber macht sich seine Gier nach Amt und Würden zum Vorwurf. Fritz von Dietrich kommt wiederholt darauf zurück: „O! daß ich stets in thätiger Einsamkeit mein ganzes Leben zugebracht, mich nie dem Strom der Welt ruhmsüchtig überlassen hätte!“ „Warum mich fortgesehnt aus meiner Schmieden? Warum mich in die Reihe der Großen dieser Welt emporgeschwungen? O der winzigen, kleinen Großen!“ Das grüne, stille Jägerthal, seine Besitzung, worin diese elegischen Empfindungen ihn am mächtigsten erfassen, bildet einen ergreifenden Contrast zu dem wüsten Treiben der Jacobiner. Und wenn einer der zahmeren Revolutionsmänner ausruft: „Wir stehen vor unbarmherzigen Mächten, wir selbst ohnmächtig, da“ — so scheint er den Grundton aller dieser Dramen anzugeben und zugleich aus dem Sinn eines Zeitgenossen zu reden, den die ungeahnten Wendungen des deutsch-französischen Krieges fast zu Boden drückten. Noch ein anderes ist den drei Stücken gemeinsam: die eigentlichen Gegner der Helden haben einen unverkennbaren Zug von Gemeinheit; sie sind in kleinlichen Verhältnissen aufgewachsen, sie sind gewohnt, sich kleiner Mittel zu bedienen, oder treten mit der ganzen Brutalität beschränkter und niedriger Naturen auf; sie wirken mit Nadelstichen oder mit Kolbenstößen; sie erwecken weniger Haß als Verachtung; und wenn Fritz Dietrich gleichwol Accorde des Hasses findet, um seiner Abneigung gegen Eulogius Schneider Worte zu leihen, so scheint er ihm fast zu viel Ehre zu erweisen. An manchem scharfen Ausdruck aber glaubt man zu fühlen, daß die Seele des Autors sich Luft macht, um langaufgehäufte eigene Qualen loszuwerden.

Digitized by Google

Das Buch wird eröffnet durch ein Singspiel: „Der Zürcher Hirsbrei". Der bekannte Schützenfest-Spaß von vor 200 Jahren (1576), den Fischart auf so merkwürdige Weise als ein Symbol unverzagten Mannesmuthes verherrlicht hat. Fischart selbst ist der Held der Operette, und die Geschichte seiner Werbung und Ehe wird mit dem von ihm besungenen Ereignisse in Verbindung gebracht. Es ist ein rechtes Friedensbild, ein Stück historischen Stilllebens. Aber auch hier, wo alles glücklich endet, vernimmt man die melancholischen Klänge der Resignation. Fischart, ein fester, kräftiger Mann, der, wenn es Noth thut, auch die Feder mit dem Degen vertauscht, ist doch von zu feinem sittlichem Empfinden, um resolut zu wollen und tüchtig drein zu schlagen, wo es sich um sein eigenes Lebensglück handelt. Er würde dem widerstrebenden Vater die Geliebte nicht abzwingen, er ist bereit zu verzichten, auszuwandern, und sich mit dem Wiederfinden in einer besseren Welt zu trösten: ein Anderer muß für ihn handeln und das Schicksal mag sich gnädig zeigen, um seine Herzenswünsche zu erfüllen. Er bleibt darum doch eine ideale, sympathische Gestalt. Wer tapfer für Andere ist, wer furchtlos für Ideen eintritt, dem steht es doppelt gut, wenn er schüchtern für sich selber ist.

2. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. XVII.) Straßburg, Karl J. Trübner. 1876.

Ruckstuhl ist ein Schweizer, dessen Bestrebungen von Goethe belobt wurden und der die kurze Monographie reichlich verdient, welche ihm hiermit durch einen Landsmann zu Theil wird. Man findet in dem Heftchen einen ungedruckten Brief Goethe's und mehrere Briefe Heinrich Meyer's, des „Kunschi-Meyer's", einer darunter besonders interessant, worin er Anleitung zum Kunststudium gibt, sich über Malerakademien, Cornelius und die Frescomalerei ausspricht. Das Interessanteste aber ist die Persönlichkeit Ruckstuhl's selbst und die Tendenzen, welche ihn Goethe nahe bringen. Man wird dadurch auf Betrachtungen geführt, welche nicht blos jener Zeit, sondern auch der Gegenwart gelten.

Obwol Schweizer von Geburt, Katholik aus Luzern, ist Ruckstuhl tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß die deutsche Schweiz in Deutschland ihren natürlichen geistigen Halt habe. Er sagt: Leben und Seele weicht aus dem einzelnen Gliede, wenn es sich von dem Ganzen trennet, zu dem es gehört; was in der Schweiz gesprochen und gedacht wird, ist von Deutschen und Schweizern zusammen erzeugtes Gemeingut; politische Schranken können nicht in Betracht kommen zwischen Völkern, die durch Gedankenverkehr und gemeinsames Besitzthum von Ideen verbunden sind. Ruckstuhl trägt die Waffen gegen Napoleon im deutschen Heere und fühlt sich selig, nicht mehr blos zu reden und zu fühlen, sondern auch zu handeln. Er nimmt später als Lehrer an den Gymnasien zu Bonn und Coblenz hervorragenden Antheil an der Wiedergewinnung des Westens für deutsches Staats- und Geistesleben. Simrock, der uns kürzlich entrissene, der so viel wie kein Anderer gethan, um deutsche Poesie zu neuem Glanz unter uns zu wecken, Simrock war in Bonn sein Schüler und legte dankbar Zeugniß ab für den bestimmenden Einfluß, den Ruckstuhl auf ihn und Andere übte: „Ruckstuhl — bemerkt er — hat in jener im Rheinland noch ganz französisch gesinnten Zeit fast zuerst deutsche Gesinnung gelehrt." Aber obwol Ruckstuhl von deutschem Patriotismus erfüllt ist, obwol er gegen Napoleon zu Felde zog, obwol er in Görres' „Rheinischem Mercur" auf fast thörichte und unsinnige Weise die Franzosen beschimpft hatte, so ist er doch bald einer der Ersten, welche nüchtern und verständig der nach dem Siege ausbrechenden Deutschthümelei entgegentreten und einen einzelnen Auswuchs der Moderichtung, den Purismus, der alle Fremdwörter aus unserer Sprache verbannen wollte, energisch bekämpfen. „Der Purismus

Digitized by Google

haust und stürmet im Gebiete der Sprache, als wäre er im feindlichen Lande jenseits der Wasgauer Berge, und fegt im deutschen Sprachschatz, als hätte er den Augiasstall zu misten." Diese Gesinnungen machen ihn für Goethe zu einem werthvollen Bundesgenossen in dem Feldzuge gegen die „neudeutsche religiös-patriotische Kunst". Er ist aber auch für uns ein Bundesgenosse, die wir unter ähnlichen patriotischen Uebertreibungen zu leiden haben, aber ohne Schwanken entschlossen bleiben, im Sinne Goethe's zu leben und zu wirken, getreu den bewährten humanen Idealen, unbekümmert um den barbarischen Unsinn halbverstandener nordischer Mythologie, die man uns als neues Evangelium aufdrängen will, fest überzeugt, daß es eine hochstehende, rein nationale und originale Kunst nie gegeben hat, nicht geben kann und nicht geben soll, und daß jede darauf gerichtete Bestrebung ein- für allemal durch Goethe's Epigramm gerichtet ist: „Ein Quidam sagt: ich bin von keiner Schule." Die Deutschen, die es mit der ästhetischen Bildung ihres Volks gut meinen, sind aus der Schule der Griechen. In Athen ist ihre geistige Heimath, nicht in den trüben Tiefen des Rheins. Das deutsche Alterthum ist ihnen willkommen, so weit es uns stärken und bereichern kann, nicht wo es einer Verarmung der Kunst und geistiger Rückbildung gleichkommen muß.

3. Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1876.

Hans Hopfen hat uns im letzten Jahre durch eine ganze Reihe bemerkenswerther und eigenthümlicher Bücher erfreut: Juschu, Böswirth, Verfehlte Liebe, Streitfragen und Erinnerungen.

Von „Juschu" war in diesen Blättern bereits die Rede („Deutsche Rundschau", Band IV, S. 305—6, 1875). Sie wirkt wie ein Erlebniß. Aus einem wenig berührten Stoffgebiete eine Anzahl von Gestalten mit sicherer Hand gezeichnet, höchst glaubwürdig hingestellt.

Der „Böswirth" (Stuttgart, A. Kröner, 1876, in der Sammlung „Sorgenlose Stunden") ist eine Dorfgeschichte; ein Jugendwerk, aber das wohlgelungene Probestück des Verfassers. Wenige seiner Producte werden auf so uneingeschränkten allseitigen Beifall rechnen können. Seine Bauern sind wirkliche Bauern und doch idealisirt, d. h. auf die wesentlichen menschlichen Elemente zurückgeführt. Sie tragen weder den Stallschmutz an bloßen Füßen, noch sind ihnen Lackstiefel angezogen. Die Charaktere kommen überall vor, die Conflicte kommen überall vor; die Versetzung in die bäuerliche Region bietet den Vortheil ungemilderter naiver Leidenschaften und unreflectirter Handlungen: den eigentlichen echten Vorzug der Dorfgeschichte. In diesem Sinne hat schon Goethe im „Werther" episodisch einen Bauernburschen verwendet.

Die „Verfehlte Liebe" (Stuttgart, Ed. Hallberger, 1876) bedeutet das verfehlte Leben des Helden. Er ist ein Deutscher, in Odessa geboren, in deutschen Anschauungen aufgewachsen. Eine Russin, aus Leibeigenschaft emporgehoben, saugt ihm die beste Kraft des Herzens und Charakters aus; sie findet ihn als gläubigen Knaben und verläßt ihn als müden, gebrochenen Mann; sie hat seine spröde Rechtschaffenheit überwunden, indem sie sich zur Wittwe log; sie hat, bangend für das Leben des Geliebten, den eigenen Gatten vergiftet. Das kommt nicht gerichtlich an den Tag; aber zu Lindau am Bodensee, wo die Liebenden anlangen, als gerade ein Weib aus dem Volke um desselben Verbrechens willen hingerichtet werden soll, entreißt ihr der Held das Geständniß, er fühlt sich mitschuldig, sie wollen mit einander sterben: da verschwindet sie mit Hinterlassung eines Briefes, worin sie die Absicht ausspricht, sich allein zu tödten; man findet an den Ufern des Rheines ihre Kleider — es bleibt aber zweifelhaft, ob sie sich wirklich ertränkt, ob sie nicht blos so gethan hat!

Das ist ein harter, grausamer Schluß. Grausam und ungerecht gegen die Heldin. Sie ist der ästhetisch werthvollste Charakter, durchweg interessant, aus-

Digitized by Google

gestattet mit ganz originellen Zügen. Warum sie nicht veredeln und verklären durch eine tiefe, wahrhafte Leidensschaft, welche das Leben aufzuopfern bereit ist, um in den Augen des Geliebten ihre Schuld zu sühnen? Das Grundproblem des Romans ist die Durchkreuzung zweier sittlicher Welten, halborientalischer und occidentalischer Lebensanschauungen. Indem aber der Verfasser den deutschen Liebhaber seine Geschichte selbst erzählen läßt, nimmt er parteiisch den Standpunkt dieses Unglücklichen ein, nicht den Standpunkt der höheren, wenn ich so sagen darf, ethnographischen Gerechtigkeit.

Mit ungemischter Freude habe ich die „Streitfragen und Erinnerungen" gelesen. Es ist eine Sammlung von Aufsätzen verschiedenen Inhalts, welche mannigfachen Interessen entgegenkommen. Die Artikel über Grillparzer und Halm rufen mir Menschen sehr anschaulich zurück, die ich kannte. Der Nekrolog von Bernhard Scholz macht mir einen Menschen lieb, den ich nicht kannte. Die „Bureaukraten-Idyllen" aus München wird eine künftige Physiologie der Mittelstaaterei als werthvolles Quellenmaterial begrüßen; sie haben außerdem für mich einen merkwürdig anheimelnden Duft, es ist nicht ganz österreichische Art, aber etwas recht nahe Verwandtes. Der Eintritt der Elsaß-Lothringer in den deutschen Reichstag ist in einem anderen Aufsatze für Alle, welche diesem historischen Augenblicke nicht beiwohnten, sehr dramatisch, ja mit einem gewissen Raffinement geschildert: Herr Teutsch, der eigentliche Held der Tragicomödie, wird uns, wie in einem Roman, erst anonym, durch sein Benehmen die Aufmerksamkeit spannend, vorgeführt, ehe er als eigentlicher Träger der Handlung erscheint.

Den Hauptinhalt des Buches bildet das Theater: die Dramatiker Halm und Grillparzer, praktische Erörterungen principieller Natur, einzelne Aufführungen, Rossi, die Meininger, Kleist's „Hermannsschlacht", Wagner's „Tristan und Isolde".

An Grillparzer und Halm wird man nie denken können, ohne sich die Frage vorzulegen: wie kommt es, daß in Deutschland so oft große Künstler nicht nach Gebühr gewürdigt werden? Die Antwort ist eine sehr unangenehme Wahrheit: weil unsere ästhetische Cultur sich auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe befindet. Wir haben keine feste Tradition der Kunstübung und des Kunsturtheils. Wir haben keine einheitliche, öffentliche Meinung in künstlerischen Dingen. Wir taumeln von Extrem zu Extrem. Immer wieder stehen neue Propheten auf mit neuen Evangelien, und alle finden ihre gläubige Gemeinde. Jeder Streit über Theater, Poesie, Musik muß bei uns mit dem Abc anfangen, und die meisten, welche streiten, wissen nicht einmal, daß alle diese Künste ein wirkliches, unzweifelhaftes Abc seit Jahrhunderten besitzen, welches in Frage zu stellen gerade so thöricht ist, wie eine neue Sprache erfinden zu wollen. Es wird daher meist im Ganzen und Großen gestritten, über die Elemente, über die Principien, über die letzten Dinge, nicht über die Technik und die Einzelheiten. Und so ist es ein großes Verdienst von Hopfen, daß er seinen Lesern gerade solche technische Einzelerörterungen zumuthet, welche nothwendig beitragen müssen, das stumpfe ästhetische Gewissen zu schärfen, das schlafende zu wecken. Zu ähnlichen Betrachtungen und Discussionen hätte wol Mancher Lust, aber Wenige werden es durchsetzen, daß das Publicum sich dabei nicht langweilt. Hopfen's kritische Theater-Feuilletons werden, wie ich nicht bezweifle, Jedermann unterhalten. Hans Hopfen führt eine kräftige literarische Faust. Er verleugnet nirgends, wo es noth thut, die gesunde Derbheit seiner Heimath, die er so trefflich zu schildern versteht. Einigen Leuten, die es reichlich verdient haben, wird auf gut altbayrisch, witzig, ernst oder grob, aber immer sehr deutlich, die Wahrheit gesagt.

Ueber die Sachen selbst darf ich nur in wenigen Fällen mitreden. Leben und Thaten des Herrn Köberle — er ist der Held der Abhandlung „Ein Reformator der deutschen Schaubühne" — sind mir nicht näher bekannt geworden. Die Meininger haben wir in Straßburg noch nicht gehabt. Die Skizze über Rossi bestätigt mir nur, was ich übereinstimmenden Berichten aus Berlin und Wien entnehmen konnte, daß man es als einen reellen Verlust betrachten muß, diesen großen Schau-

Digitized by Google

spieler nicht gesehen zu haben. Ueber „ein musikalisches Buchdrama“ könnte ich allerdings mitreden, denn ich bin gewürdigt oder verurtheilt worden, der zweiten Berliner Aufführung von „Tristan und Isolde“ beizuwohnen. Ich könnte mich sogar, vom Standpunkt der altdeutschen Philologie, gleichsam ex officio, des armen, verballhornten Gottfried von Straßburg annehmen. Aber „Tristan und Isolde“ sind augenblicklich von der Tagesordnung abgesetzt und haben den Bühnenfestspiel-Ungeheuern Platz gemacht. Ich begnüge mich daher für jetzt, auf Hopfen zu verweisen, der meine eigenen Gefühle bei der Sache sehr treffend und vergnüglich ausgedrückt hat. Ich wurde auch unlängst durch Bauernfeld's ergötzliche Persiflage in der „Reichen Erbin“ und durch ein Capitel in Spielhagen's „Sturmfluth“ zu meiner Freude überzeugt, daß überall noch Leute wohnen, die nicht zur Bayreuther Religion gehören; die nach wie vor den Messias des Wohllautes und der strengen Form verehren, die mit Lessing nach der Begrenzung der Künste streben, statt nach ihrer Vermischung, welche Sinn und Verstand für ein unentbehrliches Ingrediens der Poesie halten und welche die Sprache Lessing's und Goethe's nicht zum Lallen und Blöken herabdrücken wollen.

Wilhelm Scherer.

Digitized by Google

Berliner Chronik.

Die Berliner Kunstausstellung.

I.

Berlin, Anfang October 1876.

Die fünfzigste Kunstausstellung der Berliner Akademie hat eine wesentliche Neuerung gebracht: nachdem das bisher für die Ausstellung benutzte Local, eine Reihe von Sälen des Akademiegebäudes, in Folge der Erweiterung der akademischen Unterrichtsanstalt für Ausstellungszwecke versagt werden mußte, ist ein neues, einstweilen provisorisches Gebäude für die Ausstellung aufgeführt, welches seinem provisorischen Charakter gemäß als architektonisches Werk nicht betrachtet werden kann, als Unterkunftsraum für Kunstwerke aber durch die vortreffliche Beleuchtung, welche wenigstens die Säle mit Seitenlicht haben, den Genuß des Ausstellungsbesuches sehr gefördert hat. Es ist möglich, jedes Bild ohne Umstände zu sehen und binnen Kurzem ein von äußeren Schwierigkeiten nicht beeinträchtigtes Urtheil über dasselbe festzustellen. Sehr interessant ist es, hier im Großen eine Probe zum Vergleich der hohen Seitenlichtbeleuchtung mit dem über Gebühr gepriesenen Oberlicht vor Augen zu haben, in welchem Vergleiche das letztere sowol durch seine geringere Intensität wie durch sein eigenthümliches Blenden und seine Unsicherheit bei weitem im Nachtheil ist. So wird denn hoffentlich bei der Herstellung eines definitiven Gebäudes die Beleuchtungsfrage nur in dem Sinne gelöst werden, in welchem sie von nicht Voreingenommenen längst erledigt gewünscht ist; man wird, wenn auch vielleicht wieder aus praktischen Gründen einige größere Räume mit Oberlicht hergestellt werden müssen, wenigstens überwiegend Seitenlicht einführen. Freilich wird auch für die Seitenlichträume eine andere Einrichtung als die gegenwärtige beliebt werden müssen; denn darin dürfte allgemeine Uebereinstimmung herrschen, daß die gegenwärtigen Corridore mehr als Säle zu schmal sind, so daß bei nur geringem Besuch kaum eine ungehinderte Passage möglich ist, und den größeren Bildern gegenüber gar nicht der nöthige Abstand genommen werden kann. Auch gegenwärtig schon hätte man ohne Einbuße an Raum die Säle leicht fast doppelt so breit machen können, wenn man sie durch mehrere Querwände, die namentlich etwas schräg gestellt ein gutes Licht gehabt haben würden, getheilt hätte. Eine solche Anordnung würde, namentlich wenn es sich später um ein monumentales Gebäude handelt, sehr vortheilhaft sein und auch die Orientirung, welche in dem gegenwärtigen, so zu sagen grundrißlosen Gebäude fast unmöglich ist, wesentlich erleichtern.

Mit dem neuen Locale treten auch, wiewol sehr schüchtern, einige andere Neuerungen hervor; selbst in die hergebrachte Einleitung des Kataloges „Zur Chronik der Akademie" ist ein etwas lebhafterer Ton gekommen. In dem Kataloge selbst hat man den Künstlernamen da, wo sich etwas darüber berichten ließ, die früher erhaltenen Auszeichnungen, namentlich durchgängig die in Berlin erworbenen, hinzugefügt, wobei

Digitized by Google

es nur zu bedauern ist, daß bei den Besitzern der großen Medaille nicht zugleich das Jahr notirt ist, in welchem dieselben die kleine bekommen haben. Im Uebrigen leidet der Katalog an derselben Unbrauchbarkeit, wie die früheren, während man wol berechtigt gewesen wäre, zu hoffen, daß namentlich nach dem Vorgange des Jordan'schen Kataloges zur Nationalgalerie den 1873 zu Wien formulirten Anforderungen der Wissenschaft, die zugleich Anforderungen der Praxis sind, in höherem Grade nachgekommen wäre.

Mit der Aufhängung der Bilder wird in diesem Jahre weniger Unzufriedenheit geherrscht haben als in den früheren, aus dem einfachen Grunde, weil die Aufhängecommission fast ausschließlich über sehr gute Bilderflächen verfügte. Um so mehr wäre es zu wünschen gewesen, daß sie von dieser neugewonnenen Freiheit einen bewußten Gebrauch gemacht hätte. Es wäre leicht möglich, ja sogar unabweisbar gewesen, die Kunstwerke nunmehr in einer bequemer übersichtlichen Weise unterzubringen, als es geschehen ist. In Paris, wo man längst in der glücklichen Lage ist, gute Räumlichkeiten zu haben, erspart man den Besuchern das lästige Hin- und Herblättern im Katalog und die Schwierigkeit, einzelne Werke in den Räumen lange und doch wo möglich noch vergeblich aufzusuchen, sehr einfach dadurch, daß man die Bilder nach den Namen ihrer Urheber alphabetisch anordnet. Dadurch hat man zugleich den gar nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß die Bilder eines Künstlers zusammen oder wenigstens nahe bei einander hängen, während es hier noch immer schwer ist, die Thätigkeit eines Einzelnen zu übersehen. Die Nachwehen langjähriger übler Umstände und schlechter Gewohnheiten machen sich eben einstweilen noch überall geltend und sind nicht so schnell loszuwerden, wie es zu wünschen wäre.

Die ausgestellten Kunstwerke selber angehend, gehört die diesjährige Ausstellung nicht zu den bedeutenderen. Es fehlt nicht an einigen sehr vorzüglichen, nicht an vielen recht interessanten Kunstwerken, aber das gewöhnliche Mittelgut, die langweilige Routine und, was am schlimmsten ist, die Abstrusität und Monstruosität in Vorwürfen und Auffassungen zieht das Gesammtniveau der Ausstellung herunter. Die Gegensätze der künstlerischen Auffassung haben sich in vieler Beziehung auszugleichen gesucht, der Idealismus in seiner abstractesten, der Formenreinheit, dem Farbenschimmer, dem Lichtreiz abgewandten Manier tritt kaum mehr hervor, sondern diejenigen, welche sich einer idealen Kunstauffassung befleißigen, haben sich zugleich erfolgreich bestrebt, auch der realen Erscheinung gerecht zu werden; während von der anderen Seite von einer ähnlich erfreulichen Annäherung zur gegenseitigen Verständigung und zur Erreichung des richtigen, einzig wahrhaft künstlerischen Mittelweges nicht so viel geschehen ist; vielmehr tritt der Realismus in krassester Form mit äußerster Selbstbewußtheit, bis zum Extrem getrieben, auf, sowol in Plastik wie Malerei, nicht ohne für die technische Vollendung der Vortragsweise großen, manchmal übertriebenen Beifall zu ernten, aber noch weniger, ohne von künstlerisch empfindenden Gemüthern beinahe als Beleidigung, jedenfalls als Unschönheit empfunden zu werden.

Die beiden typischen Vertreter dieses Naturalismus sind Karl Gussow für die Malerei und Reinhold Begas für die Plastik. Gussow hat in seinem ganzen Auftreten auf der diesmaligen Ausstellung den unbezweifelbaren Anstrich, als ob er für sein Princip Propaganda machen wollte; man thut ihm daher nur seinen Willen, wenn man ihn als typischen Vertreter seiner Richtung behandelt. Ueber die Vollendung der Gussow'schen Technik zu sprechen, heißt nachgerade Eulen nach Athen tragen. Daß er Alles, was er sieht, in der exactesten Weise nachzubilden versteht, daß kaum irgend eine gewagte Farbenzusammenstellung oder Lichtwirkung existirt, deren objective Erscheinung er nicht auf der Tafel zu bannen vermöchte, muß ohne Weiteres zugestanden werden, und daß er von dieser seiner Virtuosität den ausgiebigsten Gebrauch macht, indem er nicht mit leichten Aufgaben irgend welchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen versucht, das beweisen auch seine diesmaligen Bilder. „Verlorenes Glück" stellt in Lebensgröße die Halbfigur einer in

Digitized by Google

tiefe Trauer gekleideten Dame mit einem etwa vierjährigen Kinde auf dem Schoße dar, und hier, wo die Gegeneinandersetzung nur zweier Haupttöne scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten für die Herausmodellirung der einzelnen Theile bietet, ist die letztere gerade von außerordentlicher Vollendung. Der Ausdruck beider Köpfe, sowol des in tiefen Gram versenkten der Frau, wie des naiv um sich schauenden und doch etwas verweinten des Kindes ist höchlich gelungen. In dem Bilde „Das Kätzchen" hat der Künstler vier Personen, eine männliche und drei weibliche, gleichfalls lebensgroße Halbfiguren, zusammengestellt und ihre verschiedene Art der Theilnahme an einem von dem Manne in den Händen gehaltenen Kätzchen drastisch zur Anschauung gebracht. Das Bild in einem mächtig prätentiösen Goldbarockrahmen sieht aus, wie wenn ein paar wirkliche Menschen in dem Rahmen eingefangen wären, und die wirkliche Sonne sie beschiene, und hier auch, wo in den Verkürzungen der Köpfe, des aufgestützten Armes einer der weiblichen Gestalten u. s. w. nicht nur für die Zeichnung, sondern auch für die Modellirung die größten Schwierigkeiten gehäuft sind, ist die Technik des Künstlers vollständig auf der Höhe seiner Aufgabe. Auch in seinem dritten Bilde, „Der Blumenfreund", ebenso in Lebensgröße wie die vorigen, den Blumen pflegenden bebrillten Mann mit der unglaublichen Kupfernase jedoch nur bis zur Brust zeigend, sind die Blumen und die ihn umgebenden Kleinigkeiten mit einer Treue gemalt, die einen Stilllebenmaler mit Neid erfüllen könnte, und zugleich mit einer Verve, die den Meister des belebten Figurenbildes erkennen läßt.

Und doch, wenn man alle diese Bilder zusammen betrachtet, so wird man derselben nicht froh; vielmehr flüchtet man sich mit wahrer Sehnsucht nach oft viel bescheideneren künstlerischen Producten, in denen gleichwol das Gemüth mehr angesprochen und befriedigt wird als bei Gussow. Es ist das Unglück dieser Richtung, daß sie sich allzusehr übertreibt. Es mag ja wahr sein, daß der Idealismus (oder eine falsche und irrthümlich hochgeschätzte Art desselben) uns Dasjenige, was uns im Leben als schön und erfreuend entgegentritt, in einer Weise darstellt, die von der Wirklichkeit gelegentlich in unverantwortlichem Maße abweicht, in einer Weise, welche die Urheber jedenfalls für eine Steigerung der Vortrefflichkeit ihrer Vorbilder halten, in der es aber keineswegs frevelhaft ist, gelegentlich von dem einen oder anderen Standpunkte aus eine Abschwächung, ja Verunstaltung des in der Natur Gegebenen zu finden. Warum beschränkt sich nun der Naturalismus nicht darauf, uns zu zeigen, wie denn wirklich ohne willkürliches Hinzu- und Hinwegthun seitens des Künstlers das im Leben aussieht, was uns erhebt und erfreut? Warum sucht er uns nicht zu zeigen, wie schön, wie anmuthig, wie gefällig, wie entzückend unter Umständen die schlichte, einfache, unveredelte, um es kurz zu sagen: geradezu abgeschriebene Natur sein kann? Wenn es nur möglich ist, da genau nachzuahmen, wo es sich um Häßliches, um Abstoßendes, um Widerwärtiges, um Abscheuliches handelt, dann dürfte doch sicher zu glauben sein, daß die Kunst eine höhere Aufgabe hat, als blos möglichst genau nachzuahmen. Ja die Malerei verschlimmert hier noch die Natur. Der Eindruck des in der Wirklichkeit uns Gegenübertretenden, selbst desjenigen, was uns unangenehm berührt, kann oft ein sehr interessanter und piquanter sein; er hört aber auf, für uns dasselbe Interesse zu haben, sobald er verewigt ist. Die Flüchtigkeit des Momentes entschuldigt Vieles, was nicht zu entschuldigen ist, sobald die Erscheinung dauernd wird, wie ja ein flüchtiger Schmerz leichter ertragen und oft kaum von einem energischen Reiz unterschieden wird, während sich über die Natur der dauernden Empfindung gleicher Art Niemand täuschen läßt.

Nur durch die Absonderlichkeit der Vorwürfe und der Behandlung ein gleichgültig und flüchtig vorübergehendes Publicum blenden zu wollen, kann bei einem Künstler von dem äußerst soliden Streben eines Gussow nicht die Absicht sein; vielmehr handelt es sich bei diesem unzweifelhaft rein um das Bekenntniß einer künstlerischen Ueberzeugung. Dergleichen wäre nun als Entwickelungsstadium vielleicht bedauerlich, aber jedenfalls nicht bedenklich. Wenn aber ein bedeutend veranlagter Künstler in dieser Richtung nicht nur verharrt, sondern sich eigensinnig darin verhärtet und sie von

Digitized by Google

einem Bilde zum anderen mehr und einseitiger übertreibt, dann fängt die Sache doch an, bedenklich zu werden. Gussow wird als Lehrer, in welcher Eigenschaft er jetzt der Berliner Akademie angehört, jedenfalls stets sehr erfolgreich wirken, insofern er seinen Schülern das Machwerk, welches er selbst untrüglich handhabt, und von dem er eine sehr bewußte Kenntniß hat, sicher übertragen wird, um so mehr, als er dieses Können eher über- als unterschätzt. Es ist nur abzuwarten, inwieweit zugleich mit der Technik, die ja sehr wohl auch in durchaus anderem Sinne verwendet werden kann, auch die künstlerische Gesinnung und Anschauung Gussow's auf seine Schüler übergeht. Hier ist freilich auch zunächst zu glauben, daß den Schülern Mittel und Zweck als untrennbar verbunden erscheinen, und sie mit der Fertigkeit der Darstellung auch die Verwerthung der Fertigkeit in ähnlichem künstlerischem Sinne anstreben werden. Indessen läßt sich auf die Dauer eine derartige Verwechselung nicht behaupten; es wird sehr bald, dem Einen früher, dem Anderen später, dem Einen bei dieser, dem Anderen bei jener Veranlassung klar werden, daß er an der erworbenen Fertigkeit ein so zu sagen allgefügiges Mittel hat, welches beliebigen künstlerischen Intentionen sich dienstbar unterordnen kann, und je nachdem Kenntniß und Liebhaberei die Nachfolger auf verschiedene Stoffe hinführen, werden sie die Gussow'sche Schultechnik in die verschiedensten und hoffentlich großentheils sehr guten Bahnen leiten. So ist Gussow sowol als Künstler wie als Lehrer in seiner Thätigkeit sehr erfolgreich und darf sich glücklich fühlen, wiewol er sich wird bescheiden müssen, in seiner künstlerischen Production mehr als Phänomen denn als unbestrittene und gern anerkannte Autorität an- und aufgenommen zu werden.

Jedenfalls aber scheint der abstracte Naturalismus in der Malerei noch erträglicher als in der Plastik, denn jene besitzt wenigstens alle Mittel, eine bestimmte Art der äußeren Erscheinung in thunlichster Annäherung an die Wirklichkeit zu reproduciren, während der Plastik der Natur ihres Materials zufolge diese Möglichkeit größtentheils fehlt. Davon wird man recht schlagend überzeugt, wenn man die Gruppe von Reinhold Begas, den „Raub einer Sabinerin" darstellend, betrachtet. Es ist ganz unzweifelhaft, daß sich sowol in dem Arrangement dieser Gruppe wie in den Einzelheiten der beiden mit einander vereinigten Körper ein seltenes Können bekundet, und in der Kühnheit, mit welcher den gewöhnlichen Schultraditionen hier Valet gegeben wird, und die einfache Naturwahrheit zum höchsten Gesetz des Bildners erhoben ist, läßt sich ein bedeutendes künstlerisches Vermögen, wie wir es bei Reinhold Begas ja längst kennen und anerkannt haben, nicht in Abrede stellen. Aber welche Unschönheiten, welche unüberfleiglichen Hindernisse, um zu irgend einer angenehmen und erfreulichen Empfindung dem Werke gegenüber zu kommen, sind hier zusammengethürmt! Von irgend einer klaren Linienführung, die auch nur von einer Seite aus ein gefälliges Spiel der Formen zeigte, scheint gewissermaßen grundsätzlich keine Rede zu sein; überall überschneiden und durchschneiden sich die Hauptlinien der Gestalten in der wirrsten und kaum zu entwirrenden Weise, und wo etwas Einzelnes heraustritt, das als dominirendes Element sich geltend machen sollte, da sind die Unschönheiten und die unkünstlerischen Absonderlichkeiten scheinbar absichtlich gehäuft! Oder wäre es geradezu undenkbar, daß ein weiblicher Körper ungefähr in ähnlicher Weise gefaßt und gehalten werden könnte, ohne daß eine so dicke, tiefe, wulstige Falte schräg über den ganzen Leib herabliefe? Ist es durchaus nothwendig, daß ein zum Schreien weit geöffneter Mund am weitesten aus der ganzen Gruppe heraus dem Beschauer entgegen ragt? — ein Gegenstand, der in der Plastik zudem in keiner Weise so dargestellt werden kann, daß er auch nur annähernd dem Eindrucke der Wirklichkeit entspräche. Was hier fesselt und rühmende Anerkennung verdient, das ist Kunstfertigkeit; von Kunst aber bei diesem Werke zu reden scheint fast eine Unmöglichkeit.

Besser geräth das naturalistische Streben stets, wenn es sich an der Einzelgestalt, und zwar besonders im Bildniß, namentlich in dem einer charakteristischen Persönlichkeit, versucht. So ist denn in der That die Marmorbüste Adolph Menzel's von demselben R. Begas eine außerordentlich interessante Arbeit; der Kopf ist mit einer bei

Digitized by Google

Begas überraschenden Sorgfalt bis in's Einzelne scharf, genau ausgearbeitet, und wie Auge und Mund, so spricht auch die charakteristisch geformte und bewegte linke Hand beredt in dem Werke mit. Aber wiederum verhindern einige naturalistische Unarten an einem reinen Genuß aus einem einheitlich durchgebildeten Werke; schon die unschöne und in der Idee geradezu widerwärtige Durchschneidung der Figur unmittelbar über der Hüfte ohne Fuß oder sonstigen Abschluß mit einem vollständigen Arm und einem abgeschnittenen muß Jeden stören. Es ist freilich richtig, daß wir aus den besten Zeiten der Renaissancekunst ähnliche Arbeiten haben; aber es ist doch wahrlich eine wunderliche Manier unserer Künstler, daß sie, die sich gewöhnlich den Alten gegenüber ihres Könnens allzusehr überheben, sich gerade dann auf die alten Künstler berufen, wenn sie ihnen Dinge nachmachen, die jeder vorurtheilsfreie Kunstfreund und Kunstkenner ihnen als Geschmacklosigkeiten oder als wenig empfehlenswerthe Wunderlichkeiten gern preisgeben würde. Aber auch von dieser häßlichen Halbirung der Gestalt abgesehen, gibt das Werk keinen einheitlichen Eindruck, daran hindert die ganz willkürliche und zum Theil absolut falsche Behandlung der Kleidung; diese ist mit dem sichtlichen Bestreben, recht naturgetreu zu sein, geradezu nur ebauchirt, und wie wenn der Künstler den Meißel hätte nach Belieben walten lassen, geht z. B. der Aufschlag des Rockes stellenweise ohne jede Begrenzung in die anstoßende Fläche über. Menzel's ganzer künstlerischer Charakter, mit dem sein menschlicher Charakter auf's innigste verbunden ist, eignet sich außerordentlich für eine Darstellung in dieser Weise; aber nur mit einer wahrhaft künstlerisch einheitlich durchgebildeten und auch äußerlich abgeschlossenen Darstellung wäre ihm ganz zu genügen gewesen.

Es fügt sich eigenthümlich, daß ein paar sehr naturalistische Büsten sich auf der Ausstellung befinden, die mit seltener Kühnheit an die äußerste Grenze der malerischen Behandlung auftreifen und trotzdem als plastische Arbeiten entschieden stilvoll geblieben sind, in denen sich zugleich die Technik mit großer Geschicklichkeit sehr verschiedenen Charakteren anbequemt und von zwei äußerst verschiedenen Menschengattungen sehr vortreffliche Abbildungen gibt — ich meine die beiden Büsten von Moriz Castan, die eine Marie Geistinger darstellend, also eine üppige weibliche Erscheinung, die andere das Porträt eines älteren Mannes von einem fast philiströsen Anstrich.

Auch in dem Gebiete der Malerei fehlt es nicht an einem Meister, der uns zeigen kann, wie der Naturalismus aussehen muß, um in jeder Weise künstlerisch zu sein: Adolph Menzel. Von ihm ist die große Darstellung eines Eisenwalzwerkes ausgestellt, welche vor Kurzem in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen ist, und von deren unübertroffener und unübertrefflicher Kunst schon so viel gesprochen ist, daß kaum noch etwas zu sagen übrig bleibt. Hier handelt es sich nicht bloß um die äußerliche Wahrheit, sondern einerseits das Malerische der Gesammterscheinung, die hier darzustellen war, andererseits das vielseitige Interesse, welches diese Thätigkeit und diese Menschen erregen, hat den Künstler zur Wahl seines Stoffes getrieben, und so ist denn bei ihm die unverbrüchliche Treue der Nachahmung, die absolute Sicherheit der Hand und des Auges lediglich das untergeordnete Mittel zu einem Zwecke, der an und für sich würdig und groß ist.

Das trifft fast noch mehr zu bei jenem kleinen Gemälde, welches bereits im Jahre 1871 den Berliner Kunstfreunden bekannt wurde, und welches, klein wie es ist, unter all' den historischen Momenten des großen Kriegsjahres, die hundert- und tausendfältig gezeichnet und gemalt sind, wol für alle Zeiten den ersten Platz einnehmen wird. Es stellt den unvergeßlichen Moment dar, als der König, am Nachmittage des 31. Juli 1870 zur Armee abgehend, von den begeisterten Zurufen seines Volkes begleitet die Linden entlang fuhr. Menzel hat hier sowol in der Scenerie wie in den zahlreichen Figuren und Gruppen ein vollkommen treues und charakteristisches Bild von der äußeren Erscheinung jenes denkwürdigen und tief ergreifenden Augenblickes gegeben. Die Mannigfaltigkeit der Stimmungen und Charaktere, die er vorführt, ist überraschend groß, und er bewältigt die Menge der einzelnen Elemente mit einer spielenden Leichtigkeit, daß man gar nicht daran erinnert

Digitized by Google

wird, welche unglaubliche Kunst dazu gehörte, dieses Ensemble aus so vielfältigen Einzelzügen hervorzuzaubern. Da ist nirgends die Rede von einer oberflächlichen Abschrift des Geschehenen, sondern jeder Kopf, jede Handbewegung, jede Körperstellung zeigt den Reflex einer eigenthümlichen, mit dem Moment erkennbar deutlich zusammenhängenden inneren Stimmung. Es ist unter den vielen außerordentlich großartigen Arbeiten, mit denen Menzel uns im Laufe der letzten Jahre gerade in einem verwandten Genre beschenkt hat, das unzweifelhaft bedeutendste und sollte als eines der schönsten gleichzeitigen Zeugnisse über den Geist, der in jener Wiedergeburtsepoche des deutschen Reiches herrschte, nicht in einer Privatgalerie dauernd vergraben bleiben. — Nur erwähnen kann ich, daß Menzel auch mit drei wie immer vorzüglichen Gouachemalereien vertreten ist.

Begeben wir uns mit einem kühnen Sprunge auf den gegenüberliegenden Flügel der Künstlerphalanx, so treffen wir hier zunächst Arnold Böcklin mit seinem wunderlichen Bilde unter dem Titel einer Meeresidylle an. Böcklin ist von je her ein Sonderling gewesen; kaum jemals hat er ein Thema behandelt, welches sich mit irgend einem der gewöhnlichen und geläufigen Namen belegen ließe, und kaum jemals hat er eine Behandlungsweise dafür gewählt, welche sich mit der irgend eines Anderen vergleichen ließe, — also ein origineller Künstler wie selten einer. Aber nur in wenigen Fällen ist es ihm gelungen, das Seltene vor dem Scheine des Seltsamen zu bewahren; sehr oft hat er ihm noch einen schlimmeren Anstrich, den des Abstoßenden, Grauenerregenden, Abstrusen gegeben. Will man ihn classificiren, so muß er Idealist genannt werden, denn auf die thunlichst getreue Darstellung der einzelnen natürlichen Erscheinung ist es ihm nie angekommen. Abgesehen von den vielen phantastischen Gestalten, mit denen er seine Bilder bevölkert hat, sind auch die ganz natürlichen und einfachen bei ihm selten etwas Anderes als die Träger eines malerischen Effectes. So ist es denn auch wieder mit seiner Meeresidylle, welche uns auf einem Felsen in einem dunkelblau schimmernden Meere eine hingebreitete weibliche Gestalt und daneben ein unfaßbares, aus den Wellen auftauchendes Meerungeheuer darstellt. Bewegung ist in dem Bilde nicht vorhanden, weswegen mir die vielfältigen Erklärungen von einem Liebeswerben des Ungeheuers und von einem Zurbeutewerden des Weibes vollkommen unverständlich sind, mindestens eben so unverständlich, wie das Bild an sich. Was ich über Böcklin's Verhältniß zu dem Realismus gesagt habe, paßt auf kein Bild mehr als auf das vorliegende, denn hier ist, von der im Allgemeinen correcten Zeichnung des weiblichen Körpers abgesehen, von der Naturwahrheit scheinbar geflissentlich Umgang genommen. Es gibt kein Meer, in dem eine eingetauchte Hand blau aussieht! Es gibt kein Meer, überhaupt kein Wasser, welches nicht die Strahlen bräche, und in welchem daher nicht die Linien eines eingetauchten Armes eine gewisse Ablenkung erführen! Es gibt auch kein gelbes durchscheinendes Zeug, das stellenweise unsichtbar die Formen überzieht und an anderen Stellen ohne nachweisbare Faltung sich zu kanariengelben Massen zusammenballt! Das sind die Dinge, die in dem Bilde etwa real und mithin controllirbar sind; von dem Unglaublichen des Meerungeheuers will ich schweigen. Nun wäre aber all dergleichen vielleicht noch in den Kauf zu nehmen, wenn ein recht energischer Stimmungscharakter dadurch oder vielleicht trotzdem gewonnen wäre. Aber wenn von einem Charakter und von einem Ausdrucke des Bildes überhaupt gesprochen werden kann, so ist es der der beängstigenden und beklemmenden Widerwärtigkeit; so etwas wie Albdrücken befällt den arglosen Beschauer, und nichts versöhnt mit dem widerwärtigen Eindruck: es bleibt ein unschönes Räthsel, eine Künstlergrille, so wenig anziehend, wie kaum eine gewesen. Auch der Farbenreiz des Bildes hält den entferntesten Vergleich selbst mit sonst unschönen Böcklin'schen Bildern nicht aus, geschweige denn mit irgend einem seiner guten und besten. Es ist ein Werk, das, wenn man sich nicht von irgend einem abseits der Kunst gelegenen Standpunkt aus mit Gewalt für dasselbe begeistert, nur Grauen und Widerwillen erregen kann.

Gehen wir zu einem andern, gleichfalls der idealistischen Richtung angehörenden

Digitized by Google

Werke über, welchem soeben mit Recht die Ehre zu Theil geworden ist, für die Nationalgalerie angekauft zu werden. Wenn Einem gesagt worden wäre, daß ein moderner Künstler, der das realistische geschichtliche Sittenbild mit großem Erfolge cultivirt hat, daß überhaupt ein moderner Künstler die Idee des Todtentanzes zum Motiv eines Gemäldes genommen habe, so würde man wol ziemlich allgemein kopfschüttelnd von der Unmöglichkeit des Gelingens sich überzeugt gehalten haben. Und doch hat Gustav Spangenberg mit seinem „Zuge des Todes" einen absoluten Treffer ausgespielt und erfreut sich einer Wirkung, welche zeigt, wie große Gewalt der Ideengehalt gewisser Vorstellungen immer wieder in neuer zeitgemäß veränderter Fassung und Form auf jedes, selbst das übersättigteste und überreizteste Publicum ausübt. Aus dem mittelalterlichen Todtentanze mit seinen einzelnen, oft humoristisch-satirischen und selbst derben Scenen hat Spangenberg einen großen dem Tode mit dem Glöcklein in der Hand folgenden Zug gemacht, in dem Groß und Klein, Mann und Weib, Hoch und Niedrig, alle Stände, Vertreter aller Lebenslagen, solche, die willig dem letzten Stündlein entgegensehen, und solche, die mit Händeringen dem Allwürger folgen, einander gesellt sind. Es ist eine tief poetische Composition, in der jede einzelne Gestalt von ergreifend tiefem und wahrem Ausdruck ist, und die einzelnen aus der Masse mehr hervortretenden Motive feinfühlig von allergrößtem Gewichte ausgewählt sind; so die Wittwe, die händeringend dem Tode nachruft, der sie vergessen hat, so rechts der Landsknecht, der von seinem Mädchen Abschied nimmt, während neben ihm eine jugendliche Braut kindlich-träumerisch sich dem Zuge anschließt. Im Vordergrunde aber stehen zwei blumenbekränzte Kinder mit den Zügen zweier verstorbener Kinder des Malers selber, die mit ihren großen unschuldsvollen Augen so naiv vertrauensvoll in die Welt hineinblicken, daß ein inniges Rühren den Beschauer ergreift. Ueber dem Ganzen ruht durch die eigenthümlich grellgraue Luftstimmung und die reiche, fein abgewogene Färbung in den Gewändern der verschiedenen Gestalten ein unsagbarer malerischer Zauber, der selbst mit der in härenem Gewande dahinschreitenden Knochenfigur des Todes versöhnt. Es ist eine Schöpfung, der man es anfühlt, daß sie aus dem innersten Empfinden des Künstlers geboren ist, und die, wie sie aus dem Herzen entsprungen ist, auch das Herz ergreift und zum Herzen spricht, ein Bild, das es in keinem Pinselstrich auf den Beschauer und ein leicht erregtes und ebenso leicht vorübergehendes Interesse abgesehen hat, sondern das durchweg von dem hohen Ernst eines tiefen Gedankens durchdrungen und durchgeistigt ist. Ich stehe nicht an, dieses Bild mit dem Menzel'schen und dem gleich zu erwähnenden für die bedeutendsten Gaben der diesjährigen Ausstellung zu erklären.

Ich rede hier von dem Bilde von Joseph Brandt in München: „Ukrainische Kosaken, in's Feld ziehend, begrüßen die Steppe mit ihrem Kriegsgesang." (Motiv aus dem 17. Jahrhundert.) Unabsehbar dehnt sich die Steppe, nur hier und da von größeren Mengen gewisser Blumen streifenweise gefärbt; darüber hin ziehen die langen Schaaren der Reiter, ihnen voran der greise Anführer auf schwarzem Pferde, eine Gestalt von einer charaktervollen Würde und einer Poesie der Erscheinung, daß sie allein ausreichen würde, ein vortreffliches Bild zu füllen; dahinter die Mannschaft mit den langen Lanzen, auf denen einige ihre Mützen befestigt haben, die vordersten auf lautenartigen Instrumenten spielend, zu denen der Gesang der Reiter ertönt, jede einzelne Gestalt eine Charakterstudie, eine interessanter und anziehender als die andere, jede ohne Prätension, aber mit absolut sicherem Treffer gezeichnet, im Vortrage breit, aber scharf und präcis in jedem charakteristischen Merkmal; farbig von einer Vielfältigkeit, daß man fast fürchten sollte, Buntheit zu treffen, und doch von einem einheitlichen Ton, der im höchsten Grade anmuthend und erfreulich ist, als Grundton die grüne Steppe und der graue Himmel darüber, ein Bild von einem Reichthum der Einzelheiten und von einer künstlerischen Abrundung und Vollendung nach allen Seiten, daß man des bewundernden Genießens kein Ende finden kann. Es befindet sich im Besitze des Königsberger Kunstvereines, dessen Acquisitionen schon seit vielen Jahren stets zu den Spitzen unserer Kunstausstellung gehören.

Digitized by Google

Ein kleineres Bild von demselben Meister, eine „Vedette aus dem dreißigjährigen Kriege", ist natürlich minder bedeutend, steht aber durch die malerischen Qualitäten sehr hoch und repräsentirt den Kunstcharakter des Meisters sehr treffend.

Zu den hervorragendsten Spitzen der Ausstellung wird auch ganz allgemein ein längst mit Emphase angekündigtes und mit Spannung erwartetes Bild von Ludwig Knaus gerechnet: „Die heilige Familie." Die sehr jugendliche Madonna sitzt in der typischen blauen und rothen Gewandung mit dem Kinde im Schoße da, rechts im Mittelgrunde lehnt Joseph an dem Esel und sieht zu den Engelschaaren empor, die von der linken oberen Ecke des Bildes sich herabsenken, um dem Kinde ihre Anbetung darzubringen. Das Gemälde ist in hohem Grade lehrreich dafür, wie viel Schönes selbst unsere hervorragendsten Künstler, wenn sie es der Mühe für werth halten, von den Alten lernen können, und wie großen Eindruckes in würdiger, meisterhafter Wiederholung das Gute und Beste der alten Kunst noch heute auf das Gros unseres Publicums fähig ist. Diese Murillo'sche Engelsglorie, wie in dem Bilde der heiligen Dreieinigkeit im Louvre, bereichert durch ein paar Correggieske Engel und culminirend in dem lustigen Rubens'schen kleinen Patron, der naiv an dem Knie der Madonna lehnt und das Kind anbetet, dazu dann jener Joseph à la Ribera und endlich die van der Werff'sche Maria, die selbst in der Färbung dem Vorbilde ähnelt, nur doch etwas mehr Fleisch als Porzellan ist, das gibt ein in den besten Elementen höchst anziehendes, im Tone freilich nicht einheitliches, sondern mindestens viertheiliges Ensemble, welchem die gütige Photographie wenigstens zu einer geschlossenen Tonwirkung verhelfen wird, wenn sie auch nicht die disparaten Formencharaktere zur Uebereinstimmung bringen kann. Mit einem Worte: wenn das Bild nicht da wäre, so würde weder Knaus etwas an seinem Ruhme, noch der Welt der künstlicheren Formen und Motive irgend ein Atom an ihrem Reichthum fehlen. Fast unbegreiflich ist es, warum Knaus diese ihm ganz fremden Wege aufgesucht hat, auf denen er mühsam zu fraglichem Gelingen gekommen ist, wo ihm des Lebens Fülle so reichlich entgegen quillt und sich unter seiner Hand so schlagend und wirkungsvoll zu Kunstwerken gestaltet, wie wir es aus seinen Genrebildern seit lange wissen und auch diesmal in seinem Bilde „Auf schlechten Wegen" wieder erfahren. Durch dieses Bild, welches in Bezug auf den Gegenstand vielleicht so sehr wie noch kein Knaus'sches sich mit den Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft beschäftigt und die Häßlichkeit, die zugleich moralische Verworfenheit ist, repräsentirt, hat Knaus sich, was die Sorgfalt der Durchbildung bis in alle Einzelheiten hinein und was den charakteristischen Ton jedes geringsten Bildelementes anbetrifft, vielleicht selber übertroffen. Ergreifend ist die Stimmung, der Ausdruck jenes Mannes, der noch einmal das Glück der Würfel versucht, beleidigend, aber doch nicht ohne einen Anflug von Humor und damit von Anziehung der dicke Wirth, den man vom Rücken sieht, und der hagere, verwachsene Kerl, der das Glas hoch emporhebt, unbegreiflich in seinem Behagen mitten in dieser schlechten Gesellschaft der lachende, kräftige Waidmann, während einzig Frau und Tochter des Verführten in ihren Altersverhältnissen und auch im Ausdruck der Gesichter nicht so ganz befriedigen. Jedenfalls darf Knaus dieses Werk zu den bedeutendsten zählen, die er geschaffen.

Ein außerordentliches Gemälde hat Wilhelm Gentz der Nationalgalerie geliefert: „Der Einzug des Kronprinzen in Jerusalem, 1869." All' sein hervorragendes Können und Kennen hat er hier zu verwerthen glänzende Gelegenheit gefunden. Es ist ein Meisterstück von Composition: eine Unzahl von Figuren in den verschiedensten Plänen und daher in allen Graden der Ausführung; ein schwieriges Terrain; lebhafte Erregung und Bewegung; und trotzdem vollste Klarheit, Uebersichtlichkeit und Abgewogenheit des Ganzen und aller Theile. Daß sodann der orientalische Charakter in Formen und Farben, namentlich auch in dem blendend intensiven Sonnenlichte meisterhaft wiedergegeben ist, bedarf bei einem Gentz kaum der Erinnerung. Daß es ihm aber gelungen ist, ein überzeugend treues Momentbild (es ist natürlich von künstlerischer und idealer Treue die Rede, nicht von derjenigen des photographischen Natur-

Digitized by Google

abklatsches) mit hervorragend malerischem Eindrucke zu vereinigen, ist denn doch eine Leistung, die auch ihm gegenüber, wenn sie so glänzend ausfällt, bewundernde Anerkennung verdient. Daß ihm die malerische Buntheit der Trachten, der mysteriöse Zauber des Ortes an sich und manches Andere zu statten gekommen, ist ja wahr. Aber das Mosaik von brauchbaren Bildelementen macht noch kein Meisterstück der Malerei, wie das vorliegende in seiner absoluten Originalität und seiner staunenswerthen Vollendung ist.

Nach dieser eingehenderen Beschäftigung mit den hervorragend wichtigen Erscheinungen, welche die Ausstellung darbietet, soll hier, wo der Raum für diese Berichterstattung nur knapp zugemessen werden kann, nur noch ein flüchtiger Ueberblick über eine beschränkte Auswahl von Werken gegeben werden, die unter keinem Gesichtspunkte auf Vollständigkeit Anspruch machen will.

B. Vautier wird nebst manchen anderen hervorragenden Namen vermißt; dagegen ist Karl Hoff durch ein kleines Gemälde „Vor der Haideschenke" und die große, der Nationalgalerie angehörige Composition „Die Taufe des Nachgeborenen" vertreten. Das erstere Bild ist im kleinen Umfange voll von anziehenden Einzelheiten, doch geistig nicht auf der gewöhnlichen Höhe Hoff'scher Bilder; dagegen hat er in der „Taufe" sich auf solche Tiefen der Empfindung eingelassen, wie bisher fast noch nie, und die Elemente seiner Darstellung sind von packender Kraft und vereinigen sich zu einem geistig ebenso wie malerisch äußerst wirksamen Ensemble; namentlich die farbige Haltung ist trotz des vielen Schwarz im Bilde nicht auffallend düster und von merkwürdiger Kraft.

Sonst haben die Düsseldorfer von hervorragenden Genrestücken nichts geliefert; selbst August Siegert's „Verschiedene Interessen" sind nur in der Idee und in der Figur der lieblichen Stilllebenmalerin ansprechend, werden aber durch die ungeschickten Kinder verdorben. Ebenso zerstört Hermann Höfer die außerordentlich feine Haltung und den anmuthigen Eindruck seiner Dame „im Boudoir" durch die unbegreifliche Nachlässigkeit, mit der das Kleid, also ein auffallend großer Theil des Bildes, behandelt ist. — Dagegen ist die Münchener Schule durch Franz Defregger's Werke vortrefflich vertreten. Freilich seine „Rückkehr der Tyroler" von irgend einer siegreichen Affaire ihres Feldzuges von 1809, dem Stoffe wie der Größe und Behandlung nach das Pendant zu dem vor zwei Jahren ausgestellt gewesenen „Letzten Aufgebot der Tyroler", würde allein dies Urtheil nicht rechtfertigen können. Zwar sind mehrere sehr ansprechende und in hohem Grade geglückte Einzelfiguren in dem Bilde, aber als Ganzes steht es, sowol was den Stimmungston, wie auch, was die Composition und die malerische Ausführung anbetrifft, jenem früheren Bilde weit nach. Die Gruppirung ist gedrängter, als es selbst nach dem einmal angenommenen Raume nothwendig gewesen wäre, und sie wirkt noch gepreßter dadurch, daß es an Luft in dem Bilde fehlt; die entfernteren Theile treten nicht genügend zurück, die vorderen lösen sich nicht kräftig genug ab. — Das Bild gehört der National-Galerie. — Sehr liebenswürdig aber ist Defregger's kleines Bild „Der Besuch", Tyroler Kostüm, ein paar niedliche Mädchen, das Kind eines jungen Paares mit herzlicher Freude bewundernd. Außerordentlich dagegen und eines der hervorragendsten Werke der Ausstellung ist die „Verbotene Jagd", gleich dem Brandt'schen Bilde Eigenthum des städtischen Museums zu Königsberg. Der Hund eines Tyroler Bauern hat die Gans angefallen, und sein Herr will ihm dafür die verdiente Lection ertheilen; mit der Rechten auf dem Rücken den Strick haltend, weist er mit der Linken auf den Boden, wohin der Hund sich begeben soll. Dieser, im Bewußtsein seiner Uebelthat auf dem Boden entlang rutschend, sieht angstvoll zu dem Herrn empor, während die ganze Familie, um die weiße Gemordete versammelt, dem Schauspiel zusieht. Außerordentlich fein ist da die Abstufung der Empfindungen, die sich in den verschiedenen Köpfen aussprechen. Die Mutter ist ganz Aerger und Empörung über den Verlust, ein kleines Mädchen besieht sich die Wunde, an welcher die Gans gestorben ist, ein Junge erfreut sich an dem komischen Gebahren des Hundes, während

Digitized by Google

ein kleineres Kind, von dem Schauder vor dem Tode erfaßt, gespannt das todte Thier betrachtet; links aber sitzt der Großvater, mit dem Kleinsten auf dem Schoße, in jener theilnahmlosen Haltung, welche dem stumpf gewordenen Alter gewöhnlich ist. All' das ergibt sich auf's natürlichste aus dem Gegenstande und ist zum Motive der Gruppirung auf's glücklichste benutzt, während zugleich die malerischen Eigenschaften Defregger's nach den verschiedensten Seiten zu voller Geltung gelangen.

Im Uebrigen ist auch von Münchener Genrebildern wenig Erhebliches zu berichten. Ein älteres Bild von Max Gierimsky vom Jahre 1871 erinnert wehmüthig an den zu frühen Tod dieses begabten jungen Künstlers, ohne auf der Höhe seiner letzten Arbeiten zu stehen. Ludwig von Hagn („Gartenscene"), Eduard Grützner („Klosterbrauerei"), auch Anton Seitz („Gypsfigurenhändler", „Kinder am Feuer", „Hoher Besuch") sind trotz vieles Guten und Tüchtigen in ihren Arbeiten nicht auf der vollen Höhe. Albert Keller wird auch in größerem Maßstabe (wie in seinem weiblichen Portrait) einen gewissen zweideutigen Charakter nicht los. G. Gaupp braucht seine „Brandschatzung eines Klosters" nicht ausdrücklich mit der Schutzmarke „Pilotyschule" zu versehen. Diese Requisitenparaden riechen nach ihrem Ursprung auf Meilenweite. Geradezu bedauerlich wird jetzt das Auftreten Wilhelm Lindenschmit's. Die hervorragendste Eigenschaft seiner Bilder ist die Ungewaschenheit seiner Gesichter; im Uebrigen ist Alles Grimasse: Bewegung, Ausdruck und Composition.

Hervorragend auf dem Genregebiet ist wie immer, da er überhaupt erschienen ist, Lourens Alma-Tadema. Er tritt diesmal mit zwei viel kleineren Bildern auf als vor zwei Jahren, mit Gegenständen zumal, die dem allgemeinen Interesse nicht so nahe liegen wie die früheren; trotzdem gehören die Bilder zu dem Bewundernswürdigsten auf der Ausstellung. Das eine stellt Joseph als Intendanten des Pharao dar, den Statthalter in steif statuarischer Haltung mit dem dünnen Linnengewande bekleidet, welches die ägyptischen Kunstwerke uns zeigen, die Linke auf das Scepter gestützt; links neben ihm kauert sein Schreiber, der ihm, wie es scheint, die Berichte über den Ernteausfall mittheilt, denn auf einem Tuche ausgebreitet liegen verschiedene Proben von Früchten. Tadema hat mit seinen ägyptischen Vorwürfen immer nur da allgemeineren Erfolg gehabt, wo er das bewegte Leben geschildert hat, während er mit all' den Bildern, die sich in mehr ceremoniellem Kreise hielten, an der Steifheit, welche das ägyptische Ceremoniell einmal mit sich bringt, verunglückt ist. Auch dem diesmaligen Bilde wird daher ein geringeres Interesse entgegengebracht, wiewol alle Theile des Publicums jetzt bereits daran gewöhnt sind, bei dem Meister in dem außerordentlich feinen archäologischen Detail und in der vortrefflichen malerischen Behandlung genügende Gegenstände für die höchste Bewunderung zu finden. Jedenfalls aber wird das zweite Bild, eine „Audienz bei Agrippa", allgemein bevorzugt, und es dürfte auch in jeder Beziehung dem ersteren überlegen sein; diese Welt steht uns bei weitem näher, und das Stück Leben, welches Tadema hier vorführt, ist unmittelbar verständlich. Aus einer weiten Vorhalle, durch die man den Blick auf das Pantheon, den stolzen Bau des Agrippa, genießt, schreitet der vornehme Römer eine große Treppe herab, an seinen beiden Schreibersclaven vorbei, um in dem vorn zur Rechten stehenden Sessel verschiedenen Clienten Gehör zu geben, von denen drei außerhalb der im Vordergrunde befindlichen Marmorschranke auf den Moment der Zulassung harren. Bewundernswerth und ganz unübertrefflich ist hier die Behandlung des vielen weißen Marmors, der die vorderen Baulichkeiten bildet und gegen den sich der dunklere Mittelgrund und die Ferne vortrefflich absetzt. In Haltung und Bewegung der Figuren ist wieder jene Meisterschaft bewährt, welche Tadema's Erfolg überall gesichert und schließlich selbst in Berlin erzwungen hat. — Bemerkenswerth ist uns in der Bezeichnung dieser Bilder eine Neuerung gewesen, daß der Künstler nämlich, wie das bisher nur die Musiker zu thun pflegten, seine Werke mit einer Opusnummer in die Welt schickt; der Joseph ist op. CXXIV und der Agrippa op. CXLI. Es ist das für einen fruchtbaren und notorisch bedeutenden Künstler eine sehr empfehlenswerthe Manier, da sich auf diese Weise seine Thätigkeit und

Digitized by Google

seine Entwickelung leichter übersehen läßt, als mit dem sehr vagen Anhalt einer einfachen Jahreszahl, die ja auch noch nicht einmal alle Künstler auf ihre Bilder setzen.

Der außerordentliche Erfolg, welchen nach einiger Sprödigkeit Tadema bei dem Berliner Publicum gefunden hat, ist die Ursache davon geworden, daß mehrere Künstler den Versuch gewagt haben, ihm auf sein Gebiet zu folgen. Unter diesen ist Albert Baur in Weimar rein äußerlich auf seine Manier eingegangen. Sein „Antikes Genrebild" zeigt einen jungen Mann, anscheinend des Dichtens beflissen, der aus der Höhe über eine Mauer hinweg von ein paar jungen Mädchen beobachtet wird, — ein ganz gefälliges, aber in keiner Weise bedeutendes Bild. Auch in einem größeren Vorwurf hat sich Baur auf diesem Gebiete versucht, indem er in streng antikisirender Manier die „Erste Predigt Pauli in Rom vor den Vorstehern der römischen Judengemeinde" gemalt hat; indessen ist ihm hier die Gruppirung so vollständig mißlungen, daß die Composition einen wirren und unübersichtlichen Eindruck macht. Das Bild ist im Auftrage der Verbindung für historische Kunst gemalt. Besser ist es einem anderen Nachahmer Tadema's gelungen, Hermann Knackfuß, welcher sich an einer „Glycera" versucht hat. Das Mädchen selber, wie die Säulenvorhalle, in der es sitzt, und die Blumen, die es in Form von Kränzen und Gewinden umgeben, sind sehr fein behandelt, und das ganze Bild ist höchst ansprechend; freilich, von jener souveränen Beherrschung sowol des antiken Lebenstypus wie der malerischen Mittel, welche bei Alma-Tadema imponirt, ist hier entfernt noch nicht die Rede. — Auch Angelo de Courten in München kann mit seinem Bilde „Zwei neue Opfer" (zwei junge Mädchen in antiker Gewandung, welche in den Anblick der Statuette eines zielenden Amor versunken sind), zu den von Tadema inspirirten und doch nicht seines Geistes theilhaftig Gewordenen gerechnet werden. — Ebenso haben sich Wilhelm Amberg und Paul Thumann in den „weiten Falten" der Alten producirt; der Erstere lieblich, namentlich in seiner „Hero", aber ohne Geist und Feuer; der Letztere, in seiner „Unaufmerksamen Schülerin" höchst sonderlich. Ob wol jemals in der Welt in solcher Situation der Versuch zu unterrichten gemacht sein mag? Mir scheint die recht deutlich erkennbare Stimmung der „Schülerin" dem Momente weit angemessener als das Pathos des „Lehrers". Malerisch ist das Bild keineswegs ohne Reiz, hätte aber wol eine etwas glänzendere und zugleich delicatere Behandlung vertragen.

Wie zu erwarten und für einige Zeit wol noch unvermeidlich ist, treffen wir auf der Ausstellung eine ziemliche Anzahl von Reminiscenzen aus dem französischen Kriege. An der Spitze steht wol hier das im Auftrage der Verbindung für historische Kunst ausgeführte Bild von Wilhelm Camphausen: „Fürst Bismarck geleitet den Kaiser Napoleon am Morgen nach der Schlacht bei Sedan zum Könige Wilhelm." Das Bild gibt sich als nach den Berichterstattungen des Fürsten Bismarck zusammengestellt. Neben dem Kaiser von Frankreich sitzt im offenen Wagen der General von Wimpffen, auf dem Rücksitze General Reille und Prinz Achille Murat; auf der rechten Seite des Wagens reitet Fürst Bismarck, zur Linken einige Kürassiere, eine bedeutende Suite folgt. Als Gesammtcomposition macht das Bild durch die Klarheit in der Anordnung und durch den prägnanten Ausdruck der Wageninsassen einen guten Eindruck; leider aber sind die Einzelheiten, darunter auch einige Köpfe und vor Allem der des Fürsten Bismarck, mit einer solchen Oberflächlichkeit behandelt, daß die in einem derartigen Bilde und in diesem auf nähere Betrachtung berechneten Maßstabe durchaus erforderliche Aehnlichkeit allzusehr vermißt wird; die Unbedeutenheit des Bismarckkopfes ist ganz unerhört, der beste Kopf im Bilde offenbar der des nun von seiner Höhe sich gefallen fühlenden Kutschers. Lobenswerth ist die Concentrirung des Interesses auf die Mittelpartie, den Wagen und seine nächste Begleitung, gegen den alles Uebrige in Deutlichkeit und in Farbenenergie untergeordnet erscheint. So wäre dem Bilde also eigentlich durch ein wenig mehr und sorgfältigere Arbeit in einzelnen Theilen aufzuhelfen und ein durchaus befriedigendes Ganzes zu erzielen gewesen. Unbegreiflich, daß Camphausen, den sowol die speciellen Studien wie das künstlerische Vermögen dazu befähigen, ein solches Bild in diesem

Digitized by Google

so zu sagen halbfertigen Zustande an die Oeffentlichkeit gegeben hat; unbegreiflich freilich auch, daß er dem Fürsten Bismarck den für ihn im Felde ganz vorschriftswidrigen und daher nie getragenen Helm gegeben, und jedenfalls eine — künstlerisch freilich geradezu nothwendige — Abweichung von der Wirklichkeit, daß der Wagen des Kaisers offen ist: er fuhr im fest geschlossenen. Darüber hätte aber eine Andeutung gegeben und nicht durch die deutungsfähigen Worte „im historisch getreuen Wagen" getäuscht werden sollen.

Unter den übrigen, kleineren Bildern steht das längst durch die Photographie bekannt gewordene Gemälde des Grafen Ferdinand Harrach: „Moltke vor Paris", am Fenster sitzend, durch das man weit hinaus auf die belagerte Weltstadt sieht, nebst dem, was die Thätigkeit Emil Hünten's beigesteuert hat, obenan. Das Harrach'sche Bild ist in der Anordnung einer jener kühnen Versuche, durch die Graf Harrach sich von jeher ausgezeichnet hat: fast lebensgroße Halbfiguren, die Hauptfigur vom Rücken gesehen, während das Licht durch das Fenster im Hintergrunde kommt und man in die weite helle Ferne hineinsieht. Das ist aber so natürlich arrangirt, und in den Köpfen so lebendig, in der Beleuchtung so sicher und wirkungsvoll gemalt, daß ein durchaus ansprechendes Bild daraus entstanden ist. Daß derartige Experimente nicht immer gelingen müssen, selbst in der Hand eines Harrach, dafür ist sein zweites Bild, der „Eislauf im Berliner Thiergarten", der Beweis, in dessen einzelnen Figuren sich ein ungewöhnlich gutes Studium, große Sicherheit der Zeichnung, selbst prägnante Charakteristik findet, das aber doch als Ganzes durchaus kalt läßt, alles Humors ermangelt, überhaupt erst bei sehr genauer Betrachtung die Fülle von guten Einzelheiten wahrnehmen läßt.

Hünten hat zwei Momente aus der Attaque der Garde-Dragoner-Brigade bei Mars-la-Tour dargestellt, den Angriff der fünften Escadron des ersten Garde-Dragoner-Regimentes unter dem Prinzen Heinrich Reuß auf französische Infanterie, und den Zusammenprall der zweiten Escadron des zweiten Garde-Dragoner-Regiments unter der Führung des Prinzen Friedrich zu Wittgenstein mit den französischen Garde-Kürassieren. Beide Bilder zeichnen sich durch Klarheit der Composition und große Wahrheit in der Schilderung des Einzelnen aus, ohne sich in brutale Einzelheiten, die in französischen Bildern dieser Art meist eine Hauptrolle zu spielen pflegen, einzulassen, und zugleich gelingt es ihnen, zu einer malerischen Wirkung zu gelangen, die neben dem stofflichen Interesse den Bildern eine hohe Werthschätzung sichert. Jedenfalls dürfte in diesem Genre kaum ein anderer unserer Künstler, selbst der in der Darstellung von Kampfscenen ergraute Camphausen, Hünten den Rang streitig machen. Ansprechender fast noch als diese beiden großen Gemälde ist das kleinere: „Die Wegnahme eines französischen Geschützes in der Schlacht bei Beaumont," wo mit verhältnißmäßig wenig Figurenaufwand auf beiden Seiten der Moment der Katastrophe packend geschildert ist, und zugleich die Bildmäßigkeit der ganzen Darstellung Lob verdient. — Georg Bleibtreu hält nicht seinen Platz. Die Begrüßung des Leibregiments durch den König auf dem Schlachtfelde von Vionville hat wol lediglich den Werth eines von kundiger Hand entworfenen Erinnerungsblattes. Die „Zusammenkunft von Wimpfen und Moltke am Abend von Sedan" schmeckt nach der Entstehung: es ist eine zum Gemälde benutzte Illustration. Bei der Ausführung sind die Einzelheiten nicht entsprechend mitgewachsen; besonders sind die Köpfe schwach, leider am allermeisten die auf deutscher Seite. — In seinem bekannten Genre ist auch Arthur Nikutowski wieder vertreten: in früher Morgenstunde nimmt ein höherer Officier von seiner jungen Gattin und dem kranken (wenigstens schlafenden) Kinde Abschied. Diesmal erhebt sich der Künstler leider nicht über die lebernste photographische Treue. Man würde an Portrait denken, wenn das Bild nicht als verkäuflich bezeichnet wäre. Die malerische Ausführung ist — namentlich in Rücksicht auf die Farbe — allzu bescheiden.

Digitized by Google

Eine alte Geschichte vom Papst und vom Türken.

Der Papst und der Türke standen in der Anschauung unserer protestantischen Altvordern nahe beisammen. Der eine war der Hauptfeind der Christenheit, der andere der des Protestantismus; Grund genug, um zwei Zweige aus Einer Wurzel, den zweifachen Antichrist der Apokalypse, in ihnen zu sehen. „Und steur' des Papsts und Türken Mord," hatte ja schon Luther gebetet. Für uns freilich hat diese Zusammenstellung zunächst etwas Befremdendes. Der Papst und der Sultan, das Oberhaupt der Christenheit und das Oberhaupt der muhamedanischen Welt: was kann es Widerstrebenderes, Feindseligeres geben? Schon gut; aber doch ist jeder von beiden das Haupt einer großen Religionsgesellschaft, jeder erklärt sich für den Beherrscher der Gläubigen, und jeder gründet darauf den Anspruch, daß auch die Ungläubigen seiner Herrschaft unterworfen werden, daß die Weltherrschaft, die ihm gebühre, nöthigenfalls gewaltsam erzwungen werde. Der Nachfolger Christi ist ein Priester, der Nachfolger des Propheten ein Krieger; aber wenn der Priester das Schwert auch nicht selbst führt, so hat er doch Andere, die es für ihn führen, und wenn der Krieger die Gebete in der Moschee von Anderen verrichten läßt, ist er es doch, dem auch in Sachen der Religion die höchste Autorität zusteht. Kein Wunder, wenn neben dem klar vorliegenden und laut verkündeten Gegensatz der beiden geistlichen Weltmonarchieen doch auch wieder Züge eines gegenseitigen Verständnisses hervortreten; wenn die Päpste unter Umständen geneigt waren, mit dem Erbfeind der Christenheit, und die Nachfolger des Propheten, mit dem Oberhaupt seiner gefährlichsten Feinde Verbindungen einzugehen, die ihre religiösen Grundsätze, sollte man meinen, dem Einen wie dem Andern hätten verbieten müssen. Glaubt man ja doch auch gegenwärtig die Thatsache, daß die römisch-katholischen Bulgaren ihre türkischen Bedrücker in der Bekämpfung ihrer griechisch-katholischen Glaubensbrüder eifrig unterstützen, nicht blos auf den tiefgewurzelten Haß der beiden Confessionen, sondern auch auf ausdrückliche Weisungen der römischen Curie zurückführen zu sollen. Fragt man aber, was diese bestimmen konnte, solche Weisungen zu erlassen, so antworten die Einen, sie hoffe, für diesen Dienst von der Pforte durch die Anerkennung ihres bulgarischen Patriarchen und durch Maßregeln gegen die Schismatiker belohnt zu werden; Andere finden, sie könne im Interesse ihrer Schutzbefohlenen nicht anders handeln, da sich die Römisch-Katholischen unter türkischer Herrschaft in kirchlichen Dingen einer größeren Freiheit erfreuen, als sie ihnen gewährt werden würde, wenn die Losreißung der insurgirten Provinzen gelänge, und sie sich mit Serbien vereinigten oder als eigenes Staatswesen constituirten. Noch Andere endlich, und vielleicht nicht die schlechtesten Menschenkenner, schütteln zu beiden Erklärungen ungläubig die Köpfe und deuten einfach auf die Massen von türkischen Schuldtiteln, die in den Geldschränken der römischen Prälaten und der päpstlichen Kammer aufgehäuft seien. Daß der Papst lediglich um des Legitimitätsprincips willen den Aufstand gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit in Konstantinopel mißbillige, daran denkt allerdings mit Recht Niemand; woher sollte auch dieses Gewissensbedenken Dem kommen, der unabläßig die Bevölkerungen, deren Oberhirte er ist, zum Ungehorsam gegen die *christliche* Obrigkeit und die verfassungsmäßig erlassenen Staatsgesetze aufhetzt? Wie es sich nun damit verhält, soll hier nicht untersucht werden. Ich wollte Ihren Lesern nur eine alte Geschichte erzählen, an die mich die neuesten Beziehungen zwischen Papst und Sultan erinnert haben. Ihrem näheren Inhalt nach hat sie freilich mit diesen keine Aehnlichkeit, aber das zeigt sie doch immer, daß man sich nicht erst seit heute zwischen Rom und Stambul zu verständigen gewußt hat; und sollte es wahr sein, daß bei der gegenwärtigen orientalischen Politik Rom's die türkischen Anlehensscheine eine Rolle spielen, so würden auch einige weitere Vergleichungspunkte zur Hand liegen.

Es sind bald 400 Jahre her, daß sich das Folgende zutrug. Der zweite von

Digitized by Google

den türkischen Beherrscher Konstantinopels, Bajesid II., hatte seinen Bruder Dschem im Verdacht ehrgeiziger Pläne. Um sich vor Bajesid's Mißtrauen zu sichern, entfloh Dschem 1482 nach Rhodus. Auf das dringende Ansuchen Innocenz' VIII. wurde er 1489 von dem Großmeister der Johanniter, die Rhodus damals im Besitz hatten, diesem Papst ausgeliefert. Den Grund, seine Auslieferung zu verlangen, bot die angebliche Absicht, ihn als Thronprätendenten aufzustellen und dadurch die Türkengefahr von der Christenheit abzulenken. Der Papst beschwor den Großmeister (der Brief ist noch vorhanden) „bei dem heiligsten Leiden des Erlösers", zum Wohl der ganzen Christenheit, seinem Wunsch zu willfahren; noch mehr Eindruck soll aber bei jenem, wie mißtrauische Zeitgenossen wissen wollten, die Cardinalswürde gemacht haben, die ihm für diesen Dienst in Aussicht gestellt war. Aber kaum war der türkische Prinz in den Händen des Papstes, so mußte sich der päpstliche Legat in Ofen von dem ungarischen König Matthias Corvinus sagen lassen: er wisse bestimmt, daß dem Papst von Bajesid für Dschem 200,000 Ducaten geboten seien, und er werde demselben um diesen Preis sicher ausgeliefert werden; worauf der Legat nur zu erwidern wußte: davon könne nicht die Rede sein, denn der Sultan habe dem Papst schon 600,000 Ducaten geboten. Es kam auch wirklich nicht dazu, denn beide verständigten sich dahin, daß Dschem gegen eine jährliche Zahlung von 40,000 Ducaten von dem Papst in Haft gehalten werden sollte. Doch war der Türke vorsichtig genug, das Geld nicht eher zu bezahlen, als bis sein Abgesandter sich persönlich überzeugt hatte, daß Dschem noch lebe und der heilige Vater seinen Herrn nicht betrüge.

Dieser saubere Handel blieb auch unter Innocenz' Nachfolger Alexander VI. in Kraft. Indessen war dem Sultan fortwährend nicht ganz wohl bei der Sache. Er war durch den lebenden Bruder, der nach Hunyad's Versicherung in seinem Volke bedeutenden Anhang hatte, doch immer im Schach gehalten; man konnte nicht wissen, ob der Papst sich nicht einmal veranlaßt finden werde, diesen Trumpf auszuspielen. Sicherer war es unter allen Umständen, sich des Thronprätendenten ganz zu entledigen. Und so, wie die Dinge unter Alexander VI. in Rom lagen, war dazu alle Aussicht. Die Barbarenweisheit Jugurtha's, daß Alles dort feil sei, wenn man hoch genug biete, bewährte sich noch immer; und Bajesid kannte seine Leute gut genug, um zu wissen, wie leicht sich ihnen mit diesem einfachen Mittel beikommen ließ. Ja der Papst selbst öffnete ihm hiefür den Mund. Er ließ ihm im Jahre 1494 mittheilen, daß Karl VIII. von Frankreich mit großer Macht gegen Rom ziehe und in Verbindung mit anderen weitgreifenden Plänen die Absicht habe, sich Dschem's zu bemächtigen. Um diesem Angriff widerstehen zu können, ersuchte er den Sultan nicht blos um seine diplomatische Verwendung bei den Venetianern und um Waffenruhe den Ungarn gegenüber, sondern er bat auch, ihm das Jahrgeld für Dschem vor der Verfallzeit auszubezahlen, und ließ bei dieser Gelegenheit einfließen, daß ihm der Sultan von Aegypten für Dschem's Auslieferung große Summen geboten habe, daß er sich aber darauf nicht einlassen, vielmehr Alles thun werde, seine gute Freundschaft mit Seiner Majestät noch mehr zu befestigen. Der Sultan geht in seinen Antworten auf alle diese Wünsche bereitwillig ein, hat aber auch seinerseits ein paar kleine Anliegen. Er verwendet sich zunächst für die Erhebung des Erzbischofs von Arles zur Cardinalswürde, die ihm schon Innocenz VIII. versprochen habe, zu der es aber immer noch nicht gekommen sei. Man sieht, es ist ein recht schönes, intimes Verhältniß: der Papst hütet dem Großtürken einen Staatsgefangenen gegen gute Bezahlung, und Cardinäle der römischen Kirche verdanken ihre Ernennung der Fürsprache des Sultans. Was hätte da den letzteren abhalten sollen, einem so guten Freund auch die innersten Wünsche seines Herzens zu offenbaren? und dies thut er nun in einem Briefe vom 18. September 1494 mit einer Offenheit und zugleich mit einer so glücklichen Nachahmung der Phrasen des Curialstyls, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die Unbefangenheit, mit welcher der Beherrscher der Gläubigen bei seinem Collegen in Rom die vollständige Abwesenheit aller Gewissensscrupel und aller anständigen Motive voraussetzt, oder die Geschicklichkeit, mit der er ihm die Redensarten zur Be-

Digitized by Google

schönigung der Schandthat, die er ihm ansinnt, in den Mund legt, während er sich zugleich kaum die Mühe nimmt, seine Verachtung hinter der durchsichtigsten Ironie zu verbergen. Er habe, schreibt er, mit dem päpstlichen Gesandten erwogen, daß es für die Ruhe, die Ehre und den Vortheil Sr. päpstlichen Hoheit, und auch für seine eigene Satisfaction, das Beste wäre, den Dschem, der ja doch ein dem Tode verfallener Mensch sei, aus der Welt schaffen zu lassen; wenn er nicht mehr am Leben wäre, so wäre dies für Seine päpstliche Hoheit am vortheilhaftesten und ihm selbst am angenehmsten. „Falls daher Ew. Hoheit geruht, uns hierin gefällig zu sein, worauf wir uns nach Maßgabe Ihrer Klugheit verlassen, so wird dieselbe zu Ihrer und unserer Befriedigung so bald wie möglich, in der Ew. Hoheit beliebigen Weise, den vorgedachten Dschem von der Noth dieser Welt befreien und seine Seele in eine andere Welt versetzen lassen, wo sie mehr Ruhe findet. Und wenn Ew. Hoheit dieses vollbringen läßt und uns seinen Leichnam an irgend einen Ort auf dieser Seite unseres Meers schickt: versprechen wir, der obengenannte Sultan Bajazeth, Ew. Hoheit an irgend einem Orte, der Denselben genehm ist, 300,000 Ducaten zum Ankauf einiger Herrschaften für Ihre Söhne zuzustellen; welche 300,000 Ducaten wir Demjenigen, den Ew. Hoheit dazu bestimmt, einhändigen lassen werden, ehe uns der vorgedachte Leichnam überliefert und durch Ihre Leute den meinigen übergeben ist. Dazu verspreche ich Ew. Hoheit, daß bei meinem Leben und so lange es dauert, wir immer gute und große Freundschaft mit Ew. Hoheit halten werden, ohne allen Trug, und Derselben in allen Stücken zu Gefallen und dankbar sein werden;" was dann schließlich noch mit einem feierlichen Eide bekräftigt wird. Ein so ehrliches Geschäft, ein so herzliches Einverständniß ließ sich nicht von der Hand weisen. Mittlerweile hatte aber Karl VIII. von Frankreich Rom in Besitz genommen, und der Papst konnte ihm die Auslieferung Dschem's nicht länger verweigern. Um aber seinen Verpflichtungen gegen den Freund in Konstantinopel nicht untreu zu werden, ließ er dem Gefangenen vorher ein Gift beibringen, dem derselbe nach wenigen Tagen erlag. Der Leichnam und die Dienerschaft des Gemordeten wurde seinem Bruder, wie er es wünschte, zugeschickt. Ob die 300,000 Ducaten unverkürzt ausbezahlt wurden, ist nicht überliefert; darüber sind aber die zeitgenössischen Schriftsteller einig, daß der Mord fürstlich belohnt wurde.

So handelte damals der Statthalter Christi; so mordete er einen Unglücklichen, der sich unter den Schutz der christlichen Mächte gestellt hatte; so hielt er dem König von Frankreich das Versprechen, ihm den werthvollen Staatsgefangenen zu übergeben; so verrieth er die Christenheit, die es sofort zu fühlen bekam, daß ihr Oberhaupt selbst ihrem Erbfeind die Waffe ausgeliefert hatte, mit der man ihn am wirksamsten im Zaum halten konnte. Alexander VI. war nun freilich der ruchloseste und verworfenste von allen Päpsten, und sein Vorgänger war kaum besser. Aber auch diese Scheusale sind ja nachträglich mit der Unfehlbarkeit begabt worden, welche Pius IX. nicht allein sich selbst und seinen Nachfolgern, sondern auch allen seinen Vorgängern ohne Ausnahme zuerkannt hat. Eine bloße Inconsequenz ist es, wenn dieser Vorzug auf ihre amtlichen Erklärungen in Sachen des Dogma und der Disciplin eingeschränkt wird. Ein Priester soll ja seine Heerde durch sein Beispiel ebensogut belehren wie durch seine Worte; und thatsächlich wird jenes noch viel wirksamer sein als diese. Wollen die Anhänger des neuen Dogma nicht auf halbem Weg stehen bleiben, so mögen sie den Muth haben, mit seinen anderen Consequenzen auch diese auf sich zu nehmen: den Jüngern Loyola's wird es ja am Ende nicht zu schwer werden, für einen Innocenz VIII. und Alexander VI. nicht allein wegen der Hexenprocesse, welche jener, und der Büchercensur, welche dieser eingeführt hat, sondern auch wegen ihres Verfahrens in der Sache des türkischen Prinzen Apologieen zu schreiben.

† † †.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auerbach. — Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. 3 Bände. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Bergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. 15.—17. Band. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1876.

Bodenstedt. — Theater. (Kaiser Paul. — Wanderungen.) Von Friedrich Bodenstedt. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Band V.) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Brück. — Auf Wiedersehn! Von Anton Theobald Brück. Osnabrück, Rackhorst'sche Buchdlg. 1876.

Büchner. — Kraft und Stoff. Natur-philosophische Untersuchungen auf thatsächlicher Grundlage. In allgemein-verständlicher Darstellung. Von Dr. Ludwig Büchner. Vierzehnte, sehr vermehrte und mit Hülfe der neuesten Forschungen ergänzte Auflage. Mit Bildniß und Biographie des Verfassers. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1876.

Büchner. — Die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebe-Welt. Ihre Anwendung auf den Menschen, ihr Verhältniß zur Lehre vom Fortschritt und ihr Zusammenhang mit der materialistischen oder Einheits-Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart. In sechs Vorlesungen allgemein verständlich dargestellt von Dr. Ludwig Büchner. Vierte verbesserte und mit Hilfe der neuesten Forschungen ergänzte Auflage. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1876.

Clarke. — Deportirt auf Lebenszeit. Roman von Marcus Clarke. Aus dem Englischen. 3 Theile in 1 Bande. Berlin, Verlag von O. Janke. 1877.

Collection of british authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1617—20. Daniel Deronda by George Eliot. In four volumes. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1876.

Colomb. — Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Herausgegeben von E. von Colomb, General-Lieutenant und Commandant von Cassel. Mit einem Holzschnitt, einem unveränderlichen Lichtdruck und zwei Facsimiles. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Crousaz. — Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich des Großen. Historisches Gedenkblatt von A. von Crousaz, Major z. D. Mit einem Portrait. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1876.

Dahn. — Langobardische Studien. Von Felix Dahn. I. Band. Paulus Diaconus. 1. Abth.: Des Paulus Diaconus Leben und Schriften. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

Dahn. — Die Amalungen. Gedicht von Felix Dahn. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

Differentialtarife, die, der Eisenbahnen. Wien, Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1876.

Dingelstedt. — Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Droysen. — Abhandlungen von Joh. Gust. Droysen. Zur neueren Geschichte. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1876.

Eisenbahnpolitik. — Zehn Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1876.

Elze. — William Shakespeare. Von Carl Elze. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Engel. — Das Bühnenfestspiel in Bayreuth. Kritische Studie von Gustav Engel. Berlin, Verlag von C. A. Challier & Comp. 1876.

L'Etablissement du journal „Nieuwe Rotterdamsche Courant" a Rotterdam. Directeurs-Gérants Nijgh & fils.

Euripides. — Sämmtliche Tragödien des Euripides. Metrisch übertragen von Franz Fritze, vollendet von Theodor Kock. 1. Lfg. Berlin, Verlag von H. Schindler. 1877.

Fabre. — Abbé Tigrane. Ein clericaler Streber. Von Ferdinand Fabre. Köln, Verlag von Eduard Heinrich Mayer. 1876.

Fechner. — Vorschule der Aesthetik von Gustav Theodor Fechner. 1. 2. Theil. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

Förster. — Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Wilhelm Förster, Professor und Director der Königlichen Sternwarte in Berlin. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Franck. — Sebastian Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung vom Jahre 1532 in getrenem Abdruck mit Erläuterungen und culturund literargeschichtlichen Beilagen herausgegeben von Friedrich Latendorf. Pösneck, Verlag von Carl Latendorf. 1876.

Girardin. — La honte de l'Europe par Emile de Girardin. Paris, Verlag von E. Plon & Cie. 1876.

Govean. — Jesus Christus. Drama in fünf Theilen von Felice Govean. Aus dem Italienischen. Leipzig, Verlag von Schulze & Comp. 1876.

Graßmann. — Die Wissenschaftslehre oder Philosophie. Von Robert Graßmann. 1. Theil: Die Denklehre. 2. Theil: Die Wissenslehre. 3. Theil: Die Erkenntnißlehre. 4. Theil: Die Weisheitslehre. Stettin, Verlag von R. Graßmann. 1876.

Grün. — Spaziergänge eines Wiener Poeten von Anastasius Grün. 7. Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Hartmann. — Kritische Versuche von J. von Hartmann, General der Cavallerie z. D. I. Der deutsch-französische Krieg 1870—71, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Hegewald. — Die Sprache in der Poesie und Wissenschaft mit Berücksichtigung der religiösen und ästhetischen Culturzustände von Dr. med. Hegewald. Meiningen, L. v. Eye'sche Buchhandlung.

Hentl. — Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. Von Friedrich Ritter von Hentl. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Herschel. — Caroline Herschel's Memoiren und Briefwechsel. (1750—1848.) Herausgegeben von Frau John Herschel. Aus dem Englischen von A. Scheibe. Mit Caroline Herschel's Portrait. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1877.

Hilgers. — Juvenal. Sitten- und Cultur-Gemälde aus Rom um die Zeit des Kaisers Domitian. In deutschen Jamben von Dr. Th. Jos. Hilgers. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Hübner. — Der § 32 der Reichs-Gewerbe-Ordnung und die Theater-Schulfrage von Gotthard Hübner. Leipzig, Hermann Wölfert's Buchhandlung. 1876.

Jaques. — Alexis de Tocqueville. Ein Lebens- und Geistesbild. Von Dr. Heinrich Jaques. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Digitized by Google

Immergrün. Lieder einer früh Heimgegangenen. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben.

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand in Florenz. Band III. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

Junghans. — Käthe. Geschichte eines modernen Mädchens von Sophie Junghans. 2 Theile. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Kalbeck. — Das Bühnenfestspiel zu Bayreuth. Eine kritische Studie von Max Kalbeck. Breslau, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung (E. Franck). 1877.

Kalender. — Illustrirter Kalender für 1877. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. XXXII. Jahrgang. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1876.

Kalidasa. — Sakuntala. Schauspiel von Kalidasa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Friedrich Rückert. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Kleist. — Der zerbrochene Krug. Lustspiel in einem Aufzuge von Heinrich von Kleist. Festschrift zu des Dichters Säkularfeier. Neu für die Bühne bearbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Siegen. Leipzig, Verlag von C. G. Theile. 1876.

Knigge. — Ueber den Umgang mit Menschen. Von Adolph Freiherrn Knigge. Vollständig und neu herausgegeben von Jean Dufresne. Achte Stereotyp-Auflage. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach. 1876.

Körner. — Deutsche Götter und Göttersagen, soweit sie sich in Dichtung, Sprüchwort und Brauch lebendig erhalten haben. Eine Vorschule zum Verständniß der deutschen Literatur. Von Prof. Friedr. Körner. Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von Léon Douffet. 1876.

Laube. — Das junge Europa. Roman von Heinrich Laube. 2 Bde. (Laube's gesammelte Schriften 6. 7. Band.) Wien, Verlag von Wilh. Braumüller, Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1876.

Lesebuch. — Deutsches Lesebuch für den ersten Unterricht in Schule und Haus beider Confessionen. Zwei Theile in einem Bande. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1876.

Lessing. — Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele. I. Band. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1877.

Lohmann. — An dramatische Tonsetzer. Von Peter Lohmann. Leipzig, Verlag von Heinrich Matthes. 1876.

Lndwig. — Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig in's Deutsche übersetzt. Mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. II. Band. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1876.

Lustspielabend, ein historischer. Hans Sachs. Jacob Ayrer. Gottlieb Preyhauser. Das heiß' Eisen — Die ehrlich Bäckin — Hanswurst der traurige Kilchelbäcker. Wien, Verlag von L. Rosner. 1876.

Meneses. — Brasilien wie es ist in literarischer Hinsicht betrachtet. Eine Skizze von Tobias B. de Meneses. Escada. — Pernambuco. 1876.

Meyer. — Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Hässel. 1876.

Michaelis. — Studien zur Romanischen Wortschöpfung von Carolina Michaelis. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Michelsen. — Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. 1876.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch von M. Ottmann. 11.—16. Heft. (Schluß.) Breslau, Verlag von E. Morgenstern. 1876.

Philippson. — Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa. 1598—1610. Von Dr. Martin Philippson, a. o. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn. 3. Theil. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Polko. — Vom Gesange. Musikalische Winke und Lebensbilder von Elise Polko. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Rathgeber. — Die handschriftlichen Schätze der früheren Straßburger Stadtbibliothek. Ein Beitrag zur elsässischen Bibliographie von Julius Rathgeber, Pfarrer in Ernolsheim bei Elsaß-Zabern. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1876.

Reichenau. — Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Jugend- und Familienleben von Rudolf Reichenau. 11. Auflage. 1868.

— — Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden. 2. Auflage. 1868.

— — Am eigenen Herde. Aus den neuen vier Wänden. 1873.

— — Die Alten. Letzte Bilder aus unsern vier Wänden. 1876. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Reichs-Kalender, neuer Deutscher, für das Jahr 1877. Herausgegeben von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Ritter. — Deutsche Wacht wider Rom. Ein geschichtliches Gesammtbild des Culturkampfes von 1870 bis 1875. Vier Vorträge von H. Ritter. Potsdam, Verlag von W. O. Link. 1876.

Ruge. — Die Weltanschauung des Columbus. Die Turanier in Chaldäa. (Die Akkadier.) Zwei Vorträge von Dr. Sophus Ruge. Dresden, Verlag von G. Schönfeld. 1876.

Scheube. — Das häusliche Leben in Frankreich. Aus dem Englischen von H. Scheube. Berlin, Verlag von F. Berggold. 1876.

Schön. — Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. IV. Band. Mit einer Lithographie und einem Facsimile. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Schweichel. — Italienische Blätter von Robert Schweichel. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1877.

Schweizer. — Nach Rechts und nach Links. Besprechungen über Zeichen der Zeit aus den letzten drei Decennien von Alexander Schweizer. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Staats-Musik, die, der Zukunft. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1876.

Strauß. — Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller. I. Band. Bonn, Verlag von Emil Strauß. 1876.

Strousberg. — Dr. Strousberg und sein Wirken von ihm selbst geschildert. Mit einer Photographie und einer Eisenbahn-Karte. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1876.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Lebensgeschichte der Menschheit.

Culturgeschichtliche Forschungen und Betrachtungen

von

Friedrich Freihold. [74]

Erster Band.

gr. 8. broch. Preis 4 Mk. 50 Pf.

Da philosophische, d. h. denkforschende Betrachtung und Auffassung der Geschichte seit **Lessing** und **Herder**, deren Grundgedanken in dem vorstehenden Werke **folgerichtig** durchgeführt werden, immer mehr bis in unsere Zeit sich Bahn gebrochen hat, so dürfte dieses Buch für denkende Leser **ein sehr willkommenes sein.** Das auf 3 Bände berechnete Werk bringt eine ausführliche Lebensgeschichte der Menschheit, **mit unumstößlichen Geschichtsthatsachen** begründet, in **allgemein verständlicher Darstellung.**

Alfred Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant brochirt Preis 9 Mark. **Fr. Wilh. Grunow.** [71]

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Das Buch der vernünftigen Lebensweise.

Eine populäre Hygieine

zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit [78]

von

Dr. med. et phil. Carl Reclam,

Professor der Medicin und Polizeiarzt zu Leipzig.

Zweite Auflage.

8°. geheftet 5 Mark.

Von demselben Verfasser sind in gleichem Verlage erschienen:

Des Weibes Gesundheit und Schönheit. Aerztliche Rathschläge für Frauen und Mädchen. Mit Holzschnitten. 8. geh. 5 Mark. Gebunden 5 Mark 80 Pf.

Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen mit Versuchen naturwissenschaftl. Erklärung. 8. geh. 4 Mark 50 Pf.

Gesundheitslehre für Schulen. 8. geh. 20 Pf.

PREIS 1 MARK. • • • PREIS 60 XR.

Dr. Airy's Naturheilmethode,

[70] **Illustrirte Ausgabe,**

kann allen Kranken mit Recht als ein vortreffliches populair-medizinisches Werk empfohlen werden. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage.

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, [77] in früheren Auflagen geliefert.]

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Zur Entwickelungstheorie.

Von [73]

Dr. Otto Zacharias.

8½ Bog. gr. 8°. broch. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Vorstehende Schrift wird allen sich für die Probleme der **Entwickelungstheorie** Interessirenden sehr willkommen sein. Sie behandelt die **wichtigsten naturwissenschaftlichen Fragen** der Gegenwart. Aus dem Inhaltsverzeichnisse sind besonders hervorzuheben: **Ueber Ehe in der Blutsverwandtschaft. — Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand. — Darwinistisches aus Jena. — Der Streit über den Darwinismus u. s. w.**

Digitized by Google

Lustspielpreis.

Es sind mir zur Feier meines siebzigsten Geburtstages einhundert Ducaten übergeben worden, als Preis für ein gutes neues Lustspiel.

Ich mache also hiemit bekannt, daß bis zum 1. März 1877 die Einsendungen von Lustspiel-Manuscripten willkommen sein werden, und zwar unter der Adresse des Herrn Karl Schönfeld, Regisseurs des Wiener Stadttheaters.

Bis zum 15. März 1877 wird eine Prüfungs-Commission unter meinem Vorsitze entschieden haben, welchem eingesendeten Manuscripte der Preis zuerkannt werden soll.

Das Lustspiel soll eigentlich den Theaterabend ausfüllen. Erweist sich aber mir ein Lustspiel als das beste, für welches ein einactiges Stück zugegeben werden muß, zur Ausfüllung des Abends, dann soll auch dieses kürzere Lustspiel den Preis erhalten.

Uebrigens ist selbstverständlich, daß das erwählte Stück die am Wiener Stadttheater gebräuchliche Tantième erhält, 10 Percent, wenn es für den Abend ausreicht, 6 Percent, wenn ein Stück dazu gegeben werden muß.

Der Preis wird jedenfalls bewilligt, auch wenn kein Stück allen Anforderungen entspricht.

Da oft zufällige Nebeneigenschaften in den Weg treten, einer guten Arbeit den Preis zu ertheilen, so ist es bei Preisbewilligungen immer wünschenswerth, daß noch ein zweiter Preis gewährt werden könne. Deshalb hat ein freundlicher Gönner des Wiener Stadttheaters sich bereit erklärt, fünfzig Ducaten für ein zweites Preisstück auszuzahlen.

Zu den Manuscripten wird ein Motto erbeten und ein mit diesem Motto bezeichnetes, aber geschlossenes Couvert, welches den Namen des Verfassers birgt. Es werden die zwei Couverts geöffnet, deren Motto's die Preisempfänger bezeichnen. Nach Bekanntmachung der Preiserklärung sind die übrigen Einsender gebeten, unter Anführung ihres Motto's Adressen anzugeben für Rücksendung ihrer Manuscripte.

Wien, am 1. October 1876. [65]

Heinrich Laube,
Director des Wiener Stadttheaters.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: (2)

Die

türkisch-serbische Schlächterei.

Politisch-militairische Wahrnehmungen eines ehemaligen Militairs und Politikers. [63]

6 Bogen in eleg. Umschlag geheftet.

Preis 1 Mk.

Leipzig. **Gustav Walther.**

(2)

Am 1. October begann das Abonnement auf:

Deutsche Jugend.

Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek
in Monatsheften.

Herausgegeben von

Julius Lohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch. [66]

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Das ausgezeichnete Jugendwerk, welches von hervorragenden pädagogischen Autoritäten und von Seiten des preußischen Unterrichts-Ministeriums als „Muster guter Jugendliteratur" empfohlen wird, veröffentlicht in dem jetzt beginnenden IX. Bande u. A. Original-Beiträge von **Theod. Storm, A. W. Grube, F. v. Koppen, Fr. Bodenstedt, Wern. Hahn, F. Bäßler, Ferd. Schmidt, Emil Frommel, J. Turm, Jul. Dahn, Herm. Schmid, W. Osterwald, J. Trojan** u. s. w. mit Original-Zeichnungen von **P. Thumann, W. Gamphausen, W Friedrich, L. Burger, G. Spangenberg, A. v. Henden, E. Klimsch, Fr. Preller, J. v. Führich, F. Alinger, O. Pletsch** u. A.

Jedes Heft bringt Erzählungen, deutsche Sagen, Märchen, Biographien, Natur- und Charakterbilder, Humoristisches, Lieder, Räthsel und Verstandesübungen.

Die Bandausgabe empfiehlt sich als eine der gediegensten Weihnachtsgaben von dauerndem Werth. Pränumerations-Preis pr. Band von 6 Heften 6 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

HANNOVER KÖLN MÜNCHEN CARLSRUHE STUTTGART

G. L. DAUBE & Co.

CENTRAL-ANNONCEN-EXPEDITION
der deutschen & ausländischen Zeitungen.
Bureau: Berlin, W. Friedrichstr. 178.

Alleinige & ausschliessliche Vertreter
der Hauptblätter des deutschen Reiches
für Frankreich, England, Belgien & Holland,
sowie fast aller bedeutenderen
niederländischen, belgischen und österreichischen etc.
Journale für Frankreich resp. Deutschland etc.

HAUPT-ANNAHME-BUREAU
für Inserate in die Allg. Anzeigen z. Gartenlaube.

Tägliche directe Expedition
aller Arten von Anzeigen & Reclamen in alle Zeitungen
Localblätter, Reisebücher, Kalender etc. der Welt.
Prompte discrete & billigste Bedienung.
Verzeichniss der Zeitungen aller Länder,
sowie Kostenvoranschläge
stehen gratis - franco zu Diensten.
Auf Wunsch Stylisirung der Annoncen & Reclamen.
Eigene Buchdruckerei
mit Dampf-Schnellpressen-Betrieb

BERLIN BRESLAU DRESDEN LEIPZIG HAMBURG

PARIS FRANKFURT a. M. WIEN

[81]

Digitized by Google

Der Stadtrath **Carlsbad** bringt hiermit zur allgemeinen Kenntniß, daß zufolge Beschlusses des Stadtverordneten-Collegiums vom 27. Juni 1876 die **alleinige Versendung sämmtlicher Carlsbader Mineralwasser**, sowie des **Carlsbader Sprudelsalzes** und der **Sprudelseife vom 1. Jänner 1877 ab** auf

Herrn Löbel Schottlaender in Breslau

übergeht. [86]

Bezügliche Bestellungen, welche vom 1. Jänner 1877 ab bewirkt werden sollen, sind daher ausschließlich an die

„Carlsbader Mineralwasserversendung Löbel Schottlaender" in Carlsbad

zu richten und können schon vom 1. October cr. ab dahin adressirt werden.

Carlsbad, am 13. September 1876.

Der Bürgermeister.

Schindler.

Das geehrte P. T. Publicum, sowie namentlich die Mineralwasser-Niederlagen werden darauf aufmerksam gemacht, **daß zur Beurkundung der frischen Füllung** vom 1. Jänner 1877 ab die Flaschen in der Bodenfläche mit der Gravirung

L. S.

und die Etiquetten mit der Handzeichnung „**Löbel Schottlaender**" versehen sind.

„Carlsbader Mineralwasserversendung Löbel Schottlaender" in Carlsbad.

Soeben erschienen in unserem Verlage:

Kritische Versuche

von

J. von Hartmann,

General der Cavallerie z. D.

I. Der deutsch-französische Krieg 1870—71,

redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs.

gr. 8vo. Elegant geheftet 3 Mark. [82]

Dieser erste „kritische Versuch" fand seine Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau", mußte dort aber, auf einen beengteren Raum angewiesen, mehrfach gekürzt und zusammengedrängt erscheinen; er ist hier, namentlich wo es sich um militärische Fragen handelt, ergänzt und vervollständigt worden. — Man möge in ihm vor allen Dingen eine Zusammenstellung strategischer und tactischer Studien erkennen, die sich an ein Werk anlehnten, welches in der Militär-Literatur der Gegenwart nach Stoff und Fassung weitaus den hervorragendsten Platz einnimmt. — Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß dies Werk auch an sich zum Gegenstande der Erörterung wurde. — Seine ganz außergewöhnlichen Vorzüge verlangten ihre ausdrückliche Anerkennung, — dann aber erschienen eine zu große, mit der Gesammtanlage nicht im Einklang stehende Bevorzugung des tactischen Details, eine zu entschiedene Fernhaltung des politischen Elements aus der geschichtlichen Entwickelung des Krieges, eine zu milde Beurtheilung der feindlichen Kriegsleitung und eine nicht durchweg verbannte Nachgiebigkeit gegen die äußere Erscheinung des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Ereignissen, im Gegensatz zum thatsächlichen innern Causalnexus der Dinge, als Momente, welche einer eingehenden Durcharbeitung des bedeutungsvollen und anziehenden Referats um so lebhafter entgegen treten mußten, als die letztere sich auf das Folgendste durch dasselbe gestellt fühlte. Nichts lag dem Verfasser ferner, als die Absicht, anerkanntes Verdienst zu schmälern und zu bekritteln, hervorragende Leistung auf ein Mindermaß zurückzuführen; ihn beseelte der Wunsch, mit wissenschaftlichem Ernst einen Beitrag zu der Arbeit liefern zu können, welche der Friede vom denkenden Soldaten fordert, nachdem der Krieg ihm eine so reiche Ausbeute von Erfahrungen und an praktischen Resultaten überwiesen hat. —

Berlin, im October 1876. **Gebrüder Paetel.**

In Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) Hofbuchhandlung in Berlin, Königgrätzerstr. 30. ist soeben erschienen und direkt sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lie, Die Geisterseher, Bilder aus Nordland (Norwegen). **Aus dem Norwegischen übersetzt von Emil J. Jonas.** Mit Portrait des Verfassers. 8 Bogen. Preis 2,50 Mk. Eleg. geb. 3,50 Mk., mit Goldschnitt 3,70 Mk. [88]

Diese höchst spannende Novelle hat in Dänemark und Norwegen ungemeines Aufsehen gemacht und in kurzer Zeit **fünf Auflagen** erlebt.

Digitized by Google

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blücher

[76]

in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815.

Herausgegeben von

E. von Colomb,

General-Lieutenant und Commandant von Cassel.

Mit 2 Facsimiles, einer Silhouette der Fürstin Blücher und einem unveränderlichen Lichtdruck: Der König an Blüchers Krankenbette.

kl. 8°. Mk. 5. —

Diese Sammlung wird in Preußen und Deutschland die größte Theilnahme finden. Alle Welt wird den unsterblichen Siegeshelden, den Unerschrockenen und Unerschütterlichen gern auch in seinen häuslichen und verwandtschaftlichen Verhältnissen betrachten und mit behaglicher Bewunderung sich der frischen Eindrücke erfreuen, welche seine eigenen Erlebnisse, sowie die Huldigungen der Monarchen und des ganzen europäischen Volks auf ihn selbst gemacht haben. Das psychologische Interesse der Briefsammlung steigt mit der wachsenden Wichtigkeit der Weltbegebenheiten, welcher, wenn wir es aussprechen dürfen, an Größe nichts gleichkommt als der kolossale Patriotismus des unvergeßlichen Helden. **Die urdeutsche Derbheit Blüchers, sein sarkastischer, einschneidender Witz und die überaus gelungene Orthographie geben diesen Briefen ein besonders charakteristisches Gepräge und erzielen eine Wirkung, wie sie nicht so leicht ein anderes Buch aufweisen kann!**

Die Erläuterungen zu den Briefen aus der Feder des General-Lieutenants von Colomb, eines Neffen des Fürsten Blücher, geben in nuce eine Geschichte der Feldzüge von 1813—1815 und machen dem Leser das Buch doppelt anziehend und werthvoll.

Stuttgart, Septbr. 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Martin Luther oder Die Weihe der Kraft.

Von

Zacharias Werner.

[69]

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Julian Schmidt.

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 39. Band.)

Zacharias Werner nimmt in dem Entwickelungsgange des deutschen Schriftthums eine bedeutende Stelle ein, und namentlich sein Drama „Die Weihe der Kraft" besitzt dauernden poetischen wie literargeschichtlichen Werth. Durch vorliegende neue wohlfeile Ausgabe, eingeleitet mit einem Essay von Julian Schmidt, wird das Werk der Lesewelt wieder zugänglich gemacht.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streitfragen und Erinnerungen

von

Hans Hopfen.

[61]

8°. Broch. Mk. 7. —

In kaleidoskopischer Manier bietet der bekannte Verfasser Skizzen, in liebevollster Weise der Erinnerung an verstorbene und noch lebende Berühmtheiten geweiht, und ebenso Betrachtungen über literarische und Tagesereignisse, die in jüngster Zeit das Interesse der gesammten gebildeten Welt in Anspruch nahmen. Der Styl und die Art und Weise der Behandlung gegebener Stoffe seitens Hans Hopfens ist bekannt, und zumal bei den Streitfragen weiß er die Beweisführung in die witzigste und eleganteste Form zu kleiden.

Stuttgart, 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Bei G. Reimer in Berlin sind am 3. October 1876 erschienen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Gereimte Räthsel

aus dem Deutschen Reich. [87]

gr. Octav. XVI und 480 Seiten. Brochirt 6 Mark.

Tschudi's Tourist

in der Schweiz, [67]

16. Aufl. 1876, mit vielen Karten, Panoramen und Plänen. Eleg. geb. 8 Mk.

☞ The best pocket guide book for mountaineers. (Alpine Journal. Vol. 5. London.)
Unbedingt das beste Reisehandbuch.
(N. Züricher-Zeitung.)
Das vorzüglichste Schweizer-Reisebuch.
(Alpenpost.)

Scheitlin & Zollikofer in St. Gallen.

Was sich der Wald erzählt.

Ein Märchenstrauß

von Gustav zu Putlitz. [89]

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Dreißigste Auflage.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.** [84]

Neue Schauspiele.

Soeben erschienen:

Carl Caro, Gudrun. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8°. Geheftet 2 Mark 70 Pf., reich gebdn. 4 Mark.

Deutschlands Morgenröthe. Schauspiel in 5 Aufzügen. Gross 8°. Geheftet 2 Mk., reich gbdn. 3 Mk.

Im Frühjahr erschien:

Carl Caro, Conradine. Trauerspiel in 4 Aufzügen. 8°. Geheftet 2 Mk., reich gbdn. 3 Mark.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Die Kinder des Vaterlandes.

Roman in sechs Bänden

von [83]

Friedrich Wernau.

8°. 6 Bde. geh. 18 Mark, eleg. gbd. 21 Mark.

Dieses pseudonym herausgegebene belletristische Erstlingswerk eines renommirten militärischen Fachschriftstellers empfiehlt sich durch seine warme, patriotische Tendenz, vortreffliche Charakterschilderung und spannende Handlung. Besonders bilden die Abschnitte, welche die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1864 und 1866 berühren, eine äußerst anziehende Lectüre.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschienen:

Die Amalungen.

Dichtungen von Felix Dahn. [85]

Groß Octav. Gebunden. Preis M. 4.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. 8. (Bd. I. 3. Aufl. Bd. II—IV. 2. Aufl.) broch. M. 24.

König Roderich. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2., durchgesehene und veränderte Ausgabe. 8. broch. M. 4., geb. M. 5.

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. M. 3., geb. M. 4.

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. M. 3., geb. M. 4.

Zwölf Balladen. 12. Elegant cart. mit Goldschnitt M. 3.

Leipzig, den 1. October 1876. **Breitkopf & Härtel.**

Digitized by Google

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

Römische Geschichte

von

Theodor Mommsen.

Sechste Auflage.

Erster Band. (Bis zur Schlacht von Pydna.) Mit einer Militärkarte von Italien. Gr. 8. Geheftet Preis M. 10.

Zweiter Band. (Von der Schlacht von Pydna bis auf Sullas Tod.) Gr. 8. Geh. Preis M. 5.

Dritter Band. (Von Sullas Tod bis zur Schlacht von Thapsus.) Mit Inhaltsverzeichniss. Gr. 8. Geh. Preis M. 7,80.

Inhaltsverzeichniss zu Band I—III. apart gr. 8. 80 Pf.

Griechische Geschichte

von

Ernst Curtius.

Erster Band. (Bis zu den Perserkriegen.) Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis M. 7.

Zweiter Band. (Bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges.) Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis M. 9.

Dritter Band. (Bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands.) Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis M. 9.

Zeittafel und Register zu Band I—III. Gr. 8. Geh. Preis M. 1,60.

Das Leben der Griechen und Römer

nach antiken Bildwerken

dargestellt von

Ernst Guhl und Wilhelm Koner.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 554 Holzschnitten.

Preis 13 Mark.

Ludwig Häusser's

Deutsche Geschichte

vom Tode Friedrich des Grossen bis zur Gründung des deutschen Bundes.

4. Auflage.

4 Bände gr. 8. Geh. 20 M.

Ludwig Häusser's

Geschichte

der

französischen Revolution.

1789—1799.

Herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Gr. 8. Geh. 8 M.

Ludwig Häusser's

Geschichte

des

Zeitalters der Reformation.

1517—1648.

Herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Gr. 8. Geh 12 M.

Handbuch der Erdkunde

von

G. A. von Kloeden.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

ERSTER BAND:

Handbuch der physischen Geographie.

Mit 288 Holzschnitten.

Gr. 8. Geheftet. Preis M. 15.

ZWEITER BAND:

Politische Geographie.

Länder- und Staatenkunde von Europa.

Das deutsche Reich, die Schweiz, die österreichisch-ungarische Monarchie.

Gr. 8. Geh. Preis M. 10.

DRITTER BAND:

Politische Geographie der übrigen Länder Europa's.

Im Erscheinen. Preis jeder Lieferung M. 1.

Vorträge und Aufsätze

zur

Geschichte des geistigen Lebens

in Deutschland und Oesterreich.

Von Wilhelm Scherer.

Gr. 8. Geh. Preis M. 8.

Jean Paul

und

seine Zeitgenossen.

Von

P. Nerrlich.

Gr. 8. Geh. Preis ca. M. 6.

Elegante Einbanddecken zur **Deutschen Rundschau** liefert jede Buchhandlung zum Preise von Mark 1, 50. — Ausgegeben wurden bisher solche für Band I—VIII.

Digitized by Google

Eine Sammlung neuer Dorfgeschichten von Berthold Auerbach!

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeschichten

von

Berthold Auerbach. [93]

Drei elegante Bände in Octav. Brochirt Mk. 10. —

Diese drei Bände bieten drei neue dorfgeschichtliche Romane des Dichters, jeder Band ist für sich abgeschlossen und enthält:

Band I: Des Lorle's Reinhard.
„ II: Der Tolpatsch aus Amerika.
„ III: Das Nest an der Bahn, oder: Die Kinder der Sträflinge.

werden aber nicht getrennt abgegeben.

Einzig in ihrer Art sind diese drei neuen Bände Dorfgeschichten!

Der Dichter, dessen Schöpfungen Epoche bildeten, erneuert und erweitert das von ihm erschlossene Gebiet mit der vollen Frische seiner ursprünglichen Kraft. Tausende und Abertausende, denen die Gestalten der ersten Dorfgeschichten zu Erscheinungen geworden sind, die im Gemüthe haften und sie für's Leben begleiten, sowie die neuen Geschlechter, die sie erst jetzt kennen lernen, werden mit innigem Interesse aufnehmen, wie die Schicksale Lorle's, Reinhards, des Tolpatsch und vieler Anderer sich im Laufe der letzten dreißig Jahre entwickelten und in welcher Weise die großen allgemeinen Wandlungen des deutschen Nationallebens die dichterische Auffassung der Volkscharaktere umgestalteten.

Stuttgart, October 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von ALFRED WEILE in Berlin.

Allgemeiner ausführlicher

Geschichts-Kalender.

Gedenkblätter

an hervorragende Persönlichkeiten und denkwürdige Begebenheiten aus der Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte

auf alle Tage des Jahres.

Mit ausführlichem Personen- und Sach-Register.

Bearbeitet und herausgegeben

von [95]

H. A. Niemeyer.

Nach dessen Tode fortgesetzt von **Richard Reinhard.**

53 Bog. gr. 8. Geh. Preis 15 Mark.

Dieses jetzt vollendete Werk giebt den gesammten historischen Stoff: alle Gedenktage hervorragender Persönlichkeiten und alle denkwürdigen Begebenheiten aus der Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte in **kalendarischer** Form und bietet jedem Gebildeten, jedem Freunde der Geschichte ein treffliches Nachschlagebuch, das Stimmen der Presse mit Recht ein **„Historisches Universal-Lexicon"** nannten.

So schreibt das **„Literarische Centralblatt" von Zarncke** „Eine Zusammenstellung der wichtigeren geschichtlichen Ereignisse, Geburts- und Todestage, unter dem betreffenden Datum chronologisch geordnet, hat ein unleugbares Interesse, und so ist denn auch schon öfter eine ähnliche Arbeit versucht worden. Doch kennen wir keine so ausführliche und so genaue. Der Verfasser hat sich bemüht, überall bis zu den sichersten Quellen vorzudringen, und so hat sein Werk eine grössere Zuverlässigkeit erlangt, als sie sonst derartigen Arbeiten eigen zu sein pflegt u. s. w."

Digitized by Google

Die Heimat.

Illustrirtes Familienblatt.

Wöchentlich eine Nummer 2—2½ Bogen Text mit zwei bis vier Original-Illustrationen.

Preis vierteljährlich 1 fl. 20 kr. oder 2 Mark. Erscheint auch in 15 Heften à 30 kr. oder 50 Pf.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an, und werden von denselben Probenummern und Prospecte gratis ausgegeben. [96]

Die Verlags-Expedition der „Heimat".
Wien, Seilerstätte Nr. 1.

Inhalt des soeben erschienenen 7. Heftes:

Der Schandfleck. Roman von Ludwig Anzengruber. (Forts.) — **„Am Waldweg."** Gedicht von Georg v. Dyherrn. — **Felix auf der Land.** Geschichte einer seltsamen Bauernliebschaft. Von P. K. Rosegger. (Schluß.) — **Ein Tendenzroman.** Von Betty Paoli. — **Ich komme aus Egypten!** Ein Märchen von A. v. Enderes. — **Heimische Industrie.** Zündhölzchen. Von Dr. S. Pick. — **Wiens Gärten.** Von F. Groß. II. — **Popo Bariš, der Staresina.** Ein Culturbild aus Serbien. Von Matar. — **Aus der Verbrecherwelt.** Zur Naturgeschichte der Diebe. 1. Der Taschendieb. Von Fr. G—th. — **Briefe an die „Heimat".** Die Bühnen-Festspiele in Bayreuth. Von Dr. Th. Helm. I. u. II. — **Es regnet, regnet, regnet** . . . Gedicht aus dem Ungarischen des Alexander Petőfi. Von J. Schnitzer. — **Im Glück versunken.** Ein Mysterium von Edmund Höfer. — **Das älteste Baudenkmal Oesterreichs.** Eine Erinnerung an Triest. Von H. Penn. — **Ueber Sinneserscheinungen.** Von Professor Dr. Theodor Meynert. — **Memoiren eines Franziskaners.** Cultur- und Sittenbilder aus Ungarn. Von Dr. Adolf Dux. IV. Reisen und Reiseabenteuer. — **Im Urwalde.** Eine stille Wanderung. Von E. Zetsche. — **Der zerbrochene Krug.** Gedicht aus dem Serbischen des Branko Radičevics. Von G. v. Gyurkovics. — **Waldbeeren.** Eine Plauderei an der wilden Tafel. Von P. K. Rosegger. — **Aus dem Leben Kaulbachs.** Von C. S. (Schlußartikel.) — **„Alpenbad" Schmecks.** (Tátra-Füred.) Von Albert Sturm. — **Ein südslavisches Bild mit Staffage.** Von Dr. Heinrich Noë. — **Aus dem alten Wien.** Von Anton Langer. — **Bildende Kunst.** Die österreichische Kunsthalle auf der Philadelphier Weltausstellung. Von A. R. — **Kunstnotiz.** — **Aus aller Welt.** — **Briefkasten.**

Illustrationen:

„Verzeihliche Mühe." Nach einem Gemälde von Rudolf Geyling. — **Wiens Gärten.** Illustrirt von J. J. Kirchner: Schwarzenbergarten. — **Ungarien.** — **Dom von Triest.** — **Wagner-Medaille** von Anton Scharff. — **Waldbeeren.** Originalzeichnung von Georg Sturm. — **„Alpenbad" Schmecks.** (Tátra-Füred).

Soeben erschienen:

Musikdrama oder Oper?

Eine Beleuchtung
der Bayreuther Bühnenfestspiele von **Emil Naumann,** Prof., Dr. und Hofkirchenmusikdirector.
8°. 4 Bogen. Preis M. 1. — [91]
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Festgeschenke!

Miniatur-Ausgaben [98]

in sehr eleganten Einbänden
à 3 Mark:

Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von **Gustav zu Putlitz.** 37. Auflage.
Luana. Von **Gustav zu Putlitz.** 3. Aufl.
Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von **Gustav** zu Putlitz. 12. Auflage.
Immensee. Von **Theodor Storm.** 19. Aufl.
König Enzo's Tochter. Lyrisches Drama von **Henrik Hertz.** Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von **Friedrich Bresemann.** 8. Auflage.
Im Pfarrdorf. Erzählung von **Wilhelm Jensen.** 2. Auflage.
Zwei Weihnachtsidyllen. von **Theod. Storm.** 2. Auflage.
Magister Timotheus. Novelle v. **Wilh. Jensen.**
In St. Jürgen. Von **Theodor Storm.**
Wetterwohme. Novelle von **Wilh. Jensen.**
Walpurgis. Novelle von **Gustav zu Putlitz.** 4. Auflage.
Zerstreute Kapitel. Von **Theodor Storm.** (Preis: 4 Mark.)
Die Zerlichter. Von **Marie Petersen.** 27 Aufl.
Drei Novellen. Von **Theodor Storm.**
In der Sommermondnacht. Novellen von **Theodor Storm.** 3. Auflage.
Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Von **Marie Petersen.** 18. Aufl.
Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von **Theod. Storm.** 6. Auflage.
Einzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte von **Theod. Storm.** 2. Auflage.
Die braune Erika. Novelle von **Wilhelm Jensen.** 2. Auflage.
Von Jenseit des Meeres. Novelle von **Theod. Storm.** 2. Auflage.
Lübecker Novellen. Von **Wilhelm Jensen.**
Wann das Heimweh kommt. Drei Novellen von **Hugo Gaedcke.** 2. Auflage.
Zwei Jubilarinnen. Von **Friedrich Bücker.**
Geschichten aus der Tonne. Von **Theodor Storm.** 2. Auflage.
Weltenträume. Von **Villamaria.**
Erste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 7. Auflage.
Ein grünes Blatt. Zwei Novellen von **Theodor Storm.** 3. Auflage.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Digitized by Google

Eliot, **Daniel Deronda. Complet in 4 Bänden.**

Mit dem in ca. 14 Tagen erscheinenden 7. und 8. Halbbande wird complet:

Daniel Deronda.

Von

George Eliot. [92]

Deutsch von Adolf Strodtmann.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

4 Bände. 8°. Geheftet 24 Mark.

Der Subscriptionspreis von M. 2,50 pro Halbband (complet 20 M.) erlischt mit dem Erscheinen des Schlussbandes.

Berlin, den 20. October 1876. Gebrüder Paetel.

Demnächst erscheinen in dem unterzeichneten Verlage:

W. von Hillern, **Höher als die Kirche.** Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 3 Mark.

Theodor Storm, **Aquis submersus.** Novelle von Theodor Storm. Mit einem Titelbilde von Paul Meyerheim. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 4 Mark. [99]

= Zu beziehen durch jede Buchhandlung. =

Berlin, im October 1876. Gebrüder Paetel.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bergkristalle. **Novellen und Erzählungen aus der Schweiz.** 15.—17. Bändchen. [104]

Das 15. Bändchen enthält eine neue Novelle von **Arthur Bitter:** Die Zuckerherzen. Preis M. 1,50.

Das 16. und 17. Bändchen enthält mehrere Novellen und Erzählungen von **J. J. Romang.**

Allen Freunden schweizerischer Literatur seien auch diese neuen Bändchen bestens empfohlen.

Bern, November 1876. **B. F. Haller.**

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. [100]

Paul Konewka, **Album. 6 Silhouetten. 7. Aufl.** In elegantem Umschlag Preis: 3 Mark. Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandlungen.

Digitized by Google

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig**:

Die Tragödie in Bayreuth

und

ihr Satyrspiel [102]

von **Hans v. Wolzogen.**

3. Auflage. 5 Bog. 1 M. 50 Pf.

Für die Leser der „Nüchternen Briefe von Lindau" und der „Hanslick'schen Berichte in d. „N. fr. Pr." ist dieses Buch von besonderem Interesse.

In unserem Verlage sind erschienen:

Dante Alighieri's

Göttliche Komödie.

Uebersetzt von **Carl Witte.**

Dritte Ausgabe.

2 Bände. 58 Bogen kl. 8°. geh. Preis 10 M., eleg. geb. mit Goldschn. 12,50 M.

1. Band. — Text. Mit 1 Titelbild. 34¹/₄ Bg.
2. Band. — Erläuterungen. Mit 1 Weltplan nach Dante's Anschauung. 23²/₄ Bg.

Thomas Moore's [72]

Lalla Rukh.

Deutsch von **Dr. Alexander Schmidt**

in Königsberg i. Pr.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe. 19 Bg. geh. Preis 3,60 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4,60 M.

Charles Dickens' Leben.

Von John Forster.

In's Deutsche übertragen von

Friedrich Althaus.

(Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.)

3 Bände. 90¹/₂ Bog. gr. 8. Mit 3 Porträts und 10 Abbildungen. geh. Preis 27 M., in engl. Einb. 31,50 M.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Soeben erschien in **Friedrich Mauke's Verlag** in Jena und ist in **jeder** Buchhandlung des **In-** und **Auslandes** vorräthig:

Sagwissenschaftliche Studien

von [64]

Dr. J. G. von Hahn,

k. k. österreichischem Generalconsul, Verfasser der „Albanesischen Studien", „Mythologischen Parallelen" u. s. w.

Lex.-8. 51 Bogen. Broch. Preis 12 Mark.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle** a. S. ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Muff, Christian, [103]

Die chorische Technik des Sophokles.

Gr. 8. Brochirt 7 Mark 60 Pf.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Ueber den Vortrag der chorischen Partieen bei Aristophanes. Gr. 8. Brochirt 3 Mark.

Soeben erschien bei **Hans Feller in Karlsbad** und wird gegen **Einsendung** von 4 M. umgehend **franco** geliefert:

Tisch für Magenkranke

von [68]

Med. Dr. Josef Wiel,

Besitzer einer Heilanstalt für Magenkranke in Zürich. (Verfasser des „Diätetischen Kochbuch")

Dritte Aufl. 1876. M. 4. —

Die Bohemia No. 57 sagt darüber: ..... Wir möchten nicht nur jedem wirklichen Magenkranken, sondern der grossen Zahl jener Personen, welche stets über einen „schwachen Magen" klagen, sich bei der geringsten Veranlassung leicht „den Magen verderben", dabei aber nicht daran denken, sich im Essen und Trinken irgend Schranken zu setzen, die aufmerksame Lecture dieses Buches empfehlen. Dasselbe enthält so viele wichtige und bedeutungsvolle Winke für die Art und Weise, wie die richtige Diät beobachtet werden soll, dass auch die sorgsame Hausfrau, der es darum zu thun ist, dass ihre Tischgäste eine gute und nahrhafte Kost erhalten, davon profitiren wird. Der allgemeine Theil enthält eine übersichtliche Darstellung der Speisen und Getränke, welche als Magenheilmittel verwendet werden können, während der specielle Theil genaue Speisezettel bei den einzelnen Symptomen der Magenkrankheiten gibt und eine vollständige diätetische Behandlung derselben bietet. Der Verfasser bekundet hiebei ebenso sehr den kundigen Arzt, wie den erfahrenen Gastronomen.

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 3. December 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Reyzel. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle, Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoffsche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. C. Sieiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, C. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, C. Barenstamm. — Valparaiso, C. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, C. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. II. Hadlaub (Schluß.)	335
II.	C. G. Neuschle, Die letzten sechzig Jahre in der Physik. I.	362
III.	Siegfried Kapper, Montenegrinische Skizzen. Die Schulen in Montenegro. — Ein Kirchenfest. — Die Stadt und der Hof.	374
IV.	L. Heinrich Geffcken, Die Gründung des Königreichs Belgien. II. (Schluß.)	390
V.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. III.	402
VI.	Louis Ehlert, Robert Schumann und seine Schule	414
VII.	J. von Hartmann, Zur orientalischen Frage	427
VIII.	Julius Rodenberg, Die letzte Pappel	452
	Berliner Chronik:	
IX.	Karl Frenzel, Die Theater	460
X.	Hermann Krigar, Concerte und Oper	466
XI.	Bruno Meyer, Die Berliner Kunstausstellung. II. (Schluß.)	470
	Literarische Rundschau:	
XII.	Julian Schmidt, Nach dreißig Jahren	479
XIII.	L. von Meerheimb, Jähns' Gedenkschrift über die Schlacht von Königgrätz	485
XIV.	Bruno Meyer, Weihnachtliche Rundschau	487
XV.	***, Berichtigung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller"	493
XVI.	L. Urlichs, Bemerkung zu „Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller"	494
XVII.	Literarische Notizen	495

Digitized by Google

Digitized by Google

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

(Fortsetzung.)

Immerhin war, nach wiedererlangter Ruhe, das Abenteuer für ihn ein wichtiges Ereigniß und ganz dazu angethan, seine Minnethaten neu in Fluß zu bringen. Auch die grußlose Begegnung mit der Geliebten auf einsamen Wegen war ein Erlebniß, ein Markstein auf der Lebensreise, abgesehen von den übrigen zierlichen Begebenheiten, den spielenden Frauen und der blühenden Wildniß, und Johannes verlor keine Zeit, sondern nützte sie, das Abenteuer in ein kunstgerechtes Lied zu verwandeln. Diesen folgten andere und diesen wieder andere, je nach der Gunst des Augenblicks und dem mehr oder weniger sichtbaren Segen Gottes gefühlvoll und originell oder ein wenig jugendlich langweilig oder unbedacht nachahmerisch, leidenschaftlich oder pedantisch. Jene Gedichte, welche ihm am gelungensten schienen, oder die in unmittelbarer Aufwallung seiner Neigung entstanden, wußte er dem Fräulein auf verschiedene, immer geheime Weise in die Hände zu spielen, obgleich er einen wissenden Boten nicht zu brauchen wagte.

Das fortwährende Stillschweigen der Dame beirrte ihn nicht mehr, die Sache war ja im Lauf; er sang an eine hartherzige oder spröde Schöne um Erhörung, und daß diese so lange als möglich ausblieb, mußte er eben gewärtigen und ertragen wie jeder Singer. Es genügte ihm sogar, daß keine Anzeige oder Untersagung seines Vorgehens erfolgte, und er warf gerade auf diesen Grund kühnlich den Anker seiner Hoffnung.

Allein hierin täuschte er sich. Fides las allerdings alle die „Briefe" und bewahrte sie sorgfältig auf; eine Neigung zu dem traulichen Jünglinge machte ihr immer deutlicher zu schaffen, es begann eine zärtliche Wärme ihr Herz zu beschleichen, wenn wieder eines der Lieder in ihre Hand gelangte. Aber so wenig sie gestimmt war, mit dergleichen das übliche geistreiche Spiel zu treiben, ebensowenig war sie gesinnt, ihre ernsten Vorsätze zu brechen und sich einer Verlockung hinzugeben, die ihr verboten war, wie sie wähnte. Sie hielt sich hiezu

Digitized by Google

um so eher für verpflichtet, als sie wohl fühlte, daß auch Johannes trotz aller Schulfüchserei, die an seinem Gebahren haftete, nicht spielte, sondern ihr ernstlich zugethan war. Solche Gesinnung zeugte nicht minder für einen früh gereiften, verständigen Ernst der jungen Person, als für das wirkliche Wohlwollen, das sie nun zu dem frischen Jünglinge hegte.

Wie sie jetzt bedachte, auf welche Art sie am füglichsten der Sache ein Ende machen könnte, verfiel sie nicht darauf, sich der Mutter anzuvertrauen oder der Pflegemutter, sondern sie ging zum alten Ritter Manesse; als er allein war, übergab sie ihm das Bündelchen Lieder und bat ihn kurz und gut, aber mit tiefem Ernste, für das Aufhören solcher Zusendungen zu sorgen und den thörichten jungen Menschen auf den geziemenden Weg zu weisen.

Allein hiermit hatte sich Fides getäuscht und war nicht vor die rechte Schmiede gekommen.

Anstatt die Stirne zu runzeln und Zeichen des Mißfallens von sich zu geben, zeigte Herr Rüdiger immer größere Heiterkeit, je länger er die Blätter auseinander wickelte und durchlas.

Er durchging die einzelnen Lieder zum zweiten Male und versicherte sich, daß er nicht Abschriften, sondern neue Erzeugnisse vor sich habe. Der Dämon aller Sammler und Amateurs kam über ihn.

„Das ist kein thörichter Mensch, das ist ein neuer Minnesänger, den Du uns erweckt hast, meine Tochter!“ sagte er fröhlich zur Fides, die noch dastand und auf eine Aeußerung wartete; „diese Nachtigall wollen wir nicht verscheuchen aus unserem Garten! Ei, was denkst Du? Sei nur ruhig, das hat Nichts auf sich als Gutes und Erfreuliches! Dieses Schifflein wollen wir schon ungefährlich durch die Fluth steuern!“

Der Ritter begann nun, die Fides zu unterrichten, wie sie gelassen bleiben und die Huldigungen des gutartigen Jungen dulden solle, ohne sich selbst gefangen zu geben. Das sei eben liebliche Sitte und schade keinem Theile; nur solle sie nie sich ihrer Hut entziehen und nichts unternehmen, wovon ihre Freunde und Beschützer nichts wüßten. Vor Allem aber solle sie keine von den Liederbotschaften, die sie erhielte, verlieren oder verderben, sondern Alles ihm, dem Herrn Manesse, getreulich einhändigen, daß er es aufbewahre.

Fides fühlte sich keineswegs zufrieden gestellt; doch war das junge Wesen dem alten, würdigen Ritter und Rathsmann gegenüber unsicher und ging besorgter hinweg, als sie gekommen war.

Daher fand sie sich noch selben Tages bewogen, sich doch an weiblichen Rath zu wenden, und eröffnete sich ihrer Pflegemutter, der wackeren Ehewirthin des Ritters, die ja an der Spitze ihrer Hut stand und den Handel schon bedenklicher, ja äußerst ernsthaft aufnahm.

Bei allem ehelichen Frieden war die gestrenge Frau doch über viele Umstände des äußerlichen Lebens anderer Meinung, als ihr Eheherr, und führte einen steten geheimen Krieg mit ihm, der wegen der guten Lebensart niemals Geräusch machte. Sie war ohne Zweifel ein Urtypus jener Zürcherinnen, die Einer um das Jahr 1784 im Schweizerischen Museo also geschildert hat: „Noch gegen End vorgehenden Seculi war unser Frauenzimmer vom Schrot und Korn

Digitized by Google

früherer Jahrhunderte. Sie konnten unsere Aeltervater bereden, Eingezogenheit und haushälterisches Wesen überwäge bei demselben (dem Frauenzimmer) manche andere, glänzendere Eigenschaft; diese Einbildung war allgemein und beherrschte unsere Frauen so stark, daß sie sich auf kein anderes als die Hausgeschäfte legten, die sie mit der genauesten Aufsicht besorgten und ihr scharfes Regiment und Sparsamkeit bisweilen wirklich so weit ausdehnten, daß man es dem Eheherrn und den Kindern an den dünnen Lenden und schmalen Backen wohl ansehen möchte. Eine solche Frau war in ihrem Haus immer die Erste aus dem Bett und die Letzte darin; keine Kleinigkeit entging ihrem wachsamen Aug; aller Arten trat sie den Mägden auf die Eisen; in Kleidern, Speis und Trank wurden Mann und Kinder geschmeidig gehalten."

Von solcher Gesinnung war die Frau, die in Rede steht, und sie erstreckte dieselbe auf alle häuslichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, während der Mann, sonst klug, edel und gerecht, gerade in allen jenen Dingen auf eine ihr widerstrebende Weise sich liberal bezeigte. Er war leutselig, gastfrei und glänzend und wußte den heimlichen Krieg ärgerlicher Weise bald durch listige Ueberraschung, bald durch freundliche Ruhe mit wenigen Worten und Blicken stets so zu führen, daß er fast immer mit einer Niederlage der leise fechtenden Frau endigte, oft ehe sie nur das Gefecht in Gang gebracht. Hatte aber das Schicksal des Tages oder der Stunde sich entschieden, so nahm Alles den besten Verlauf, da die Besiegte für diesen Fall trefflich erzogen und orientirt war. So kam es, daß nirgends so stattlich und anmuthig gelebt wurde, wie auf dem Manesse'schen Hof, wenn der Herr zu Hause war und Gäste lud.

Auch in der vorliegenden Sache war sie sofort der Meinung ihres Gemahls entgegen, welche Fides ihr vertraut hatte, und sie rief: „Das fehlte uns, daß wir dergleichen Mummenschanz in unserm Hause anstellen! Wir leben hier an der Stadt bei Handel und Wandel und nicht auf Hofburgen und in Zaubergärten. Alte Mären lesen wir in den Büchern, aber wir spielen sie nicht selbst wieder ab; denn wir Bürgerinnen müssen für Kraut und Gemüse sorgen und an Haber und Hirse denken für das Gesinde!"

Sie belobte die Pflegetochter wegen ihres Verhaltens und ermahnte sie, den vorlauten Reimschmied nur recht streng abzuweisen und fern zu halten. Sie versprach ihr, die Briefe und Büchlein desselben abzufangen, wo sie könne, und gab ihr den Rath, ihr immer anzuzeigen, wann und auf welche Weise ihr solche in die Hände kämen.

An dem gleichen Tage jedoch erschien auch der Bischof in Zürich, der eben seine Diöcese beritt und im Hause der Manessen vorsprach, um das Kind zu sehen. Er erkundigte sich zugleich nach dem Fortgang der Liedersammlung und erfuhr von Herrn Rüdiger im Geheimen, was für ein Sänger sich in Johann Hadlaub aufgethan habe und welches der Gegenstand seiner Minne sei.

Mit großem Vergnügen hörte das Bischof Heinrich; es schien ihm gerade sein Umstand zu sein, nach dem er begehrte, und schon sah er im Geiste die schöne Fides, durch fragliches Abenteuer aufgeheitert und an die Welt und ihre Freuden gewöhnt, als gewandte, lebensfrohe Frau vor sich stehen und gehen, die nicht verfehlen werde, dereinst einen ansehnlichen Herrn zu gewinnen, wenn

Digitized by Google

sie nur erst durch den fleißigen Johannes zurechtgesungen und glänzend hervorgehoben sei. Denn er hielt es mit dem klugen Rüdiger für selbstverständlich, daß der junge Mann die Sache nur als eine Sache der „hohen Minne" betreibe, d. h. die Dame seiner Lieder als weit über ihm stehend und im Ernste als unerreichbar betrachte. Hierüber ängstliche Zweifel zu hegen, schien ihm unnöthig, nachdem so viele adelige, kleine und große Herren seit hundert Jahren in ihren Liedern so viel Unerreichbares, ja Unnennbares gesungen.

Er nahm daher Gelegenheit, die Tochter Fides ebenfalls bei Seite zu nehmen und sie vertraulich aufzumuntern, daß sie den Frauendienst sich nur unbedenklich gefallen lassen und keineswegs die Büchlein und Briefe des guten Knaben zurückweisen oder etwa gar vernichten solle. So hatte Fides nun verschiedene Rathschläge erhalten; um deren nicht noch mehr zu bekommen, schwieg sie und beschloß, von dem Einen das und von dem Andern jenes zu befolgen. Sie behielt ihre Strenge gegen Johannes bei, sprach nie mit ihm und erwiderte niemals seine Botschaften. Dagegen nahm sie die letzteren an sich, wenn sie ihr auf immer neue Weise zukamen, so daß die Manessen-Frau vergeblich darnach spähte und sich wunderte, nichts aufzufangen. Wiederum händigte Fides ab und zu dem Ritter das Reimgut ein, der es behaglich sammelte und besonders aufbewahrte.

Es war nun ganz gegen die Sitte und sollte wol darthun, daß Alles ein Spiel sei, wenn nicht nur Hadlaub's Minnewerben offenkundig gemacht, sondern auch der Name der sogenannten Herrin nicht verschwiegen wurde und das artige Spiel so zum Gemeingut und Vergnügen eines weiteren Kreises sich gestaltete. Jeder, der herzukam, nahm daran Theil, spornte den naiven Sänger zur Ausdauer an, versprach ihm süßen Lohn und legte bei der Schönen ein gutes Wort für ihn ein. Sie wurde bald von diesem, bald von jenem Hochstehenden geplagt, bis sie einen widerwilligen Gruß an ihren Diener auftrug oder gestattete, ihm zu hinterbringen, daß sie sogar nach ihm gefragt habe. Selbst die Aebtissin, ihre Mutter, forderte sie zuweilen scherzend auf, freundlicher gegen den Gesellen zu sein, und als man diesen endlich in's Haus lockte, um ihn unversehens vor ihre Augen zu bringen, mußte sie sich trotzig einschließen, da sie weder sich, noch ihn solchem Spiele preisgeben wollte. Und doch wurde dieses Spiel durchaus ohne Spott und Lachen, vielmehr mit einer gewissen feierlichen und feinen Freundlichkeit geübt.

Trotz Allem schien Fides sich an das seltsame Verhältniß zu gewöhnen und allmälig heiterer zu werden, obgleich ihr Benehmen gegen Johannes immer das gleiche blieb. So verging ein und das andere Jahr; zu dem reichen blonden Lockenhaar des jungen Mannes gesellte sich bereits ein ebenso blonder Bart um Wangen und Kinn, wenn wir seinem eigenen Conterfei aus jener Zeit glauben dürfen; Fides aber war schon eine der schönsten und stolzesten Frauengestalten geworden, welche weit und breit zu finden waren, und Johannes wurde nicht müde, sie mit allen Jahreszeiten, mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter gleichzeitig zu besingen. Alle Reize der wechselnden Natur vereinten sich in seinen Liedern mit Sehnsucht, Klage und Hingebung der Liebe und dem Preise

Digitized by Google

der geliebten Frau. Er war jetzt seiner Töne sicher und Herr Rüdiger bereits im Besitze einer ansehnlichen Sammlung seiner Lieder.

Aber auch die große Sammlung der Minnesänger war jetzt so weit vorgeschritten, daß schon an hundert derselben, meistens vollständig, beisammen lagen und jeder sein eigenes Heft schöner Pergamentblätter hatte, zu einem großen Theile mit Bild und Wappen versehen. Ein florentinischer Gesell, an beiden Münstern in seiner Kunst thätig, war dem Schreibemeister behülflich, woher manche der Gemälde ihre ausdrucksvolle Einfachheit und edle Gewandung erhielten. Für Ausmittlung der Wappen aller der singbaren Herren aber war sowol der Maneſſe als insbesondere auch Bischof Heinrich besorgt, der schon, als er Propst in Zürich gewesen zu Zeiten des Conrad von Mure, und später als königlicher Kanzler in dieser Materie große Erfahrung gewonnen hatte, wie er denn überhaupt in allen Sätteln gerecht war.

Deutscher König war jetzt der verwachsene, herrschsüchtige und gewaltthätige Albrecht, Sohn Rudolf's, und es war bei Anlaß eines Aufenthaltes desselben in Zürich, als eine größere Zahl geistlicher und weltlicher Herren dort zusammen trafen, von denen nach der Weiterreise des Kaisers manche noch in der befreundeten Stadt blieben, wo fast Alle verbürgert waren und fröhlicher wurden, wenn der stachlichte Kronenträger, der es mit Niemandem freundlich meinte, wieder verschwand. Eine Reihe von Staatsgeschäften hatte er in Zürich behandelt, unter andern auch mit dem Rathe der Stadt, bei welcher Gelegenheit Johannes Hadlaub mit einer Kleinigkeit, ohne es zu wissen, ein günstiges Aufsehen machte. Er war vom Ritter Rüdiger mitgenommen worden, um ihm als Schreiber und Actenbewahrer zur Hand zu sein. Als nun der Kaiser in böser Laune einst durch das zahlreiche Gefolge hineilte, das in der Wohnung des Reichsvogtes versammelt war, und plötzlich eine unerwartete Richtung einschlug, gerieth ihm Johannes unverschuldeter Weise in den Weg, also daß jener mit ihm zusammen prallte; Albrecht fuhr ihn ärgerlich an: Wer bist Du? „Ein Stein des Anstoßes!" erwiderte Johannes lachend, ohne irgendwie roth oder blaß zu werden. „Du bist ein kecker Bursche, fort mit Dir!" rief der Andere und wandte ihm den Rücken.

Diese Unerschrockenheit des Johannes hatten die Umstehenden, von denen Wenige den König liebten, wohlgefällig bemerkt, und man erzählte nachher von dem unbekümmerten, muthigen Wesen des jungen Mannes, und lächelnd klopfte ihm mehr als ein Gewichtiger auf die Schulter, welcher dergleichen nicht vermocht hätte.

Als, wie gesagt, der König fort war, gedachten die Zurückgebliebenen sich noch etwas zu belustigen. Die Fürstäbtin Kunigunde und Walther, der Freiherr von Eschenbach, der westlich und südlich von Zürich viele Herrlichkeit besaß, luden eine große Gesellschaft zur Jagd in ihren Forsten, welche angränzend am Albisberg und im Sihlthal ihnen gehörten und die heutzutage Eigenthum der Stadt Zürich sind. Herr Maneſſe lud auf den gleichen Tag die Jäger zum Mahle in die Burg Manegg, wo er zur Verschönerung des Festes die Liedersammlung, soweit sie gediehen, vorzuweisen und damit dem Johannes einen Ehrentag als Belohnung seines Fleißes zu bereiten gedachte.

Digitized by Google

Auf den ganzen Plan war seine wackere Frau Manesse nicht gut zu sprechen; abgesehen von der großen Bewirthung, ärgerte sie der Handel mit dem Minnewesen, insbesondere das Hadlaubische Lustspiel, dem sie gar nicht traute. Bei aller Aufmerksamkeit war ihr beim Fahnden auf Hadlaub's Manifeste ein einziges seiner Lieder unmittelbar in die Hände gefallen und zwar gerade dasjenige, in welchem er in hergebrachter Weise seinen Unwillen gegen die Merker und die Hut Worte gab: „Daß sie verflucht seien mit ihren langen Zungen und mit ihrem verborgenen Schleichen! Sie schielen umher, wie die Katze nach der Maus, der Teufel soll ihr aller Pfleger sein und ihnen die Augen ausbrechen!" hieß es am Schlusse dieses Hymnus.

Obgleich es nicht so böse gemeint war, fühlte sich die Frau Obermerkerin doch nicht geschmeichelt von solchem Gesange und sie suchte daher die Absicht ihres Eheherrn zu vereiteln. Allein ihre Mühe war fruchtlos und auch die Bewirthung auf der Manegg wurde in jedem Stücke um so reichlicher vorbereitet, je einfacher es die Frau ausführen wollte. Es war, als ob der Ritter die Augen überall hätte und in der Küche eben so gut Bescheid wüßte, wie in der öffentlichen Verwaltung, den Rechtssachen, dem Minnesang und der Wappenkunde.

An einem sonnigen Morgen zu Anfang Septembers ritt die Gesellschaft nach den Albisforsten ab in großer Fröhlichkeit. Es waren dabei der Bischof Heinrich von Klingenberg, die Aebtissin mit mehreren Frauen, worunter die Fides, die Aebte von Einsiedeln und Petershausen, Graf Friedrich von Toggenburg, Lüthold von Regensberg, Herr Jakob von Wart und dessen jugendlicher Sohn Rudolf, die Edlen von Landenberg und Tellinkon und der von Trotzberg. Herr Walther von Eschenbach ritt mit den Knechten und den Hunden dem Zuge voraus und Herr Manesse mit seinem Sohne, dem Schulherrn, und mit Johannes Hadlaub schloß denselben. Noch andere Herren, Pfaffen und Frauen, die für die Jagd zu bequem waren, wollten sich später auf Manegg einfinden, wo die Manessin inzwischen ihre verzauberte Mahlzeit richtete, die sich ihr, wie gewohnt, unter den Händen aus einem Käse- und Wurstimbiß in eine Hoftafel umgewandelt hatte; gewiß zum letzten Male! nahm sie sich mit unzerstörlichem Vertrauen auf die Zukunft vor, den tröstlichen Leitstern alles Menschenthumes.

Welche Schwäche! würde jetzt manche Frau ausrufen; aber wie liebenswürdig war dagegen jene stets für ihren Geiz kämpfende und unterliegende Wirthin, die wegen der Salz- und Pfefferfrage nicht den Hausfrieden brach und es nicht biegen oder brechen ließ, sondern dachte, morgen ist auch wieder ein Tag und die mildere Zeit, die seldenbäre, wird auch mir noch aufgehen! Und wie Schad' ist es, daß wir ihren vollen Namen nicht mehr wissen, der von seltenem Wohllaute hätte sein müssen.

Die Jagd förderte sich rasch durch die Waldungen hinauf, es wurde ein einziger Hirsch verfolgt, mehr um in bewegter, freudiger Art auf die oberste Bergeshöhe zu gelangen, als der Beute wegen. In der Schnabelburg, weit über alles Land hinwegsehend, begrüßte Walther von Eschenbach als Hausherr die Gäste, als Nachfolger jener uralten ausgestorbenen Freien von Senableborc;

Digitized by Google

denn schon vor sechshundert Jahren hat es für jene Menschen schon alte unvordenkliche Zeiten gegeben. Von hier aus übersah man dies- und jenseits des Berges bis über den Reußfluß weg die Burgen und Dörfer des Eschenbacher Freiherrn, und der blühende junge Mann fühlte sich so recht im Glücke, als die Herren und Frauen aus allen Fenstern seines Saales in die Lande schauten und seinen Besitz lobten. Die Seen von Zürich und Zug schienen nur als Spiegel dieses Glückes aus den großen Thälern herüber zu schimmern, und die damals verschlossene Gebirgswelt in ihrem silbernen Schweigen, von den Hörnern des nachmaligen Bernerlandes bis zum Säntis, schien nur als Zeuge einer ewig seligen Gegenwart herum zu stehen.

Nach kurzem Aufenthalte aber stieg Alles wieder zu Pferde, um auf dem Rücken des langgestreckten Berges davon zu fliegen. Es wurden jetzt Falken gebracht, da in solcher Höhe die Lüfte frei waren, und in heller Freude ließen die „seldenvollen" Frauen die Federspiele steigen. Insbesondere die junge Gattin des Eschenbacher's, ihm nicht lange vermählt, die sich dem Zuge angeschlossen, that sich in Freude hervor, und mit ihr wetteiferte die Braut des jungen Wart, die auf der Schnabelburg zu Gast war, Gertrud von Balm, eine holde Nachbarin aus der Gegend der Lenzburg her. Wie Zwillinge der Freude, in lieblichen Uebermuth, sprengten sie, die Neuvermählte und die Verlobte, mit wallenden Schleiern Allen voran und warfen ihre Falken in die Luft, jauchzend, als sie sahen, wie beide Vögel auf denselben Reiher stießen, der sich vom Türlersee erhoben hatte und ostwärts nach dem Glatthal hinüber steuerte. Vor der Compagnie, die in der Richtung nach Norden zog, breitete sich in's Blaue hinaus über Zürich-Thur- und Aargau hin bis zu den schwäbischen Höhen und den Gebirgen des Jura, das Land, und von allen Punkten schimmerten die Thürme der herrschenden Geschlechter oder die Gotteshäuser und Kirchen. Einem Zuge von Göttern gleich eilten sie auf dem Berggrate dahin, Lust und Stolz auf allen Gesichtern, von den hohen Spitzhüten der Herren flatterten die Bindeschnüre, an den Enden zierlich verknüpft, modisch in der Luft und verkündeten den von jedem Drucke freien Sinn des Augenblickes. Einzig die schöne Fides ritt mit ernstem Gesicht, auf welchem Trauer und hoher Muth, Gefühl der Heimatlosigkeit und niedergehaltene Lebenslust sich mischten, geheimnißvoll wie die Dämmerungen der Tiefe, in welcher unsichtbares Volk waltete, dem die Zukunft gehörte.

Endlich tauchte der Jagdzug wieder in den Wald hinab, um auf die Burg Manegg zu gelangen, über welcher man angekommen war und wo die Manessin mit ihren Mägden soeben alle verhaßten Zurüstungen tadellos vollendet hatte und in Mitten der bereits anwesenden Gäste die Jäger freundlich und höflich empfing. Selbst der Hadlaubische Johannes, der bescheiden zuletzt eintrat, erhielt keinen ungnädigen Blick von ihr, da sie dachte, das Spiel mit ihm werde jetzt wol sein Ende nehmen, nachdem man ihm die Lieder entlockt.

Allerdings hatte er heute noch eine nicht geringe Vorstellung zu thun; denn als man zu Tische saß, frug Bischof Heinrich nach dem Minnekanzler und ruhte nicht, bis er ihn unter den Gästen sitzen sah. Fides erröthete und blickte mit unruhigem, ja unwilligem Wesen um sich; Johannes erröthete noch viel mehr

Digitized by Google

und wagte nicht aufzusehen. Nichts destoweniger wurde er mit Wohlwollen betrachtet und auch ohne Stolz, da er als freier Abkömmling vom Berge zu dem bürgerlichen Gemeinwesen gehörte, dessen Schutz und guten Willen bereits mancher Herr wol brauchen konnte.

Nach eingenommenem Mahle aber führte der Hausherr die ganze Gesellschaft in einen Luftsaal, den er auf der Burg neu gebaut hatte. Längs Fenstern und Wänden waren Sitze bereitet, auf welchen man Platz nahm; in der Mitte des Saales stand ein Tisch und auf diesem lagen aufgeschichtet die Bücher der Minnesinger, welche Johannes geschrieben, jedes vorläufig zwischen zwei dünne Holzdeckel gelegt, die mit Seidenzeug bezogen waren, und wo schon Gemälde vorhanden, diese besonders mit einem Vorhange von rother, blauer oder anderer Seide geschützt. Diese Bücher wurden nun in der Art vorgewiesen, daß Johannes eines um das andere herum bieten mußte, nachdem er den Namen des Sängers ausgerufen. Herr Manesse selbst nahm ihm die Bücher ab und gab sie den Frauen, Prälaten und Rittern in die Hände, so daß die schönen weißen Pergamentblätter bald rings im Saale glänzten und die Bilder in Gold und Farben von allen Seiten schimmerten und durch ihren Inhalt rührten oder fröhlich machten.

Nach Kaiser Heinrich VI. im vollen Ornat, nach einem älteren Vorbilde überlieferungsweise gemacht, kam das letzte Staufenkind Conradin der Junge, auf der Falkenjagd, ein feiner Knabe mit goldener Krone, langem grünem Rock und weißen Jagdhandschuhen, auf einem Grauschimmel ansprengend, in den frohen Tagen gedacht, bevor er nach dem Throne der Väter zog und das junge Leben verlor. In den wenigen Liedern, die diesem Bilde folgten, zwitscherte das halbe Kind:

Weiß kaum, was Frau'n und Minnen sind,
Mich läßt die Liebe stark entgelten,
Daß ich an Jahren noch ein Kind.

Eine Erfindung Johannes' war auch das Bild zu den Liedern König Wenzel's von Böhmen. Der saß ebenfalls in allem Pomp, umgeben von seinen Hofämtern, auf dem Throne, zu seinen Füßen zwei Spielleute, ein Fiedler dabei, in welchem Hadlaub sich selbst dargestellt. Ein Pfalzgraf gab einem knieenden Ritter den Schwertgurt, und dieser Pfalzgraf, von jugendlicher Gestalt, zeigte ein so zartes und adeliges Gesicht, daß es fast überanmuthig schien für einen Mann, bis man entdeckte, daß es eigentlich nichts Anderes, als das Gesicht der Dame Fides sei. Diese Entdeckung fand jedoch nicht sogleich statt, sondern erst, als einige weitere Bilder die gleiche Erscheinung zeigten und man zu untersuchen begann, warum die edlen Gestalten Einem denn so bekannt vorkämen. Denn gleich der nächste Sänger, Herzog Heinrich von Breslau, der umgeben von seinem Turniergefolge gewaffnet zu Pferde saß und von den Frauen den Kranz empfing, zeigte wieder das nämliche anmuthsvolle Gesicht, ebenso Markgraf Heinrich von Meißen, der mit vier Falken jagt, und so weiter andere Ritter mehr, während nirgends eine der vielen Frauengestalten die Gesichtszüge der Fides zeigte.

Digitized by Google

Der sehnliche Schreiber und Maler erzielte durch diesen Kunstgriff wol zwei Vortheile: einmal konnte er das geliebte Gesicht zum öftern anbringen, ohne die Inhaberin desselben bloß zu stellen, und dann erhielten die betreffenden Helden dadurch einen geheimnißvoll idealen Charakter, der sie über die ebenfalls meistens zarten und jugendlichen Gestalten der vielen Nebenfiguren emporhob. Denn es ist merkwürdig, wie diese ganze Bildwelt, gleich archaistischen Werken des frühern Alterthums, ein ewig heiteres, lächelndes Wesen zeigt und man manchmal die Männer, wo sie nicht in den Eisenhüllen stecken, nur an den kürzeren Haaren von den weiblichen Personen zu unterscheiden vermag, ein Zeugniß, daß das Schöne schöner sein sollte, als das wirkliche Leben.

Ungefüge verworrene Kampfscenen erinnerten jedoch an das eiserne Zeitalter in den Schildereien von den Herzogen von Anhalt und Johann von Brabant; auch waren da die vielen Pferde, die durcheinander toben, nicht die starke Seite des fleißigen Malers, und nur an den energisch geschwungenen Schwertarmen erkennt man einige Kunstgerechtigkeit, sowie an der stets correcten Zügelhaltung. Friedlicher ging es wiederum zu bei Herrn Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, der jetzt noch mit seiner Dame am Schachbrett sitzt bei der Musik von vier Spielleuten, zwei Posaunenbläsern, einen Sumberschläger und einem Sackpfeifer.

Auf solche Fürstlichkeiten folgten indessen bald die singerlichen Grafen, Ritter und bürgerlichen Meister, und vorzüglich die Sänger des Landes waren zuerst mit Bildern bedacht. Graf Kraft von Toggenburg steigt in hochrothem, schönfaltigem Gewand auf einer Leiter zum Söller der Geliebten empor; der Kopf zeigt prächtiges, edel geordnetes Haar und schönste Gesichtsform. Die Frau reicht ihm einen reichen Blumenkranz, auf einen Goldreif geflochten, entgegen und trägt selbst einen Rosenkranz auf dem Haupte. Als das Buch mit diesem Bilde dem anwesenden Grafen Friedrich in die Hand kam, gab er es mit überschattetem Antlitz sogleich weiter; denn weil die dargestellte Liebesscene an die Zeit erinnerte, wo ein Brudermord das Grafenhaus verfinstert hatte, vermochte sie ihn keineswegs zu erheitern, und er liebte nicht, davon zu sprechen.

Herr Conrad von Altstetten aus dem Rheinthale lag mit seiner Geminnten unter einem weitverzweigten Rosenbaum, mit dem Haupt in ihrem Schooße, den Falken auf der Hand; sie beugt sich über ihn und legt ihre Wange auf seine Wange, ihn mit beiden Armen umfassend. Diesem Paare folgte Wernher von Teufen, der ebenfalls mit der Seinen auf der Falkenjagd ist, aber noch zu Pferde sitzt und im Reiten, während sie den Falken hält, sich zu ihr hinüber neigt und ihr zärtlich den Arm um die Schulter legt; alles gar anmuthvolle Darstellungen.

Nun erschien aber einer der Anwesenden selbst, als Herr Jakob von Wart ausgerufen wurde. Johannes Hadlaub lächelte schalkhaft, als er seinen Namen rief, weil er ihm das schmeichelhafteste Gemälde gewidmet hatte. In einem Baumgarten, auf blumenbewachsener Erde, sitzt der alte Herr und zwar in einer Badekufe und entkleidet, so jedoch, daß das Wasser ganz mit Rosen bedeckt ist. Ueber ihm verbreiten sich Lindenäste, in welchen Vögel singen, und um ihn stehen vier Fräulein, die ihn bedienen. Eine setzt ihm einen Kranz auf das

Digitized by Google

graue, aber blühende und lachende Haupt, eine reicht ihm einen goldenen Becher zum Trinken, und die Dritte reibt oder streichelt ihm gar annehmbar Schulter und Arm; diese trägt auf dem Kopfe einen prächtigen Modehut von Netz- und Perlenwerk, die anderen tragen Blumenkränze auf den Locken. Die Vierte aber kniet in weißem Gewande und mit verhülltem Kopf, also wol eine Dienerin, vor einem Feuer, über welchem ein Kessel hängt, und handhabt eifrig den Blasebalg, um stets warmes Wasser für das Bad bereit zu halten.

„Hier kommt der Lohn der Tugend und Frömmigkeit!" rief Herr Maneſſe, als er das Buch dem alten Herrn von Wart übergab, und Alle, die das Bild mitsahen, wünschten ihm mit heiterem Gelächter Glück und Heil und klatschten in die Hände.

„Ei, ei! wenn ich Solches doch nur erlebt hätte!" rief der Alte, gleichmäßig lachend; aber was hilft mir dies gemalte Scheinbild des Glückes? Herr Ulrich von Liechtenstein will dergleichen zwar genossen haben auf seinen Minnefahrten, auch in Herrn Wolfram's Parzival lesen wir von solcher Sitte, ich aber habe leider nichts davon verspürt!"

„Ich will Euch gleich das Bad rüsten lassen, wenn Ihr Euch hinein setzen wollt, edler Herr!" sagte Frau Maneſſe, die jetzt aufgeräumt über die bestandene Mühe war.

„Gewiß, thut das," rief der Ritter, „ich will mir auch unverweilt die vier Damen auswählen, die mir den Rücken reiben! Wie wohl wird mir das thun!"

Während Alles über die Fröhlichkeit des ältlichen Ritters noch lächelte, hörte man plötzlich ein helleres Lachen, das von Fides herrührte. Sie schien endlich auch zu heiterem Sinn erwacht, und zwar durch ein seltsames Vogelungethüm, das auf einem Bilde dahergeritten kam. Dasselbe sollte Hartmann von Westerspühl, den Dienstmann der reichen oder größern Aue vorstellen, welcher den armen Heinrich, Erec und Iwein gesungen hat. Es mochte eine von den ersten Schildereien Hadlaub's und ohne guten Rath unternommen sein; denn man sah fast nichts als einen großen, unförmlichen Helm auf einem kleinen Rößlein einherreiten, überragt von einem ungeheuerlichen Vogelkopf. Ferner war das unsichtbare Männlein noch gedeckt von dem Schilde mit den drei Hahnenköpfen der Westerspühler und über ihm flatterte das Banner mit den gleichen drei Gockeln; allein die sechs Köpfe sowol wie der große Hahn der Helmzierde waren oder sind noch so übel getroffen, daß Niemand die Natur des Vogels deutlich erkennen kann und Einige denselben für einen Adler halten.

„Was ist das für ein Reitervogel oder Vogelreiter?" rief die Fides; „er sieht aus wie eine Henne mit sechs Küchlein zu Pferde!"

Das Bild ging zur Belustigung der Gesellschaft herum, weil sie vergaß, daß der Urheber sich vielleicht etwas zugute that auf dasselbe; der ältere Wart aber bemerkte, daß der wunderliche Reitersmann wirklich der Großvater seines Nachbars von der Thur, des jüngern Herrn Hans von Westerpühl, sei und daß auch dieser sich noch einen Dienstmann der Reichenau nenne. „Der führt aber jetzt die drei Hüfthörner im Schilde statt der Hahnenköpfe," setzte jene hinzu.

Inzwischen hatte Fides schon einen neuen Gegenstand ihrer kritischen Laune ge-

Digitized by Google

funden in dem Gemälde vom Sängerkriege, das nun herumging. Auf demselben saßen oben in ihrer Herrlichkeit Landgraf Hermann und die Landgräfin Sophie als Richter, unten aber auf einer Bank dicht in einander gedrängt die sieben Sänger. Klingsohr von Ungerland in der Mitte und links und rechts von ihm Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Rißach, der tugendhafte Schreiber, Biterolf, Reinmar der Alte und Wolfram von Eschenbach. In der That war es höchst drollig anzusehen, wie die sieben Streitbaren, von Leidenschaft bewegt, so eng zusammen gedrückt sich auf dem armseligen Bänklein behelfen mußten, während die Fürsten oben in himmlischer Ruhe sich breit machten.

„Das ist ja," rief Fides, „genau jenes Spiel der Schulkinder, welches man ein Käsdrücken nennt, wo die Aeußersten der Bank nach der Mitte hin pressen, um die dortigen hinauszudrängen, die Mittleren aber sich gewaltsam ausdehnen, um die Aeußersten von der Bank abzusprengen."

Johannes Hadlaub hatte Fides noch nie so viel sprechen gehört und nun geschah es nur, um seine wohlgemeinten Thaten herabzusetzen und lächerlich zu machen, wie es ihm wenigstens schien; denn daß Mancher der Neckerei, die ja nur von erwachendem Frohsinn zeugte, sich eher gefreut hätte, vermochte er nicht zu wissen. Er stand daher trübselig und verdutzt vor der lachenden Gesellschaft und rief tonlos den Meister Gottfried von Straßburg aus, gab das Buch hin und wollte eben das nächste, das Regenbog, den Schmied, enthielt, ergreifen, als Herr Rüdiger Manesse herzutrat mit einem neuen Buch und laut von der Spitze desselben herunter las und ausrief: Meister Johans Hadlaub! Er hatte die Lieder Hadlaub's im Geheimen zusammengestellt und mit dem Vergnügen eines sammlerischen Beschützers eigenhändig abgeschrieben. Alles wurde aufmerksam, als er nun die Erscheinung eines neuen Minnesingers im eigenen Kreise verkündigte und wie die hohen Fürsten, Bischof Heinrich und die Aebtissin, mit Beistimmung des Rathes von Zürich, den werthen Mann in den Stand der Meister zu erheben beschlossen hätten. Die tugendreiche Frau Fides von Wasserstelz aber sei auserseh en; ihm den Kranz aufzusetzen und verdiente Huld zu erweisen.

Gleichzeitig bewegte sich der Bischof, der die Aebtin Kunigunde führte, gegen Fides hin, um ihr einen vollen Rosenkranz, auf silbernen Reif geflochten, zu übergeben. Fides jedoch erhob sich hastig, von Roth übergossen, und wollte entfliehen. Aber schon standen Eschenbach und der junge Wart, die Gemahlin des ersteren und die Braut des andern, hinter ihrem Stuhle, und die beiden Paare hielten sie auf dem Sessel fest und drückten ihr den Kranz in die Hand. Indessen führten Manesse und Toggenburg, gefolgt von den Aebten und anderen Herren, den ganz bleich gewordenen und schwankenden Johannes vor den Sitz der Fides. Der zaghafte Meister, der vor einigen Tagen dem bösen Kaiser ins Gesicht gelacht, that jetzt, als wenn er zum Tode geführt würde, da er vor seiner reinen, süßen, selbenreichen, minniglichen Frau knieen sollte, von der bereits in den vorliegenden Liedern zu lesen war, wie er mit ihr ringen und sie auf ein Bett von Blumen hinwerfen würde, wenn er sie nur dort hätte!

Es gab nichts Schöneres zu sehen, als die sitzende Fides in ihrer Bedrängniß,

Digitized by Google

festgehalten von den zwei blühenden jungen Paaren, aber auch nichts Erschütternderes, wenn Einer die Zukunft hätte sehen und wissen können, wie in einer kurzen Spanne Zeit der jetzt so frohe Wart König Albrecht's Ermordung wegen auf das Rad geflochten sein und eben dieses fröhliche Bräutlein, alsdann seine Gattin, drei Tage und Nächte hindurch betend auf der Erde unter dem Rade liegen würde, bis er den Geist aufgegeben; wie dieser selbe Eschenbacher Freiherr, landesflüchtig, in der Fremde als Hirtenknecht sein Leben fünfunddreißig Jahre lang fristen sollte, verborgen, verschollen in einer Hütte sterbend; wie die Geschlechter vertilgt, der hundertjährige Besitz genommen und die Burgen zerstört wurden, daß die Flamme zum Himmel und das Blut von der Erde rauchte vor den grimmigen Bluträchern. Diese Wolke schwarzen Schicksals, die über dem sonnigen Lebensbilde hing, barg den Blitz einer unbesonnenen, ungeheuern That, wie sie, erzeugt durch den Druck ungerechter Gewalt, ungeahnt und plötzlich einmal entsteht und den Thäter mit dem Bedrücker vernichtet.

In sorgloser Heiterkeit wurde Meister Hadlaub vor die sitzende Fides gebracht und auf ein Knie niedergelassen, was sich von selbst machte, da er sogar ganz umfallen wollte und rückwärts gesunken wäre, wenn ihn die Herren nicht gehalten und gestützt hätten. Er wendete die Blicke furchtsam zur Seite, als ihm Fides, gedrängt von den Freunden, den Kranz auf den Kopf setzte. Als aber seine Hand genommen und in ihre Hand gelegt wurde und sie auf allgemeines Zureden endlich halb unwillig, halb lachend zu ihm sagte: Gott grüße meinen Gesellen! da regte er sich, wie ein Thierlein, das sich in der Angst todtgestellt hat und nun allmälig wieder bewegt und munter wird. Er sah zu ihr auf, hielt ihre Hand mit beiden Händen fest und blickte ihr in's Antlitz, ganz nahe, wie noch nie. Da sah er nun, was er doch schon so oft beschrieben, zum ersten Mal so recht deutlich ihren Mund, ihre Wängel rosenfarb, ihre Augen klar, die Kehle weiß, ihre weibliche Zucht und die Hände weißer als Schnee. Ja, Alles war so und tausendmal schöner, ein Wunder neben dem andern! In diesem Gesichte gab es keine unklaren topographischen Verhältnisse, keine unbestimmten oder überflüssigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren bestimmt, wenn auch noch so zart geprägt, wie in einem wohl vollendeten Metallguß, und alles beseelt von der eigensten, süßesten Persönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich, obgleich ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin schlummerte, der des Glückes zu harren schien, um zu erwachen.

Alles um sich her vergessend, schaute Johannes, dieweil seine beiden Arme auf ihrem Schoße lagen, sie so selig und ganz verklärt an, daß unwiderstehlich ein Hauch des Glückes in ihre Seele hinüberzog und ein liebliches Lächeln auf ihre Lippen trat. Hingerissen von dem anmuthigen, wahrhaft rührenden Schauspiele, das die Beiden in diesem Augenblicke gewährten, gaben alle Umstehenden ihre Freude und ihren Beifall laut zu erkennen; der Höhepunkt des artigen Spieles war für sie erreicht, und sie genossen dankbar das feierliche Kunstwerklein.

Durch das beifällige Geräusch wurde jedoch Fides aus ihrer Vergessenheit geweckt; sie zuckte zusammen und wollte ihre Hand aus Hadlaub's Händen

Digitized by Google

zurückziehen. Der war aber seinerseits keineswegs erwacht und hielt nur um so fester, bis Fides höchst erregt und mit Thränen in den Augen sich niederbeugte und ihn tüchtig in die Hand biß. Obgleich ihm das nicht im mindesten weh that, wie er später versicherte, kam er doch nun auch wieder zum Bewußtsein; er ließ ihre Hand sänftlich fahren, und sie erhob sich rasch, um aus dem Kreise der Umstehenden hinaus zu kommen. Da trat ihr aber ihr Herr Vater, der Bischof, entgegen und bat sie, dem so löblichen Gesellen nun auch irgend etwas zu schenken, zum Gedächtniß dieses Tages, als einen kleinen Minnelohn; das sei gute Sitte. Sie suchte in einer Tasche, die ihr zur Seite hing und worin sie die Handschuhe und Anderes stecken hatte, fand eine Nadelbüchse von Elfenbein, in griechischer Arbeit kunstreich geschnitten, zwei mit einander kämpfende geschuppte Drachen vorstellend; das warf sie hin, um nur endlich frei zu werden.

„Nicht so unfreundlich!" mahnte nun die Mutter Fürstäbtin, welche das Nadelbein aufhob und es ihr wiedergab; „in guten Treuen gib es ihm hin, daß er auch Freude daran haben kann!"

Diese Ermahnung wurde von allen Anwesenden unterstützt und wiederholt. Fides gab ihm das Büchslein in die Hand und floh dann aber schleunigst aus dem Saale.

Johannes hielt das Elfenbein so fest in der Faust, als ob er ein Knöchlein des heiligen Petrus selbst erwischt hätte, und machte sich damit bei Seite, während die Fürstin sagte: „Es nimmt mich Wunder, daß sie es ihm gegeben hat; denn ein Vorfahr hat es über's Meer gebracht und sie trägt es von Kindesbeinen auf in der Tasche herum."

Wenn Johannes ein Schneider hätte werden wollen, so wäre er jetzt wenigstens im Besitz einer Nadelbüchse gewesen; sonst verspürte er keinen weiteren Nutzen noch Fortschritt seiner Minnesachen seit dem glückseligen Jagdvergnügen. Es war, als ob Fides aus der Welt verschwunden wäre oder nie gelebt hätte; er sah sie nirgends und hörte sie nie mehr nennen; selbst als er nun einen großen Leich dichtete, erwähnte nicht einmal Herr Manesse derselben, und zwar aus dem Grunde, weil er ihn nicht einmal zu sehen bekam und Fides das betreffende Büchlein wie die andern Briefe, die sie von Johannes erhielt, jenem nicht mehr abgab und Niemand mehr wußte, was sie damit machte. Auch als Hadlaub nun in die Fremde zog, erhielt er kein Lebenszeichen und Niemand fragte, ob er nicht Abschied von ihr nehmen möchte; denn es war für gut befunden worden, daß er sich in der Welt umsehe, wozu verschiedene Besorgungen, die man ihm auftrug, Gelegenheit boten. Voraus war es nöthig, an Ort und Stelle, wo man noch fehlende Theile für die Liedersammlung zu finden hoffte, selbst nachzugehen und die vorhandenen Lücken wiesen in dieser Hinsicht nach dem Osten und dem Laufe des Donaustusses hin. Johannes war nun in der Angelegenheit hinlänglich bewandert und dazu angethan, das Werk zu fördern, welches seine eigene Sache mit geworden war. Ueberdies sollte er bei der königlichen Kanzlei gewissen Geschäften nachgehen, so die Herren von Zürich anhängig hatten, auch die Sachen des Bischofs Heinrich besorgen, welcher als ehemaliger Kanzler des hingeschiedenen Rudolf zuweilen noch den Sohn Albrecht

Digitized by Google

berieth, um die Kinder Rudolf's, soviel an ihm lag, in den glücklicheren Bahnen des klugen und menschenfreundlichen Vaters zu erhalten. Dergleichen Aufträge wußte Johannes mit Geschick und Bescheidenheit auszurichten und, ohne sich vorzudrängen, aufzumerken, wo die Dinge jeweilig blieben.

Der Bischof gab ihm ein Pferd, Herr Manesse schenkte ihm schönes Gewand und der Vater versah ihn mit Reisegeld, da er nicht wollte, daß Johannes ganz von den Herren abhänge. Er hatte auch gute Geleitsbriefe von Ort zu Ort, daß er überall wohl aufgenommen ward, als er jetzt quer durch Schwaben und Baiern ritt und schließlich mit seinem Rößlein auf einem Donauschiffe unterstand, um vollends durch Oesterreich hinunter zu fahren. Ueberall in Städten, Schlössern und Hochstiften war er eifrig dabei, abzuschreiben und weitere Kunde zu erwerben, so daß er, ehe er nach Wien kam, von dem einzigen Walther von der Vogelweide gegen zweihundert neue Strophen beieinander hatte, die wenigstens auf dessen Namen umliefen und noch nicht im Buche zu Zürich standen.

Zu Wien hielt er sich fast ein Jahr auf; dort fand er hauptsächlich die breiten Spuren Neithart's von Reuenthal, der ungefähr siebzig Jahre früher am Hofe Friedrich's des Streitbaren sein Wesen getrieben hatte. Die Sehnsucht, mit welcher seine ungestillte Minne in der einsamen Ferne ihn erfüllte, wurde in seltsamer Weise zuweilen gemildert durch den Gegensatz der ländlichen Dichterei Neithart's, der Poesie der Dörper, der derben Tanzmägde, Dorfsprenzel und Dorfrüchel. In trotziger Stimmung verfiel er selbst in solchen pastoralen Ton, und in einem ersten Liede, das er zu Wien abfaßte, verglich er die Mühsal der ungetrösteten Minne mit der harten Arbeit der Waldköhler, welche hacken und reuten müssen, der Fuhrleute, die in Regen und Wind sich unaufhörlich abplagen, die versunkenen Karren aus dem Schlamme zu heben, in dem sie fluchend stecken bleiben; das Herz solcher Liebhaber, von der Liebe wie mit Zangen gekneipt, zapple unablässig in der Brust, wie ein sperriges schreiendes Schwein in einem Sacke.

Dann trat wol das Heimweh hinzu und er sah das frohe Landleben auf der väterlichen Berghöhe und pries es in den neuen Tönen. In Ernteliedern, die er sang, hieß es nun urplötzlich: Nun bindet eure Zöpfe und setzt Kränzel drauf, feste Dirnen, die Ernte ist da! da gibt es Freuden genug und fröhliche Spiele mit den Knechten auf dem Stroh, dies- und jenseits des Baches, die man kann, ohne sie gelernt zu haben. Käme mir jetzt ein Lieb gelaufen, wahrhaftig, ich machte mich mit ihr in die Scheuer und wäre alle Sorgen los!

Wiederum in neuem Tone sang er das Wohlleben des Herbstes, als ob er der üppigste Fresser wäre: Ho ho! schüret nun das Feuer gut, laßt den Hafen überwallen von Fett, das weiße Brot zu tunken! Würste, Schinken, süßes Hirn, gut Gekröse, Därme, Bletze, feisten Schweinebraten her, daß in der heißen Stube den Knappen und den stolzen Mägden die glühenden Stirnen glosten! dann neuen Wein genug darauf und wieder Kragen, Magen, Haupt und Füße, siedend brodelnd! Wer trauren will, der bleibe von uns Essern fern, die voll von Freuden und allem Guten sind; wer sich aber mästen will, der komme her, gute Tracht macht das Gesinde fett! Wirth, mach die Stube heißer, sende

Digitized by Google

Gänse und gefüllte Hühner, gesottene Kapaunen, auch lasse Tauben schlagen und Fasanen schießen, daß dem Herbst seine Ehre geschieht! Laß den Hasen wallen, recht Salz hinein, daß wir baß dürsten und die Köpfe glühen, als hätte man sie angezündet!

Freilich schloß er diese Ueppigkeiten gewöhnlich mit einer zarten Wendung nach der feineren Seite hin, indem er bedauerte, daß der nahende Winter bald den Vöglein wehe thun und die Schönheit der geliebten Frauen verhüllen werde mit warmen Kappen, Pelz und Tüchern, kaum die Nasenspitze noch frei lassend, so daß ihre schmachtenden Liebhaber doppelt sehnsüchtig den Frühling erharren müßten, wo die Holden wieder auf dem Anger sichtbar würden. Allein dergleichen Abgesang schien nur anstandshalber den Schweinebraten, den Schafmägen und Klobwürsten lose angehängt zu sein und konnte kaum über die Vergröberung des Hadlaub'schen Liedergeistes täuschen.

Um die neue Kunstweise recht akademisch und epigonenhaft zu studiren, ging er sowol in der Stadt, als in den schönen Landschaften von Wien den Vergnügungen des Volkes nach und stand überall hinzu, wo gefiedelt, getanzt und gezecht wurde. Ein uralter Spielmann, der das Land an der Donau durchfuhr und in Wien mit Johannes in der gleichen Herberge wohnte, war dabei sein Führer. Dieser alte Spielmann hatte die sonderbare Eigenschaft, daß er seine Herkunft und seinen Namen gänzlich vergessen, wie er sagte seit einem Sturz, den er vor mehr als fünfzig Jahren gethan, und es haftete in seinem Gedächtnisse auch kein neuer Name, den man ihm gegeben oder um den er gebeten hatte. Einen solchen wiederholte er einige Male, um ihn sich einzuprägen; sobald aber die kleinste Frist vorüber, hatte er ihn vergessen und nannte den Namen dessen, der ihn gegeben. Alles war ihm bekannt, nur nicht die Namen seiner Eltern, seiner Heimat und sein eigenes Schicksal vor jenem Fall. Er konnte lesen, aber nicht mehr schreiben, und besaß ein ledernes Ränzchen voll verblichener und abgegriffener Liederbüchlein, die alle vor langen Jahren schon geschrieben sein mußten, sein einziges Eigenthum außer einer kleinen Harfe, deren Holz von unvordenklichem Gebrauche so dünn wie Papier geworden und vielfach geflickt war mittelst aufgeleimter Leinwandstreifchen. Sein Gewand war verschollen und farblos, sein langer Bart, der silberweiß gewesen, fing stellenweise an gelb zu werden. Der Kopf war vollständig kahl, aber von zierlichster Form und glänzend wie eine kleine Kuppel von Elfenbein, freilich selten sichtbar; denn sein Haupt war unausgesetzt von einem breiten, abgeschabten Pelzhute bedeckt, in dessen Schatten der Alte wie unter dem Dache des vergessenen Vaterhauses zu wohnen schien; die tiefliegenden Aeuglein schimmerten wenigstens so wohnlich unter dem dunklen Rande, wie die Fensterchen einer alten Strohhütte. Aus diesem verwitterten Wesen heraus klangen aber mit hellem Tone eine Menge Lieder, und das kleine baufällige Saitenspiel begleitete den Gesang mit auffallender Kraft.

Für Johannes Hadlaub ergab sich indessen keine große Ernte; denn die Lieder, welche der Alte sang, waren fast alles Volkslieder, die schon vor der Zeit des höfischen Kunstgesanges entstanden oder während dieser Zeit in den Niederungen der Gesellschaft geboren waren und niemals einen Namen trugen.

Digitized by Google

Auch in der Form erschienen sie so alterthümlich und einfach, daß Johannes sie für seine Zwecke nicht brauchen konnte und es aufgab, den grauen Spielmann für seine Sammlung auszubeuten. Dennoch folgte er ihm gerne, wenn er über Feld zog und ihm mitzukommen winkte; er liebte den seltsamen Alten und dieser war ihm hinwieder zugethan wegen seines gutmüthigen und sittsamen Wesens, das von der Wildheit der Leute vortheilhaft abstach, bei denen er seinen Erwerb suchte.

Das uralte Singmännlein war nämlich erst im höheren Alter erwerbslustig geworden, als die lebenslange Armuth endlich an ihm die Kraft verloren und das Spiel aufgegeben hatte. Als er einst besonders vertraulich gelaunt war, zeigte er dem jungen Freunde im größten Geheimniß ein Beutelchen voll Gold und Silber, das er unter seinem Gewande verborgen trug, und anvertraute ihm, er sei von der Fortuna, die er so lang verfolgt, glücklich vergessen worden und sammle nun, unbeachtet von ihr, nicht faul, was ihm reichlich zufalle, und halte sich ganz still dabei, damit die Vettel nicht doch wieder aufmerksam werde. In der That wurde ihm auch allenthalben, wo er sang und aufspielte, seines Alters wegen reichliche Gabe zu Theil. Fragte Johannes den Alten, für wen er denn so eifrig sammle und spare, so erwiderte er, es könne ihm noch einmal einfallen, wie er heiße und woher er sei, und dann wolle er heim gehen und habe den Seinigen doch etwas mitzubringen.

Eines Tages gingen sie auf das Tulner Feld hinaus, wo eine große Kirchweih mit Messe und Spectakel aller Art stattfand. Kriegsleute, Bauern, Bürger aus der Stadt, Frauen, Dirnen trieben sich da bunt durcheinander, an allen Ecken war Musik, Spiel und Tanz und dampften die Kessel und Backpfannen. Der Alte hieß den Johannes, ihn nun allein zu lassen bis zum Abend, weil er ihm mit seinem schönen Gewande die Freigebigkeit verscheuche; Hadlaub sah daher nur ab und zu nach ihm und wurde im Uebrigen nicht müde, sich unter dem Volke herumzutreiben, was nicht ohne Gefährde war. Viele der Bauern waren übermüthig und närrisch herausgeputzt mit bunten Wämsern und Bändern; sie trugen große Schnurrbärte und vorn zu jeder Seite des Gesichtes eine lange, rothhaarige oder pechschwarze Locke, die bis zum Gürtel herunter hing; dazu waren sie mit mächtigen Schwertern, Dolchen und anderen Waffen behangen, um zu prahlen und den Soldaten zu trotzen, wenn diese ihnen die ebenso bunten Dirnen abjagen wollten. Ihre prunkende Grobheit und Händelsucht kehrten sie dann gegen Jeden heraus, der sie nur betrachtete.

Johannes gesellte sich zu einer Truppe lustiger Schüler, welche die guten Weine aufsuchten. Ein Kloster ließ einen solchen ausschenken, der dem jungen Manne bald in den Kopf stieg. Durch die Aufregung wachte seine alte Liebeskümmerniß auf und zugleich eine verwegene Lebenslust, die mit jener im Streite lag. Er überbot wo möglich die Schüler in Keckheit und Muthwillen. Singend zogen sie umher und fanden ihre Lust vorzüglich darin, den schönen Städterinnen, welche nach dortiger Mode eine Art überbreiter Hüte trugen und damit umherspazierten, unter diese Hüte zu gucken, um des Anblicks ihrer Gesichter theilhaftig zu werden, was sonst unmöglich war. Bekanntlich hat er in einem Liedchen diese österreichischen Frauenhüte besungen und gewünscht, daß sie alle

Digitized by Google

die Donau hinunter schwimmen möchten. Es gab nun manchen freundlichen Scherz und manchen lieblichen Blick bekam Johannes, was dem Ungetreuen höchlich gefiel, so daß er immer kecker unter die Hüte schaute, um den traulichen Glanz zu suchen. Zuletzt aber entstanden Händel. Junge Handwerker traten den Schülern entgegen, der Lärm und die Kriegsluft verbreiteten sich, Soldaten geriethen hinter die Bürger und die Bauern hinter jene, und mit der eintretenden Dunkelheit war die Kirchweih in eine Schlacht verwandelt und das Feld voll Staub, Geschrei und Blutvergießen.

Johannes hatte seine Gesellen längst verloren. Ganz ernüchtert, aber mit zerrissenem Rock und blutendem Gesicht entzog er sich dem Getümmel, dessen bavarische Rauheit ihm ungewohnt und erschreckend war. Besorgt suchte er in der nächtlichen Verwirrung den alten Spielmann; er fand ihn an der Straße nach Wien mit blutigem Kopfe bewußtlos liegen, seine Kleider waren ihm vom Leibe gerissen und das hübsche weiße Schädelrund zerstört, zerschlagen, wie auch die alte kleine Harfe, mit welcher er sich gewehrt haben mochte; denn er war beraubt, sein Schatzbeutel ihm von dem Riemen geschnitten.

Johannes brachte den armen Alten mit Sorge und Mühe nach der Herberge. Dort kam er nochmals zum Bewußtsein; er schien über seinen verlorenen Namen nachzugrübeln, schüttelte seufzend den Kopf, indem er stammelte: „Ich bring's nicht mehr heraus!“ und bat Johannes, daß er seine Ledertasche mit den Liedern an sich nehmen und behalten möchte, worauf er den Geist aufgab.

Am anderen Tage untersuchte Johannes das Häufchen beschriebenen Pergamentes genauer, das vor ihm lag. Heutzutage würde man für jedes der verblichenen Büchlein und Röllchen, Stück für Stück, hundert rheinische Gulden bezahlen; Johannes dagegen wußte nicht viel damit anzufangen, da er ein einziges Heftchen fand, das einen Namen trug. Es war das Dutzend kleiner Lieder des von Kürenberg, die wir kennen in ihrer alterthümlichen Gestalt, Erzeugnisse eines wirklichen und ganzen Dichters, deren Ursprünglichkeit und Schönheit Hadlaub empfand. Erstaunt ahnte er in diesen kleinen Proben einen von hundert anderen Sängern unterschiedenen Geist, der in unbekannter Einsamkeit waltete, und der todte Spielmann, der diesen Namen allein aufzubewahren für würdig gehalten hatte, erschien ihm erst jetzt in einem geheimnißvoll ehrwürdigen Lichte. Er kehrte zu größerem Ernste zurück, und da seine Zeit überdies vorüber war, so packte er seine Erwerbungen zusammen und wanderte wieder der Heimat zu.

Auf seiner Straße dahin ziehend überdachte er bald freudig, bald traurig, wie es wol um die Fides stehen möchte und wie er sich zu ihr zu verhalten haben werde, in welcher Hinsicht er freilich keine großen Hoffnungen hegte. Allein vor der Hand empfand er die stärkste Sehnsucht, sie nur einmal wieder zu sehen, wie man in dunkler Zeit des Sonnenscheins bedürftig ist, auch wenn man keinen eigenen Weinberg besitzt, der daran reifen soll.

Er fand aber die Dinge nicht mehr vor, wie er sie verlassen hatte, als er endlich in der Heimat anlangte. Das mütterliche Lehen war jetzt auf Fides übertragen durch die Bemühungen des Bischofs, und sie saß als Freiin von

Digitized by Google

Wasserstelz auf der Burg am Rhein, einsam, wie einst ihre Mutter. Denn sobald sie ihre eigene Herrin geworden, war sie hingezogen und hielt sich die meiste Zeit dort auf, ohne sich dareinreden zu lassen. Die Burg war in jenen Tagen größer als jetzt; statt des Schlößchens mit dem achteckigen Oberbau und dem kleinen Garten nahm sie damals den ganzen Grundfelsen im Fluß ein mit starken Mauern und Thürmen. Außer einigen Dienerinnen, die sie aus ihrer kleinen Herrschaft im Dorfe zu Fisibach genommen, hatte Fides noch ein paar feste Knechte in die Burg gezogen, die ihr nebst den streitbaren Leuten in der Schloßmühle genugsamen Schutz gewährten. Mit der bösen Muhme Mechthildis auf Weiß-Wasserstelz stand sie übrigens in leidlichem Frieden. Nachdem diese endlich eingesehen, daß das Erbe ihrer Schwester für sie jedenfalls verloren sei, beschränkte sie sich darauf, die junge Frau auf Schwarz-Wasserstelz das „saubere Kräutchen" und das „schöne Unkraut dadrüben" zu nennen, verschmähte aber dabei nicht, ihr Korn in der Mühle mahlen zu lassen und das Mehl selbst zu holen in ihrem Schiffchen, da Fides sie jedesmal gut bewirthete.

Bald nach Hadlaub's Rückkehr waren im Haus Manesse Gäste geladen, denen der zufriedene Herr Rüdiger die poetische Reisebeute des jungen Meisters vorwies. Es wurde über die Beschaffenheit und Aechtheit der einzelnen Theile Rathschlag gehalten und dies oder jenes Stück versuchsweise vorgetragen, um Ton und Weise festzustellen, wobei Johannes selbst Hilfe leisten mußte. Es waren meistens die bekannten Herren da; mitten in der Unterhaltung trat aber eine für Johannes neue Erscheinung auf, die seine höchste Aufmerksamkeit erregte.

Es war der Graf Wernher von Homberg auf Rapperswyl, ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, hoher und prächtiger Gestalt, und von Ansehen schon ein vollendeter Ritter, fest und gemessen auftretend, kühn und feurig von Blick, derselbe, der nach Albrecht's Tode noch bei jungen Jahren unter König Heinrich von Lüzelburg Reichsvogt in den drei Ländern der Urschweiz, dann oberster Reichsfeldhauptmann in Italien und Führer des lombardischen Ghibellinenbundes wurde und durch seine Kriegsthaten sich auszeichnete. Wenn er in Waffen erschien, so war er mindestens sieben Fuß hoch, denn über seinem Helme wölbten sich die weißen Hälse des Wandelburger Doppelschwanes empor, die funkelnden Rubinringe in den Schnäbeln und solche Steine in den Augen, während der goldene Schild die Hombergischen Adler von schwarzem Zobel zeigte.

Als dieser glänzende Ritter jetzt mit sicherer Hand in die Unterhaltung eingriff und sich mit wenigen Worten als sangeskundigen Mann erwies, sah ihn Johannes vollends mit großen Augen an, bis man ihm in die Ohren raunte, daß der Graf schon an mehr als eine Frau Lieder gerichtet habe und im Geruche stehe, zur Zeit die schöne Fides von Wasserstelz in Minne zu besingen. Johannes erblaßte; diese Neuigkeit, so natürlich sie sein mußte, war ihm allzu neu und er stand rathlos vor derselben. Obwol er mit sehr unbestimmten oder gar keinen Hoffnungen liebte, so war er bis jetzt doch nicht gewöhnt gewesen, Rivalen neben sich zu sehen, und obgleich mit dem Erscheinen des ersten noch nicht gesagt war, daß dieser ohne Weiteres die Braut heim hole, so fühlte er doch unverweilt den Ruck, den es in einem Verliebten thut,

Digitized by Google

wenn unerwartet der Fremde, Unbekannte, Widerwärtige vor ihm steht, der nach seiner Meinung der Sache gelassen ein Ende machen könnte.

Daß dieser Graf, gerade weil er ein vornehmer Ritter war, vielleicht gar keine ernsten Absichten, wie man heute sagen würde, mit seinem Minnedienste verband, nach alter Sitte, da man nicht freite, wo man minnte, das konnte ihm nicht möglich scheinen. Und das war ihm um so eher zu verzeihen, als er in der Folge wohl bemerkte, wie die Freunde, voran die Eltern der Fides, diesmal ein ernstes Spiel und ihr die verhoffte Lebenswendung herbeizuführen wünschten.

Seinerseits hatte auch der junge Dynast von der Person Hadlaub's, dessen Verhältnisse und Minnethaten er bereits kannte, Notiz genommen und betrachtete ihn nicht unfreundlich lachend von oben bis unten. Je mehr er aber sich den hübschen Meister mit den leuchtenden Augen besah, desto ernster und kälter wurden seine Züge, und als er ihm unabsichtlich auf einer Treppe nahe kam, machte er beinahe mit der Faust eine jener zornigen Bewegungen, mit welchen er später geharnischte Guelfen im Genick packte und sie auf ihrem Pferde und sammt demselben davon jagend gefangen nahm.

Auch andere von den Rittern, welche früher freundlich gegen Johannes gewesen, änderten ihr Benehmen, und mehr als einer von den Dynasten sah ihn halb drohend an, wenn er sich mit Rede oder Bewegung vorwagte.

Nur Herr Rüdiger Maneſſe blieb in seiner ruhigen und sichern Gunst gegen ihn beharren, und auch Bischof Heinrich, als Johannes bei ihm zu verkehren hatte, war fast leutseliger, als zuvor, und munterte ihn sogar auf, mit seiner Liederkunst nicht nachzulassen und sich in dem edlen Frauendienst, als der Quelle aller schönen Uebung, ja immer mehr auszubilden. Der schlaue Staatsmann dachte hiedurch den persönlichen Werth der Tochter klüglich zu unterstützen und den zögernden Grafen anzureizen.

Der bekümmerte Johannes, der aus dem Wirrsal von Liebesleidenschaft und Widerspruch der Welt keinen andern Ausweg fand, als sich zunächst wieder an den Ursprung seines Uebels zu wenden, befolgte den Rath des Bischofs und sandte der Herrin kurz hintereinander neuerdings einige Boten, d. h. Liebeslieder, was er von der Burg des Regensbergers aus in's Werk setzte, wenn er bei diesem beschäftigt war. Der Freiherr hielt auch noch zu ihm; er war mehrfach von den Zürichern abhängig und als ein zur Ruhe gesetzter Dynastensproß, dessen einst mächtiger Oheim schon im Schutz und Weichbilde der Stadt Zürich gestorben, kannte er die Vergänglichkeit aller Größe; und überdies hielt er dafür, daß der junge Graf Wernher, dessen vereinigtes väterliches und mütterliches Haus jetzt noch groß und hochstehend war, während die Güter desselben auch schon schwanden, schwerlich auf eine Heirat mit der nur wenig begüterten Fides denken, vielmehr bestimmt sein werde, seine glänzende Person in dieser Hinsicht so vortheilhaft als möglich zu verwerthen.

So gewährte es ihm einiges Vergnügen, dem Grafen Wernher in der Gestalt des bescheidenen Meister Hadlaub einen Rivalen zu unterhalten, so viel an ihm lag. Doch warnte er diesen vor der leicht ausbrechenden Gewaltthätigkeit Wernhers, der eifersüchtig und zum Zorne geneigt sei und, so viel man habe beobachten können, die Umgebungen des Wasserschlosses in neuester Zeit heim-

Digitized by Google

suche und bewachen lasse. Hierin werde er von anderen Herren unterstützt, die es nicht dulden wollen, daß ein bürgerlicher Singmeister und Schreiber offenkundig einer Freiherrin nachstelle.

Der Verdacht der Nachstellung beleidigte fast den harmlosen Johannes; wie er aber auf der Rückkehr von der Veste Regensberg die erhaltenen Winke erwog und die Sache überlegte, erwuchs daraus gerade das Verlangen, dem Verdachte und den Drohungen Trotz zu bieten und um jeden Preis wieder einmal nach dem Anblicke des geliebten Wesens zu trachten, den er nun schon länger als ein langes Jahr entbehrte.

Und wie er mit solchen Gedanken in der Abenddämmerung die Stadt betrat und an den Flußmühlen vorbeiging, näherte sich ihm ein junges Müllerknechtchen, das ihm geheimnißvoll einen Brief in die Hand schob. Er erkannte den Gesellen als einen Angehörigen der Probstei und erinnerte sich, daß derselbe kürzlich gewandert war. Der Bursche sagte nichts, als daß er zuletzt in einer Rheinmühle unterhalb Kaiserstuhl gewesen sei und dort von der Müllerin den Brief zur sicheren Bestellung erhalten habe.

Johannes eilte mit dem Briefe pochenden Herzens nach Hause; er ahnte etwas höchst Gutes und Merkwürdiges, ohne doch das Rechte zu errathen in seiner Bescheidenheit; denn es war nichts Anderes, als eine Botschaft der Fides selbst als Antwort auf seine letzte Sendung. Der Brief lautete:

„Der Meister, so das Nadelbein hat und unermüdlich Briefe sendet, mag seine Rede verantworten und, wenn er meint, entschuldigen vor Der, welche es angeht. In der Nacht vor Kreuzerfindung wartet seiner ein Schifflein bei der Fähre zu Rheinsfelden. Aber auch dorthin muß er ungesehen kommen und dem Schiffsmann die zwei Drachen weisen, im Uebrigen gewärtig sein, daß er Leib und Leben verlieren kann."

Der Tag der Kreuzerfindung ist bekanntlich der dritte Mai, und da jetzt schon der letzte April war, so hatte Johannes keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er die Fahrt wagen wollte. Was für eine Fahrt und was für ein Wagniß?

Das war nun freilich dunkel, wie der Inhalt der Botschaft. Ging er einem Verrath entgegen oder dem Glücke, das er sich trotz seiner Meisterschaft in allen möglichen Tage- und Wächterliedern nur als etwas höchst Fragliches und Fabelhaftes vorzustellen vermochte? Gleichviel; mit allen Zweifeln, die sein Herz bestürmten, bereitete er sich wie zu einer langen und gefahrvollen Reise vor; er räumte seine Sachen sorgfältig zusammen und verwahrte jedes an seinem Ort, damit Alles wohl zu finden wäre, wenn er nicht wiederkehrte, als ob er den Orkus beschreiten müßte. Dann suchte und prüfte er Waffen, legte sie aber weg, da ein sonniges Vertrauen die Oberhand gewann und er es für besser erachtete, dem Abenteuer unbewaffnet entgegen zu gehen.

Dafür rüstete er sauberes Gewand und einen Reisemantel und ging an dem bestimmten Tage um die Mittagsstunde ganz still und unbemerkt von dem Hofe seines Vaters hinweg quer durch Gehölze und Feldwege hinüber nach den Höhen des untern Tößthales, wandte sich dort nordwärts und wanderte durch

Digitized by Google

die Wälder, bis er am Abend in dem Rheinwinkel bei den Tößrietern anlangte. Dort warb er einen Fischer, der ihn in seinem Kahne mit einbrechender Nacht den Rhein hinunter fuhr, unter der Brücke von Eglisau hindurch, bis wo die Glatt neben dem Burgstall derer von Rheinsfelden einmündete und ein Fährmann die Leute über den Fluß setzte. Der war aber jetzt im Bette, und auch das Schlößchen war bis auf ein einziges Fensterlein dunkel. Johannes belohnte den Fischer und stellte sich, als ob er landeinwärts gehen wollte, so daß jener arglos seinen Kahn wieder rheinaufwärts schaltete. Gleich nachher legte ein Schifflein, das von unten her kam, sich an's Ufer; Johannes trat hinzu und zeigte dem Schiffer, welches der weiße Müller von Schwarz-Wasserstelz war, das elfenbeinerne Nadelbüchslein, worauf dieser ihn eintreten ließ und ihn weiter den Rhein hinunterführte.

Die waldigen Ufer links und rechts waren still wie das Grab. Der Vollmond stand am Himmel und verwandelte den Rhein in eine wallende Silberstraße; das Ruder des Fährmanns troff unaufhörlich von funkelndem Silber; doch fuhr das Schifflein unbehelligt zu Thale, selbst an Kaiserstuhl und Röteln vorbei, wo Stadt und Schloß noch bei Lichte und voll Geräusch waren. Auf der Brücke sogar schienen noch Reisige zu stehen und plaudernd an der Brustwehr zu lehnen.

Jetzt hatten sie noch eine Viertelstunde zu fahren und die Burg der schönsten Fides stieg, vom Monde beschienen, unmittelbar aus den ziehenden Wellen. Oben schienen viele Lichter zu brennen, die Fenster der Maiennacht geöffnet und Menschen versammelt zu sein. Immer stärker schlug Hadlaub's Herz, daß ihm beinahe der Athem verging, als der Schiffer jetzt auf der äußern, dem jenseitigen Ufer zugekehrten Seite anlegte, wo aus einem kleinen Pförtchen eine schmale Steintreppe in's Wasser ging.

Der weißliche Schiffer pochte leise an dem Pförtchen, dasselbe öffnete sich geräuschlos und schloß sich sofort hinter dem eingetretenen Johannes, der im Dunkeln von der Hand einer unsichtbaren Person ergriffen, eine Treppe hinunter geführt und in ein finsteres Verließ hineingestoßen wurde, dessen Thüre man dreifach verschloß und verriegelte.

Der eingesperrte Johannes tappte herum, bis er auf einen hölzernen Schragen stieß, der die für eine Frau unwirthliche Einrichtung einer Gefangenschaft zu verrathen schien. Als er sich aber auf das Gerüste niedersetzte, bemerkte er, daß der Kerker bis jetzt in einem friedlicheren Sinne benutzt worden, da Aepfel ausgebreitet lagen, welche er zur Seite schieben mußte, um Platz zu gewinnen. Durch die Mauer des Gefängnisses hindurch hörte er das Rauschen des Rheinwassers und konnte daraus auf die Tiefe des Loches schließen, in welchem er saß. Wie einst Herr Walther von der Vogelweide schlug er die Beine übereinander, stützte den Ellenbogen darauf und das Kinn auf die Hand; er konnte jedoch nichts heraussinnen, als daß er kürzlich noch in der schönsten Maiennacht auf dem grünen Rheine gefahren sei, voll süßen Ahnens, und jetzt im Finstern sitze, allerdings in der Nähe der Geliebten. Er fühlte auch keine rechte Beängstigung und begann von den Aepfeln zu essen, da er seit zwölf Stunden nichts mehr genossen.

Digitized by Google

Oben in den Räumen des Lichtes aber saß der Fürstbischof von Constanz, der im Schlosse Röteln und zu Kaiserstuhl mit seinem Gefolge lagerte und den Herrn Grafen von Homberg und Rapperswyl mitgebracht hatte. Sie waren unerwartet erst am Abend heraufspaziert gekommen und blieben bis nach Mitternacht. Der Bischof war besorgt, die ernste Wirthin, die es an nichts fehlen ließ, aufzuheitern und zugänglich zu machen; auch war sie seit etwa einer Stunde in sichtlich zufriedener Laune, was der Fürst der vollkommen ritterlichen Weise zuschrieb, mit welcher der junge Graf sich um sie bethat. Wäre die Frau Fürstäbtissin dabei gewesen, so hätte sie wiederum gedacht: O thörichter Mann! Denn sie würde zu ihrem Mißfallen wohl bemerkt haben, daß Herr Wernher nicht Augen machte, wie Einer, der eine Frau sucht, sondern wie Einer, dem es um einen geheimen, verwegenen und süßen Frauendienst zu thun ist und sich demgemäß mit zarter Vorsicht benimmt.

Endlich brachen die beiden Gäste auf und wurden an's nahe Ufer übergesetzt, wo Diener mit Fackeln bereit standen, ihnen heim zu leuchten.

Als Fides von ihrer Burg aus sah, daß sie weit weg waren, und die Landschaft ganz still geworden, stieg sie mit einer Magd in den Thurm hinunter, in welchem Johannes gefangen lag, und schloß das Steingemach selber auf. Sie trat erröthend hinein, die Ampel in der Hand, und beleuchtete den still Dasitzenden, um zu sehen, ob er's wirklich sei.

„Man hat Euch übel empfangen, Meister Johannes!" sagte sie hierauf mit halb verhehltem Lächeln, „und ich muß Euch sogar noch länger in Gewahrsam halten, bis ich Eure Angelegenheit an Hand nehmen kann; denn es ist eine Gefahr für Euch um den Weg. Aber Ihr sollt wenigstens ein besseres Logement beziehen; wenn Ihr dieser Person hier folgen und mir versprechen wollt, Euch dort so lange still zu halten, als ich es für gut finde!"

Johannes war schon aufgestanden und sagte: „Ich fürchte mich nicht und vermag abzuwarten, was daraus werden soll. So lang ich in Eurer Nähe bin, so lang lebe ich!"

Fides war aber schon wieder fort. Die Magd führte ihn nun im gleichen Thurme viele Treppen hinauf in ein kleines Gemach, das mit einem Bette, Tisch und Stühlen versehen war, holte ihm Speise und Trank, und als er nichts mehr bedurfte, schloß sie die feste Thüre von außen zu und brachte den Schlüssel ihrer Herrin, die nun auch zu Bette ging.

Johannes schlug sich die wenigen Stunden bis zum Morgen wol durch hundert Träume hindurch, die sich unablässig jagten und ihn stets an die Schwelle des Erwachens drängten. Wegen der Ermüdung erwachte er aber nicht, bis die ersten Strahlen der Morgensonne in die Kammer schienen. Denn die Burg hieß Schwarz-Wasserstelz, weil sie den ganzen übrigen Tag hindurch im Schatten der hohen Uferhalden stand. Johannes sah nun, daß sein Fensterchen nach Osten den Rhein hinauf ging und jeder Beobachtung entzogen war.

Bald kam wiederum die Magd, um ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, deren schweigende Uebung sie nicht hinderte, den Gefangenen prüfend zu betrachten. Auch Hadlaub faßte sie in's Auge, um dem Räthsel seines gegenwärtigen Daseins näher zu kommen. Es schien eine an ruhigen Gehorsam und

Digitized by Google

Ordnung gewöhnte, aber auch wohlgehaltene, nicht unzufriedene Person von guten Sitten zu sein, was nach der Weltkenntniß, die er bereits erworben, nicht auf eine Herrin von bösem Wesen oder auf ein Haus rathen ließ, in welchem grausame und ungeordnete Dinge vorfielen. Den Kopf hielt er deshalb einstweilen für gesichert; desto ungewisser sah es mit dem Schicksal seines Herzens aus, sonderlich da er zu bemerken glaubte, daß die Magd im Hinausgehen ein gewisses Lachen unterdrückte.

Sie schloß ihn wieder ein und übergab den Schlüssel abermals der Herrin, welche ihn in die Tasche steckte und den Grafen sammt seinem Gefolge empfing, der bei guter Zeit sie nach Kaiserstuhl holte, wo der Bischof dem dortigen Schultheiß und übrigen Edelleuten, so wie dem Vogt zu Röteln und andern Dienstmännern der Umgegend einen Hofhalt gab. Auch die schwärzliche Muhme Mechthildis war zugegen, und als am Nachmittage der Bischof aufbrach, um weiter zu reisen, und die ganze Gesellschaft auseinander ging, bestieg Fides schnell mit ihr den Nachen von Weiß-Wasserstelz und entschlüpfte so dem Grafen, der sie durchaus wieder nach Hause geleiten wollte. Denn zu der schwarzen alten Hexe in den Kahn zu steigen, hielt er nicht für sicher, so muthvoll und tapfer er auch auf dem festen Lande war.

Er ritt daher für diesmal auch von hinnen, und Fides fuhr zufrieden den Rhein hinunter und ließ sich an dem gleichen Pförtchen aussetzen, an welchem Johannes gestern gelandet. Sie griff suchend nach dem Schlüssel in ihrer Tasche, indem sie kräftig an der Glocke zog, welche neben dem Pförtchen angebracht war.

Ein schönes Kind aus der Mühle hielt sich den größten Theil des Tages in der Burg auf; das nahm Fides an die Hand, als sie jetzt in den Thurm hinauf stieg, um das Schicksal, das sie dort eingesperrt hatte, zu untersuchen und unter Umständen loszulassen. Nicht vom Treppensteigen, sondern von innerer Bewegung athmete sie stark, als sie die Kammer aufschloß. Ein Kind, das eine Spinne in einem Schächtelchen eingeschlossen hält und den Deckel ein wenig lüftet, kann nicht ängstlicher gespannt sein, als Fides war. Sie setzte sich auf einen der niedrigen Stühle und hob das Kind auf den Schoß, dasselbe mit den Armen fest umfangend; es guckte freundlich und neugierig daraus hervor auf den nicht minder erregten Johannes, der sich auf ihr Geheiß ihr gegenüber niedergelassen hatte, so entfernt, als es die Enge des Gemaches erlaubte.

Nachdem sie einen ernsten Blick auf ihn geworfen und eine Weile nach Worten gesucht hatte, die eine unverfängliche Einleitung bilden sollten, sagte sie nun:

„Ihr habt mich zum Gegenstande Eueres Minnesingens gemacht und zum Vergnügen der wohlgeborenen Herren, ja meiner eigenen schwachen Eltern, ein artiges Spiel mit mir gespielt, ohne mich zu fragen, ob das mir auch wohl oder wehe thue! Was habt Ihr Euch eigentlich dabei gedacht?"

Johannes, der bislang nur seine Augen auf ihr hatte ruhen lassen, schlug sie jetzt erröthend nieder und suchte seine Gedanken zu sammeln.

„Ei," sagte er endlich, „wenn ich mich darauf besinnen soll, so habe ich immer nur das dabei gedacht, was in den Liedern eben steht, das heißt in denen,

Digitized by Google

die Euch allein angehen, denn wie Ihr wißt, sind es zweierlei; es sind solche, die man selbst empfindet und erlebt und nicht anders machen oder unterlassen kann, und wieder andere, die man sonst so zur guten Uebung hervorbringt, aus Lust am Singen und gewissermaßen zum Vorrath! So wißt Ihr ja selbst, daß ich zum Beispiel keine Ursache zu Tageliedern habe und in meiner Thorheit doch solche singe!"

„Ungefähr weiß ich das!" erwiderte Fides; „das bringt mich nun eben auf die Sache! Wenn es allenfalls zu dulden ist, eine Frau zu besingen, die es nicht hindern kann, so sollte man ihr zu Ehren wenigstens auf einem edleren Tone verharren und nicht die Dirnen auf dem Stroh und die gesottenen Schweinsfüße und den groben Bauerntanz neben jene Frau setzen. Wißt Ihr nicht, wie beleidigend das ist?"

„Ich bitte Euch, mir diese Zuchtwidrigkeiten zu verzeihen," antwortete Johannes mit aufrichtiger Bekümmerniß; „ich habe sie schon bereut, obgleich ich sie nur in einem Unmuthe begangen habe, der von meiner verschmähten Neigung und von Euerer Härte herkam! Ich bin aber dafür schon gestraft worden, als ich in jenen gleichen Tagen alte Lieder fand, die mich mit meiner ganzen Singerei genugsam beschämten!"

„Wie das?" fragte Fides, und Johannes erzählte getreulich das Erlebniß mit dem alten Spielmann, sowie den Fund des Kürenbergers.

„Ich will Euch ein einziges kleines Lied sagen," fuhr er fort, das tausendmal besser und schöner alle Sehnsucht und alles Weh enthält, die in mir sind, als alle meine Lieder und Leiche, obschon es eigentlich eine Frau ist, die spricht!"

Fides forderte ihn lächelnd auf, das Liedchen zu sagen, das wir jetzt allgemein kennen, damals aber verschollen war:

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte,
flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken
so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrothem Gefieder
sah ich ihn sich wiegen,
Er führt' an seinem Fuße
seid'ne Riemen fein:
Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein!

Die schöne Herrin von Schwarz-Wasserstelz hatte gegen das Ende dieses einfachen Liedchens das Kind, das sie auf dem Schoße hielt und das sich spielend unruhig bewegte, wieder fester an sich gezogen und küßte ihm beide Wänglein, den Mund und den Nacken, um ihre Augen zu bergen, in welche Thränen getreten waren.

In diesem Augenblicke wurde sie von einer ihrer dienenden Frauen

Digitized by Google

abgerufen, die ihr vor der Thüre mittheilte, daß der Graf Wernher plötzlich wieder zurückgekommen sei und, die Ueberfahrt begehrend, mit seinen Pferden vor der Mühle stehe. Fides gab schnell ihrem Gefangenen das Kind zu halten für eine kleine Weile, wie sie sagte, zog den Schlüssel der Kammer wiederum ab, und begab sich, von zwei Mägden begleitet, unter das der Mühle gegenüber stehende Thor ihrer Burg, vor welchem schon der Graf im Schiffe angekommen und im Begriffe war, hinauszuspringen.

Er hatte nämlich den Reisezug des Bischofs, der nach Zürich ging, wieder erreicht gehabt gerade in der Nähe des Lägerberges, als der Regensberger Herr Leuthold, der aus genannter Stadt nach Hause ritt, des Weges kam und nach stattgefundener Begrüßung beiläufig fragte, ob sich nicht der junge Hadlaub im Gefolge befinde. Derselbe sei seit einigen Tagen verschwunden, und man vermuthe, daß er beim Fürstbischof sich aufhalte. Sogleich wurde der Graf von Argwohn und Eifersucht ergriffen und auch der Bischof davon angesteckt, der anfing zu besorgen, der Singmeister könnte am Ende seine Harmlosigkeit verlieren und seine, des Bischofs, Pläne durchkreuzen. Sie wurden daher räthig, der Graf solle spornstreichs zurückreiten und die Fides einladen und in die Abtei zu Zürich bringen unter die Obhut der Frau Mutter.

Gestreckten Laufes war der Graf mit seinen Leuten davon geeilt und stand jetzt, wie gesagt, in dem schwankenden Nachen, im Begriffe, denselben zu verlassen. Fides jedoch erhob die Hand, in welcher sie den bewußten Schlüssel hielt, und winkte ihm, innezuhalten. Sie rief ihm anmuthig lachend zu, er möchte sein Begehren oder seine Verrichtung vom Schiffe aus kund thun, da sie allein im Hause sei und ohne Verletzung guter Sitte keinen Ritter einlassen könne. Etwas unbesonnen wollte aber der Graf, anstatt zu sprechen, dennoch auf die Landungsstufen springen, als der Müller, der das Ruder führte, auf einen Wink der Fides, das Schiff mit einem kräftigen Ruck drehte und wieder dem Lande zuwendete. Im gleichen Augenblick kam ein anderes Fahrzeug um die Ecke der Wasserburg geschossen, in welchem die Muhme Mechthildis saß, die kundschaften wollte, was da noch vorgehe. Denn sie hatte von ihrem Burgsitz aus gewahrt, daß noch Reiter angekommen seien. Ihr Schiff stieß nun so heftig gegen das eben in der Kehre begriffene Schiff des Grafen von Homberg, daß dieser, der aufrecht stand, in den Rhein stürzte, zugleich aber auch die schreiende Dame über Bord fiel und sich an den badenden Ritter mit beiden Armen anklammerte. Mit einiger Mühe wurde das Paar von den Müllerknechten und Schiffern aus dem Wasser gezogen, ohne daß die Alte von ihm gelassen hätte.

Beschämt sah er, was für eine schöne Nixe er gefangen, schüttelte sich los und bestieg von Wasser triefend sein Pferd, jede Hilfe verschmähend, indem er rief: „Hole der Teufel das ganze Wassernest mit allen weißen und schwarzen Bachstelzen!“ und ritt in einem Trabe nach Zürich, obgleich der Weg wol fünf Stunden mißt.

Nie behelligte er mehr die schöne Fides; die Muhme aber wurde in der Mühle trocken gemacht, gewärmt und gepflegt, und sie fuhr noch in der Nacht über den Rhein zurück.

Inzwischen war Fides, als sie das Hausthor wohl verschlossen, wieder in

Digitized by Google

den Thurm hinaufgeeilt, wo Johannes mit dem Kinde saß. Er hielt es auf den Knieen und küßte es zärtlich auf beide Wänglein, den Mund und den Nacken, gerade wie Fides gethan hatte; sie kam eben dazu und sah ihn so im Widerscheine einer großen goldenen Abendwolke, die im Osten über'm Rheine stand.

Wie sie ihm das Kind abnehmen wollte, hielt es schalkhaft lächelnd an ihm fest, so daß sie ganz nahe treten mußte, um die Aermchen von seinem Halse loszumachen; das Kind bot ihr muthwillig das Mäulchen hin, daß sie es küssen sollte, und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden.

Sie sandten nun Botschaften nach allen Seiten, um eine rechte Verlobung zu bewerkstelligen; das thaten sie aber so, daß die betreffenden Freunde nicht wußten, um was es sich handelte, hingegen doch glauben mußten, daß es höchst dringend sei, nach dem Wasserschloß zu reisen, um eine Gefahr abzuwenden oder eine Hülfe zu leisten oder einen Rath zu ertheilen.

So kamen sie am dritten Tage von allen Seiten an. Es kam die Aebtissin Kunigunde auf einem schwerfälligen Wagen mit Frauen und Caplänen und traf verwundert mit Herrn Bischof Heinrich zusammen, der halb verdrießlich den Weg schon wieder machte, den er vor kurzer Zeit geritten. Es kam Herr Rüdiger Maneſſe, wie auch Herr Leuthold von Regensberg, dann des Bischofs Vogt von Röteln und der Schultheiß von Kaiserstuhl, Heinrich von Rheinsfelden und der Junker im Thurm zu Eglisau als Nachbarn und Zeugen; schließlich kam Johannes' Vater, der alte Hadlaub, mit seinem jüngeren Sohne, der aufgewachsen war wie ein junger Eichbaum, und mit noch zwei Männern vom Zürichberg. Diese trugen Eisenhüte und Waffen. Der Saal auf der Burg war voll Gäste, die alle nicht wußten, zu was sie eigentlich herbeschieden seien, und sich voll Verwunderung begrüßten und befragten; aber Niemand wußte Bescheid zu geben.

So stand Alles an den Wänden, nur der Bischof und die Aebtissin saßen auf Stühlen. Da erschien Fides im Saale, ungewöhnlich reich gekleidet, von Johannes Hadlaub an der Hand geführt, und sie verkündete mit bewegter, aber ebenso entschieden als wohlklingender Stimme, daß sie sich mit diesem ehrlichen freien Manne, der seit Jahren ihr in treuer Minne gedient, verlobe, wie es keinem von allen den werthen Freunden, die nächsten nicht ausgenommen, die so freundlich beflissen dazu geholfen, unerwartet oder unlieb sein werde.

Sie hatte den Ehering ihrer Großmutter, den ihr die Mutter einst geschenkt, dem Johannes gegeben und von diesem des Bischofs Ring, den er an der Hand trug, dafür verlangt. Diese Ringe tauschten sie jetzt feierlich aus, und die beiden kirchenfürstlichen Personen sahen sich bestürzt und schmerzlich an. Als aber das Paar ihnen nahte, um ihnen zuerst Ehre zu erweisen und Segen zu erbitten, fuhr Herr Heinrich, der Bischof, in die Höhe, um Einsprache zu thun. Er verstummte aber einen Augenblick, wohl fühlend, daß er nicht als Vater zu sprechen das Recht habe, weil Fides nicht seinen Namen trug oder tragen durfte; er fuhr daher als Fürst und Lehensherr fort zu sprechen, jedoch nur wenige Worte, weil einerseits die Aebtissin ihm beschwichtigende Worte zuflüsterte, andererseits Herr Rüdiger Maneſſe vortrat und mit milder Stimme sagte:

„Beruhige Dich, gnädigster Herr und Fürst! Der junge Mann, unser

Digitized by Google

guter Freund, ist in diesem Falle wohl lehensfähig! Da unser heiteres Spiel diese ernsthafte Wendung genommen hat, so wollen wir das übrigens auch sonst als ein Zeichen der Zeit freundlich hinnehmen und uns freuen, daß in dem unaufhörlichen Wandel aller Dinge treue Minne bestehen bleibt und obsiegt!"

Dessen ungeachtet ging eine murrende Bewegung unter den übrigen Herren herum, denen das unverhoffte Abenteuer nicht einleuchten wollte. Jetzt stellte sich aber der alte Ruoff vom Hadelaub mit weitem Schritte hervor und seine Freunde traten dicht hinter ihn.

„Auch mir," rief er, „hat dieser Handel nie recht gefallen und er würde mir auch jetzt nicht gefallen, wenn ich das Kind Fides nicht für eine preiswerthe und vollkommen gewordene Frau erachten würde, die verdient, in allen Ehren zu leben. Ein Lehen braucht mein Sohn von Niemandem; denn ich habe in eben diesen Tagen für ihn den Kauf eines guten steinernen Hauses eingeleitet, das am neuen Markte zu Zürich steht, da er einmal ein Mann von der Stadt sein will. Er wird also im Schirme der Stadt wohnen und auch dort Theil an meinem Eigenthum auf dem Berge haben!"

„Ich rathe," rief jetzt der Regensburger lachend, „daß wir den Männern von Zürich diesen schönen Vogel überlassen, der unser Lied nicht mehr singen will; sonst pfänden sie uns mehr, als er werth ist!"

Die Nachbarn, zu denen er hauptsächlich gesprochen hatte, lachten auch und gaben sich zufrieden, und so ging die Verlobung ohne weitere Störung vor sich. Selbst der Bischof wendete den Sinn mit einem Male, da er an den Augen der Fides sah, daß sie in wirklicher Liebe erblühte, und die Aebtissin war froh, daß das Kind und sie selbst damit zur Ruhe kam.

Fides richtete ein musterhaftes Mahl zu, und als die Gäste sich zerstreuten, zog Johannes mit denen von Zürich und seinen Verwandten, aus der Gefangenschaft entlassen, bis zur Hochzeit nach Hause.

Es fügte sich nun, daß ein verloren gewesener ältlicher wasserstelzischer Vetter aus fernen Landen auftauchte und sich mit der Dame auf Weiß-Wasserstelz vermählte, so daß auch diese noch zu Ehren kam. In die Hände dieses Ehepaares wurde durch nützliches Abkommen das ganze Lehen wieder vereinigt, und Fides zog als Bürgersfrau in die aufstrebende Stadt. Sie war stets heiter und gut berathen und machte am liebsten zuweilen einen raschen Gang auf den nahen Berg, wo die Schwiegerältern noch lange Freude an ihr gewannen.

Die Vollendung des Codex Manesse erlebte kein einziger von den Herren mehr, die seine Entstehung gesehen hatten. Lange schon ruhte Herr Rüdiger Manesse in der Gruft bei den Augustinern zu Zürich und lagen die Eltern der Fides unter Grabmälern ihrer Münsterkirchen, getrennt durch Land und Wasser. Selbst der Graf von Homberg endete sein bewegtes Kriegerleben schon im Jahre 1320 im Felde vor Genua. Hadlaub schrieb noch die wenigen Lieder, die man von ihm besaß, in das Buch und widmete ihm ein tapferes Schlachtenbild; dann schloß er endlich die Sammlung und schrieb unter den Index:

Die gesungen hant nu zemale sint C und XXXVIII.

(Die dritte der „Züricher Novellen" folgt.)

Digitized by Google

Die letzten sechzig Jahre in der Physik.

Von

Professor Dr. C. G. Reuschle.*)

Wollte man die Entdeckungen und Erfindungen, welche die Zeit seit 1815 auf physikalischem Boden aufzuweisen hat, nach allen Einzelheiten verzeichnen, so würde eine solche Uebersicht ebenso weitläufig als ermüdend sich gestalten. Allein unter der überschwänglichen Menge der physikalischen Wahrnehmungen stellen sich einige wenige an die Spitze, sei es, weil sie unsere theoretischen Einsichten in die Natur, die Naturphilosophie, umgebildet, oder weil sie tief in's praktische Leben eingegriffen haben, neue Bahnen und Gebiete der technischen Industrie eröffnend; in der Regel aber findet beides zugleich statt. Solche sind in dem Zeitraum der letzten sechzig Jahre: 1) der Elektromagnetismus, auf welchem die elektrische Telegraphie beruht; 2) das Lichtbild mit der gesammten Photographie; 3) das mechanische Wärmeäquivalent oder die Wärmemechanik; 4) die Spectralanalyse. Die Tragweite solcher Entdeckungen bewährt sich besonders auch an den mächtigen Einflüssen, welche sie auf andere Wissenschaften geübt haben. So hat z. B. die Spectralanalyse der Astronomie ein neues Gebiet eröffnet und der quantitativen oder mechanischen Astronomie eine qualitative oder chemische Astronomie an die Seite gestellt. Elektromagnetismus aber und Photographie haben der astronomischen Beobachtung neue Mittel geliefert und ihre Erfolge gesteigert. Wie ganz anders ausgerüstet, als im vorigen Jahrhundert, sind im Jahre 1874 die astronomischen Expeditionen zur Beobachtung des Venusdurchgangs ausgezogen, um das astronomische Grundmaß, die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne,

*) Wir beginnen hiermit die Publication einer der letzten Arbeiten unseres unvergeßlichen Mitarbeiters, Prof. Dr. Carl Gustav Reuschle, welche derselbe, kurz vor seinem Tode (22. Mai 1875), für die „Deutsche Rundschau" geschrieben hatte. Die Correctur dieses Aufsatzes, welchen wir in einem frühern Hefte unserer Zeitschrift (Band IV, S. 140) als sein „literarisches Vermächtniß" bezeichneten, hat der Sohn des hingeschiedenen Verfassers, Herr Professor C. Reuschle in Stuttgart, zu übernehmen die Güte gehabt.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Digitized by Google

genauer zu bestimmen, als es durch die Venusdurchgänge des vorigen Jahrhunderts geschehen war, deren Beobachtung noch keine elektrischen Chronoskope, keine photographischen Abbildungen, keine telegraphischen Längenbestimmungen zu Gebote standen.

Wir theilen daher unsere geschichtliche Skizze in vier Epochen oder Stadien, welche übrigens der Zeit nach über einander vor- und zurückgreifen, wenn man nämlich bei jeder auf die ersten Anfänge und Prämissen zurückgeht und jede wieder in ihren weiteren Consequenzen und Fortschritten verfolgt. Zu diesen großen Fortschritten der Wissenschaft und ihrer praktischen Anwendungen haben die verschiedenen Staaten Europa's nebst der nordamerikanischen Union ihre Contingente an Physikern und Technikern gestellt: voran Deutschland, England und Frankreich; in zweiter Linie Italien, Oesterreich, Schweiz, Niederlande, Belgien, die skandinavischen Länder und die Union; in dritter Linie ist auch Rußland, fast noch gar nicht aber sind die Staaten der Pyrenäen- und der Balkanhalbinsel betheiligt. Den größten Namen stellt vielleicht England in seinem Faraday, sofern wir unsern Gauß, so sehr er auch in die Physik eingegriffen hat, doch nicht zu den eigentlichen Physikern rechnen; und während in Deutschland die Anzahl der großen Namen im Verlauf des ganzen Zeitraums zunimmt, nimmt sie in Frankreich ab, so daß die ersten Größen dort mehr der Gegenwart, hier mehr der Vergangenheit angehören.

I. Epoche des Elektromagnetismus (1820).

Die Elektricität, für welche der Mensch kein eigenes Sinnorgan besitzt, hat sich der physikalischen Forschung am längsten entzogen und steht noch heutzutage jener Zurückführung auf bestimmte Bewegungen der Materie, welche von der modernen Physik überall angestrebt wird, am fernsten. Erst im vorigen Jahrhundert hat die Elektricitätslehre ihre zwei ersten Hauptepochen erlebt: die Entdeckung des elektrischen Gegensatzes durch den Franzosen Dufay 1733 — eine Entdeckung, welcher 1729 die Unterscheidung der Leiter und Nichtleiter durch den Engländer Grey vorangegangen und Franklin's Blitzableiter um die Mitte des Jahrhunderts in Nordamerika gefolgt war, — und die Entdeckung des Galvanismus gegen Ende des Jahrhunderts durch die Italiener Galvani und Volta, welcher die Wesensgleichheit der neuen Elektricitätsform — des Arztes Galvani „animalische Elektricität", die übrigens in neuerer Zeit durch Dubois-Reymond in Berlin gewissermaßen bestätigt worden ist — mit der bereits bekannten Form als Physiker nachgewiesen hat.

Die dritte (und bis jetzt letzte) Hauptepoche — eine vierte wird die Zukunft in der entschiedenen Zurückführung der elektrischen Erscheinungen auf Molecularbewegungen registriren — war die Entdeckung des Elektromagnetismus im Jahre 1820. Es sind zwei fundamentale Thatsachen, welche dieses unserem Zeitraum angehörige Jahr enthüllt hat. Die eine, welche von Oersted in Kopenhagen herrührt, war die Ablenkung der Magnetnadel aus ihrer Südnordrichtung durch den galvanischen Strom. Wie bei der Entdeckung des Galvanismus der Zufall mitgewirkt hatte, so auch hier. Bei Oersted's galvanischen Experimenten im Winter 1819/20, wodurch er vergeblich eine Einwirkung der

Digitized by Google

Pole der Säule auf die Pole der Magnetnadel bewirken wollte, ging einmal in einer Vorlesung ein feiner Platindraht, welcher die Pole einer starken Voltasäule verband, zufällig über eine Magnetnadel hin, welche in Folge hiervon in eigenthümliche Schwankungen gerieth. Nachdem diese Thatsache unter allgemeiner Sensation bekannt geworden war, folgte noch in demselben Jahr die zweite, die Entdeckung der magnetischen Erregung in Stahl und Eisen durch den galvanischen Strom, eine Entdeckung, welche von Arago in Paris gemacht worden ist.

Gleichfalls noch im Jahre 1820 erfand Schweigger in Halle das unter dem Namen Multiplicator (auch Galvanometer) bekannte feinste Elektroskop. Es gründet sich unmittelbar auf die Oersted'sche Wahrnehmung und vervielfacht in buchstäblichem Sinn die Wirkung des elektrischen Stroms auf die Magnetnadel, indem um diese ein — der Isolirung wegen mit Seide übersponnener — Leitungsdraht in vielfachen Windungen herumgeführt wird. Die Empfindlichkeit des Instruments wurde noch gesteigert, als der Italiener Nobili an die Stelle der einfachen Nadel eine „astatische" Doppelnadel setzte, d. h. zwei mit entgegengesetzten Enden parallel über einander gestellte und fest mit einander verbundene Magnetnadeln, so daß die eine außerhalb, die andere innerhalb des Multiplicatordrahts sich befindet. Hierdurch ist nämlich die störende Einwirkung des Erdmagnetismus beseitigt; die Nadel strebt nicht mehr nach der Süd-nordrichtung und folgt lediglich dem Strome des Multiplicatordrahts. Durch dieses Instrument wurden denn auch in der Folge zahlreiche neue elektrische Ströme aufgespürt. Dahin gehören die sogenannten Polarisationsströme, welche in der gewöhnlichen galvanischen Batterie, entgegengesetzt dem ursprünglichen Strom, entstehen und daher diesen rasch abschwächen. Diese Wahrnehmung hat, um dies gleich hier anzuschließen, einerseits um jenen Uebelstand zu beseitigen, zu der Erfindung der „constanten" Ketten geführt, worin der Franzose Becquerel vorangegangen ist, die Engländer Daniell und Grove, sowie der deutsche Chemiker Bunsen gefolgt sind; andrerseits hat sie die Entdeckung von Strömen veranlaßt, deren Batterien blos aus zwei Flüssigkeiten, ja aus zwei Gasen (Grove's Gasbatterie aus Wasserstoff und Sauerstoff 1845) in Verbindung mit einem festen Leiter, bestehen. Zu jenen neuen Strömen gehören ferner diejenigen, welche nach dem Berliner Physiologen Dubois-Reymond (1852—54) durch Muskelcontractionen (z. B. Ballung der Faust in einer leitenden Flüssigkeit) hervorgerufen werden und wodurch gewissermaßen, wie schon oben angedeutet worden ist, Galvani's „animalische" Elektricität bestätigt wurde; endlich die thermoelektrischen und die Inductionsströme in ihrer einfachsten elementaren Form. Von den beiden letzteren muß wegen ihrer großen principiellen Bedeutung noch weiter die Rede sein.

War, gegenüber den thermischen Wirkungen der Elektricität, von dem umgekehrten Hergang: Erregung von Elektricität durch Wärme, Thermoelektricität, vor dem Jahr 1820 nur die vereinzelte Thatsache bekannt, daß gewisse Krystalle durch Erwärmung zu elektrisch-polaren Körpern werden (namentlich Turmalin, der „Aschenzieher"): so wurde der thermoelektrische Strom schon 1821 von Seebeck in Berlin mit Hilfe des Multiplicators entdeckt, d. h. die Thatsache, daß durch bloße Temperaturunterschiede in einem metallischen Leiter ein elektrischer

Digitized by Google

Strom erregt wird. Die Wirkung fehlt nicht, wenn der Leiter aus einem einzigen Metall besteht, sie verstärkt sich aber, wenn er aus zwei verschiedenen zusammengelötheten Metallen zusammengesetzt ist, da dann Erwärmung oder Erkältung der Löthstelle entgegengesetzte Ströme zur Folge hat. Und wie Zink und Kupfer (resp. Platina) sozusagen die klassischen Metalle für die hygroelektrischen Ströme (die galvanischen vorzugsweise) sind, so sind es Wismuth und Antimon für die thermoelektrischen Ströme, sofern sie die stärkste thermoelektrische Kette geben. Aus mehreren solchen „Elementen" baute man sofort „Thermosäulen" oder thermoelektrische Batterien, und als Nobili in Florenz 1834 eine solche, welche von beiden Seiten — mit dem Erfolg entgegengesetzter Ströme — verschiedenen Wärmequellen ausgesetzt werden konnte, mit dem Multiplicator verband, so war hiermit das feinste Thermoskop hergestellt, welches die kleinsten Wärmeunterschiede aufspürt.

Dieser „Thermomultiplicator", welcher zugleich ein „Differentialthermometer" ist, diente weiterhin bei den erfolgreichen Untersuchungen über die Wärmestrahlung, wie sie der Italiener Melloni, im Grunde schon seit 1831, zum Theil noch in Verbindung mit dem 1835 gestorbenen Nobili, begonnen hatte, weshalb der ganze, mit den Vorrichtungen für die Wärmeversuche erweiterte Apparat auch der Mellonische genannt wird. Es handelte sich hiebei um die strahlende Wärme verschiedener Wärmequellen: Flammen, glühender oder blos dunkel erwärmter Körper, und im letzteren Fall um das Ausstrahlungsvermögen verschiedener Oberflächen, endlich um das Durchlassungsvermögen verschiedener Körper (Diathermaneität); Untersuchungen, in welchen, hinsichtlich des Ausstrahlungsvermögens der Oberflächen, noch mit den früheren Mitteln der Schotte Leslin zu Anfang des Jahrhunderts vorangegangen war.

Doch wir kehren zu dem Elektromagnetismus zurück. Vermöge der von Arago entdeckten Magnetisirung durch den elektrischen Strom wird Stahl, wenn er von einem Strom längere Zeit hindurch umkreist worden ist, zu einem bleibenden Magnet, Eisen aber wird plötzlich zu einem blos zeitweisen Magnet, der bei Unterbrechung des Stroms ebenso plötzlich den Magnetismus wieder verliert und bei Wechsel der Stromrichtung seine Pole umkehrt. Man hatte somit einerseits ein neues Mittel, bleibende Stahlmagnete zu verfertigen, andrerseits konnte man weiches Eisen nach Belieben magnetisch und wieder unmagnetisch machen. Diese „Elektromagnete" sind eben durch diese Eigenschaft noch mächtiger geworden, als durch ihre ausnehmende Tragkraft (bis zu Tausenden von Pfunden), die sie in Hufeisenform haben, und worin sie alle Natur- und Stahl-Magnete weit übertreffen. Doch war jene Eigenschaft wichtiger, denn vermöge der magnetischen Anziehung konnte man durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der galvanischen Kette (oder auch durch Wechsel der Stromrichtung) eine Bewegung hervorbringen, indem hierbei der Elektromagnet ein anderes Stück Eisen, den „Anker", abwechselnd anzieht und wieder losläßt (oder einen anderen Elektromagneten abwechselnd anzieht und abstößt).

Auf diesem ungemein fruchtbaren Princip beruht zunächst der bei einer Menge von elektrischen Apparaten zur Anwendung kommende „elektromagnetische Hammer", welchen Wagner zu Frankfurt a. M. erfunden und

Digitized by Google

der dortige Arzt Neeff 1839 in die Wissenschaft eingeführt hat. Dasselbe Princip kommt in Anwendung bei der Selbstregistrirung (Autographie) der meteorologischen Instrumente (der Universalregistrator von dem Italiener Secchi auf der Pariser Weltausstellung 1867) und bei dem Chronoskop, welches Zeitintervalle bis zu Hunderttheilen einer Secunde zu messen ermöglicht, zuerst von dem Deutschen Steinheil in München 1839, ein Jahr darauf auch von dem Engländer Wheatstone erfunden, dann von dem deutschen Techniker Hipp in der gebräuchlichen Einrichtung hergestellt. Eine bloße Variation des Chronoskops bildet das von dem Franzosen Duhamel angegebene „Vibroskop", wo anstatt des bei dem Hipp'schen Chronoskop verwendeten Uhrwerks eine Stimmgabel, vermöge ihrer akustischen (streng isochronen) Schwingungen, benützt wird. Von dem Chronoskop ist Hipp's elektrische Uhr zu unterscheiden, bei welcher der elektrische Strom als Triebkraft dient, im Uebrigen dasselbe Princip in Anwendung kommt. Im Jahre 1853 befand sich am Rathhaus in Brüssel die erste elektromagnetische Uhr, in demselben Jahr, wo in London der erste praktische Beleuchtungsversuch mit dem elektrischen Kohlenlicht stattgefunden hat. Auf demselben Princip (oder auf dem mehr verwandten Princip, durch Wechsel der Stromrichtung abwechselnd Anziehung und Abstoßung zwischen zwei Elektromagneten hervorzurufen) beruhen überhaupt die elektromagnetischen Maschinen, deren erste im Großen Jacobi in Petersburg im Jahr 1839, zur Bewegung eines Boots auf der Newa, construirt hat. Ja, die erste Idee, die große Zugkraft des Elektromagnets nach Art des Dampfes als Motor zu verwenden, hatte schon 1834 der Italiener Dal-Negro gehabt mit einem Apparat, wodurch 180 Gramm in der Minute einen Meter hoch gehoben wurden. Seitdem sind viele solche Maschinen ausgeheckt worden, von dem Amerikaner Page (seit 1851), dem Franzosen Froment, dem Deutschen Stöhrer u. s. w.; allein sie konnten bisher, des Kostenpunktes wegen, die Concurrenz mit der Dampfmaschine nicht aushalten. Die erfolgreichste Verwerthung hat aber jenes Princip in der elektrischen Telegraphie gefunden.

Der an eine Drahtleitung gebundene elektrische Strom mit seiner ausnehmenden Geschwindigkeit ist das behendeste Mittel, welches der Mensch besitzt, um in die Ferne zu wirken. Schon Grey hatte vor ca. 150 Jahren die Elektricität einer geriebenen Glasstange viele Hundert Fuß weit geleitet, aber freilich ohne Telegraphengedanken, sondern nur um seine Entdeckung von der elektrischen Leitung zu erproben. Die Geschwindigkeit des elektrischen Stroms, welche übrigens in verschiedenen Leitern verschieden ist, hat zuerst Wheatstone 1840 zu bestimmen versucht, allein sie ist noch nicht endgiltig festgesetzt, wie denn auch die Resultate anderer Physiker (Walster in Nordamerika, Fizeau in Frankreich) mit dem Resultat von Wheatstone nicht übereinstimmen, wovon Faraday die Ursache nachgewiesen hat; jedenfalls aber ist sie derjenigen des Lichts vergleichbar, nach Myriaden von Meilen in der Secunde zu bemessen. Wichtiger als die genaue Kenntniß dieser Geschwindigkeit war das von G. S. Ohm in Erlangen 1827 entdeckte Gesetz der Stromstärke, daß diese nämlich der elektromotorischen Kraft der Batterie direct und der Summe sämmtlicher Leitungswiderstände (sowol in der Batterie als im Schließungs-

Digitized by Google

draht) umgekehrt proportionirt ist. Gleichwie nun zur Messung der Stromstärke die verschiedenen Wirkungsweisen des Stroms dienen konnten, so auch zur Zeichengebung in die Ferne. Allein während dort die Quantität der chemischen Zersetzung sich der Quantität der verbrauchten Elektricität oder der Stromstärke proportionirt erwies, so daß Faraday hierauf sein „Voltameter" (gegenüber dem auf der magnetischen Wirkung beruhenden Galvanometer) gründen konnte: so stehen hier, bei der Zeichengebung in die Ferne, die elektromagnetischen Wirkungen allen anderen, auch den elektrochemischen, weit voran. Denn wenn Sömmering in München 1808 die Idee der elektrischen Zeichengebung in die Ferne durch Wasserzersetzung zu verwirklichen suchte, so konnte das im Großen nicht praktisch werden.

Gleich nach der Oersted'schen Entdeckung hatte Ampère in Paris darauf aufmerksam gemacht, daß man die elektrische Ablenkung der Magnetnadel zur Telegraphie benützen könne; gleichwol verband erst 1833 der erste reine Nadeltelegraph von Gauß und Weber Sternwarte und physikalisches Cabinet zu Göttingen. Verbesserte Nadeltelegraphen, auf größere Entfernungen, wurden sofort in England durch Wheatstone, sowie durch Steinheil in München construirt, wobei letzterer 1837 auch die wichtige Wahrnehmung machte, daß man, statt eines zweiten Verbindungsdrahts der Stationen, die Leitung des feuchten Erdbodens benützen könne. Die übrigen Telegrapheneinrichtungen beruhen sämmtlich auf dem Elektromagneten nach dem oben entwickelten Princip: der Zeigertelegraph (erster 1840 von Wheatstone), welcher einen Zeiger an einem wirklichen Alphabet auf einem Zifferblatt herumführt; der Schreibtelegraph (erster und gebräuchlichster vom Nordamerikaner Morse 1837), welcher mittelst eines künstlichen Alphabets die Depesche zu Papier bringt; der Typendrucktelegraph (des Amerikaners Hughes 1859), welcher mit wirklichen Schriftzeichen mittelst einer Claviatur druckt. Auf die genauere Beschreibung dieser und anderer Telegrapheneinrichtungen, sowie auch des „Haustelegraphen" können wir hier selbstverständlich nicht eingehen. Wir erwähnen nur noch die „Indicatoren" oder Zeittelegraphen, zu welchen Hipp's „sympathische Uhr" gehört. Diese bestehen aus bloßen Zeigerwerken in Verbindung mit einem Elektromagnet, und werden mit Hilfe von Leitungsdrähten von einer „Normaluhr" aus gerichtet. Wer weiß, wie lange es noch dauern wird, daß von einem „comfortabeln Logis" nicht nur die Gas- und Wasser-Leitung, sondern auch eine Zeitleitung verlangt wird. Endlich sei noch der Benützung des elektrischen Telegraphen zur Bestimmung des Längenunterschieds zwischen zwei entfernten Orten gedacht, wobei es, mittelst gegenseitiger Telegraphirung der Uhrzeit, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, gelungen ist, Längenunterschiede bis auf $^1/_{50}$ Secunde genau zu bestimmen.

Wol hatten schon vor 1820 manche Physiker aus der gemeinschaftlichen Eigenschaft der Polarität, oder daraus, daß Elektricität wie Magnetismus sowol durch Anziehungen, als auch durch Abstoßungen sich äußern, geschlossen, daß diese beiden Naturkräfte im Grunde nur eine, oder Aeußerungen eines und desselben Princips sein dürften. Ja, nachdem Volta seine Säule construirt hatte, behauptete J. W. Richter in München, dieselbe sei ein wirklicher Magnet,

Digitized by Google

mußte aber freilich den thatsächlichen Beweis schuldig bleiben, welcher erst jetzt, nach der Entdeckung des Elektromagnetismus, möglich war. Dies geschah durch den großen französischen Physiker Ampère mittelst des von ihm 1826 construirten Apparats zur Herstellung beweglicher Schließungsdrähte, in welchen Ströme kreisen. Die Hauptsache dabei war, daß er in der Wirkung des elektrischen Stroms auf die Magnetnadel einen besonderen Fall einer allgemeineren Wirkung erkannte, nämlich der Wirkung zwischen zwei elektrischen Strömen, die sich, je nach ihren Richtungen, bald anziehen, bald abstoßen. Die Subsumtion des besonderen Falls, d. h. daß ebenso, wie ein beweglicher Magnet von einem festen Strom, so auch ein beweglicher Strom von einem festen Magnet nach Umständen angezogen oder abgestoßen wird, unter jene allgemeine Thatsache, oder, mit anderen Worten, der Satz, daß der Magnet wie ein elektrischer Strom von besonderer Form wirke, wurde von Ampère schlagend dadurch nachgewiesen, daß er aus schraubenförmig gewundenem Kupferdraht einen Körper bildete, von ihm Solenoid genannt, welcher, wenn der elektrische Strom durch ihn ging, sich wie ein Magnet verhielt, indem er an seinen beiden Enden Eisenfeilspäne anzog, sich wie die Compaßnadel stellte und aus der Südnordrichtung durch einen, seine Achse kreuzenden Strom abgelenkt wurde.

Damit war die Wesensgleichheit von Elektricität und Magnetismus nachgewiesen. Man konnte aber noch das Gegenstück zum Elektromagneten (oder zur Magnetisirung durch den Strom) erwarten, nämlich Magnetelektricität, oder elektrische Erregung durch den Magnet. Diese wurde von dem großen englischen Physiker Faraday 1831 entdeckt, und zwar sogleich in dem allgemeineren Zusammenhang, wie er in der Ampère'schen Theorie vorlag. Schon mehr als 100 Jahre früher war die Thatsache der elektrischen Influenz (Vertheilung) theils von dem Engländer Wilke, theils von dem Deutschen Aepinus entdeckt und damit das Princip aufgestellt worden, auf welchem die Leydener Flasche, der elektrische „Condensator" u. A. dgl. beruht, nämlich daß überhaupt ein elektrischer Leiter einen in seiner Nähe befindlichen unelektrischen Leiter in der Art elektrisirt, daß derselbe an seinen beiden Enden die entgegengesetzten Elektricitäten besitzt, wie ein Stück Eisen unter der Influenz eines Magnets die entgegengesetzten Pole. Eine solche Influenz, oder wie hier nach seinem Vorgang gesagt wird, „Induction", wollte Faraday zwischen einem neutralen Leitungsdraht und einem anderen nachweisen, in welchem ein elektrischer Strom kreist, indem er beide Drähte isolirt auf eine und dieselbe Rolle wickelte und dann die Enden des einen mit einem galvanischen Apparat, diejenigen des anderen mit einem Multiplicator in Verbindung setzte. Das Ergebniß war, daß nur im Moment des Schließens der Kette in dem neutralen Leiter ein Strom von entgegengesetzter Richtung entsteht, und ebenso beim Oeffnen der Kette ein momentaner Strom von derselben Richtung wie der ursprüngliche oder der „inducirende" Strom, welchem gegenüber jene beiden momentanen Ströme „Inductionsströme" heißen. Ebensolche Inductionsströme entstehen auch, wie Faraday weiterhin wahrnahm, im Moment der Annäherung oder der Entfernung des neutralen Leiters und des inducirenden Stroms. Das Gleiche ergab sich endlich, als er in diesem Experiment an die Stelle des inducirenden Stroms einen Magnet

Digitized by Google

setzte, welcher in die Oeffnung der unelektrischen Drahtrolle eingeführt wurde, und dies ist die „magnetische Induction", oder die Magnetelektricität.

Als ein besonderer Fall hiervon erklärte sich zugleich der von Arago 1825 entdeckte sogenannte „Rotationsmagnetismus", d. h. die Erscheinung, daß eine unterhalb einer Magnetnadel rasch rotirende Kupferplatte die Nadel ablenkt, so daß diese mit rotirt. Dies war, wie Tyndall sagt, das größte Räthsel der damaligen Zeit, welches jetzt durch die einfache Bemerkung sich löste, daß die Magnetnadel in dem rotirenden Leiter einen Strom inducirt, welcher die Nadel wiederum ablenkt. Kaum minder interessant war endlich ein zweiter besonderer Fall von Induction, nämlich Faraday's „Extrastrom", oder die Selbstinduction des elektrischen Stroms, indem dieser bei dem Schließen und Oeffnen der Kette in seinem eigenen Draht einen momentanen Strom inducirt.

Die neue Elektricitätsquelle, welche man nun in der Faraday'schen Inductionselektricität besaß, ist in der Folge in mannigfaltigen Apparaten zur Anwendung gekommen: theils in magnetelektrischen Maschinen oder Magnetinductionsapparaten, welche einen permanenten Magnet, theils in eigentlichen Inductionsmaschinen, welche eine galvanische Batterie verwenden müssen. Um auf englischen Leuchtthürmen das elektrische Kohlenspitzenlicht zu erzeugen, wurden von Wilke seit 1866 magnetelektrische Maschinen in so riesigem Maßstabe construirt, daß deren Inductionsrollen durch eine eigene Dampfmaschine gedreht und der Stahlmagnet nur dazu gebraucht wurde, um durch seine Induction einen riesigen Elektromagnet herzustellen, dessen Induction dann erst den zum elektrischen Licht verwendeten Strom liefert. Unter den Inductionsapparaten aber, wie sie nicht nur zu physikalischen, sondern auch zu telegraphischen und medicinischen Zwecken angefertigt wurden (der erste 1839 von Neeff mit vornehmlicher Benützung des Extrastroms), sind diejenigen von Ruhmkorff in Paris (seit 1851) construirten am berühmtesten geworden und deshalb wahrhaft epochemachend, weil sie die elektrischen Funken und Erschütterungen in höherem Maße gewähren, als die stärksten Reibelektrisirmaschinen. Ebenso bewerkstelligen sie auch die elektrischen Lichterscheinungen im luftleeren Raume und in verdünnten Gasen, mittelst der Geißler'schen Röhren (von dem berühmten Techniker in Bonn, 1860), so daß diese zur Beleuchtung in Bergwerken verwendet werden konnten, sowie zu spectralanalytischen Untersuchungen und zur Nachahmung der Nordlichtphänomene (De-la-Rive in Genf). Und wie der Inductionsstrom ein Analogon erhielt in dem sogenannten „Nebenstrom", den der Entladungsstrom einer Leydenerflasche in einem benachbarten Leiter erregt: so hat auch der Inductionsapparat in der von Holtz in Berlin 1865 erfundenen „Influenzmaschine" eine Art Gegenstück von Seiten der Reibelektricität gefunden. Die Theorie der Reibelektricität selbst aber war von Rieß zu Berlin in seinem 1853 erschienenen Werke wesentlich verbessert und umgestaltet worden.

Nur im Vorübergehen erinnern wir an W. Weber's (der sich uns schon oben als mit Gauß durch den ersten elektromagnetischen Telegraphen verbunden gezeigt hat) „elektrodynamische Maßbestimmungen" seit 1846, welche die umfassendsten theoretischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Induction enthalten.

Digitized by Google

und in dem Weber'schen Gesetze gipfeln, über welches neuerdings Streit zwischen englischen und deutschen Physikern war, ein Gesetz, welches, zunächst der bloßen Form nach, das Newton'sche Gravitationsgesetz als besonderen Fall einschließt, worauf Zöllner in seiner berühmten Schrift über die Kometen 1872 weiter eingegangen ist.

Wir eilen zu den letzten großen Schritten, welche Faraday in der Elektrik gethan hat. War der Magnetismus in seiner Beschränkung auf einige wenige Metalle (nämlich außer dem Eisen: Nickel, Kobalt und Mangan) aus dieser Sonderstellung schon durch Wechselwirkung mit der Elektricität herausgetreten: so wurde er für sich selbst zu einer allgemeinen Naturkraft durch Faraday's Entdeckung des Diamagnetismus und die bedeutende Vermehrung der magnetischen, oder, wie Faraday sie im Gegensatz zu den „diamagnetischen" nannte, der „paramagnetischen" Körper. Bei dieser Untersuchung thaten die überaus kräftigen hufeisenförmigen Elektromagnete ihre Dienste. Zwischen den Polen eines solchen stellen sich nämlich Stäbchen der verschiedensten Körper, entweder weil von den Magnetpolen angezogen, so, daß ihre Enden diesen Polen zugekehrt waren, mit einem Wort: „axial" — dies sind die paramagnetischen oder magnetischen Stoffe schlechtweg nach Art des Eisens, — oder die Stäbchen stellen sich, weil abgestoßen, rechtwinklig zu jener Richtung oder: „äquatoreal", — dies sind die diamagnetischen Stoffe. Diese Untersuchung mußte sich nicht auf starre Körper beschränken, sondern konnte auch auf Flüssigkeiten und Gase ausgedehnt werden, indem man sie in Röhren von Glas einschloß, dessen magnetisches Verhalten bereits constatirt war. So ergab sich, daß alle Metalle, mit Ausnahme der Eisen-, der Cer- und der Platina-Gruppe, in besonders hohem Grade aber Wismuth und Antimon, diamagnetisch seien, sowie Krystalle und Glas, Schwefel und Phosphor, Holz, Wasser, Alkohol u. s. w., endlich unter den Gasen: Wasserstoff, Lichtflammen, Wachsstockrauch u. s. w., während der Sauerstoff paramagnetisch ist. Alle Materie ist also magnetisch. Diesem großen Resultat des Engländers hat Plücker in Bonn 1849 den sehr bedeutenden Zusatz beigefügt, daß in der Nähe starker Magnetpole auch das diamagnetische Wismuth ein polarer Körper ist, aber von entgegengesetzter Polarität als das Eisen.

Noch eine andere bedeutungsvolle Entdeckung des großen Briten, welche ebenfalls auf die Allwirksamkeit der elektrischen und magnetischen Kräfte zielt, war derjenigen des Diamagnetismus kurz vorangegangen: die Entdeckung der Thatsache (vom Entdecker wieder passend „Magnetisation des Lichts" genannt), daß Ströme und Magnete auf den Durchgang des Lichts durch Krystalle und andere durchsichtige Körper, welche das Licht polarisiren, eine Wirkung äußert, welche in einer Drehung der Polarisationsebene besteht. Diese Eigenschaft besitzen nämlich manche Stoffe von selbst, z. B., wie Arago schon 1811 bemerkt hatte, Quarz, dessen Krystalle hiernach in rechts- und in linksdrehende sich eintheilen, das „Dextrin", ein Stoff, welcher seinen Namen eben von seiner rechtsdrehenden Eigenschaft bekommen und als neuentdeckt auf der Stuttgarter Naturforscherversammlung 1834 Aufsehen erregt hat. Daher war es höchst interessant, daß auch andere Stoffe durch elektrische Einwirkung diese Eigenschaft erhalten, die sie vorher nicht hatten. Gelegentlich sei noch bemerkt, daß auch die

Digitized by Google

Polarisation des Lichts (1807 von Malus in Paris entdeckt) weiterhin praktisch geworden ist, so daß das Polarisationsinstrument in die Hände der Aerzte und der Industriellen gekommen ist, nämlich um eine Flüssigkeit auf ihren Zuckergehalt zu untersuchen, da der Zucker zu den die Polarisationsebene drehenden Stoffen gehört. Für industrielle Zwecke wurde das Instrument von dem Pariser Techniker Soleil zu einem eigenen „Sacharimeter" umgestaltet (1847).

Dies sind die Thatsachen und Gesetze, welche sich in continuirlicher Folge an Oersted's Fundamentalentdeckung angeschlossen haben. Aber auch die Wechselwirkung zwischen der Elektricität und dem chemischen Proceß hat in dieser Zeit bedeutende Erweiterungen erfahren. Es sind auf der einen Seite die von Faraday seit 1833 entdeckten elektrolytischen Gesetze, wovon eines, nebst dem darauf gegründeten „Voltameter", schon oben erwähnt worden ist, ein anderes auf die quantitativen Verhältnisse der elektrochemischen Wirkung im Zusammenhang mit dem Gesetz der chemischen Aequivalente sich bezieht. Auf der anderen Seite sind es die praktischen Errungenschaften der galvanischen Metallüberzüge (Vergoldungen u. s. w.) und der Galvanoplastik. Diese große Erfindung, welche einem ganzen Zweig technischer Industrie das Dasein gegeben hat, wurde 1838 fast gleichzeitig von Jacobi in Petersburg und von dem Engländer Spencer gemacht, nachdem schon 1826 die bei galvanischen Metallreductionen sich ergebenden Farben dünner metallischer Niederschläge von Nobili wahrgenommen worden waren, welche dem allgemeinen optischen Gesetz der Farben dünner Blättchen entsprechen und in der Technik ebenfalls verwerthet worden sind. Sie findet auch Anwendung in dem „Naturselbstdruck" von Auer, dem Vorsteher der Staatsdruckerei in Wien, einer Erfindung aus dem Anfang der fünfziger Jahre; die erste vollkommene, größere Copie von einer gestochenen Kupferplatte hatte 1841 Böttger in Frankfurt a/M. geliefert.

Im Jahr 1840 construirte der Engländer Armstrong seine Dampfelektrifirmaschine, dazu veranlaßt durch den Vorfall in der Nähe von Newcastle, daß ein mit Regulirung eines Sicherheitsventils an einer Dampfmaschine beschäftigter Mechaniker einen elektrischen Schlag erhielt, als er die eine Hand an den Hebel des Ventils, die andere in den aus einer Fuge ausströmenden Dampf brachte. Man sprach von einer „Verdampfungselektricität" und glaubte dem Ursprung der Luftelektricität auf die Spur gekommen zu sein. Allein es war dort nichts Anderes als Reibelektricität, nämlich herrührend von der Reibung des ausströmenden Wasserdampfes gegen die (in jener Maschine mit Buchsbaumholz gefütterten) Ausströmungsröhren, und der Ursprung der Luftelektricität ist auch heutzutage noch unbekannt. Nicht anders verhält es sich zur Zeit mit dem Ursprung des Erdmagnetismus, obgleich Gauß, der „Newton des Erdmagnetismus", in den dreißiger Jahren dessen Gesetze theoretisch erforscht hatte, im Einklang mit den Beobachtungen der zahlreichen, über die ganze Erdoberfläche vertheilten Observatorien des, von Alex. von Humboldt gestifteten, magnetischen Vereins, wonach schon 1819 Hansteen in Christiania magnetische Erdkarten zu entwerfen begonnen hatte.

Von den beiden zwichtigsten anderweitigen Gegenständen, welche, in den ersten Jahrzehnten unseres Zeitraums, neben der geschilderten Hochfluth von

Digitized by Google

Thatsachen und Apparaten aus dem Gebiet der Elektrik hergehen, knüpft sich der eine nochmals an den Namen von Faraday. Es ist die 1823 von ihm, noch im Verein mit seinem Lehrer Davy, bewerkstelligte Verflüssigung von Gasen. Das erste Gas, bei welchem die Verflüssigung (oder Condensation) gelang, war Chlor, worüber Faraday an Dr. Paris schrieb: „Das Oel, welches Sie gestern bemerkten, war nichts anderes als flüssiges Chlor." Nachdem 1838 der französische Mechaniker Thilorier einen eigenen Apparat zur Herstellung von flüssiger und gefrorener Kohlensäure construirt hatte, wozu ein Druck von 32 Atmosphären erforderlich ist: kam Faraday 1844 auf diesen Gegenstand zurück, um die Anzahl der „coercibeln Gase", wie er sie nennt, noch weiter zu vermehren. Heutzutage sind allein noch permanente Gase: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Stickoxyd, Kohlenoxyd, Sumpfgas.

Weniger Sensation machte, aber principiell steht noch ungleich höher die definitive Ausbildung und Begründung und der dadurch angebahnte Sieg der Lichtwellenlehre durch den großen französischen Physiker Fresnel seit 1815. Unter seinen Leistungen stehen voran: die wirkliche Messung der Lichtwellenlängen für die verschiedenen Farben, worin ihm die Deutschen Fraunhofer und Schwerd folgten; die vollständige Theorie der Beugung (oder Diffraction) des Lichts, in welchem Gebiet ihm wiederum Schwerd secundirt hat; die Entdeckung der Circularpolarisation des Lichts; endlich das mathematische Gesetz der Doppelbrechung in zweiachsigen Krystallen (die Fresnel'sche Wellenfläche). Noch war aber die Erklärung der Farbenzerstreuung (oder Dispersion des Lichts) für jede Theorie eine Schwierigkeit, bis der französische Mathematiker Cauchy 1836, vom Standpunkt der Lichtwellenlehre aus, sie zu beseitigen wußte. Noch hielten auch Physiker von bedeutendem Rang, wie der Schotte Brewster (Erfinder des Kaleidoskops 1817), dem wir im nächsten Artikel von einer anderen Seite wieder begegnen werden, und der Franzose Biot, unter Anderem seit 1812 Entdecker der „Rotationspolarisation" (oder Drehung der Polarisationsebene, wovon oben die Rede war und wovon Arago eine erste Wahrnehmung gemacht hatte), an der Newton'schen Lichtstofflehre fest, bis der letztere endlich in den fünfziger Jahren aus einem Gegner ein eifriger Verfechter der Lichtwellenlehre wurde. Dazu mag die empirische Entscheidung gegen die Lichtstofflehre beigetragen haben, welche die terrestrische Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts durch die französischen Physiker Fizeau und Foucault herbeigeführt hat.

Schon 1838 hatte nämlich Arago angedeutet, wie durch Messung der Lichtgeschwindigkeit in verschiedenen Mitteln zwischen den beiden Theorien endgiltig entschieden werden könnte, sofern diese Geschwindigkeit in dem dichteren der beiden Mittel nach der Lichtstofflehre größer, nach der Wellenlehre kleiner als im dünneren Mittel sein muß. Nachdem nun zuerst Fizeau 1849 die Messung der Lichtgeschwindigkeit in Luft durch terrestrische Versuche gelungen war, unter befriedigender Uebereinstimmung mit der älteren astronomischen Ermittlung: haben Foucault 1853, und fast gleichzeitig Fizeau nach einer anderen Methode, übereinstimmend gefunden, daß die Lichtgeschwindigkeit in Luft zu derjenigen in Wasser wie 4 zu 3 sich verhalte, also im dichteren Mittel

Digitized by Google

kleiner sei, was gegen die Lichtstofflehre entscheidet, nach welcher es sich gerade umgekehrt verhalten müßte. Fresnel's nächster Vorgänger in der Lichtwellenlehre war, mit der im Jahr 1800 entdeckten Interferenz des Lichts, der Engländer Young, dessen Farbentheorie in neuester Zeit durch die physiologische Optik von Helmholtz wieder Bedeutung gewonnen hat.

Nur flüchtig erwähnen wir Anderes aus den drei ersten Jahrzehnten unserer sechzig Jahre. Zuerst die Studien, welche W. Weber, in Verbindung mit seinem Bruder, über die Wellenbewegung in Flüssigkeiten angestellt und in seiner Wellenlehre 1825 publicirt hat. Sodann die zwei vorzüglichen hygrometrischen Instrumente: des Engländers Daniell Hygrometer (1820), welches mittelst eines kleinen Kryophors (Erfindung seines Landsmanns Wollaston 1813) die Temperatur des Thaupunktes kennen lehrt, und das „Psychrometer" von August in Berlin (1828), welches aus der Differenz zweier vollkommen gleicher Thermometer, wovon der eine an seiner Kugel feucht erhalten wird, den Sättigungspunkt ermittelt. Ferner des Pariser Savart akustische Untersuchungen, besonders über Resonanz und die Verwendung der sogenannten Stöße oder Schwebungen von Stimmgabeln zur genauen Bestimmung der Schwingungszahlen der Töne, durch den Kaufmann Scheibler in Crefeld 1833 mit seinem „Tonometer", das weiterhin durch den Pariser Akustiker König vervollkommnet worden ist, sich wirksamer erwiesen hat, als die 1819 zu dem gleichen Zweck von dem Franzosen Cagnard-Latour erfundene „Sirene". Diesem akustischen Instrument, das weiterhin, zu anderem Zweck in Helmholtz' Hand modificirt, wieder auftritt, stellen wir noch das Trevelyan-Instrument oder des Engländers Trevelyan „tönende Schaufel" (1829) zur Seite. Endlich erwähnen wir als eines der wichtigsten Instrumente für die Lichtpolarisation („Analyseure") das Doppelspathprisma des Schotten Nicol (1828), und als zwei sehr populär gewordene Apparate: Döbereiners Platinafeuerzeug (1823) und die „stroboskopische" Scheibe, welche 1832 sowol von dem Deutschen Stampfer als von dem Belgier Plateau unter dem Namen „Phenakistiskop" angegeben worden ist; ist ja doch dieser Apparat, sowie das „Anorthoskop" (anorthoskopische Scheibe), welches ihm Plateau 1836 folgen ließ, in die Spielwaarenläden übergegangen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Montenegrinische Skizzen.

Von

Dr. Siegfried Kapper.

I. Die Schulen in Montenegro.

Cetinje besitzt gegenwärtig vier Schulen, von denen zwei, die Volksschule für Knaben und die für Mädchen, blos für den localen Bedarf bestimmt sind, die beiden anderen aber, die theologische Schule und das Töchterpensionat, als Anstalten höherer Ordnung dem Lande angehören, — jene, um die Kirchen nicht nur mit gut unterrichteten Seelsorgern, sondern auch die Schulen mit tüchtigen Lehrern zu versorgen, dieses, um für die Mädchenschulen, die nach und nach in allen Districten errichtet werden sollen, nicht nur gute Lehrerinnen, sondern auch für die gebildeteren jungen Männer, die Begründer künftiger vorgeschrittenerer Familien, ihnen ebenbürtig zur Seite stehende Hausfrauen heranzubilden; ein gewaltiger, sehr ernst ausgreifender Fortschritt zum Besseren, den nur Derjenige gehörig zu würdigen vermag, der da weiß, wie trübselig mit alle dem auf Montenegro es bisher bestellt gewesen und zum überwiegenden Theile zur Stunde noch ist. Um einen Knaben Kaludjer (Mönch) oder Pop (Weltpriester) werden zu lassen und ihm so die Versorgung in einer der armseligen Zellen oder das kleine Einkommen bei einer Kirche zu sichern, bedurfte es weiter nichts, als daß man ihn wieder zu einem Kaludjer oder Popen in die Lehre schickte, damit er das Handwerk erlerne, und dieses wieder bestand in nichts weiter, als im mechanischen Nachthun des Vorganges bei den ritualen Handlungen und im Lesen der altslavischen Kirchensprache. Zu verstehen brauchte er weder das Eine, noch das Andere. Konnte er dabei noch das Bulgärserbische lesen und sogar schreiben, so war er ein Gelehrter. Nur die wenigsten unter den 300—400 Popen jedoch, die Montenegro zählte, waren auch nur dieser Künste leidlich Herren. Die meisten begnügten sich damit, die vorgeschriebenen Formeln für Taufe, Trauung und Beerdigung auswendig gelernt zu haben und nach Bedarf anzuwenden. Gab man ihnen ein anderes Buch in die Hand, als an dessen Merkzeichen ihr Auge sich gewöhnt hatte, so konnten sie nicht weiter. Es war auch kaum mehr zu fordern; denn außer der Kirche hörte der Pop eben auf. Er grub im Felde,

Digitized by Google

trieb seinen Maulesel mit einer Last Kartoffeln zu Markt, oder stellte, wenn nichts Besseres zu thun war, sich an die Spitze einer Tscheta, eines Häufleins bewaffneter Freunde, und fiel mit ihnen auf Revanche in die benachbarten Gebiete ein. Von jeher daher mehr im Kriegshandwerk als in der Seelsorge zeichneten auf Montenegro die Popen sich aus, und manchen der gefeiertsten Helden und Anführer der Crnagora nennen sie den ihren, und zwar mit wohlgerechtfertigtem Stolz. Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, daß unter anderen auch der gegenwärtige Chef des Kriegswesens, der in Zeitungen bald als General, bald als Kriegsminister, einmal sogar als Marschall so oft genannte Ilija Plamenac, Pope ist. „Pop Ilija", den Priester Elias, nennt kurzweg ihn das Volk und selbst der Fürst. Volkslehrer und Lehrerinnen, namentlich als Stand, als Beruf, gab es bis auf die jüngste Zeit gar nicht. So wie die Vladyken ihre Secretäre und Schreiber, so mußten sie auch Lehrer für die von ihnen zu errichtenden Schulen aus der Fremde, aus Dalmatien, Oesterreich oder Serbien kommen lassen. Wurde nun, außer von einem Popen, von keinem Manne weiter im Lande beansprucht, daß er auch nur lesen und schreiben könne, so galt dies bei Frauen vollends nicht nur für überflüssig, sondern sogar für unschicklich. Wozu sollten auch dem Weibe, das von Kindesbeinen an zu harter Mühsal verurtheilt war, und das bei aller Achtung des Sohnes für die Mutter, bei aller Liebe des Bruders zur Schwester, im Stamme doch nur die unterste Stellung einnahm, andere Kenntnisse, als die es im Stalle, auf dem Acker und am Heerde verwerthen konnte? Nun allerdings wird das anders werden. Die Erkenntniß, daß ohne Heranziehung der Mütter zur Mitarbeit an der Volksbildung diese stets nur exclusiv und fragmentarisch bleiben, nie allgemein werden kann, ist an sich schon ein ungeheurer Fortschritt. Die Emancipation der Frau ist ja die Emancipation des Volkes.

Es war die untere Mädchenschule, die ich, als die zunächst zur Hand gelegene, zunächst auch aufsuchte. Sie ist nämlich in Ermangelung eines schicklicheren Raumes vorläufig in der ebenerdigen Stube eines Hauses in der Nähe des Platzes untergebracht. Ich sage Stube, aber es wird wohlgethan sein, die Vorstellung von dem Raume, den ich aus Rücksicht für die obwaltenden Verhältnisse sowol, wie aus Artigkeit für die darin einem löblichen Ziele entgegenstrebenden jungen Damen so nenne, auf's äußerste herabzustimmen. Obacht! Man tritt durch eine kleine Thür, die für erwachsene Männer jedenfalls etwas zu niedrig angelegt ist. Man setzt den Fuß über die Schwelle und sinkt mit ihm zuvörderst in eine tiefe, steinige Grube, die man passiren muß, wenn man überhaupt eintreten will. Das ist nun ohne alle Frage eine unverantwortliche Nachlässigkeit, die, wenn man auch das Zusammendrängen von 30—40 Mädchen verschiedenen Alters in einem so beschränkten Raume durch die Nothwendigkeit für gerechtfertigt ansehen könnte, selbst durch die größte Armuth nicht zu entschuldigen ist. Um die Seelen junger Mädchen zu bilden, braucht man noch keineswegs ihre Füße in Gefahr zu bringen. Zudem gibt es Steine auf Cetinje genug, um eine Grube auszufüllen, und wollen wir nicht zweifeln, daß dies auch unterdessen geschehen sein wird. An dem kleinen Fenster, dem einzigen übrigens, das den Raum erhellt, sitzt an einem Tischchen die Lehrerin, eine ältere,

Digitized by Google

sehr beleibte Dame aus Dalmatien, deren Gatte bei dem neuetablirten Postdienste beschäftigt ist, mit ihrer Gehilfin, bereits einer jungen Montenegrinerin. Die Donna, den Unterricht unterbrechend, empfängt uns mit zuvorkommender Freundlichkeit, die kleinen Mädchen, durchgehends frische, muntere, lebhafte Wesen im Alter von 8—12 Jahren, mit Artigkeit. Die Unterrichtsgegenstände, vom Lesen und Schreiben aufwärts, serbische und italienische Sprache, Rechnen, Religion, Geographie und vaterländische Geschichte. Letztere war eben an der Tagesordnung, und ich machte daher von der Erlaubniß Gebrauch, an die Kleinen eine Frage stellen zu dürfen. — „Habt Ihr schon etwas von einem gewissen Fürsten Lazar gehört?" — Aller Hände fuhren empor. Einstimmiges „Wie sollten wir nicht!" — „Das geht nun aber nicht an, daß Ihr alle erzählet! Nennt selbst eine aus Eurer Mitte, die es am besten vermöchte!" — Aller Hände wiesen auf ein etwa zehnjähriges Mädchen, nicht eben hübsch, aber von recht gescheidtem Aussehen. Wie sie da stand in dem ärmlichen, aber sauberen Anzuge, die Mädchenkappe mit dem schwarzen Schleier tief in der Stirne und verlegen die Augen niederschlagend, sah man ihr es an, daß sie der Matador der Schule sei. Sie erzählte aber auch, nachdem sie sich einmal ein Herz gefaßt, die Geschichte des unglücklichen Caren so klar, so umständlich und dabei mit einer solchen patriotischen Wärme des Ausdrucks, daß mir, ich schäme mich dessen nicht, die Thränen in die Augen traten. Fürst Lazar ist der Held der großen serbischen Nationalepopöe, und hatte ja auch ich vor nun fünfundzwanzig Jahren ihm meinen Jugendgesang geweiht!*) Dafür aber will ich mir es auch merken, daß die kleine patriotische Erzählerin die Tochter des Senators Pejo Cerović ist, eines der jüngsten, aber nicht letzten der montenegrinischen Recken. Auch in allem Anderen wußten die kleinen Cetinjanerinnen wacker Bescheid, und als schließlich eine kleine Schwarzkappe meiner Befürchtung wegen, der Mond, wenn die Nägel, mit denen er seit Erschaffung der Welt an den Himmel genagelt ist, erst rostig würden, könnte in einer schönen Nacht so auf die Erde herabfallen, meiner Unwissenheit wegen mich weidlich auslachte, denn der Mond sei an den Himmel ja gar nicht angenagelt, sondern gehe dort so fest und sicher seinen Pfad, wie der Maulesel ihres Vaters über den Krstatz, — da mußte ich mich vollends als durchaus befriedigt erklären. Auch Handarbeiten wurden mir vorgewiesen, recht hübsche, darunter sogar Stickereien auf Canavas und Stramin mit Wolle und Seide, Kanarienvögel aus gelber Zephyrwolle und Stiefmütterchen aus violetter. — „Wie natürlich!" — Ungleich besser aber, als diese Paradestückchen, ohne die man nun einmal, selbst auf Montenegro, die Anleitung zu weiblicher Handarbeit nicht für möglich zu halten scheint, gefielen mir die Nähereien und Strickereien. Das werden sie einst brauchen können!

Die höhere Mädchenschule, oder das „Institut", wie sie officiell genannt wird, gegründet im Jahre 1869 und damals einstweilen im stari dvor untergebracht, befindet sich seit 1870 in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten, sehr geräumigen und auch recht zweckmäßig eingerichteten Hause, dem auch ein Stück Grund zur Anlage eines Gartens beigegeben ist. Es ist der ganzen Anlage

*) „Fürst Lazar." Epische Dichtung. Leipzig, 1852, 53.

Digitized by Google

und Einrichtung nach ein Pensionat, berechnet auf die Aufnahme von 30 internen Schülerinnen, von denen 20 ohne alles Entgelt, 10 gegen Bezahlung von jährlich 200 fl. darin Unterricht und die volle Verpflegung finden. Den Unterricht allein mitzugenießen ist jedoch auch Externen gestattet, die in der Pflege bei ihren Eltern und Verwandten stehen, wie denn auch selbst die beiden ältesten Prinzessinnen von Montenegro, Zorka und Vidosava, an manchen Gegenständen theilnahmen. Die Aufnahme ist auf das Alter zwischen 9 und 12 Jahren beschränkt, und haben auf dieselbe nicht nur geborene Montenegrinerinnen, sondern auch die Töchter dalmatinischer, hercegovinischer, bosnischer, albanesischer Eltern, und zwar unter ganz gleichen Rechten und Pflichten, Anspruch, wenn sie nur die nöthige Vorbildung mitbringen, hinsichtlich welcher man sich übrigens mit dem Lesen und Schreiben des Serbischen, der Ziffern, mit dem Zählen bis 100 und dem Auswendigkennen einiger — Gebete begnügt. Lehrgegenstände außer der Religion sind: Schreiben, Rechnen, Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Physik, serbische, russische, französische und seit diesem Jahre auch deutsche Sprache. Dann Gesang, endlich Garten- und Seidenbau, und theilen sich in dieselben drei im Hause selbst wohnende Lehrerinnen, Fräulein Nadeschda Pakijević aus Rußland und die Fräulein Mileva Stanojević und Milka Kokanović aus Serbien, dann zwei externe Lehrer, Herr Novaković aus Dalmatien, zugleich Professor an der theologischen Schule, und Herr Gesanglehrer Schulz aus Prag, zugleich Capellmeister auf Cetinje. Der ganze Lehrcursus ist auf sechs Jahre bemessen, zu drei zweijährigen Abtheilungen. In den ersten zwei Jahren wird der Unterricht im Ganzen und Großen beendet. In die folgenden zwei Jahre, die für die mehr detaillirte Ausbildung bestimmt sind, kommen nur Schülerinnen von bewährt besseren Anlagen, und in die dritten, sogenannten praktischen zwei Jahre nur die anerkannt besten und solche, die selbst sich dem Lehrfache widmen wollen. Diese sodann beaufsichtigen die Jüngeren, repetiren mit ihnen, unterrichten wol auch in Manchem. Mit dem Jahre 1874 ist der erste sechsjährige Cursus abgeschlossen worden und haben von den zehn Elevinnen, die aus demselben hervorgegangen, nicht weniger als neun sich als Volkslehrerinnen qualificirt, sämmtlich Montenegrinerinnen, während der zehnten das allerdings beneidenswerthere Loos zufiel, vom Senatspräsidenten Božo Petrović, dem Cousin des Fürsten, der gegenwärtig das montenegrinische Südcorps befehligt, als Frau heimgeführt zu werden.

Als Directrice an der Spitze des Instituts steht Fräulein Pakijević, entsandt hierzu aus Petersburg von der Protectorin der Anstalt, der Kaiserin Maria Alexandrowna, der, als der eigentlichen Gründerin und factischen Erhalterin derselben — jährlich 5500 Rubel —, die Ernennung der Leiterin, sowie dieser die Wahl der Lehrkräfte und überhaupt des gesammten Personals statutenmäßig vorbehalten blieb. Allerdings eine weitgehende Einflußnahme von Außen. Immer aber doch besser, als wenn die Errichtung einer derartigen Anstalt, von der für die allgemeine Bildung mit Recht so viel zu erwarten ist, wegen Mangels der erforderlichen Mittel noch auf unabsehbar hinaus hätte vertagt werden müssen. Fräulein Pakijević übrigens ist eine tüchtige Lehrerin, eine ganz vorzügliche Erzieherin und vortreffliche Hauswirthin, voll Eifer und rastloser Thätigkeit,

Digitized by Google

eine Pädagogin voll jener völligen Hingebung an ihren Beruf, die man vielleicht Missionarismus nennen könnte. In allen Räumen des Hauses, das unter ihrem Regimente steht, herrscht die größte Ordnung und blendendste Reinlichkeit, in den Gängen wie auf den Treppen, in der Küche wie in den Wohnstuben, in den Lehr- wie in den Arbeitssälen. Jede Schülerin hat in denselben ihren besonderen Tisch, ihren besonderen Kasten. Sie war so freundlich, mehrere derselben zu öffnen, und auch hier waltete in Allem eine Ordnung und insbesondere eine Nettigkeit und Sauberkeit, wie sie in unseren Pensionaten nicht immer gefunden werden dürfte. Besonders auf Dinge der Häuslichkeit wird großes Gewicht gelegt, auf Kleidung, Lager und Tisch. Die Betten sind vortrefflich, der Tisch sauber gedeckt, das Couvert zu zwei Tellern und jedes mit Serviette und selbst Serviettenband versehen: Kleinigkeiten, für uns selbstverständlich, für dort jedoch von höchster Wichtigkeit. Es wird den jungen Damen wohlthun, dadurch frühzeitig an Ordnung und Reinlichkeit Geschmack finden zu lernen, es wird sie befähigen, für diese in den Schwarzen Bergen etwas seltene Tugenden im Schoße der Familie Propaganda zu machen und sie so im ganzen Lande in Aufnahme zu bringen, was allerdings einigermaßen Noth thut. Es war eben freie Stunde, und ich fand die Schülerinnen und Lehrerinnen im Garten, wo sie mit Umgraben des Erdreichs und Anlegung von Beeten beschäftigt waren, darunter manche heranblühende Schönheit von typischem Gepräge. Ich stellte, anknüpfend an die Beschäftigung des Augenblicks, mancherlei Fragen über das Leben der Pflanzen und ihre Beziehungen zur Oekonomie des menschlichen Haushalts, und erhielt durchgehend recht gescheidte Antworten. Ganz überrascht aber war ich von den geographischen und ethnographischen Kenntnissen dieser crnogorischen Blaustrümpfchen. Ich weiß nicht, ob irgend ein dreizehnjähriges Mädchen unserer Institute meine Behauptung, die Deutschen stammen von den Parsen ab, so gründlich zu widerlegen vermöchte, als die nicht ältere schwarzäugige Crnogorcin die von mir aufgestellte These, die Montenegriner seien Abkömmlinge der Dänen. Die ganze indo-europäische Colonne mußte in's Feld rücken, und der ganze Stammbaum der Ost-, Nord- und Südslaven wurde abgeblättert, um mir zu beweisen, daß ich im Irrthum sei. Ausnehmend und bei manchen selbst musterhaft schön fand ich die Handschriften, die serbischen sowol wie die französischen, — Töchter von Müttern, die Frau Wojwodin heißen, und statt ihres Namens nicht einmal ein Kreuz zu Papier zu bringen verstehen. Nicht zu loben dagegen vermag ich es, daß die jungen Crnogoreinnen, Bosnierinnen u. s. w. gehalten sind, während ihres Aufenthaltes in der Anstalt ihre gewohnte nationale Tracht abzulegen und dafür einen recht geschmacklosen, dunkelfarbigen, sogenannten europäischen Anzug anzunehmen. Wozu das, da sie doch, so wie sie die Anstalt verlassen, sei es auch nur für die kurze Dauer der Ferien, zu ihren heimischen Trachten sofort wieder zurückkehren, und das auch müssen, wollen sie nicht verlacht oder als Entfremdete betrachtet werden. Oder soll gerade dadurch der Grund gelegt werden zu einem recht gründlichen Abscheu vor der fremden, aufgedrungenen Mode? Gut ausgestattet ist die Anstalt mit Büchern, Karten und sonstigem Lehrbedarf, reich die hübsche Hauscapelle mit silbernen, starkvergoldeten und emaillirten Kirchengeräthen, — alles

Digitized by Google

das Geschenke der Kaiserin aus Petersburg, die kein Jahr vergehen läßt, ohne derselben mit irgend einer Gabe auch noch außer den 5500 Rubeln zu gedenken.

Die Volksschule für die Knaben und die theologische Schule sind im Erdgeschoß des stari dvor untergebracht, in Räumen, deren ursprüngliche Bestimmung zwar nicht bekannt ist, denen es jedoch keineswegs bei der Kelle vorgesungen worden zu sein scheint, daß sie dereinst so hohen Zielen dienen würden. Es ist eben die unglaubliche Dürftigkeit, die auch hier gebieterisch sich geltend gemacht. Könnte ja z. B. die theologische Schule gleichfalls überhaupt gar nicht bestehen, wenn nicht der russische Synod die Kosten derselben bestritte, wiewol sie nur auf zwei Jahrgänge eingerichtet ist, während welcher sämmtliche Gegenstände von nur zwei Professoren und dem Rector gelehrt werden, den Herrn Spiro Kovatschevitsch, Boscho Novakovitsch und Peter Bearra, sämmtlich Dalmatinern. Ich habe in beiden Abtheilungen dem Unterrichte angewohnt und an die „Studenten" verschiedene Fragen aus der südslavischen Literaturgeschichte, aus der Physik und aus der Seelenkunde gerichtet, deren Beantwortung dafür zeugte, daß ich über die Elemente dieser Wissenschaften wol auch etwas weiter hätte hinausgehen können. Nicht minder befriedigende Erfahrungen machte ich in der „osnova skola", der Elementar- oder Volksschule,*) deren 4 Classen zu je zweien in zwei Abtheilungen durch zwei Lehrer, beide bereits Montenegriner, unterrichtet werden. In der dritten und vierten Classe fand ich etwa 20 Schüler im Alter von 10—18 Jahren. Hier werden die Realgegenstände, etwas allgemeine Geschichte und Landeskunde gelehrt. Ich prüfte aus der Geschichte Montenegro's, indem ich einen der ältern Schüler, der sich selbst dazu erbot, veranlaßte, mir etwas von den Nachfolgern Ivan Crnojević's zu erzählen. Der junge Mann, denn, trotzdem er die Kinderschule besuchte, war er dies doch schon, entledigte sich der Aufgabe mit großer Klarheit und Kenntniß, konnte jedoch, als er dazu kam, wie der letzte Crnojević unrühmlich und lediglich für sein Wohlleben besorgt die Herrschaft niederlegte und nach Venedig übersiedelte, das herrenlose Land in tiefster Erniedrigung und größtem Elend zurücklassend, einer offenbar aus seinem tiefsten Innern kommenden Bewegung sich nicht erwehren. Als er geendet, stellte der Lehrer einem andern eine Frage aus der — Geschichte Böhmens, über den Sagenkreis der Libussa. Ich konnte nur erstaunt sein, sie beantwortet zu hören. Es entging mir aber auch nicht der mehr als gewöhnliche Tact auf Seite des Lehrers, der gerade in dieser Frage sich kund gab. Er wollte die Frage aus der Geschichte seines Vaterlandes offenbar durch die Aufmerksamkeit erwidern, daß er seinerseits eine Frage aus der Geschichte meiner Heimath stellte. In der ersten und zweiten Classe, in der ich etwa 25 Knaben im Alter zwischen 8 und 14 Jahren fand, übte man den Anschauungsunterricht, neben welchem die Elementarkünste der menschlichen Cultur sowie etwas Erd- und Weltkunde betrieben wurden. Auch hier recht ver-

*) Montenegro hat gegenwärtig 52 solcher Schulen, in denen beinahe durchwegs Montenegriner als Lehrer angestellt sind. Die Kosten werden aus dem hiezu gewidmeten ehemaligen Einkommen der Klöster bestritten. Seit vorigem Sommer besteht auch zu Danilovgrad eine Ackerbauschule.

Digitized by Google

ständige Antworten. Besonders zeichnete sich ein ganz unerschrockener Knabe in der Erklärung aus, wie Tag und Nacht und wie die Jahreszeiten entstehen. Ein Mann, der, ohne daß ich es beachtet, mir in die Lehrstube gefolgt, brach dabei in factische, bestqualificirte Freudenthränen aus. Es war sein jüngster Sohn. Von den beiden älteren diente einer in Cataro, der andere weidete zu Hause die Schafe; aber der sollte was lernen. — „Mit Verlaub," nahm er in der gehobenen Stimmung seines Vaterherzens sich die Courage, mich zu fragen, „woher kommt Ihr, Herr, daß Ihr unsere Sprache so gut versteht und auch sprecht?" — Ich nannte Böhmen. — „Ei, spricht man unsere Sprache auch dort?" — „„Nein; aber man lernt sie und noch vieles Andere!"" — Bedeutungsvolles Kopfschütteln, und dann zu dem Jungen: „Siehst du, Mischo! Dort lernen die Leute, und darum vermögen sie auch was und leben wie die Menschen, während wir, die wir nichts gelernt haben, es über diese nackten Steine nicht hinausbringen können, und ein Leben führen wie die Hunde!" — Ich gebe dies wörtlich, ein beredtes Zeichen, wie in alle Schichten der Bevölkerung Montenegro's seit den letzten Jahren die Erkenntniß gedrungen ist, daß es ohne Wissen in der That heutzutage ein Können nicht gebe.

Und in der That auch ist es rührend, wenn man diese dürftigen Lehrbehelfe erwägt, diese ärmlichen, oft in elende Lumpen gehüllte Jungen betrachtet, die zu Hause in ihren finstern Stuben nichts als Elend und Noth sehen, von ihren Eltern keinerlei Anregung erhalten, ja nicht einmal üben und repetiren können, wie sie aufpassen und mit Eifer das ihnen Mitgetheilte sich aneignen, und zwar besonders die älteren Schüler, die den Werth des Lernens und Wissens bereits zu beurtheilen im Stande sind. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß Lehrer sowol wie Schüler in diesen Schulen unvergleichlich mehr leisten, als in unsern sogenannten civilisirten Ländern. Mir haben die Lehrer versichert, daß sie das, was man bei uns schlechte Schüler und liederliche Jungen nennt, gar nicht haben. Bei uns kommen die heranwachsenden Generationen schon von Haus verdorben in die Schule, von den Eltern und von pfuschenden Hauspädagogen. Die Nothwendigkeit des Lernens ist ihnen nur selten klar und das Interesse daran oft mehr Spielinteresse und Amüsement. Daher ungeachtet aller Schulen und Lehrmittel soviel unfertige Subjecte, soviel verlorene Existenzen, die nie zum Lernen rechte Lust gehabt. Hier ist das anders. Ein Verderbniß von Haus aus gibt es nicht. Der Schüler bringt seinen Geist in die Schule wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, und der Lehrer findet Raum, darauf zu schreiben, was angemessen und nützlich ist. Dazu ist der Ehrgeiz eine dem Montenegriner von Haus aus angeborene Triebfeder. Man wetteifert im Kampfe auf dem Ringplatz, im Steinwurf und eben auch in der Schule. Und noch kommt der lebhafte Patriotismus hinzu. Der Knabe schon weiß, daß er ein Montenegriner ist, und daß das nicht heißt, auf Rosen gebettet sein. Mit dem Erlernen des Alphabets geht bei ihm schon die Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes Hand in Hand. Er begegnet, wenn er in die Schule und aus der Schule geht, den Männern, die für das Vaterland gekämpft und demselben ihre Kenntnisse weihen. Er wird sich frühzeitig bewußt, daß er berufen sei, in die Fußtapfen dieser Männer zu treten. Er weiß, was die Crnagora zu er-

Digitized by Google

streben hat, und daß sie dies nur kann, wenn ihre Söhne mit der Tüchtigkeit des Kriegers auch die Tüchtigkeit der Bildung verbinden. Daher seine Lernbegierde, sein eiserner Fleiß.

Und noch eine Schule! Aus einer Seitengasse, während ich mit Nenadovitsch von meiner „Schulvisitation" heimkehre, schallen uns musikalische Studienversuche verschiedener Blasinstrumente entgegen. Wir treten in das Haus, klimmen einen halsbrecherischen Steig hinan und befinden uns auf einem Bretterboden unter dem unverkleideten Dache Gottes. Es ist eine Militärmusikschule. Vorstand derselben ist Herr Schulz aus Prag. Früher erster Musikfeldwebel bei einem österreichischen, in Dalmatien garnisonirenden Infanterieregimente, nahm er vor zwei Jahren seinen Abschied und unterzog sich der Aufgabe, auf Cetinje eine Musikcapelle zu schaffen, — im wörtlichen Verstande der Bibel, d. h. nämlich aus Nichts hervorzubringen, — ein Unternehmen, wie nur der praktische Musiker es abzuschätzen weiß, und in seinem Enthusiasmus für die heilige Musica eben nur ein — böhmischer Musikant wagen kann, da er auch nicht die allermindesten Vorkenntnisse vorfand. Eine Anzahl junger Leute wurde ihm zugetheilt, die Lust zur Musik zu haben erklärten, ohne daß sie wußten, was die Musik sei, und er mußte mit ihnen nicht nur vom a im musikalischen Sinn, sondern im Allerbuchstäblichsten anfangen; er mußte sie vor Allem selbst erst lesen und schreiben lehren. Dann erst kamen Noten, musikalische Zeiteintheilung, Zeichen, Scalen, Tonarten, die Unterweisung jedes Einzelnen auf dem ihm zugewiesenen Instrumente, das Alleinspiel und schließlich das Zusammenspiel. Dennoch ging's, und Herr Schulz hat nun eine ganz leidlich eingespielte Bande von 27 Mann beisammen, die, wenigstens auf Cetinje, sich hören lassen kann, wenn es auch nicht immer leicht ist, die „Piecen" zu erkennen, die sie vorzutragen — den besten Willen hat. Herr Schulz freute sich mit dem Landsmanne, wiewol, ohne alle Absicht, die bloße Anwesenheit desselben ihm Gefühle schmerzlichster Sehnsucht erweckte. Herr Schulz nämlich, um seiner Aufgabe auch nur einigermaßen nachzukommen, ist zu einer wahrhaft aufreibenden Arbeit verurtheilt. Er ist nicht nur der Dirigent seiner Capelle, er ist auch ihr Notenschreiber. Da muß er sich zuerst die „Piece" für „seine Kräfte" einrichten, dann für jeden extra seinen Part abschreiben, dann jedem extra seinen Part einstudiren, jedem extra Alles vorblasen und vortrommeln, und dann erst Alle „ins Ensemble zusammenkeilen". Dabei ein so schmales Einkommen, daß es kaum glaublich ist, wie er, mit einer Frau, damit sein Auskommen haben kann. Herr Schulz hat nur einen Wunsch, — daß er das Reisegeld hätte nach Prag, um wieder einmal aus voller Brust so recht musikalisch aufathmen zu können. Einstweilen bleibt ihm nichts Anderes übrig, als das dürftige Stübchen, das er inne hat, — wenigstens mit Prager Zeitungsblättern auszutapeziren! Doch möge der gute Mann sich trösten. Kein Missionär hat leichte Arbeit; und die Aufgabe, den Cultus der heiligen Musica nach den Schwarzen Bergen zu verpflanzen, ist auch eine missionäre.

Digitized by Google

II. Ein Kirchenfest.

Christi Himmelfahrt, spasov dan, ein hoher Feiertag der rechtgläubigen Kirche, ist hier zugleich Gedenktag der Entscheidungsschlacht auf Grahovo. Anderswo feiert man dergleichen Gedenktage mit Militärparaden. Auf Montenegro aber gibt es keine stehenden Truppen; da ist Jedermann Krieger vom 16. Jahre an, so lange er überhaupt streitfähig ist; und da thut sich's nicht, die Leute von ihren Pflügen und Heerden weg herbeizucommandiren, um mit ihnen Parade zu spielen. Man begnügt sich daher mit der Feier im Stillen und im heimathlichen Kreise, überall nach seiner Weise.

Auf Cetinje am Vorabend Hoftafel, 8 Uhr Abend, und, wie der Adjutant des Fürsten, der die Einladung persönlich und mündlich überall herumbestellte, hinzufügte, en grande tenue. Man versammelt sich etwas vorher auf dem Platze, die Herren Senatoren, Wojwoden und Serdaren in ihren besten Anzügen und im vollen Schmuck ihrer übrigens nicht spärlichen Medaillen, Ordenskreuze und Sterne, darunter meist österreichische und russische, aber, merkwürdig genug, auch manche türkische, — die geladenen Fremden, so gut es eben geht, und begibt sich, zur befohlenen Stunde, in corpore in den novi dvor. Dieser, 1864 von dem jetzt regierenden Fürsten erbaut und bezogen, ist das ansehnlichste, hübscheste, bestgehaltene Haus auf Cetinje, was allerdings nicht dazu verleiten darf, sich davon allzuüberschwengliche Vorstellungen zu machen. Eine kleine, oben offene Pforte, über der ein Schildchen mit dem Wappen der Crnagora und der Brda angebracht ist, ein weißer Doppeladler im rothen Feld, darunter ein nach links schreitender Löwe; ein kleiner Vorhof, darin die Wache ihren Platz hat, und aus dem die wenigen Stufen einer Freitreppe in das bescheidene Vestibule des Halbstocks, und eine zweite, mit einem einfachen Teppich belegte Treppe in das Obergeschoß hinanführen. Die nach rückwärtsgehenden Gelasse sind hier die Wohnzimmer des Fürsten und seiner seit 1864 recht vielversprechend angewachsenen Familie, die vordern Repräsentationszwecken vorbehalten, — ein mittlerer größerer und zwei seitliche kleinere Salons, hoch, luftig und freundlich, hübsch parquettirt und mit hübschen Tapeten, einfach aber hübsch möblirt, in den Fenstern schlichte weiße Vorhänge und an den Wänden die, aus Photographien auch in weitern Kreisen bekannten Familienporträts, das des Vladyka Peter II., des Großwojwoden Mirko, des Fürsten Danilo und der Fürstin Darinka, dann die Bildnisse der Kaiser Alexander II. und Napoleon III. und der respectiven Kaiserinnen u. s. w., und vor dem Balconfenster sogar ein Clavier: nach dem uns gewohnten Maßstabe die mit bescheidenem Anstand eingerichteten Zimmer eines gutrangirten Edelmanns auf seinem Landsitze, im Vergleiche mit dem stari dvor jedoch allerdings wieder ein Sardanapalismus, nicht geringer als der des stari dvor im Vergleiche mit dem Kloster. Man hat dem Fürsten dies verargt, und es fehlt selbst heute noch nicht an Leuten, die ihm aus diesem „Staat" einen Vorwurf machen. Peter I. habe im Winter am Küchenheerde sich gewärmt und habe dennoch Cataro erobert! Die Leute vergessen einfach, daß das Montenegro von heute nicht mehr das Montenegro Peter's I., und daß es nicht gerade ein nothwendiges Corrolarium der „Unabhängigkeit" eines Volkes ist,

Digitized by Google

daß sein Staatsoberhaupt ausschließlich von Kraut und gepökelten Fischen sich nähre und in einer Gewölbekammer wohne, — dieselben Leute übrigens, die im Schulzwang einen Eingriff in die Volksfreiheit und im Gebrauch der Seife eine Neuerung erblicken, die unfehlbar zur Verweichlichung und schließlich zur Unterjochung Montenegros führen muß, und alles das ... schwarz auf Weiß!

Der Empfang von Seite des Fürsten, dem bald auch die Fürstin folgt mit dem kleinen nasledník an der Hand, dem „Nachfolger", einem stark brünetten, schwarzäugigen, fünfjährigen Jungen in complettem crnogorischem Anzug, ist ein herzlicher, frei von allem Ceremoniel. „Bratjo!" (Brüder) spricht er die Gesammtheit an, „brate" (Bruder) den Einzelnen und reicht dem Zunächststehenden zum Willkommen beide Hände entgegen. Er steht im 35. Jahre, eine hohe, stämmige, breitschulterige und starkmuskelige Gestalt, dunkler Teint, Haupthaar und Bart glänzend schwarz, schwarzes, leuchtendes Auge, ausdrucks- und lebensvolle Züge, die letzteren im Ganzen an seinen Vater, den Wojwoden Mirko, in Vielem an seine Mutter, Frau Stane, erinnernd. Die Stimme ist tief und sonor, die Sprechweise lebhaft und angenehm, die Haltung vornehm, ohne für die Andern niederdrückend zu sein. Das Benehmen offen und chevaleresk, ohne sich etwas zu vergeben. Man begreift es, wie dieser Mann in Petersburg, Berlin und Wien beliebt geworden, und man überzeugt sich nach wiederholter Begegnung, daß er auch in jeder andern Lage des Lebens es geworden wäre. — „Wäre ich nicht Fürst geworden," äußerte er ein früheres Mal gegen mich, als die Rede von den Heilwissenschaften war, „ich hätte Arzt werden mögen. Ich habe während meines Aufenthalts in Paris für dieses Fach stets eine besondere Vorliebe gehabt, und ich glaube, ich hätte auch darin meine Carrière gemacht!" Und man kann das ohne Weiteres mit ihm glauben, auch ohne gerade wegen verfehlten Lebensberufes ihn bedauern zu müssen. Er ist eben ganz der Mann, wie Montenegro zur Zeit jetzt ihn braucht: klug, gewandt, vorsichtig, bei den gekrönten Herren Collegen wohl gelitten, vorwärtstreibend, wo es dem Fortschritt im Innern gilt, zurückhaltend, wo die jähe Waffe die Interessen seines Landes irgend compromittiren könnte, streng genug, um in der Erfüllung der übernommenen Pflicht sich nichts nachzusehen, Idealist gerade genug, um sich derselben mit Wärme und Freude, ja selbst mit einem gewissen poetischen Elan hinzugeben, — das Geheimniß vielleicht, das neben seinem ritterlichen Wesen und seinem entschieden diplomatischen Talente selbst in sonst hoch- und allerhöchstnüchternen Kreisen ihm Freunde und Gönner wirbt.

Eine wirklich königliche Erscheinung ist die Fürstin, nur gemildert durch eine außerordentliche Anmuth und Bescheidenheit. Sie hat mit 13½ Jahren geheirathet und steht jetzt, Mutter, wenn ich nicht irre, von acht Kindern, im Alter von 29 Jahren. Tochter des einflußreichen Wojwoden von Tschevo, Peter Vukotić, hat sie eine andere Erziehung nicht genossen, als selbst beim besten Willen damals noch den Töchtern wohlhabender montenegrinischer Familien gegeben werden konnte, und war, bis lange erst nach ihrer Verheirathung, aus Montenegro nicht hinausgekommen. Und erwägt man dies, dann muß man in der That eine der Frauennatur allein tief eigene Gabe bewundern, die selbst in solcher Weltabgeschiedenheit und ohne alles Vorbild es dem Weibe möglich

Digitized by Google

macht, ganz aus sich selbst, aus eigenem Gefühle und Sinne heraus zu so hohem Anstande sich emporzubilden. Fürstin Milena spricht, außer im engsten Familienkreise, nur serbisch. Sie dankte mir wiederholt für eine schöne Sammlung künstlicher Edelsteine, eine Specialität böhmischer Industrie, die ich, im Auftrage des Herrn V. Fritsch aus Prag, dem Naslednik mitgebracht und an der der wißbegierige Kleine ebensowenig sich satt sehen konnte, als in „Abbildungen europäischer Vögel", die Prof. Ant. Fritsch ihm durch mich gesandt, und von denen besonders die „sokol", die Falken, ihn höchlich interessirten. Sokol, Falke, nämlich ist auf Montenegro das Epitheton der Tapferkeit, der Heldenhaftigkeit, und er mag es den ganzen Tag über wol oft genug hören. „Hoj, sokole, odakle i kamo ti?" He, Falke, woher und wohin des Wegs? ruft in den Bergen ein Montenegriner dem andern zu. Ich mußte, als zwei Diener kamen, um ihn für die Schlafstube zu confisciren, ihm zum Abschiede noch versprechen, ihm „noch" solche „Steine", und „noch" solche Falken zu schicken.

Zu Tische führte die Fürstin der russische Generalconsul Herr von Jonin, die Plätze wies der Fürst einigen Wenigen, die er in seiner und der Fürstin Nähe zu haben wünschte, selbst an, darunter dem über und über mit Ordensdecorationen bedeckten „Pop Ilija", dem Chef des Kriegswesens, einem hochgewachsenen, von der Bürde der Arbeit wol mehr als der Jahre bereits etwas gebeugten, übrigens aber noch sehr rührigen und weitausschreitenden Manne von sehr klugem und auch wohlwollendem Aussehen. Alle anderen gruppirten nach eigenem Belieben sich neben einander. Einfaches Menu, italienische Küche, heimischer Wein, — der herrliche Rothwein der Crnnica, der in den Liedern eine so große Rolle spielt:

„Rothwein tranken, hört, zwei Bundesbrüder,
Tranken einen Becher, einen zweiten,
Gleich darauf noch einen dritten wieder!"

Die Unterhaltung lebhaft, unbeeinträchtigt durch irgend welchen Zwang, allseitig. Da plötzlich unter den Fenstern in schönster Mondnacht draußen — Musik, Herr Schulz mit den Seinen! Zuerst die neue montenegrinische Volkshymne, eine allgemein bekannte, charakteristische Melodie, die Herr Schulz recht energisch für seine Bläser „eingerichtet". Dann ein türkischer Marsch aus Skutari, eine russische Quadrille aus Petersburg, und nun — Herr von Jonin behauptete, es scheine aus „Rigoletto" zu sein. Ich — konnte nicht anders, als die Frage dahingestellt bleiben zu lassen. — „Sie sind als Böhme gewiß ein Freund der Musik?" bemerkte Herr Stanko Radonić, der Chef des Aeußern und des Unterrichts, der zehn Jahre in Paris gelebt. — „Gewiß," antwortete statt meiner der Fürst, „aber auch ebenso gewiß nicht der Musik! Aber es geht einmal nicht anders! Wir alle, als wir schreiben lernten, kritzelten auch erst. Meine Musikanten thun weiter nichts, als — dasselbe! In fünfzig Jahren, will's Gott, wird's auf Montenegro besser klingen!" Passender Anknüpfspunkt für Toaste, der auch nicht ungenützt blieb. — „Ich bin in der glücklichen Lage," schloß Herr von Jonin seinen Trinkspruch, „nicht leicht fehlen zu können; denn indem ich Rußland diene, diene ich Montenegro, und indem ich Montenegro diene, diene ich Rußland!" — Schön; — — aber?

Digitized by Google

Am Festtage selbst — Vormittag feierliche Liturgie in beiden Kirchen, in der Metropolie oben im Kloster bei Anwesenheit des gesammten Hofes, und in der eigentlichen Pfarrkirche von Cetinje, eine hübsche Strecke außerhalb des Ortes im Thale unten. Ich besuchte die letztere. Ein mehr als bescheidener, einfacher Bau jenseits des felsigen, nunmehr mit Gestrüpp und Geröll gefüllten Bettes eines ehemaligen Baches, mitten in gestrüppigem Steingefilde. Ringsumher der Friedhof, die flachen Gräber mit Steinplatten belegt, nur hie und da ein erster Versuch, als Grabdenkmal ein einfaches steinernes Kreuz oder eine aufrechtstehende Platte einzuführen. Einige größere Felsstücke vor dem Eingange in die Kirche, neben- und übereinander gereiht in der Weise der orientalischen Grabhäuschen, werden als das Grab des verwegenen Tschetenführers Bajo Pivljanin bezeichnet, der auf dem nahen Berge Vrtijelka den Heldentod gestorben. Einige Bäume, die man in dem widerstrebenden Grunde anzupflanzen versucht, werden kommenden Geschlechtern vielleicht Schatten spenden. In der Kirche selbst, die auf's ärmlichste ausgestattet ist, nur sehr wenige Andächtige. Diese dürftige Ausstattung übrigens kann den Cetinjanern nicht als Freigeisterei ausgelegt werden. Sie ist eben nichts weiter als das Zeichen größter Armuth und das Charakteristikon beinahe aller Kirchen Montenegro's sowol wie der benachbarten christlichen Stämme. Die alten byzantinischen Bilder, kostbare Zierden sonst der Ikonostasien (Bilderstände), sind, außer in einigen Klöstern, längst ein Raub der Flammen geworden, das Gold und Silber der Kirchengeräthe in die Privatchatoullen der Paschah's von Skutari und Prizren gewandert. Colorirte Lithographien und Kupferstiche unter Glas in schlechten Holzrahmen vertreten die Stelle jener, Zinn und Messing die Stelle dieser. Möglich, daß sie der Andacht keinen Eintrag thun. Den Kunstsinn aber fördern sie sicherlich nicht.

Nachmittags großer Umzug der Bevölkerung sämmtlicher Dörfer des Thales. Voran paarweise und Hand in Hand die kleinen Mädchen, dann eben so die Knaben. Dann, gleichfalls nach den Geschlechtern getrennt, die jungen Leute, dann die Hausfrauen, dann die Männer, sämmtlich die Heiligenbilder aus ihren Wohnstuben in den Armen, und endlich die Greise und die Honoratioren der Dörfer mit großen geweihten Kerzen und den aus den Kirchen mitgenommenen Fahnen und Bildern, unter ihnen auch der Rhapsodensänger aus dem benachbarten Vaice, Sava Martinovitsch, — ein langer, langer Zug, der von Ferne schon durch den wenig melodischen Gesang sich ankündigt. Um die Cisterne auf dem Platze von Cetinje wird im Kreise Halt gemacht und von den Popen die Weihe des Wassers erst hier vorgenommen. Dann bewegt sich der Zug durch den Ort weiter zu der zweiten Cisterne hinaus, wo dasselbe geschieht. Mehr Cisternen hat Cetinje nicht, ebensowenig als Quellen. Es ist das sein ganzer Wasservorrath. Auf dem Rückwege sodann kurze Rast auf dem Platze zwischen dem stari dvor und der neuen Residenz. Auf dem Rasen ist ein Tuch ausgebreitet. Darauf wurden vorher schon von den Dienern der Residenz große kupferne Kannen mit Wein gestellt, daneben einige kupferne Becher. Es ist der Fürst, der die frommen Cisternenpilger, altem Herkommen gemäß, mit einem Labtrunk bewirthet. Man erwartet ihn selbst. Er kommt auch auf einen Augenblick, wird mit Zurufen begrüßt, spricht mit Einigen, reicht einigen der Aeltern

Digitized by Google

die Hand und zieht sich wieder zurück. Dann, — „Nun wird es losgehen!“ dachte ich mir, und schon in Gedanken, wie ich das zu öftern Malen bei ähnlichen Freihaltungen unter unsern civilisirten Breiten mit angesehen, sah ich die entfesselte Meute über die Kannen sich herstürzen und mit Geschrei und Unfug sich einem wilden Bacchanale überlassen. Nichts von alledem! Einige der Männer nahmen die Becher und die Kannen, gingen mit ihnen, ein jeder nach einer andern Richtung, im Kreise umher, schenkten einem Jeden, Männern wie Weibern und Kindern, der Reihe nach seinen Becher voll ein, ein Jedes leerte den ihm dargereichten, meist allerdings auf einen Zug, Alles in größter Ordnung, Ruhe und Stille, ohne Juchhe und Halloh, und mit Gesang und paarweise, wie er gekommen, trat, nachdem ein Jedes seine Labung erhalten, der Zug wieder seinen Heimweg an. Man könnte sich ein Exempel daran nehmen, wenn es nicht eben — „Barbaren“ wären!

III. Die Stadt und der Hof.

„Ja,“ gab Fürst Nikolaus vor Kurzem einem Franzosen zur Antwort, der, in der Absicht, ihm ein Compliment zu machen, das Opfer betonte, das ein Mann von Welt und Bildung damit bringe, daß er für sein Lebelang sich in die Weltabgeschiedenheit dieser Berge, und namentlich auf dies kahle und leere Cetinje, internirt, — „ja, wer hier leben will, der muß die Kraft in sich besitzen, sein Begnügen in seinem Berufe zu finden, denn Anderes — findet er eben hier nicht!“ Und so ist es. Freie, wenn man will, wildromantische Natur gibt es hier sehr viel. Spaziergänge aber keine. Ein paar Bäume unterhalb des Klosters, die über ein Stückchen Wiese recht hübschen Schatten breiten, und darüber hinaus noch hundert Schritte im Grünen, dann ist das Thal mit Felsen vernagelt. Der „Park“ in der Nähe der Residenz ist kaum erst in der Anlage begriffen: — eine Strecke umgegrabenen Grundes eingezäunt mit einer Barrière, etwas Rasen, auch ein leiser Anflug von Blumenbeeten; die Alleen mit Baumgruppen müssen noch kommen. Kaffee's und Restaurants sind nicht vorhanden; der erste Versuch, den Ort mit einer solchen civilisatorischen Anstalt zu beglücken, hat ein klägliches Ende genommen. Nicht einmal ein Speisehaus gibt es. Wie Fremde sich behelfen, weiß ich nicht. Für die Herren „Consuln“, wenn sie auf Cetinje länger verweilen müssen, da sie füglich doch nicht bei Hofe in ganze Kost gehen können, kocht aus Gefälligkeit irgend eine Frau. Wer dieser Gefälligkeit sich nicht erfreuen kann, mag zusehen, wie er sich anders behelfe oder wie er der Gast eines Gastfreundes werde. Die Nichtmontenegriner, die hier in Staatsdiensten stehen und nicht so glücklich sind, ein biederes Weib gefunden zu haben, das ihnen allerorten hin folge, thun sich zu einer gemeinsamen Wirthschaft zusammen, wie dies z. B. gegenwärtig in der bescheidenen Behausung des braven Professors Novakovitsch der Fall ist. Gemeinsamer Koch, der zugleich den Aufwärter vertritt, zur Zeit ein Albanese; gemeinsame Menage aus gemeinschaftlichen Vorräthen; gemeinschaftlicher Tisch in einem gemeinschaftlichen ebenerdigen Stübchen, das zur Nachtzeit dem gemeinschaftlichen Albanesen nebenbei als Schlafkammer dient. Bescheiden, resignirt, und doch für die ständigen

Digitized by Google

Theilnehmer sowol wie für den Fremden, der so glücklich ist, hier Gast sein zu dürfen, eine herz- und leiberquickende Wohlthat. Ich werde der vergnügten Stunden, die ich, oft spät bis in den Nachmittag, stets aber bis spät in die Nacht hinein in heiter anregendem Kreise hier zugebracht, stets dankbar eingedenk bleiben: Simeon Popović, der Redacteur des hier erscheinenden „Crnogorac", eine kernige Natur voll sprudelnder Laune, in der öffentlichen Meinung auf Montenegro und selbst in den Nachbargebieten eine kleine Großmacht; — Ljubomir Nenadowić, aus Serbien, ein Schriftsteller von viel Weltkenntniß und großen Verdiensten, der den Ruf, die eleganteste serbische Prosa zu schreiben, nicht nur besitzt, sondern, was noch mehr ist, auch wirklich verdient; — die Herren Bearra und Nowakowić, Dalmatiner, Lehrer an der theologischen Schule; — der unverwüstlich heitere Organisator und Leiter des neuetablirten montenegrinischen Post- und Telegraphendienstes, Peter Subotić, ein Cataraner, von der österreichischen Regierung zu diesem Zwecke hieher „exponirt". Die häusliche Geselligkeit ist nicht etwa eine der wenigen, — sie ist die einzige Ressource dieser wackern Männer, mit der sich zu begnügen bei ihrer materiell nur dürftig zu nennenden Stellung sie kaum vermöchten, wenn der freudige Eifer für ihren Beruf ihnen nicht die Kraft dazu gäbe.

Doch was außerdem? Man brennt eine Cigarette an und thut, was die Einheimischen thun. Man geht die Hauptstraße auf und ab, oder mißt den Platz auf und nieder. Man wird nicht lange allein bleiben; man findet sie eigentlich nie leer. Denn den ganzen Tag trifft man hier Leute, kaum erst angekommene Fremde, die nach ihren Bekannten sich umsehen, Einheimische, die sie erwarten. Dort den Wojwoden der Uskoken, eine prächtige, kriegerische Greisengestalt, der Neuigkeiten von der herzegowinischen Grenze bringt. Hier in elende Lumpen gehüllt einen sonnverbrannten Banjaner, der, der angeblichen, durch Oesterreich erwirkten Amnestie vertrauend, in sein Heimathsdorf zurückgekehrt war, dort aber die Seinen fortgejagt und sein Haus verbrannt gefunden. Was soll er zu Hause? Man weiß nicht, ob er wehklagt oder singt, aber seine Worte sind zündende Raketen, geschleudert unter leicht entzündliche Hörer. Dort kommt in seiner absonderlichen Tracht ein Recke aus Bijelopavlitschi, bewaffnet bis an die Zähne. Man weiß sich vollkommen sicher. Freundlich lächelnd reicht er die Hand. Aber man dankt im Stillen doch Gott, daß man glücklicherweise kein Türke, zum mindesten kein Moslim ist. Dort aber kommt auch ein Moslim, ein confiscables Ebenholzgesicht von polizeiwidrigstem Zuschnitt. Er hat irgendwo im weiten Reiche des Großtürken einen Aga erschlagen, Weib und Kind im Stiche gelassen und Fersengeld nach Montenegro genommen. Da nun zwischen Montenegro und der Pforte ein Auslieferungsvertrag nicht besteht, so wird er einfach als Uskoke behandelt und mag hier frank und frei herumgehen und in Rijeka sich so lange mit dem Barbieren crnogorischer Kjauren ernähren, bis er nicht Einem — den Hals abschneidet. — „Bist Du Christ?" fragte ich ihn. Verneinend schnalzte er mit der Zunge. — „Möchtest Du's nicht werden?" — Es war ihm peinlich zu antworten, zu schimpfen getraute er sich nicht, beloben für den Antrag mochte er mich nicht. Er schnalzte wieder nur mit der Zunge. — „Weshalb denn eigentlich hast Du den Aga erschlagen?" —

Digitized by Google

„„Nicht ich hab' ihn erschlagen; Gott!"" — „Aber doch Deine Hand!" — „„Kann ich dafür, daß Gott gerade meine Hand gewählt?"" Blödsinniges Lauern in ein paar verschmitzten Augen, was ich zu dieser Wendung sagen werde. Nun, ich sag's: So beschränkt ist kein Moslim von Albanien bis Hadhramaut, daß er ernstlich an dergleichen glaubte; aber bequem ist's! — Gibt's das nicht, so gruppirt man sich in kleinen Zirkeln um einen der Departementschefs oder Senatoren, die gleichfalls große Freunde der Bewegung im Freien sind. Man diplomatisirt, treibt hohe Politik, conjecturirt. Oder man erwartet die Post. Da kommt sie, zwei Maulesel stark! Peter Subotić eilt in sein Bureau, und fünf Minuten darauf hat man in die „Neuesten Nachrichten" aus Wien, Paris und London sich vertieft. Oder man tritt, wenn man gar nichts sonst zu thun weiß, in eine der beiden neuetablirten Boutiquen, in denen zwei gleichfalls missionäre Köpfe sich der Aufgabe unterzogen, auf Cetinje die gute deutsche Sitte des Biertrinkens einzubürgern und zu diesem Zwecke das aromareiche Liesinger Export-Flaschenbier sich ersehen. Man bleibt auch hier nicht allein, sondern tritt mit guter Gesellschaft entweder gleich ein oder sieht diese bald nachkommen, da gerade die conservativsten Elemente der Crnagora, die Herren Senatoren, Wojwoden, Serdaren u. s. w., diesem Stücke Culturarbeit nicht eben feind sind. Dabei ist man vollkommen ungenirt. Man sitzt, in Ermangelung von Stühlen und Bänken, auf den Kisten, in denen der Liesinger Missionsartikel eben erst angekommen, auf dem Verkaufspult, auf der Thürschwelle, spielt Gortschakow gegen Bismarck und Bismarck gegen Andrassy aus, oder lauscht den allzeit unwiderstehlichen Klängen einer Gusle. Und Cetinje ist so glücklich, einen der vorzüglichsten Meister dieser einsaitigen Fiedelbogenleier zu besitzen: einen jungen Mann aus gutem Hause, wohlgestaltet, in seinem rothen Wams, aber blind an beiden Augen. Gesang und Gusle sind ihm nicht Erwerb, sondern Bedürfniß und Liebe, und sie sind ihm dies, weil sie von Urzeit des Blinden Trost und geheiligtes Erbe sind. Ich habe in meinem Leben viele Guslaren gehört; wie aber der ewige zehnsilbige reimlose Vers, der den Hörer so leicht ermüdet und den Dichter so leicht zu banaler Breite fortreißt, im Vortrage behandelt werden müsse, hat mich erst dieser kennen gelehrt. Erzählung und Dialog sind genau geschieden, und sprechen mehrere Personen, der Sänger markirt sie alle durch sein Mienenspiel, durch den Tonfall, durch Beschleunigung oder Verlangsamung der Rede. Man hört ordentlich die interpunktirenden Gänsefüße! Und dabei der Dünkel in der Rede des, seines Sieges im Vorhinein gewissen Pascha's, jedes Wort ein Stück Hochmuth vor dem Falle; und dem entgegen die Ironie, dann die Bitterkeit und endlich der wilde Schwung in der Rede des gepeinigten Rajah! Endlich zum Schlusse der aufjubelnde Triumph über den blutgebadeten Sieg des Unterdrückten über seinen Unterdrücker! — man sieht die geblendeten Augen förmlich aufleuchten! Einen besseren Interpreten brauchte der Dichter-Vladyka Peter's II. Petrowić Njegus sich nicht zu wünschen.

Und Anderes hat auch der Fürst nicht, nur daß selbstverständlich die Liesinger Missionsanstalt ihm verschlossen bleibt. Frühmorgens schon, gefolgt von einem Adjutanten oder einem der Senatoren, kann man ihn aus seinem Hause

Digitized by Google

hervorkommen, der alten Linde in der Nähe des stari dvor zuschreiten und unter derselben, etwas erhöht, auf einem Steine Platz nehmen sehen, erwartet bereits von einigen der Departementschefs, der Senatoren, den aus der Ferne gekommenen Wojwoden und einer Anzahl Leute aus dem Volke, die in achtungsvoller Entfernung sich dann im Halbkreise aufstellen, oder auf seine Einladung im Grase und auf den Steinen umher sich gleichfalls niederlassen. Hat Jemand eine Beschwerde, hier kann er sie ohne alle Präambula vorbringen. Sie wird sogleich untersucht und beglichen. — „Wie geht's in Eurer Moratscha, Stijepo?" — „„Schönen Dank, Gospodar, leidlich!"" — „Wie stehst Du mit Ivo? Lebt Ihr noch in Feindschaft?" — „„Die kann nur über unser Beider Gräbern enden!"" — „Das wäre? Ich will mir den Ivo doch einmal rufen lassen!" — „„Da steht er, Herr!"" — „Dann schämt Euch, Jungens, Beide! Habt graue Bärte, seid Nachbarn und wollt immer noch Katz' und Hund sein! Da, kommt her, und gebt Euch die Hand, und geht in mein Haus hinüber und laßt Euch einen Krug Wein darauf bekommen!" — Und eine zwanzigjährige Todfeindschaft hat ihr Ende. — „Wie steht Dein Mais, Rado? Wie gedeihen Dir die Schafe, Joko? Und wie geht Dir's, Risto?" — „„Schwer, Herr; muß arbeiten?"" — „Ja, brate, das muß ich auch, und wird Niemand sagen, daß ich mir's leicht mache!" — So geht es eine Stunde etwa, und dann heißt's, gefolgt von den Senatoren, die sich mittlerweile vollzählig versammelt, in den Senat an die laufenden Tagesgeschäfte. Dann im novi dvor Empfang von Fremden, wenn welche auf Cetinje sind, oder Arbeit mit den Departementschefs oder mit dem Secretär, und hierauf, wenn es nicht zu heiß, ein Spaziergang, die Fürstin am Arm, um den Ort oder unter die Bäume auf der Klosterwiese. Am Abend sodann ein Gang in den allerdings erst künftigen Park, wo alsbald auch Herr Schulz mit seinen vorderhand gleichfalls noch künftigen Künstlern sich einstellt, um für den Mangel an dunkelndem Schatten Ersatz durch allerlei melodisches Dunkel zu bieten, — oder auch nur, gleich den Andern, durch den Ort. Solche Spaziergänge gestalten sich übrigens meist zu einem kleinen Umzuge. Besteht das Gefolge anfangs aus zwei bis drei Personen, nach wenigen Schritten schon schließen sich deren mehrere an; denn so verlangt es die gute Sitte, daß, wo der Fürst vorüberkommt, Jedermann ihn nicht nur ehrerbietig grüße, ihm wol auch Hand und Gewand küsse, sondern wenn er halbwegs kann, sich seinem Geleite anreihe. Das ist dann meist die Fortsetzung der freien Morgenconversation unter der Linde. Das Wort ist Niemandem verwehrt. Ernstes und Heiteres wechselt ab, Scherz, Anekdoten, auch Hof- und Localklatsch. Zuweilen ein Ausflug en famille nach Rijeka, nach dem schönen Thale von Bijelopavlići, oder auf den Gipfel des Lovćen an das Grab des verewigten Dichters, für den der Fürst die tiefste Verehrung hegt, und wo sodann unter Zelten und bei loderndem Feuer einige Tage campirt wird. Und endlich, neben der steten Sorge für die Erziehung und den Unterricht der Kinder, was auf Cetinje gerade nichts Leichtes ist, an langen Winterabenden eine Tasse Thee und eine Cigarre in allerengstem Kreise: — das die Summe des Lebens am Hofe von Cetinje.

Digitized by Google

Die Gründung des Königreichs Belgien.

Von

F. Heinrich Geffcken.

III.

Durch diese Periode zieht sich eine andere Verhandlung, die zu lebhaften Erörterungen Anlaß gab und erst etwas später zum Abschluß kam. Sie betraf die Festungen, welche an der Südgrenze Belgiens nach 1815 wesentlich aus den französischen Contributionen gebaut waren. Demgemäß einigten sich am 17. April 1831 die Vertreter Oesterreichs, Englands, Preußens und Rußlands über ein Protokoll, welches erklärte, daß die neuen Verhältnisse und die Neutralität Belgiens eine Aenderung des bisherigen Vertheidigungssystems der Niederlande nothwendig mache; daß die Festungen zu zahlreich seien, um von Belgien erhalten werden zu können, und seine Unverletzlichkeit eine Sicherheit gewähre, welche bisher nicht vorhanden gewesen. Es könne demgemäß ein Theil jener Festungen geschleift werden, und die Mächte würden über die Bestimmung derselben in Unterhandlung mit Belgien treten, sobald dasselbe eine von den Mächten anerkannte Regierung besitzen werde. Dieser Beschluß wurde Pörier vertraulich mitgetheilt, wobei Palmerston Talleyrand bemerkte, daß von einer Theilnahme Frankreichs an den betreffenden Berathungen über die Festungen, welche nicht en haine de la France, sondern en crainte de la France errichtet seien, keine Rede sein könne. Während der französischen Occupation machte dann Frankreich den Versuch, mit Belgien direct ein Separatabkommen zu schließen. Palmerston erklärte sofort, die Mächte würden ein solches niemals dulden, und die Conferenz wies auch das Ansinnen, daß der englische Gesandte in Brüssel im Auftrage der vier Mächte mit Belgien und einem französischen Bevollmächtigten über die Frage unterhandeln möge, ebenso ab, wie die Prätension, die Räumung Belgiens von der Erledigung dieser Angelegenheit abhängig zu machen.

In England selbst waren indeß die Ansichten getheilt. Der Herzog von Wellington, der zu Rathe gezogen ward, erklärte die Erhaltung der Festungen für die Vertheidigung Belgiens nothwendig, das sie leicht gegen einen Ueberfall schützen könne. Der König war anderer Ansicht; es sei schon zweifelhaft, ob Holland im Stande gewesen wäre, die Festungen gegen Frankreich zu vertheidigen, viel weniger werde das schwache Belgien dazu im Stande sein, welches sie thatsächlich nur für Frankreich besitzen würde. Das Princip müsse daher sein, diejenigen zu erhalten, welche wenigstens so lange vertheidigt werden könnten, bis Hilfe von England, Holland und Preußen komme, und die aufzugeben, welche ihrer Lage nach von Frankreich genommen werden könnten, ehe Hilfe einzutreffen

Digitized by Google

im Stande sei.*) Diese Ansicht, welche ja schon dem Protokolle vom April zu Grunde lag, drang durch, und es handelte sich jetzt darum, welche Festungen geschleift werden sollten. Die Verhandlungen, von denen auch Holland ausgeschlossen wurde, waren schwierig, und Belgien beging dabei den Fehler, zwischen den Mächten und Frankreich vermitteln zu wollen, indem es Frankreich erklärte, es beschäftige sich damit im Einverständniß mit den ersteren, Maßregeln zur schleunigen Schleifung von Charleroi, Mons, Tournai, Ath und Menin zu ergreifen. Die Conferenz ging indeß darauf nicht ein, sie bestand darauf, die Festungen Philippeville und Marienburg an die Stelle von Charleroi und Tournai zu setzen, deren Schleifung Frankreich wünschte. Am 14. December sah sich der belgische Bevollmächtigte, General Goblet, genöthigt, eine Convention mit den vier Mächten zu unterzeichnen, welche die Schleifung von Menin, Ath, Mons, Philippeville und Marienburg festsetzte. Ein geheimer Artikel besagte, daß der König der Belgier für den Fall, wo die Sicherheit der beizubehaltenden Festungen gefährdet sei, sich mit den vier Mächten über die Maßregeln zu deren Erhaltung verständigen werde.

Schon der offene Vertrag brachte einen heftigen Sturm in Frankreich hervor. Louis Philipp hatte am 23. Juli in seiner Thronrede bei Eröffnung der französischen Kammern verkündet, „daß die zur Bedrohung Frankreichs und nicht zum Schutze Belgiens angelegten festen Plätze geschleift werden sollten," und das „Journal des Débats" hatte dazu triumphirend bemerkt, daß diese Bestimmung der erste Beweis des Uebergewichts sei, welches Frankreich durch die Revolution erlangt habe. Jene Erklärung aber entsprach dem Protokoll vom 17. April nicht, welches nur besagte, daß Belgien und die vier Mächte sich darüber in's Einvernehmen setzen würden, *welche* der bestehenden Festungen geschleift werden sollten. Das feste Beharren auf dem Princip, Frankreich von der Verhandlung auszuschließen und die Frage aus dem Gesichtspunkt der Verträge von 1815 zu entscheiden, rief eine lebhafte Verstimmung in Paris hervor, die zum vollen Ausbruch kam, als der Vertrag vom 14. Dec. zeigte, daß man auch auf Frankreichs Wünsche keine Rücksicht genommen. Man wandte zunächst seinen Unwillen gegen Belgien, und Louis Philipp schrieb einen höchst gereizten Brief an Leopold, in dem er sein Erstaunen und Bedauern darüber aussprach, daß der Bevollmächtigte Belgiens sich erlaubt habe, einen Vertrag zu unterzeichnen, der im directen Widerspruch mit den gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen stehe, und die Nichtratification desselben verlangte. Sebastiani führte eine drohende Sprache und sagte, wie Lord Grey am 25. Dec. dem König meldete: „qu'il serait trop heureux de trouver une porte si honorable pour sortir du ministère." Er drohte, den Hauptvertrag vom 15. Nov. nicht zu ratificiren. Wilhelm IV. war geneigt, nachzugeben, und fragte am 26. seinen Minister, ob es der Mühe werth sei, wegen zweier kleiner Festungen, denen französische Eitelkeit Werth beilege, einen Streit mit Frankreich und die Auflösung des gegenwärtigen Ministeriums zu riskiren? Indeß die Mächte blieben fest, und in Belgien sah man ein, daß die Nichtratification den Vertrag vom 15. Nov. gefährden könne, während die

*) The King to Earl Grey. Aug. 22. 1831.

Digitized by Google

Ratification denselben befestige. Schließlich siegte die Friedensliebe Louis Philipp's und Frankreich ließ sich durch eine Erklärung der vier Mächte beruhigen (23. Jan. 1832), „daß die Bestimmungen der Convention vom 14. Dec. mit der Souveränetät, Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens im Einklang und die fünf garantirenden Mächte als solche zu Belgien in völlig gleichem Verhältniß stehen." Die Sache selbst blieb damit durchaus, wie sie war.

IV.

Indeß auch damit waren die Schwierigkeiten nicht beendet. Der Vertrag vom 15. Nov. sollte bis zum 15., dann bis zum 31. Januar ratificirt werden; am letzten Tage vollzogen Frankreich und England den Austausch der Ratificationen mit Belgien, die drei anderen Mächte hielten sich das Protokoll offen. Holland hatte sich nämlich geweigert, den 24 Artikeln und dem Vertrage vom 15. Nov. beizutreten, verlangte vielmehr Modificationen, die es trotz aller Bemühungen der Mächte, es von diesem Verlangen abzubringen, aufrecht erhielt. Auch die Sendung des Grafen Alexis Orloff vermochte das Widerstreben des Königs nicht zu besiegen, welcher Belgien nur dann anerkennen wollte, wenn seine Bedingungen angenommen würden. Orloff erklärte darauf officiell, daß Rußland Holland die Verantwortlichkeit für seine Politik überlassen müsse, zwar an Zwangsmaßregeln zur Ausführung der 24 Artikel nicht Theil nehmen, aber sich auch nicht den Repressivmaßregeln widersetzen könne, welche die Conferenz zur Garantie und Vertheidigung der Neutralität Belgiens beschließen würde, wenn dieselbe durch Wiederaufnahme der Feindseligkeiten seitens Hollands verletzt werden sollte. Dieser Erklärung schlossen sich Oesterreich und Preußen an; beide ratificirten am 18. April, ersteres mit Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes auf Luxemburg, letzteres ohne Vorbehalt, sprach denselben indeß in einer besonderen Erklärung aus; gegen beide war nichts einzuwenden. Rußland tauschte die Ratification erst am 4. Mai aus und machte dabei die viel bedenklichere Clausel „vorbehaltlich der Modificationen und Aenderungen, die bei einem definitiven Abkommen zwischen Holland und Belgien in den Artikeln 9, 12 und 13 zu machen sein werden." (Dieselben bezogen sich auf die freie Flußschiffahrt, Straßen und Bestimmung des Antheils Belgiens an der Gesammtschuld.) Auf den Rath Palmerston's entschloß sich der belgische Gesandte, van de Weyer, diese Ratification anzunehmen, nachdem der russische Bevollmächtigte erklärt, daß das betreffende Abkommen zwischen Holland und Belgien, nach der Meinung des Kaisers, ein auf gegenseitiger freier Uebereinstimmung beruhendes (de gré à gré) sein solle. Unstreitig war dies richtig gehandelt, obwol man Anfangs in Brüssel darüber mißvergnügt war, und zwar mit vollem Recht, denn die drei Mächte hatten den Vertrag ohne Vorbehalt abgeschlossen und behaupteten nicht, daß ihre Vertreter die gegebene Vollmacht überschritten hätten. Auch keiner der andern Gründe, welche völkerrechtlich die Nichtratification eines Vertrages rechtfertigen können, wie Zwang gegen den Bevollmächtigten. Täuschung oder entschuldbarer Irrthum desselben lag vor; es war nicht einmal die Erklärung der drei Mächte correct, daß sie zu Zwangsmaßregeln gegen Holland ihrerseits nicht die Hand bieten könnten, denn sie hatten Belgien die Ausfüh-

Digitized by Google

rung des Vertrages garantirt, mußten ihm also den Widerstand gegen dieselbe brechen helfen. Aber wenn Belgien rechtlich die Ratification ohne Vorbehalt fordern konnte, so stand die Sache praktisch anders. Auf eine Mitwirkung Rußlands, um Holland zur Annahme zu nöthigen, konnte man nicht rechnen, und das, worauf es ankam, war: die Anerkennung aller Großmächte zu erreichen; dies war um so wichtiger, als das Ministerium Grey bedroht war, unmittelbar nach dem Austausch der Ratification (Mai 7) wirklich gestürzt war und Wellington und Aberdeen, die vorübergehend an seine Stelle traten, früher erklärt hatten, daß sie den zweiten Vertrag nicht eher als bindend anerkennen würden, bis ihn sämmtliche Mächte ratificirt hätten. Andrerseits hatten sich die drei Höfe des Nordens verbunden, auch Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht zu hindern, um den Vertrag vom 15. Nov. 1831 auszuführen.

Am Tage des Austausches der Ratification erklärte die Conferenz auf Grund des Vertrages vom 15. Nov. als der unveränderlichen Grundlage der Trennung, Selbständigkeit, Neutralität und des Territorialbestandes von Belgien, daß sie eine Erneuerung der Feindseligkeiten nicht dulden und sich bemühen werde, ein definitives Abkommen zwischen beiden Theilen durch freie Vereinbarung derselben herbeizuführen. Sie forderten demgemäß dieselben auf, zu erklären, ob ihre Bevollmächtigten zum Abschluß einer solchen transaction définitive ermächtigt seien. Holland verneinte dies mit neuem Protest gegen die 24 Artikel, Belgien machte seine Zustimmung davon abhängig, daß der Abschluß der Räumung seines Gebietes seitens der Holländer vorausgehen müsse, da die Unverletzlichkeit desselben von der Conferenz anerkannt sei. Letztere gab Anfangs zu, daß diese Bedingung begründet sei, verließ aber später diesen Standpunkt und erklärte, daß die Räumung 14 Tage nach Ratification des neu abzuschließenden Uebereinkommens stattfinden solle. Holland wollte unterhandeln, aber ohne Räumung. Belgien blieb bei seiner Forderung und verlangte zwangsweise Ausführung des Vertrags. Dazu konnten sich wiederum die Mächte, auch England, nicht entschließen, ehe nicht die friedlichen Mittel vollkommen erschöpft seien. Um aus dieser Lage herauszukommen, verfaßte Palmerston einen neuen Vergleichsvorschlag über die streitigen und als abänderlich erkannten Punkte, welchen er erst dem Vertreter Hollands, dann denen Belgiens vertraulich mittheilte. Die beiden letzteren, van de Weyer und General Goblet, hielten ebenso wie Stockmar, der schon länger eingesehen, daß der eingenommene Standpunkt nicht durchführbar war, die Vorschläge für annehmbar; der König trat dem bei, und da das Ministerium nicht glaubte, ein Gleiches thun zu können, übernahm Goblet die Führung der Geschäfte. Am 20. Sept. erklärte Belgien, es sei, unbeschadet seiner Rechte aus dem Novembervertrag, bereit, mit Holland zu unterhandeln; der holländische Gesandte aber hatte, als man an's Werk gehen wollte, keine Vollmacht, sondern protestirte auf's Neue in einer hochfahrenden Note.

Nun schienen in der That alle friedlichen Mittel erschöpft und die Nothwendigkeit von Zwangsmaßregeln, welche Palmerston dem holländischen Gesandten bei fernerem Widerstande schon im Juli in bestimmte Aussicht gestellt hatte, nothwendig geworden. Die Conferenz erkannte dies am 1. Oct. an, wobei die Nordmächte ihrerseits erklärten, sich nur an pecuniären Maßregeln be-

Digitized by Google

theiligen zu können, d. h. Belgien zu Abzügen an seinem Antheil der Schulden befugt anzuerkennen. England und Frankreich sprachen ihr Bedauern aus, daß die drei Mächte nicht zu wirksameren Schritten bereit seien, erklärten aber, daß sie ihrerseits sich solche im Interesse des europäischen Friedens vorbehalten müßten, welches gebieterisch die endliche Regelung der belgischen Frage verlange. Mit diesem Protokoll schloß vorläufig die Londoner Conferenz.

V.

Am 5. Oct. forderte nun die belgische Regierung Frankreich und England durch eine officielle Note auf, ihr Wort einzulösen und den Vertrag vom 15. Nov. auszuführen, was dermalen nur durch die Anwendung von Zwangsmaßregeln möglich sei, und bemerkte dazu: Belgien könne nicht länger in der gegenwärtigen ungewissen Lage bleiben. Es werde daher, wenn die Garantie nicht bis zum 3. Nov. einen Anfang ihrer Ausführung gefunden, sich in die Nothwendigkeit gebracht sehen, seinerseits mit bewaffneter Hand das belgische Gebiet, das noch vom Feinde besetzt sei, in Besitz zu nehmen. Diese Aufforderung theilte man auch den Cabinetten von Wien, Berlin und Petersburg mit, um zu bezeichnen, daß man sie principiell zu Gleichem verbunden halte, und motivirte das Unterlassen der directen Aufforderung damit, daß die Entfernung eine unmittelbare Mitwirkung unmöglich mache, was natürlich auf Preußen nicht paßte. Wenn auf diesen Schritt es erst am 22. Oct. zu einer Vereinbarung zwischen England und Frankreich kam, so war der Grund nicht in Meinungsverschiedenheiten über die Sache selbst zu suchen. Im Gegentheil waren die beiden Regierungen, seit die Festungsfrage erledigt und die Heirath Leopold's mit der Prinzessin Louise Marie von Orléans vollzogen war, durchaus Hand in Hand gegangen. Die Zögerung lag einerseits in dem in Frankreich eingetretenen Ministerwechsel, andrerseits in persönlichen Bedenken des Königs Wilhelm IV. gegen eines der von seinen Räthen befürworteten Zwangsmittel. Derselbe sah vollkommen ein, daß der Sache ein Ende gemacht werden müsse, und stimmte bereitwillig der Blockade der holländischen Häfen zu, bemerkte auch, daß er nichts gegen andere Maßregeln haben würde, die vielleicht noch mehr geeignet wären, einen Druck auf die finanziellen Hilfsquellen Hollands auszuüben. Aber er konnte sich nicht entschließen, den nochmaligen Einmarsch einer französischen Armee in Belgien zum Zweck der Belagerung Antwerpens zu genehmigen. Es war dies in seinem unüberwindlichen Mißtrauen gegen Frankreichs Politik begründet, über die es schon früher zu einer Auseinandersetzung zwischen ihm und Lord Grey gekommen war. Der König hatte zugegeben,*) daß das Zusammengehen von England und Frankreich den Frieden erhalten habe, aber bemerkt, er könne Frankreich doch nicht trauen und glaube nicht, daß es seine Eroberungspläne oder Absichten, die Ruhe andrer Länder durch die Ausbreitung revolutionärer Lehren zu stören, aufgegeben habe. Er wünsche daher nicht unnöthig Maßregeln zu unterstützen, welche vielleicht im Geist der Zeit sein möchten, aber auch alle festbegründete

*) The King to Earl Grey. April 15. 1832. Earl Grey to the King. April 17. The King to Earl Grey. May 1.

Digitized by Google

Autorität zu erschüttern geeignet seien. Lord Grey nahm diese Epistel einigermaßen übel und antwortete mit einer längeren Auseinandersetzung über die ganze auswärtige Politik des Ministeriums, in der er ausführte, daß die Interessen der gegenwärtigen französischen Regierung durchaus friedlich seien und England in der Lage, sich darauf zu stützen. Er habe dabei niemals außer Augen gelassen, daß zu allen Zeiten in Frankreich der Wunsch bestanden, seinen Einfluß und seine Macht zu steigern; aber auch gegen Rußland seien Vorsichtsmaßregeln geboten, es müsse nicht weniger ein Gegenstand der Wachsamkeit Englands sein, obwol die Interessen, die es bedrohe, ferneliegender sein möchten.

Der König bemerkte in seiner Erwiderung, die unfreundliche Zögerung, welche die drei Nordmächte in der Ratificationsfrage gezeigt, hätten ihn in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß dieselben nichts weniger als ehrliches Spiel getrieben und daß die auffällige Entfaltung von Offenheit und Entschiedenheit in Orloff's Sendung nur stattgefunden, um den Abschluß der Verhandlungen zu verzögern; aber andrerseits sei die Politik der drei Höfe auch bedeutend durch die Furcht vor dem Einvernehmen Englands und Frankreichs beeinflußt, und diese Furcht sei künstlich durch Frankreich genährt. Er stimme in der Sache Lord Grey zu, aber er mißtraue Frankreich mehr; es möge ein Vorurtheil sein, aber er lege der französischen Offenheit keinen Werth bei, sie hätten niemals Belgien und den Rhein aufgegeben, sondern seien nur aus Furcht vor einer Coalition zurückgewichen, und er fürchte, in Bezug auf die belgische Frage, daß, obwol die französische officielle Politik correct gewesen, ein geheimes Einvernehmen zwischen einigen Mitgliedern der Regierung und dem König von Holland bestanden habe, welches Manches erkläre, was sonst unerklärlich bliebe. Er sei durchaus gegen die heilige Allianz, aber England müsse als Vermittler zwischen den widerstreitenden Neigungen und Grundsätzen handeln und könne dadurch das Zünglein in der Wage halten. Bei diesen Anschauungen war es begreiflich, daß der König lebhafte Abneigung gegen den Plan zeigte, Antwerpen durch eine große französische Armee belagern zu lassen; er befürchtete dann eine fortgesetzte Occupation Belgiens und dadurch solche Collisionen auf dem Continent, die er gerade fern zu halten wünschte. Auch würde England dadurch in eine zweideutige Stellung versetzt, während die Maßregel nur von örtlich beschränkter Wirkung sein und das Nationalgefühl der Holländer auf das höchste erregen werde. (Stockmar, S. 255.)

Endlich gab indeß der König dem Andrängen seines Ministeriums nach und nicht wenig trug dazu das allgemeine Vertrauen in den Charakter des Herzogs von Broglie bei, welcher am 11. Oct. in das Ministerium trat. Dieses mußte seinerseits auf der Unternehmung gegen Antwerpen bestehen, um sich in der öffentlichen Meinung durch eine energische Action nach Außen zu stärken und die Furcht, ein Cabinet von der äußersten Linken, das zum allgemeinen Kriege hätte führen können, an's Ruder kommen zu sehen, machte dem Zögern ein Ende. Am 22. Oct. ward zwischen Lord Palmerston und Talleyrand ein Vertrag unterzeichnet, wonach gegen denjenigen der beiden Theile, welcher die Räumung der dem anderen von der Conferenz zugesprochenen Gebietstheile weigern würde, Gewalt gebraucht werden solle, namentlich gegen Holland in diesem

Digitized by Google

Falle Beschlagnahme seiner Schiffe und Belagerung der Citadelle Antwerpens durch eine französische Armee verabredet wurden. Auf die Sommation, ob Belgien bereit sei, das nicht zum Königreich gehörige und von ihm besetzte Gebiet zu räumen, erwiderte der General Goblet, daß dies in demselben Augenblicke geschehen werde, wo die Regierung in Besitz der Citadelle von Antwerpen sowie der Forts und Ortschaften auf dem rechten Scheldeufer treten werde, welche nach dem Vertrage vom 15. Nov. zu Belgien gehörten. England und Frankreich brachten die Convention vom 22. zur Kenntniß der drei anderen Großmächte und schlugen Preußen vor, die von Belgien zu räumenden, Holland zugesprochenen Gebietstheile seinerseits zu besetzen, da dieselben nicht eher Holland übergeben werden dürften, als es seinerseits die Bedingungen ihrer Besitznahme erfüllt habe. Das Berliner Cabinet lehnte dies ab, da es sich auch nicht indirect an den Zwangsmaßregeln betheiligen wollte. Nachdem nun Holland auf die entsprechende Sommation seinerseits mit einer Weigerung geantwortet hatte, wurde am 7. Nov. in englischen und französischen Häfen Embargo auf die holländischen Schiffe gelegt und eine verbündete Flotte an die holländische Küste gesandt. Das Haager Cabinet antwortete mit Repressalien und behielt sich eine Forderung auf Entschädigung vor. Im Art. 3 der Convention vom 22. Oct. war bestimmt, daß die französische Armee erst dann in Belgien einrücken werde, wenn der König vorher den Wunsch ausgedrückt, daß dies geschehen möge. Am 9. Nov. forderte Belgien Frankreich dazu auf, lehnte aber die Forderung des französischen Cabinets, die Kosten der Expedition zu tragen, ab, indem es sich auf die Verbindlichkeiten aus dem Vertrage vom 15. Nov. bezog, welcher Belgien auferlegt (imposé) und dessen Ausführung durch die fünf Mächte garantirt sei. Das Berliner Cabinet versuchte nochmals die Action aufzuhalten, indem es direct an Lord Grey einen neuen Vermittlungsvorschlag richtete. Indeß, es war zu spät; am 15. Nov. überschritt die französische Armee unter dem General Gérard die Grenze. Nach d'Haussonville (Politique extérieure de la monarchie de Juillet) wäre der Beschluß zum wirklichen Einmarsch einseitig von Frankreich gefaßt, da Broglie und Thiers im Ministerrath erklärten, es sei nothwendig, dem Hin- und Herverhandeln durch ein entschiedenes Vorgehen ein Ende zu machen. Erst in der Nacht darauf sei die Zustimmung Englands eingetroffen. Es ergab sich nun das eigenthümliche Verhältniß, daß die beiden Mächte entschiedene kriegerische Maßregeln trafen und sich doch nicht als im Kriege mit Holland befindlich betrachteten. Als der belgische Kriegsminister, Baron Evain, in einem Tagesbefehl erklärte, die Weigerung Hollands sei un acte permanent d'hostilité, protestirte der englische Gesandte gegen diesen Ausdruck, und sein französischer College trat ihm bei. Nach bestehendem Völkerrecht war diese Theorie nicht haltbar, denn dasselbe kennt wol Embargo und Blockade ohne Krieg, aber der Vormarsch gegen einen andern Staat auf dem Gebiete eines dritten bedeutet Krieg, sobald der betreffende Staat nicht in demselben Augenblick seine Truppen zurückzieht.*) Dies that Holland nicht, und daher hatte

*) Wie dies z. B. seitens Rußlands geschah, als 1854 Oesterreich ihm erklärte, daß es die Donaufürstenthümer besetzen werde. Da Holland nicht ähnlich verfuhr, war es berechtigt, die

Digitized by Google

Preußen unzweifelhaft Recht, wenn es in seiner Mittheilung an die deutsche Bundesversammlung bemerkte, daß eine solche Unternehmung sich nicht ohne Krieg denken lasse, wenn Holland Widerstand leiste, was eben durch die Behauptung der Citadelle von Antwerpen geschah. Belgien seinerseits kam Alles darauf an, der Stadt die Schrecken eines wirklichen Kampfes zu ersparen, also der Belagerung nur den Charakter einer Einschließung zu geben. Dies gelang und am 23. capitulirte der General Chassé, nachdem die Franzosen am 19. unter den Mauern der Citadelle angekommen waren. Der König Wilhelm aber weigerte sich, Lille und Lievenshoek zu räumen, und so blieben die Belgier, welche die Citadelle besetzten, im Besitz der von ihnen zu räumenden Gebietstheile, während sie darauf verzichteten, die zwangsweise Räumung der genannten Plätze zu fordern. Somit war die Aufgabe der französischen Armee erfüllt, welche diesmal ohne Weiteres den Rückzug antrat; die belgischen Kammern votirten ihr eine Dankadresse und dem Marschall Gérard einen Ehrendegen. Der thörichte Vorschlag, das Löwendenkmal bei Waterloo zu beseitigen, wurde verworfen.*)

Nach langen Verhandlungen kam es am 21. Mai 1833 zwischen den Westmächten und Holland zu einer Convention, welche Belgien einen bis zum Abschluß des definitiven Vertrages verbürgten Waffenstillstand, Freiheit der Schifffahrt auf Schelde und Maaß und Fortdauer des Status quo in Limburg und Luxemburg sicherte. Dies war ein für das neue Königreich sehr vortheilhaftes Provisorium, indem es auf die sofortige Räumung der kleinen noch von Holland besetzten Plätze verzichtete, behielt es die genannten, weit bedeutenderen Gebietstheile in seiner Hand, erreichte die commerzielle Freiheit der Bewegung und die Suspension der Zahlungsverpflichtung der ihm aufgelegten Rente, während es die Steuern aus dem provisorisch behaltenen Gebiet bezog. Die belgische Kammer, welche in Folge eines Votums vom 3. April, das die zwangsweise Räumung von Lille und Lievenshoek durch die belgische Armee forderte, aufgelöst war, mußte einsehen, daß bessere Bedingungen nicht zu erreichen seien, und verwarf einen Tadelsantrag gegen das Ministerium.

VI.

Die Conferenz nahm nun die Verhandlungen wegen des definitiven Vertrags auf, für welche der vom 15. November den Ausgangspunkt bildete. Die bedeutendste Schwierigkeit lag in den Verhältnissen des Großherzogthums Luxemburg, das zum deutschen Bunde gehörte, während Preußen in dessen Namen das Besatzungsrecht der Festung übte, die Frankreich gegenüber eine ganz andere Wichtigkeit hatte, als die kleinen belgischen Festungen. Der König von Holland

Maßregeln als ein „système d'hostilités ouvertes en pleine paix, inconnu j'usqu'ici" zu nennen. (Nothomb II, p. 24.)

*) Nothomb zeigte in seiner Rede treffend, wie verkehrt ein solcher Beschluß sein würde. „Si la bataille de Waterloo avait été gagnée par ceux, qui sont venus depuis au secours de notre indépendance, c'en eût été fait alors pour longtemps de notre nationalité et peut-être la ville où nous siégons, au lieu d'être la capitale du nouveau royaume belge, serait redevenue le chef-lieu du Département de la Dyle."

Digitized by Google

hatte diese Provinz nicht kraft desselben Titels erhalten wie Belgien, sondern als Entschädigung für die alten Besitzungen des Hauses Nassau Hadamar, Siegen, Dietz und Dillenburg. Da er kraft dieses Besitzes Mitglied des deutschen Bundes war, hätte er Luxemburg als separaten, mit dem Königreich in Personalunion stehenden Staat constituiren müssen, hatte es aber einfach als integrirenden Theil seiner Staaten behandelt. Demzufolge behauptete Belgien, daß es auch dem Schicksal der südlichen Provinzen folgen müsse, mit denen es, ausgenommen das Herzogthum Bouillon, unter der österreichischen Herrschaft vereinigt war. Es wurde dabei von Frankreich unterstützt, aber alle andern Großmächte traten dem entgegen, und mit Recht schon aus dem Grunde, daß man dem deutschen Bunde nicht den Verlust einer Provinz zumuthen konnte, und daß, von allem Andern abgesehen, das permanent neutrale Belgien nicht Mitglied des Bundes werden konnte. Die Idee, daß Luxemburg, obwol integrirender Theil Belgiens, von der Neutralität als Mitglied des deutschen Bundes ausgeschlossen werden könnte, war unausführbar, denn eine solche Trennung war nur auf Grund der reinen Personalunion möglich. Der Vertrag vom 15. November gab Belgien den wallonischen Theil Luxemburgs gegen die Abtretung eines Theils von Luxemburg, behielt aber nach wie vor die Feststellung des Verhältnisses des übrigen Landes, speciell zu Deutschland, vor, und die Convention vom 21. Mai sanctionirte nur bis dahin den provisorischen Besitz Belgiens. Anfang 1838 war nun endlich der Starrsinn des Königs von Holland gebrochen, da die Opposition in den Generalstaaten gegen die Opfer, welche der Status quo dem Lande auferlegte, immer stärker ward; am 14. März erklärte sein Gesandter in London sich bereit, die 24 Artikel mit den fünf Großmächten zu unterzeichnen. Belgien aber, durch das vortheilhafte Provisorium verwöhnt, behauptete, die einfache Ausführung der 24 Artikel sei in Folge der veränderten Umstände nicht mehr möglich. Dem traten natürlich die Nordmächte entgegen, und Belgien fand auch bei den Westmächten keine Unterstützung. Lord Palmerston hatte, ohne das französische Cabinet zu fragen, in Wien, Berlin und Petersburg erklärt, daß England in der Gebietsfrage streng an den 24 Artikeln festhalten werde, und als auch Frankreich sich dem anschloß, war die Sache damit entschieden. Dagegen erklärte sich die Conferenz bereit, von der belgischer Seits zu zahlenden Rente 3 Mill. abzumindern. Die Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens überreichten darauf am 27. October Lord Palmerston ein Memorandum, welches erklärte, daß, wenn Belgien das vorgeschlagene Abkommen zurückweise, nach der Ansicht ihrer Regierungen die Mächte dem Status quo der Convention vom 21. Mai ein Ende machen müßten. Der englische Staatssecretär widersprach dem nicht und ließ das belgische Ministerium wissen, daß, wenn die gegenwärtige Verhandlung durch Belgiens Widerstand scheitere, Großbritannien sich nicht widersetzen könne, falls der deutsche Bund oder Holland den gegenwärtigen Besitzstand nicht mehr respectiren wollten und die verlängerte belgische Besetzung des deutschen Theiles von Luxemburg und des Aequivalentes in Limburg nicht vertheidigen könne. Zwischen den Nordmächten und Holland war in der That eine Execution zunächst gegen Venloo besprochen, der die gegen Luxemburg unstreitig gefolgt wäre. Die Belgier ihrerseits zeigten sich hartnäckig und die Kammern erließen

Digitized by Google

auf die Thronrede, die betonte, daß die Rechte und Interessen des Landes mit Beharrlichkeit und Muth vertheidigt werden würden, starke Adressen, welche die Regierung aufforderten, die Integrität des Königreichs zu vertheidigen. Das englische Ministerium aber erkannte, daß diese Situation, die leicht zum Kriege führen konnte, sich nicht verlängern dürfe; am 26. November entschied das Cabinet, 1) daß die Frage möglichst rasch erledigt werden müsse, 2) daß man Holland keine weiteren Opfer zumuthen dürfe, und am 28. protestirten die Gesandten Oesterreichs und Preußens in London förmlich gegen die Ansprüche Belgiens. Am 6. December unterzeichneten die Vertreter der fünf Mächte ein Protokoll, in dem sie ihre früheren Beschlüsse aufrecht hielten, und notificirten dies in Brüssel. Der französische Botschafter hatte die Zustimmung seiner Regierung vorbehalten; aber der gewünschte Aufschub wurde ihm nur zugestanden, nachdem Graf Molé sich verbindlich gemacht, dem Protokoll nach Erlaß der Adressen der französischen Kammern beizutreten. Louis Philipp, der die belgischen Adressen als höchst beklagenswerth bezeichnet hatte, schrieb dem König Leopold, daß er entschlossen sei, das Protokoll zu unterzeichnen; Alles, was er thun könne, sei, einen kurzen Aufschub zu bewirken, der Belgien Zeit lasse, sich zu besinnen. Er ließ diesen Entschluß deutlich in seiner Thronrede bemerken, und das Ministerium siegte in der Adreßdebatte gegen die Opposition mit vier Stimmen. Am 22. Januar unterzeichnete Frankreich das Protokoll. Belgien machte noch einen letzten Versuch, den gegenwärtigen Besitzstand zu retten, indem es eine Capitalzahlung von 60 Mill. fl. außer der nunmehr auf 5 Mill. reducirten Rente anbot. England und Frankreich gingen nicht darauf ein, Louis Philipp erklärte dem außerordentlichen Abgesandten, Grafen von Mérode, bei fortgesetzter Weigerung stehe die Execution in Aussicht, an der er sich zwar nicht betheiligen, der er sich aber auch nicht widersetzen könne. Am 23. erklärte die Conferenz die Vorschläge Belgiens unannehmbar, schon weil die Rechte des deutschen Bundes nicht erlaubten, eine pecuniäre Entschädigung für die betreffenden Gebietstheile in Betracht zu ziehen, und übermittelte dem belgischen Gesandten van de Weyer Vertragsentwürfe, welche die Beschlüsse der Conferenz formulirten, aber das allerdings richtige Zugeständniß enthielten, daß Belgien die Rückstände der Schuld bis zum 1. Januar 1833 erlassen werden sollten. Es war dabei gesagt, daß, wenn das Cabinet von Brüssel sich weigern sollte, hierauf einzugehen, während Holland sie annähme, die fünf Mächte die Mittel in Betracht ziehen müßten, um die Ansprüche geltend zu machen, welche Holland auf ihren Beistand erlangt haben würde. Der König von Holland ermächtigte seinen Vertreter am 1. Februar, diese Verträge zu unterzeichnen. Die Nordmächte waren außerdem gereizt über die Zulassung polnischer Officiere in die belgische Armee. Nicht zufrieden damit, daß der General Skrzyneczki zur Disposition gestellt wurde, verlangten ihre Vertreter dessen Ausweisung und verließen Brüssel, als dem nicht Folge gegeben ward.*) So war Belgien isolirt und der König mußte

*) Die Gesandten Oesterreichs und Preußens kehrten später, nach Abschluß des definitiven Vertrags, zurück; der Kaiser Nicolaus aber, obwol er Belgien anerkannte, erklärte, daß er seinen Gesandten nicht einer Begegnung mit den polnischen Rebellen aussetzen könne. Erst 1856 wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Belgien hergestellt.

Digitized by Google

sich sagen, daß eine fernere Weigerung nur das Spiel Hollands machen würde, das vielleicht in der Hoffnung auf dieselbe zugestimmt. Drei der belgischen Minister, welche sich zu sehr engagirt fühlten, namentlich Graf Mérode, traten zurück; de Theux und Nothomb übernahmen es, die Nothwendigkeit, dem vereinten Willen Europas gegenüber nachzugeben, vor den Kammern zu vertheidigen, und siegten nach langen und heftigen Debatten. Am 19. April 1839 ward der definitive Vertrag unterzeichnet, an die Stelle des an Belgien abgetretenen Theiles von Luxemburg trat Limburg als deutsches Herzogthum. Damit war die belgische Revolution abgeschlossen und dem neuen Königreich seine Stelle im öffentlichen Recht Europas gesichert.

Im ganzen Laufe seiner Geschichte war Belgien niemals selbständig gewesen; es war stets an die Geschicke größerer Mächte gekettet und fast immer von Fremden regiert; erst mit 1830 hat es ein eigenes Leben begonnen.

Die belgische Revolution hat das Glück gehabt, Führer zu finden, welche begriffen, daß eine Nation von 4 Millionen Europa nicht Gesetze vorschreiben konnte; daß vielmehr der neue Staat, der erste, welcher gegen die Verträge von 1815 in's Leben trat, sich nur begründen lasse, wenn man die außerordentlichen und günstigen Umstände benutze, um einen Compromiß zu Stande zu bringen, der den Zweck jener Verträge mit andern Mitteln aufrecht halte. Es handelte sich darum, das damalige Europa mit einer Revolution zu versöhnen, welche den meisten der Machthaber durchaus antipathisch war, also die Unabhängigkeit und Neutralität des Landes durch Begründung einer Dynastie zu sichern. Unzweifelhaft ist Belgien hierbei außerordentlich durch die Verhältnisse begünstigt worden. Es hatte in dem König Wilhelm einen Gegner, dessen beschränkter Starrsinn seine besten Freunde zur Verzweiflung brachte, während ihm selbst ein Souverän zu Theil ward, der sich nach Innen wie nach Außen als königlicher Staatsmann bewährte, dessen Stimme überall gehört, dessen Rath stets begehrt ward. Er hatte an der Juli-Monarchie einen starken Rückhalt, indem die der Revolution abgeneigten Mächte doch den Conflict mit der Macht Frankreichs fürchteten, und fand zugleich in dem Ministerium Grey-Palmerston einen mächtigen Verbündeten, der seine Unabhängigkeit gegen Annexionsgelüste schützte und andererseits zwischen Frankreich und die Nordmächte vermittelnd eintrat. Aber es bedurfte bei alledem großer Weisheit und Energie, zwischen den Klippen der erregten Leidenschaften der Bevölkerung, der Mißgunst der Nordmächte und dem interessirten Schutz Frankreichs das Schiff des jungen Staates in den Hafen zu steuern, und die Geschichte nicht nur Belgiens, sondern unserer Zeit wird mit Recht den Männern ehrenvolle Anerkennung bewahren, welche hierzu in erster Linie beigetragen haben. Ihr Werk, das seiner Zeit vielfach bespöttelt und dessen baldiger Untergang zuversichtlich vorausgesetzt ward, hat die entscheidende Probe der Zeit bestanden.

Es würde den Rahmen dieser Studie überschreiten, auf die inneren Verhältnisse Belgiens einzugehen; es genügt zu sagen, daß König Leopold die schwierige Aufgabe gelöst, nicht nur eine neue Dynastie in einem bestehenden Staate, sondern eine neue Dynastie in einem neuen Staat zu begründen, die nach nur 17jährigem Bestand unerschüttert blieb, während alte Throne wankten;

Digitized by Google

und daß es ihm gelungen, mit einer Verfassung zu regieren, die, ehe es eine Dynastie gab, von einer souveränen Versammlung gemacht war und gegen welche sicher vom monarchischen Gesichtspunkt die erheblichsten Bedenken zu erheben sind, dieselbe bei der allgemeinen Reaction der fünfziger Jahre aufrecht zu halten, so daß sie gegenwärtig die älteste des Festlandes ist, und unter ihr die Wohlfahrt des Landes zu entwickeln. Wichtiger für Europa ist es, daß die belgische Neutralität sich durchaus bewährt hat. Mochte Thiers frohlocken, daß Frankreich die Zerstörung des Königreichs der Niederlande, „cette grande hostilité contre la France", erreicht habe: die von allen Mächten feierlich collectiv und einzeln garantirte Neutralität Belgiens, welche 1867 durch diejenige Luxemburgs ergänzt ward, hat sich ohne den Schutz natürlicher Grenzen als ein festerer Damm gegen Frankreich gezeigt, als die holländischen Festungen je hätten gewähren können. Während des zweiten Kaiserreichs hat Belgien unter dem Schwert des Damokles gelebt; es hat sich sorgfältig gehütet, Napoleon Anlaß zu Beschwerden zu geben, aber seine Unabhängigkeit gegen alle unkeuschen Gelüste mit Würde gewahrt. Es hat dem Cäsarismus gegenüber seine freien Institutionen ebenso behauptet, wie neben der zweiten und dritten Republik seine monarchische Verfassung. Es hat endlich auch die größte Probe in dem deutsch-französischen Kriege bestanden. Das Benedetti'sche Project, welches nur ein trauriges Denkmal seiner Urheber bleiben wird, nöthigte auch dem friedensseligen Ministerium Gladstone die Verträge ab, durch welche England seiner Verbindlichkeit, die Unabhängigkeit Belgiens zu schützen, einen neuen und erneuten Ausdruck für den vorliegenden Fall gab. Aber Belgien begnügte sich nicht damit; es rüstete mit großen Kosten und hielt an seiner Südgrenze gute Wache. Es zeigte im Fortgang des langen Kampfes gleiche Sympathie für die Verwundeten beider kriegführenden Theile, ohne daß seine Gastfreundschaft für die Besiegten dem Sieger hätte verdächtig werden können; vielmehr sprach der deutsche Reichskanzler Belgien nach dem Frieden die vollste Anerkennung für seine Haltung während des Krieges aus.

Und in der That ist die Erhaltung dieses Staates ein deutsches Interesse erster Art. An der französischen Grenze durch Straßburg und Metz gedeckt, sichert uns Belgien gegen jeden Angriff am Niederrhein und vervollständigt durch das Polster seiner Neutralität die erzgeschiente Rüstung der Westgrenze des unter der Kaiserkrone geeinten Deutschlands.

Digitized by Google

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

VI.

Mit dem Feuer auf den Star of the West und dem Angriffe des Forts Sumter hatten die Conföderirten thatsächlich den Krieg begonnen. Alle Festungen und Arsenale im Gebiet der Südstaaten waren für deren Eigenthum erklärt. Nur Fort Pickens im Hafen von Pensacola, die Forts St. Louis und Cairo am Mississippi blieben im Besitz der Union. Der Conföderation traten im Frühjahr 1861 noch Virginien und Tennessee bei. New-York, Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, New-Jersey, Connecticut, Pensylvanien, Ohio, Michigan, Illinois, Indiana, Wisconsin, Iowa, Minnesota, Kansas, Californien, Oregon, Delaware, Maryland, Kentucky, Missouri, Columbia und die Territorien (Nevada, Nebraska, Arizona) blieben der Union treu oder wurden ihr, wie einzelne Grenzstaaten, durch Waffengewalt erhalten. Die bisher einberufenen Milizen und die Verstärkung der regulären Armee erwiesen sich bald als unzureichend; so ließ Lincoln noch 42,000 Mann Freiwillige auf 3 Jahre anwerben. In und bei Washington wurden 30,000 Mann concentrirt, bei den Forts Monroe und Henry, Cairo und St. Louis kleine Abtheilungen zusammengezogen. Das Zeughaus von Harper's Ferry und das Arsenal von Gosport gingen verloren; da die sehr kleinen Garnisonen sich unmöglich halten konnten, zerstörten die Commandanten vor der Uebergabe das Material. In Gosport wurden 11 Kriegsschiffe versenkt, nur der Cumberland wurde gerettet; eins der versenkten Schiffe war der Merrimac, der von den Conföderirten später zum Panzer- und Widderschiff umgewandelt wurde.

Anfang Juli waren die Streitkräfte des Nordens in folgender Weise vertheilt — Die Potomacarmee unter Mc. Dowell stand zum Schutze von Washington und um Maryland der Union zu erhalten, in einer Stärke von einigen 50,000 Mann in und um Washington. Bei Harpers Ferry stand Patterson mit 20,000 Mann zum Schutze des Uebergangs über den Potomac, der hier

Digitized by Google

die Alleghanys durchbricht; Butler stand bei Monroe an der Cheasepeake-Bay mit 12,000 Mann, Mc. Clellan mit 20,000 Mann in West-Virginien. Der energische und gewandte Lyons wußte mit nur wenigen Freiwilligen-Regimentern das südstaatlich gesinnte Missouri der Union zu erhalten, doch dauerten dort wie in Arkansas und Kansas blutige Guerillakämpfe während der Dauer des ganzen Krieges fort.

Die Südstaaten hatten den Sitz der Regierung und das Hauptquartier nach Richmond verlegt. Wie nach der Constitution der Vereinigten Staaten der Präsident Oberbefehlshaber des Heeres ist, der wirkliche Oberfeldherr nur sein Stellvertreter, so übernahm Davis auch die strategische Leitung des Heeres, die Ernennung zu allen wichtigen Stellungen. Gegen 60,000 Mann wurden unter Beauregard, der den Angriff auf Fort Sumter geleitet, bei Manassas Junction, dem Knotenpunkt zweier Eisenbahnen, wenige Meilen vom Potomac entfernt, concentrirt. In West-Virginien, Mc. Clellan gegenüber, stand Garnett mit 7000; Patterson gegenüber, südlich Harpers Ferry, stand Joseph Johnston mit 20,000 Mann. Bei Richmond wurde ein neues Corps gebildet, in Missouri, Kentucky, Tennessee wie am Mississippi nur ein Guerillakrieg geführt.

Indessen forderte die öffentliche Meinung im Norden den Beginn des Krieges. „On to Richmond!" war in Washington der allgemeine Ruf, und Scott wie Mc. Dowell waren schwach genug, ihm nachzugeben, obwol sie die Unzuverlässigkeit der ganz unausgebildeten Truppen kannten. Mc. Clellan hatte Garnett's kleines Corps zersprengt; dieser erste Erfolg steigerte das Selbstgefühl und die Angriffslust des Nordens, in der Erwartung einer nahen Entscheidung zog Johnston zur Hauptarmee. Patterson folgte nicht, blieb bei Hagerstown und ging endlich nur bis Martinsburg vor. Am 21. Juli griff Mc. Dowell die zum Theil verschanzte Stellung der Conföderirten am Bull-Run an; beide Gegner hatten ursprünglich die Absicht gehabt, den Feind in der rechten Flanke zu umgehen; Mc. Dowell änderte seinen Plan und griff den linken Flügel, zuerst erfolgreich, an. Als Davis die Regimenter in Unordnung zurückweichen sah, glaubte er die Armee geschlagen. Im Centrum, an der Stone-bridge, hielt General Lee mühsam gegen Hunter's stürmischen Angriff Stand; da traf Kirby Smith auf dem Schlachtfelde ein. Johnston hatte die Eisenbahnzüge, die seine Truppen nach Manassas bringen sollten, anhalten lassen, führte sie in's Gefecht und warf die überraschten Unionstruppen zurück; bald traf auch Early ein, und nun wurde aus dem Rückzuge eine wilde Flucht, die auch fast alle Regimenter der Reserve, die Wagencolonnen und die Masse der Zuschauer ergriff, die Reporters, Stumpredner und Photographen, die von Washington gekommen waren, um den Sieg der Freiwilligen und die Gefangennahme des „arch-rebel" Davis zu sehen. Eine Verfolgung fand nicht statt, die deutsche Brigade Blenker, eine der wenigen, die ihre Haltung bewahrten, wies den Angriff einer feindlichen Cavallerie-Abtheilung zurück. Nach Johnston's Bericht*) über die Schlacht waren beide Heere in einem solchen Zustande der Desorganisation, die Regimenter noch so wenig gegliedert, disciplin-

*) Johnstons Narrative.

Digitized by Google

nirt, tactisch verwendbar, daß ein Zufall den Sieg der einen, die Niederlage und schmähliche Flucht der andern entschied. Von keiner Armee hatten mehr als 30,000 Mann am Kampfe theilgenommen.

Für beide Armeen in Virginien, die sich südlich des Potomac gegenüberstanden, folgte nun eine fast neunmonatliche Ruhe, die angewendet wurde, die Truppen zu organisiren, zu disciplíniren und zu gefechtstüchtigen Körpern auszubilden.

Mc. Dowell trat zurück, und Mc. Clellan, auf den die glückliche Operation in West-Virginien die Blicke gelenkt, wurde Anfang November 1861 der Befehl über die gesammte Armee am Potomac übergeben. Erst im October, nach Scott's Rücktritt, übernahm er das Obercommando der Armee, das zum Nachtheil des Nordens nicht lange in seiner Hand blieb. Die Organisation des Heeres war im Wesentlichen sein Werk, ebenso der Operationsplan, der schließlich zum Siege geführt hat, wenn es auch ihm selbst nicht vergönnt war, die entscheidenden Schläge zu führen. Mc. Clellan war ein kenntnißreicher, gebildeter Officier, hatte am Feldzuge in der Krimm theilgenommen, war rastlos thätig, besonnen, und zeigte in den spätern Gefechten viel tactischen Scharfblick. Die Soldaten liebten ihn; und er wußte sie in Zucht und Ordnung zu erhalten, wo er commandirte, war die Kriegführung allemal schonend und menschlich. Seiner politischen Parteistellung nach gehörte er den Demokraten an und mißbilligte namentlich die Emancipationspolitik Lincoln's, was zum Theil seine Enthebung vom Oberbefehl veranlaßte. Er war wol der fähigste Oberfeldherr, den Lincoln an die Spitze des Heeres zu stellen gewußt; seine beiden nächsten Nachfolger Burnside und Hooker traten gegen ihn in tiefen Schatten. Mit diesem Urtheil stimmen freilich weder Trobriand noch die Reports des Untersuchungs-Comité's*) überein; nach ihnen wäre Mc. Clellan unentschlossen gewesen, und habe seine Handlungsweise durch seine politische Richtung bestimmen lassen. Sherman sagt in seinen Memoiren, er habe eine hohe Meinung von Mc. Clellan's Talenten wie von seinem Charakter gehabt, bis er 1863/64 die Candidatur zur Präsidentenwahl der demokratischen Partei angenommen habe.

Nach meiner Ueberzeugung hat er unter schwierigen Verhältnissen, bei sehr beschränkter Selbständigkeit, 1862 geleistet, was überhaupt nur zu leisten war. Sein Gehilfe bei der Organisation der Armee war der Majorgeneral Williams, der diese wichtige Stellung während des ganzen Krieges bei der Potomacarmee inne hatte und als unermüdlicher Arbeiter und trefflicher Administrator sich große Verdienste erworben.

Die Conföderirten gingen bald, trotz ihres Sieges, zurück; die Potomac-Armee folgte und nahm eine Aufstellung bei Leesburg, Fairfax-Courthouse und Mount-Vernon, ihr gegenüber war das gleichfalls verschanzte Lager der Conföderirten bei Manassas-Junction. An Patterson's Stelle hatte Banks den Oberbefehl über den rechten Flügel, er bezog ein Lager bei Martinsburg. In diesen Stellungen blieben die Armeen bis zum März 1862.

*) Reports of the joint committee on the conduct of war. Trobriand quatre ans de campagne en Virginia.

Digitized by Google

Die unerwartete Niederlage, selbst die schmachvolle Flucht des Heeres, hatte die zähe und elastische Natur der Amerikaner nicht entmuthigt, sondern nur zu neuen, größeren Anstrengungen angespornt, um den bisher unterschätzten Gegner zu erdrücken. Der Scott und Mc. Clellan zugeschriebene Anacondaplan, nach welchem das ganze Gebiet der secessionirten Staaten umfaßt werden sollte, um von allen Punkten der Peripherie nach dem Mittelpunkt zu dringen, war ganz im Geiste des Volks gedacht. Der Congreßacte gemäß wurden die neuen Regimenter bereitwillig und schnell von den Staaten gestellt, die reguläre Armee war verstärkt worden, und alle Kräfte des reichen und industriellen Landes wurden angespannt, um die Artillerie und die Flotte zu vermehren. Die Artillerie des Nordens, wie die Bewaffnung der Infanterie war der des Südens vom Beginn des Krieges an überlegen; dagegen war dessen Reiterei mit Pferden aus Texas, unter Führern wie Ashby und Stuart, virginischen Cavalieren, vortrefflich; erst im folgenden Jahre 1863 gelang es dem Norden, tüchtige Cavalleriedivisionen unter Grierson, Kilmaine und Anderen zu bilden. — Operationen zur See, um die wichtigsten Stromeinfahrten und Hafenplätze zu gewinnen, sollten schon im Winter und Frühjahr ausgeführt werden, Buell und Grant in Tennessee, Halleck gegen Mississippi und Arkansas vorgehen, um die Offensive des Hauptheeres in Virginien zu unterstützen und vorzubereiten. Die in europäischen Kriegen meist entscheidende Einnahme der feindlichen Hauptstadt, wäre wirkungslos gewesen. Richmond war eine kleine Stadt, wenig mehr als 20 Meilen von der Nordgrenze des Staatenbundes gelegen, als Eisenbahnknoten von Wichtigkeit, aber nicht entfernt von der Bedeutung, die unsern Hauptstädten die große Einwohnerzahl, die centralisirte Administration, die Residenz der Fürsten, Reichthum und industrielle Entwickelung geben. Nach Richmond's Fall wäre der Sitz der Regierung nach Raleigh oder Montgomery verlegt worden.

In Missouri hatte der talentvolle Lyons, der in dem siegreichen Gefecht bei Wilson's Creek fiel, die Herrschaft der Union erhalten; Fremont übernahm das Missouri-Departement, Curtis siegte bei Pea Ridge in Arkansas über Van Dorn, ging aber dann nach Missouri zurück. Fremont wurde bald darauf abberufen, weil er in einer Proclamation bei Uebernahme seines Commandos die unbedingte Befreiung aller Sklaven ausgesprochen hatte, was der damaligen Politik der Regierung, welche die Grenzstaaten bei der Union festzuhalten suchte, nicht entsprach. Die Operationen im Westen waren unzusammenhängend und im Ganzen resultatlos gewesen; so wurde Halleck der Oberbefehl über das Missouri-Departement übergeben. Am 18. November 1861 traf er in St. Louis ein. Die Vertheidigungslinie der Conföderirten erstreckte sich von Columbia, am linken Ufer des Mississippi, bis Bowlinggreen, einem Eisenbahnknoten südlich von Louisville in Kentucky, an dem Albert Sidney Johnston, der Befehlshaber der Süd-Armee, mit dem Hauptheere stand. Die dortige Stellung deckte Nashville, wo sich zwei Eisenbahnen kreuzen, welche die große Memphis-Ohio-Bahn mit der Bahn verbinden, die von Memphis über Chattanooga nach Carolina und Virginien führt. Diese Linie durchschnitt und beherrschte die mächtigen Zuflüsse des Ohio, den Cumberland- und den Tennessee-River, an denen die Forts Donelson und Henry angelegt waren. Halleck übergab Grant die bei

Digitized by Google

Cairo, Buell die bei Louisville stehende Armee; er beschloß nach einem Gespräche mit Sherman, das Centrum der südstaatlichen Vertheidigungslinie anzugreifen und sich zunächst in Besitz der Forts Henry und Donelson zu setzen. Fort Henry wurde von Grant nach geringer Gegenwehr genommen, Fort Donelson am 16. Februar vom General Floyd geräumt, nachdem ein Anfangs glücklicher Ausfall, durch des eben eintreffenden Grant Energie, zurückgeworfen war. Floyd zog sich nach Nashville zurück, nur Buckner war in Fort Donelson zurückgeblieben, mußte aber, da die Kälte von — 20°, der Mangel an Lebensmitteln und die Ueberzahl des Feindes eine Vertheidigung fast unmöglich machten, am folgenden Tage capituliren. 15,000 Mann und 65 Geschütze wurden gefangen. Ebenso günstig waren die Operationen am Mississippi; Columbia, damals das Gibraltar des Westens genannt, einige Meilen südlich von Cairo, mußte General Polk räumen und sich nach der Mississippi-Insel Nr. 10 zurückziehen. Johnston zog sich von Bowlinggreen zurück und bald gerieth auch Nashville in die Hände Buell's, der von Louisville aus vorgerückt war.

Schon am 8. April fiel die Insel Nr. 10 von dem Commandeur Foote auf dem Flusse von Cairo her, und von Pope vom Lande aus angegriffen, und nun war die conföderirte Armee auf die 2. Linie von Fort Pillow oberhalb Memphis am Mississippi, über Corinth und Decatur bis Chattanooga zurückgedrängt. Johnston, der bei Murfresborough Buell gegenübergestanden, war mit dem größten Theile des Heeres nach Corinth, einem Eisenbahnknoten an der östlichen Grenze des Staates Mississippi, nahe dem Tennessee, gegangen. Halleck beschloß die Heere unter Grant und Buell zu vereinigen und Corinth anzugreifen. Johnston ging Grant entgegen, um ihn vereinzelt zu schlagen, — am 6. April war Grant's Armee in bedenklicher Lage, vielleicht rettete ihn nur die Standhaftigkeit von Sherman's Division. Am folgenden Tage traf Buell ein und nach blutigen Kämpfen ging Beauregard, der den Oberbefehl übernommen, nachdem Johnston gefallen, nach Corinth zurück. Die Schlacht, in der 20,000 Mann auf beiden Seiten blieben, wird im Norden die von Pittsburg Landing, im Süden die von Shiloh, in Europa meist die Schlacht von Corinth genannt. Beauregard räumte heimlich Corinth, um seine Truppen mit Benutzung der Eisenbahn nach Virginien zu führen; als Halleck in den folgenden Tagen gegen Corinth vorging, fand er die Werke verlassen. Bald zog Halleck Pope und andere Verstärkungen nach Corinth, wo er gegen 100,000 Mann vereinigte. Seine bisherige Aufgabe hatte er glänzend gelöst; er stand südlich von Fort Pillow, das nun einem Angriff vom Wasser aus preisgegeben war, beherrschte die Bahn von Memphis nach Chattanooga und Charleston, dem nördlichen Schienenwege, der den südlichen Theil der Conföderation mit dem westlichen verband, und die Baumwollenstaaten Mississippi, Alabama, Georgien lagen schutzlos vor ihm, der Weg nach Carolina und Virginien schien eröffnet.

Diesen Ereignissen auf dem westlichen und dem centralen Kriegstheater waren die Operationen an der Küste schon vorangegangen. Butler, vor dem Kriege Advocat in Massachusetts und Mitglied des Congresses, war mit 4 Fregatten, 2 Kanonenbooten und 4000 Mann nach dem Pamlico-Sund gegangen, hatte die Forts am Cap Hatteras, die schwach besetzt waren, zur Uebergabe ge-

Digitized by Google

zwungen, und einen Theil der Küste von Nordcarolina erobert. Von Monroe aus fuhren der Admiral Dupont und Sherman mit 8 Kriegsschiffen, 16 Kanonenbooten und 10,000 Mann nach der Küste von Südcarolina, die Forts Walker und Beauregard wurden von den Conföderirten geräumt, und am 5. December besetzte Sherman die wichtige Hafen- und Handelsstadt Beaufort, ebenso wurden der Hafen Fernandine in Florida und im Albemarle-Sund an der Küste von Nord-Carolina, Neu-Bern und Beaufort im Februar durch Burnside eingenommen.

Der wichtigste Erfolg war die Einnahme von New-Orleans; der Missouri und Mississippi waren die Pulsadern für den Handel und Verkehr des Nordwestens; es war also wesentlich, die freie Schifffahrt auf dem Mississippi sobald als möglich herzustellen, um das Interesse dieser Staaten an der Fortführung des Krieges lebendig zu erhalten. 6 Kriegsdampfschiffe, 16 Kanonenboote, 21 Mörserschiffe unter Admiral Farragut und 10,000 Mann Landungstruppen unter Butler gingen im Februar 1862 nach dem mexicanischen Meerbusen, nahmen zuerst Pensacola in Florida und waren am 13. April vor der Mündung des Mississippi. Das Bombardement der Forts Philipps und Jackson, welche die Haupteinfahrten sperrten, hatte keinen Erfolg und so beschloß Farragut, mit seinen Schiffen bei den Forts vorbeizufahren. Die Wände der Schiffe wurden durch Henballen, der Maschinenraum durch Ankerketten geschützt, und so gelang es am frühen Morgen des 24. April, die Flotille stromaufwärts, mit Verlust nur eines Schiffes, trotz des lebhaften Feuers aus den Forts vorbeizuführen. Farragut war am 26. vor New-Orleans, die Forts ergaben sich am 28. an Butler, der am See Pontchartrain gelandet war und sie umgangen hatte. Der conföderirte General Lovel räumte sofort die offene Stadt, zog nach Norden und stieß zu Beauregard's Armee bei Corinth; Butler besetzte sie und begann sein energisches, aber willkürliches Regiment, bei dem er sich und die Seinen bereichert haben soll. Butler wurde später abberufen, wegen eines Conflicts mit dem französischen Consul, und weil er einen mit Recht Anstoß erregenden Befehl über die Behandlung der Frauen erlassen hatte, welche Officiere und Soldaten der Unions-Armee beleidigten.

Noch ehe Mc. Clellan seine Offensivbewegung begann, hatten die Conföderirten Anfang März 1862 ihre Stellung bei Manassas-Junction geräumt, ohne daß es von der Unions-Armee bemerkt worden wäre. Sie hatten zu viele und gute Verbindungen in Washington, um nicht rechtzeitig von allen Plänen in Kenntniß gesetzt zu sein. Mc. Clellan wollte die jetzt von Joseph Johnston commandirte Armee umgehen. Banks sollte im Shenandoah-Thal mit 20,000 Mann, Mc. Dowell mit 50,000 über Fredericksburg vorrücken, Mc. Clellan mit 80,000 Mann zur See nach Monroe gehen, und auf der Halbinsel zwischen dem York- und James-River auf Richmond vordringen. Aber vom Beginn der Operationen an wurde er durch den Kriegsminister sehr beschränkt, und bald, am 12. März, blieb ihm nur der Befehl über den linken Flügel der virginischen Armee, 80,000 Mann, überlassen, während die Gesammtleitung der 3 Armeen Lincoln's Cabinet vorbehalten blieb.

Lincoln hatte zuerst unbedingtes Vertrauen zu Mc. Clellan gehabt, ihn

Digitized by Google

oft besucht und stundenlang im Lager bei ihm gesessen; aber die republikanische Partei wußte ihm Mißtrauen gegen den General einzuflößen und solchen Einflüsterungen war Abraham Lincoln's ehrliche Seele um so zugänglicher, je mehr er seine — des gesetzlichen Oberfeldherrn in Krieg und Frieden — unzulängliche Kenntniß und Beurtheilung aller militärischen Dinge selbst fühlte. Als die Ausführung von Mc. Clellan's wohldurchdachtem Plane durch das Seegefecht von Hampton-Roads unterbrochen wurde, legte Lincoln den Plan einer Commission von 12 Generalen vor, die ihn theilweise mißbilligten. Von den fünf ältesten Divisionsgeneralen, die gegen Mc. Clellan's Plan gestimmt, führten drei Corps unter seinem Befehl. Lincoln hatte die Ordre, welche Mc. Clellan den Oberbefehl über die gesammte Armee entzog, an dem Tage unterzeichnet, an welchem der General von Washington zur Armee abging. Die erste Nachricht von der für ihn und die Armee so wichtigen Veränderung erhielt er durch ein Journal. Der Graf von Paris, der überall Mc. Clellan vertheidigt, sagt: „Le gouvernement de Washington, par son impéritie, compromettait dès le début, la campagne décisive, pour laquelle la population patriotique du Nord ne lui avait marchandé ni les hommes ni l'argent."

Noch ehe die Unions-Truppen bei Monroe ausgeschifft wurden, trat ein merkwürdiger Zwischenfall ein, der auf den Verlauf des Krieges, ja auf den Bau der Kriegsschiffe aller Nationen großen Einfluß gehabt hat. Am 8. März (1862) war der Merrimac, eins der zu Gosport versenkten Schiffe, von den Conföderirten „Virginia" genannt, das die Conföderirten zu einem Panzer- und Widderschiff umgewandelt hatten, vom Capitän Buchanan geführt, aus dem Hafen von Norfolk ausgelaufen und hatte die in Hampton-Roads versammelten Kriegs- und Transportschiffe angegriffen. Um 2 Uhr Nachmittags begann der Kampf; die Segelfregatte Cumberland von 24 Kanonen erhielt den ersten Stoß des Widders unter der Wasserlinie, das Wasser strömte durch das mehrere Fuß breite Leck und bald sank das Schiff mit dem größten Theile der Bemannung. Der „Congreß," eine Segelfregatte von 50 Kanonen, war auf den Strand gelaufen, um sich vor dem eisernen Sporn der Virginia zu flüchten, aber bald wurde er von den Geschossen in Brand gesetzt; die Mannschaft floh auf's Land. Nun wendete sich die Virginia gegen die „Minnesota", der ein gleiches Schicksal bevorzustehen schien; aber die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende. Es war zu erwarten, daß das Ungethüm am folgenden Tage sein Zerstörungswerk fortsetzen würde. Das Feuer der Kriegsschiffe war wirkungslos gewesen; wie Erbsen von einer Knabenhand geworfen, prallten die Kugeln von dem Panzer aus schmiedeeisernen Platten ab und die Kriegs- wie die Transportschiffe wären auf der Rhede schutzlos den Stößen wie dem Feuer der Virginia preisgegeben.

Da kam in der Nacht zum 9. März der von Erikson erbaute „Monitor". Erikson erwartete von seiner Erfindung eine Umgestaltung aller Kriegsmarinen und nannte sein Thurmschiff „Monitor" (Warner), weil es England zeigen solle, daß die Zeit seiner Seeherrschaft vorüber, und den Conföderirten, daß ihr Loos bald entschieden sei. Der kleine Monitor mit zwei schweren Geschützen in einem drehbaren Thurm war der Virginia gewachsen. Nach fast fünfstündiger Kano-

Digitized by Google

nahe, bei welcher kein Mann beider Equipagen getödtet war, zog sich die Virginia, deren Panzer beschädigt worden, zurück, und wagte sich während der folgenden Operationen nicht wieder in den James-River. Bei der späteren Räumung Norfolk's wurde sie in die Luft gesprengt, da die Conföderirten fürchteten, sie nicht nach Richmond schaffen zu können.

Die Ueberlegenheit der Panzerschiffe war hier so überraschend hervorgetreten, daß bald in allen Marinen eine Umgestaltung der Kriegsschiffe folgte, obgleich die späteren Jahre des Krieges manche entgegengesetzte Erfahrungen zeigten. Hölzernen Schiffen glückte es, bei stark armirten Batterien ohne Beschädigung vorüberzufahren, und auch den stärksten Panzerschiffen und Monitors gelang es nicht, die Batterien von Charleston zu überwinden. Die Torpedos sind den gepanzerten Schiffen so gefährlich, die Sperrungen ihnen so hinderlich als den leichten, beweglichen hölzernen Schiffen. Je undurchdringlicher der Panzer, also je schwerer das Schiff, desto geringer wird die Ausrüstung mit schweren Geschützen werden. Der „Cumberland" wie der „Congreß" waren unzulänglich armirt und konnten im seichten Fahrwasser ihre größere Beweglichkeit nicht geltend machen. Nach Beendigung des Krieges sprach sich der vielerfahrene Admiral Porter im Ganzen gegen die Panzerschiffe aus, und der alte Seeheld Farragut forderte „hölzerne Schiffe, aber eiserne Herzen."

Am 4. April hatte Mc. Clellan seine Landung bei Monroe beendet, seine vier Armeecorps commandirten Heinzelmann, Sumner, Smith, Porter. Er belagerte zuerst das stark befestigte Yorktown, welches Magruder, der auf der Halbinsel commandirte, räumte und eine neue Stellung bei Williamsburg bezog. Am 4. Mai rückte Mc. Clellan in Yorktown ein; fast 100 Jahre vorher hatte die Capitulation Cornwallis' bei Yorktown den Sieg und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten entschieden.

Durch ein Corps, das den York-River aufwärts gefahren war, umgangen, zogen sich die Conföderirten bis hinter den Chikahominy zurück. Mc. Clellan folgte und stellte sein Heer wenige Meilen von Richmond entfernt auf beiden Seiten des Flusses auf, dessen nothwendige Ueberbrückung an mehreren Stellen viel Zeit raubte, während durch die Hitze und die sumpfige, ungesunde Gegend bösartige Fieber erzeugt wurden. General Lee, der die Armee vor Richmond commandirte, griff zwei vorgeschobene Divisionen der Unions-Armee am 31. Mai an, drängte sie nach White Oak Swamp (Weiß-Eichen-Sumpf) und würde sie vernichtet haben, wenn Mc. Clellan nicht gegen Abend die einzige schon vollendete Brücke benützt hätte, um zwei neue Divisionen herbeizuführen. Lee's erneuerte Angriffe an den folgenden Tagen wurden ebenfalls zurückgewiesen; bei Fair-Oaks wurde Joseph Johnston schwer verwundet und Lee zum Oberbefehlshaber aller Armeen des Südens ernannt. Im Heere, wie im ganzen Volke der Südstaaten wurde seine Ernennung mit allgemeinem Vertrauen, ja mit Jubel begrüßt; ein seltenes Beispiel, denn er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, sich als Heerführer auszuzeichnen, hatte noch keine größere Action selbständig geleitet. Aber alle diese Bedenken überwog der Eindruck seiner Persönlichkeit, sein Name, seine virginischen Familienverbindungen, endlich Scott's bekannt

Digitized by Google

gewordenes Urtheil über seine militärische Bedeutung; und so legte Jefferson Davis das Schicksal des werdenden Staates in Lee's starke Hand.

Jackson war im Frühjahr mit einem Theile des Heeres zu einer Diversion nach dem Shenandoah-Thal gerückt, und da Lee in den Gefechten große Verluste erlitten und Verstärkungen erwartete, so trat bis Ende Juni eine Art von Ruhe am Chikahominy ein, die Mc. Clellan benutzte, um den Brückenbau zu vollenden, ein großes Verpflegungsdepot in Westpoint am York-River anzulegen und Verstärkungen heranzuziehen. Er hoffte noch immer auf das Zusammenwirken mit den Corps von Mc. Dowell und Banks, das im Operationsplane gelegen hatte und auf die baldige Einnahme von Richmond. Dort war man sehr besorgt, und der Sitz der Regierung sollte nach Montgomery verlegt werden. Davis hatte schon gepackt, um rechtzeitig die Archive, die Kassen und seine Person in Sicherheit bringen zu können. Die Armee war aus ihren Stellungen auf der Halbinsel verdrängt und das Heer des verhaßten Feindes stand nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt; freilich war ein Versuch der Panzerschiffe der Unirten, auf dem James-River vorzudringen, an den Geschützen des Forts Darling und an der schnell improvisirten Sperrung des Flusses gescheitert — dennoch wäre Richmond ohne Jackson's kühnen und gewandten Zug gefallen.

Der seltene Mann*) ist eine so originelle Persönlichkeit, hat so bedeutenden Antheil an den Siegen der Conföderirten gehabt, daß eine kurze Schilderung seines Charakters auch in diesem Abriß einer Geschichte des Krieges gerechtfertigt erscheint. 1824 in Clarksburg in West-Virginien geboren, aus einer englischen Familie stammend, wurde er in West-Point erzogen, trat bei der Artillerie ein, zeichnete sich im Kriege gegen Mexiko aus, und war bei Ausbruch des Krieges 1861 Professor der Naturwissenschaften an der Militärschule in Lexington. Hier war er ein eifriges Mitglied der presbyterianischen Kirche geworden und erfüllte alle Gebräuche derselben mit peinlicher Regelmäßigkeit. Jeden Sonntag sah man den steifen, ernsten Professor, das Gesangbuch in der Hand, zur Kirche gehen, während der Rede verwandte er keinen Blick von dem Geistlichen. Seine ganze Lebensweise wurde durch die Vorschriften der Kirche geordnet, sein Umgang waren Geistliche und christlich gesinnte Matronen seiner Confession.

Wenig gewinnend war seine äußere Persönlichkeit; — wenn der lange, hagere Mann in grauer Uniform mit ungeschickten Bewegungen, gesenkten Hauptes eilig durch die Straßen ging, als hätte er eine Entfernung abzuschreiten, schien er, der Gegenwart und seiner Umgebung entrückt, irgend eine mathematische oder theologische Wahrheit zu suchen. Wurde er angeredet, so erwachte er wie aus einem Traume und sah den Frager verwundert an. In seinen Vorträgen war er schwerfällig, auf jeden Satz schien er das höchste Gewicht zu legen. Da er zugleich peinlich pedantisch und von höchster Pünktlichkeit und Strenge war, so mußte sein eigenthümliches Wesen den Spott und die Lachluft seiner Schüler hervorrufen. „Old Tom Jackson" oder „old fool Jackson" galt Vielen

*) Stonewall Jackson by Esten Cooke.

Digitized by Google

für gestört, er war eine komische Person, vielfach wurde er für geisteskrank gehalten. Aber seine strenge Gerechtigkeit, seine seltene Pflichttreue, seine Uneigennützigkeit sicherten ihm Gehorsam und Achtung. In ganz anderem Lichte zeigte er sich als Artillerie-Instructeur; er leitete das Exerciren mit lebendigem Interesse. Wenn gefeuert wurde, schien er ein anderer Mensch zu werden; er richtete sich hoch in den Bügeln auf, faßte den Säbel fester, die sonst so ruhigen Augen glänzten, die weiten Nasenlöcher dehnten sich, und der steife Schulmeister, der ernste Presbyterianer verwandelte sich. Sein begeisterter Biograph Cooke, dem diese Züge entnommen sind, sagt: „Auch in seiner äußerlich so stillen, einfachen Seele lagen die Gefühle, denen Othello einen so wahren Ausdruck leiht, wenn er im tiefsten Schmerz ausruft:

„Fahr wohl, du wall'nder Helmbusch, stolzer Krieg,
Der Ehrgeiz macht zur Tugend, o fahr' wohl!
Fahr wohl, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Muthschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Und o du Mordgeschoß, deß rauher Schlund
Des ew'gen Jovis Donner widerhallt."

Als Jackson, der in voller Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Secession sich für dieselbe erklärt hatte, zum Obersten ernannt war, unterhielten die Zeitungen in Richmond ihr Publicum durch Schilderungen des neuen Obersten, der auf schlechtem Pferde, vorn übergeneigt, mit nach hinten gezogener Mütze, in denkbar ungraziösester Haltung saß, und sagten, wenn die Conföderation so arm an fähigen Officieren sei, daß sie solche Figur zum Obersten machen müßte, so würden ihre Tage gezählt sein. Aber seine Vorgesetzten wie seine Soldaten kannten Jackson's Werth besser, trotz der seltsamen Eindrücke seiner äußeren Erscheinung. Nach der Schlacht bei Bull-Run war seine Popularität im Heere gewachsen; er wurde „Old Jack" oder „Stonewall" genannt. Wenn er sich seiner Brigade näherte, erhob sich allgemeiner Lärm, oft mit Gelächter untermischt; mit starrem Blicke, nach vorn geneigt, mit schmutzigem Rock und gelber, hintenübersitzender Mütze, das Sturmband unter der Nase und das Kinn in der Luft, jagte er auf seinem Rothschimmel so schnell als möglich vorüber, um den unvermeidlichen Ovationen zu entgehen. „Old Jack kommt," war der allgemeine Schrei, und bei den andern Truppen hieß es: „da kommt Jackson oder ein wildes Kaninchen," deren Ankunft einen ähnlichen Tumult im Lager zu erregen pflegte. Es ging dem General wie einst dem Professor: seine Untergebenen lachten über ihn und liebten ihn doch und vertrauten ihm unbedingt.

Bei diesen Operationen im Shenandoah-Thal zeigte Jackson zuerst seine Feldherrn-Talente; ohne ihn wäre Richmond im Sommer 1862 gefallen. Bei seinen gewaltigen Märschen, dem blitzschnellen Wechsel der Operationsziele, den Kreuz- und Querzügen durch Wälder und Gebirgspässe, unterstützte ihn besonders der Führer seiner Avantgarde, Oberst Ashby, der später bei einem Scharmützel fiel.

Ashby, der Sohn eines vornehmen Virginiers, war ein eleganter Cavalier, Sportsman, galt für den besten Reiter in den Südstaaten — jung, schön, reich, bisher vom Leben verwöhnt, hatte er leidenschaftlich Partei ergriffen, wurde bei

Digitized by Google

seinen Familienverbindungen zum Obersten ernannt und war einer der kühnsten, umsichtigsten, unermüdlichsten Reiterführer. Es spricht für die Größe und innere Tüchtigkeit Jackson's, daß von der seinen so verschiedene Naturen, wie Ashby und der diesem ähnliche Stuart, ihm ganz ergeben waren, völlig seine Anschauungsweise theilten und in seinem Willen aufgingen.

Schon im April hatte er den an Zahl weit überlegenen Banks, einen unfähigen Führer, bis über den Potomac zurückgedrängt, und in Lincoln, wie in dem neuen Oberbefehlshaber Halleck, der von Washington aus alle Operationen leitete, ernste Besorgnisse für die Sicherheit der Hauptstadt hervorgerufen. Lincoln hatte schon früher an Mc. Clellan geschrieben: „Mc. Dowell hat Befehl, auf dem kürzesten Wege nach Richmond zu gehen und mit seinem linken Flügel an Euren rechten zu stoßen. Vor Allem soll er in einer solchen Stellung bleiben, daß er Washington vor jeder möglichen Attaque sichern kann. Das ist seine Hauptaufgabe, und Ihr dürft ihm keine Befehle geben, die ihn daran hindern." Da Washington über 30 deutsche Meilen von Richmond entfernt ist, konnte Mc. Clellan nach diesem Befehle nicht mehr auf Mc. Dowell's Mitwirkung, eine der Grundlagen seines Operationsplans, rechnen, oder gar mit dessen linkem Flügel in Verbindung treten. Am 21. Mai schrieb Lincoln, nachdem Jackson im Besitz fast des ganzen Shenandoah-Thales war, an Mc. Dowell: „Fremont, (der das Commando in West-Virginien erhalten) soll von Franklin gegen Harrisonburg vorrücken, Ihr sollt die Bewegung gegen Richmond für jetzt aufgeben, und mit der Manassasbahn gegen das Shenandoah-Thal vorgehen, um Banks, der bei Winchester steht, zu unterstützen, um im Verein mit Fremont Jackson und Ewell abzuschneiden und zu vernichten." Das war eine Aufgabe, die Mc. Dowell, der bei Fredericksburg stand, unmöglich ausführen konnte. Jackson folgte Banks auf dem Fuße, und Fredericksburg ist von Winchester zwanzig deutsche Meilen entfernt. Aber diese unausführbaren Befehle, die Lincoln unter Halleck's Mitwirkung erließ, zeigen, wie großen Einfluß Jackson's kühne, mit nur 15,000 Mann begonnene Offensive auf den ganzen Krieg hatte; sie absorbirte die Thätigkeit von Mc. Dowell, Banks und Fremont, also von 80,000 Mann, die unter dem Oberbefehl des General Pope gestellt wurden und vor Allem Washington schützen sollten, sie wirkte lähmend auf Lincoln's und Mc. Clellan's Entschlüsse, eröffnete die reichen Hilfsquellen des Shenandoah-Thals und eines Theiles von Ost-Virginien und erhob das Selbstgefühl und die Opferfreudigkeit im Volk und Heer der Südstaaten, welche bei der Bedrohung von Richmond gesunken waren, auf's Neue. Daß Halleck als Oberbefehlshaber von Washington aus, dem Sitze zahlloser Intriguen, alle Nord-Armeen leitete, hatte auf die Kriegführung einen so ungünstigen Einfluß, als 1870/71 die Lenkung der französischen Heere durch die Kriegsminister Palikao und Gambetta.

Ende Mai war Jackson's Stellung auf's äußerste gefährdet; er stand mit kaum 15,000 Mann zwei Meilen südlich von Harpers-Ferry, in dem eine starke Besatzung der Unions-Armee lag; am linken Ufer des Potomac stand Banks, dessen Heer zwar in völliger Auflösung geflohen war, aber numerisch noch die Stärke von Jackson's Corps hatte. Von West-Virginien rückte Fremont

Digitized by Google

mit 20,000 Mann in Eilmärschen heran, um die große Straße nach Winchester früher als Jackson zu gewinnen und ihn abzuschneiden; von Osten kam Mc. Dowell, um, durch einen der südlichen Pässe der blauen Berge dringend, ihn zu vernichten. Jackson schien verloren; er hatte aber von allen Bewegungen der Gegner genaue Kunde; es galt zunächst, Straßburg früher als Fremont, der ihm am nächsten stand, zu erreichen. Am Nachmittag des 30. Mai verließ er Charleston und war am 1. Juni in Straßburg, 50 Meilen (104 Klm.) hatte er in 40 Stunden zurückgelegt, Gefangene, Waffen und vielen Proviant mitgeführt. Bei Croß-Keyes machte er am 7. Juni gegen den ihm folgenden Fremont Front und warf ihn zurück, griff am 9. Mc. Dowell's Avantgarde unter Shield an, der die Brücke über den Shenandoah bei Port Republik besetzt hatte, und schlug ihn. Mitte Juni stand er bei Charlotteville, bereit, die Armee unter Johnston zu unterstützen. Hier hielt er einen Bettag, um Gott für die erfochtenen Siege zu danken und um die Fortdauer seiner Gnade zu bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Robert Schumann und seine Schule.

Von

Louis Ehlert.

Bedeutende Künstler pflegen einen Kreis um sich zu sammeln, der für sie propagirt und als dessen natürlicher Niederschlag sich die Schule entwickelt. Schule ist der letzte und reifste Wurzeltrieb einer neuen Macht, und als solcher zeugungs- und bekehrungslustig. Jede Schule, weil sie gegen das Herrschende Front macht und einen neuen Glauben einführen will, hat eine Revolution im Kleinen, zunächst mit einer gemischten Gesellschaft, zu kämpfen. Alle mißmuthigen, unengagirten Kräfte fallen ihr als schwer zu schätzender Anhang zu, dessen Beherrschung für ihr Schicksal entscheidend wird. Man kann die Temperaturhöhe einer solchen geistigen Bewegung erst messen, wenn diese sich ihrer fremden Zuflüsse entledigt hat, sicherer noch, wenn sie im Niedergange begriffen ist.

Der Schumann'schen Schule, der stärksten, welche wir vielleicht jemals auf musikalischem Boden erlebt haben, ist keine dieser Perioden ihrer Entwickelung erspart geblieben. Aus, wie immer, ziemlich verworrenem Anfang hat sie sich zu großer Klarheit ihrer Gestalt heraus gearbeitet, so daß im Augenblick weit über die Hälfte aller deutschen Musiker ihr angehören oder ihr angehört haben. Warum ich diese Unterscheidung mache, will ich erklären, nachdem ich von Schumann ein möglichst concentrirtes Bild entworfen.

Es gibt Menschen, bei deren Namen Alles in unserer Seele erklingt, was uns an das Mährchen unserer Jugend erinnert. Jugend ist immer ein Mährchen: sie liegt so fern, ist so durchwebt mit Geheimniß und Wunder, so angeglänzt von allem Zauber des Anfänglichen. In dieses Mährchen der Jugend mit seinen Kinderspielen, seinem Lenz und seinen Blumen, seiner ersten verschämten Liebe, seinem Füllhorn von Verheißungen, welches ein noch von keiner Enttäuschung getroffenes Vertrauen an die Brust drückt, versetzt uns Schumann. Von den „Kinderscenen" an, durch die bunte Lebenswelle der Studienzeit mit ihren phantastischen Verbindungen à la „Kreißler" und „Davidsbündler", die göttlichen Flegeljahre, in denen sich „Florestan und Eusebius" als humoristische Gegensätze personificiren, durch das übermüthige

Digitized by Google

Versteckspiel im „Carneval" bis zu den „Myrrthen" und „Frauenliebe und Leben" — welch' eine Welt von jungen und reinen Regungen, welche Heimathsluft weht uns aus ihnen an! Wie quellen die Empfindungen aus der tiefsten Tiefe des Herzens hervor, tiefer dünkt mich, als sie in ihrer Art irgend eine Kunst zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat! Wie ist das so stark und keusch: unsere deutsche Jugend in ihrer vollen Poesie, wenn auch mitunter etwas derb und wunderlich. Das ist der alte Klang der Glocken, der uns zur Schule rief und die selige, goldene Zeit der Ferien einläutete; das ist der Wald, die Nachtigall, der Mond, denen wir unsere Träume verriethen. Alles schön Bewegte daheim und draußen, der sprudelnde Wasserfall einer noch unbegrenzten, unbeängstigten Lebensfülle — das ist Schumann'sche Musik, wie sie sich zunächst kundgab. Sie war erst Phänomen, dann wurde sie Kunst. Stehen bleiben hätte sie bei ihren ersten Eruptionen nicht können. Sie mußte abbauen oder sich entwickeln: und entwickeln hieß in diesem Fall, weiser werden, aus der seligen Ueberspanntheit der Jünglingszeit in's Mannesalter treten.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung dieser ersten Zeit. Sie ist die Zeit seiner, unserer Jugend.

Wo gab es jemals etwas, was an Prägnanz ihr gleich käme? Jeder Zug, jede Wendung neu; neu im Gedanken wie im Ausdruck. Eine Fähigkeit, im kleinsten Raum ein unendliches Volumen auszudrücken, wie sie weder vor noch nach ihm vorgekommen ist. Der Gedanke wird bis auf seinen letzten Grund condensirt, aber nicht durch das Reagens des Bewußtseins, sondern intuitiv. In der Retorte braut man solche Einfälle nicht. Das springt hervor, wie aus einer Spalte der Schöpfung, wie aus dem Felsenritz die Blume. Man betrachte die Reihe der „Davidsbündlertänze", nach meiner persönlichen Ueberzeugung vielleicht das Merkwürdigste, ich sage nicht das Reifste, was Schumann gemacht hat. Es ist eine Miniaturmalerei, in welcher jeder Centimeter eine kleine Welt bedeutet. Wie winzige Quellchen springen sie lauter und hell empor, ein jedes reich genug, um Ströme zu speisen. Was ist überhaupt Format? Der Gedanke braucht unter Umständen sehr wenig Raum. In Schumann's kleinem „Warum?" ist mehr Frage aufgeworfen, wie in allen Adagios der Nachbeethoven'schen Sinfonie. Könnte man nicht im Gegentheil sagen: Kunst ist Verdichtung, Sammlung im kleinsten Punkt? Ein kleines Format macht eine Kunst nicht klein, wie wir von Meissonier wissen. Aber es verlangt die Entäußerung alles Accessorischen. Man muß nicht nur den Kern einer Sache zu treffen, man muß sich auf ihn zu beschränken verstehen. Halb Federzeichnung, halb Aquarell, haben diese Miniaturen von jener den Reiz des Stehgreiflichen, von diesem das rasch fixirte Colorit. Schumann hat diese Kunst der musikalischen Diminutivpoesie geschaffen. Er war Jean Paulianer in jener Zeit; wüßte man es nicht aus der Art seines Humors, so wüßte man's aus seinen Schriften und Briefen, von denen ganze Seiten wie von Jean Paul geschrieben scheinen. Er hatte von ihm den Reichthum an Ideen und die Schwelgerei des mehr trüben als heiteren Empfindens. Auch den Kampf mit dem Ueberschüssigen hatte er mit ihm gemein. Nur war er glücklicher darin, und in Folge dessen im Vortrag ungleich freier. Er wußte seine Figuren viel lebendiger herauszubringen

Digitized by Google

und hatte, namentlich in seiner späteren Zeit, das Talent der Exposition in hohem Grade. Ich glaube, daß die Kleinkunst seiner ersten Periode ein großes Glück für Schumann war. Wer weiß, ob er der bedeutende und vielseitige Künstler geworden wäre, wenn er bei seinem Hange zur Schwärmerei und zu unbetretenen Pfaden nicht früh gelernt hätte, sich zu formiren und einen Gedanken auf sein kleinstes Quadrat zu untersuchen.

Nirgend in aller späteren Zeit ihres Ringens tritt die Kraft einer die Welt ganz aus eigenen Mitteln gestaltenden Natur mit solcher Gewalt hervor, wie in diesen ersten Werken. Sie strotzen von dem schroffen Idealismus, der so rührend ist für congeniale Menschen, so abschreckend für die große Masse. Mit stolzem Eigenleben kehren sie allem Gewohnten den Rücken, und verfolgen die Hochwelt ihrer Ziele mit dem starken Auge des Alpenjägers. Bis an die Schneegrenze des Erstorbenen treibt das heiße Herz ihn mitunter, aber nie, ohne daß er mit fremden Blumen von ihr zurückkehrte.

Zu den Werken, von denen hier die Rede ist, rechne ich die „Intermezzi", die „Papillons", die „Toccata", die „Davidsbündlertänze", den „Carneval", die „Fis-moll-Sonate", die „Phantasiestücke", die „Sinfonischen Etuden", die „Kinderscenen", die „Kreisleriana", die „C-dur-Fantasie", die „Humoreske", das „Blumenstück", die „Novelletten", die „Nachtstücke" und den „Faschingsschwank". Sie würden Schumann allein die Unsterblichkeit sichern. Wer wie ich das Erscheinen dieser Werke zum Theil miterlebt hat, wird sich der Eindrücke erinnern, die sie damals hervorriefen. Der Kreis für ihr Verständniß bewegte sich zunächst in den Grenzen eines Clubs. Die Art, wie hier Poesie am Clavier getrieben wurde, war so originell, daß die Herren, welche ihren Beethoven kaum bis zur F-moll-Sonate bewältigt hatten, sich Angesichts einer so schwer zu definirenden Erscheinung rathlos befanden. In den classischen Foyers wurde die Frage, ob man es mit einem alle Tradition stolz brüskirenden Genie oder mit der Vollblütigkeit einer durch die romantische Schule corrumpirten Phantasie zu thun habe, um so lebhafter erörtert, als der verständlichere Mendelssohn den musikalischen Anforderungen so viel mundgerechter war. Glücklicher Weise gibt es zu allen Zeiten Menschen, welche die Witterung des Genies haben. Ohne solche hätte das Verständniß Schumann's nicht so rasche Fortschritte gemacht. Gibt es doch noch heute Tageskritiker, deren ganze Bekanntschaft mit Schumann sich auf das beschränkt, was sie zufällig in Concerten von ihm zu hören bekommen. Nun brauchte ein Spieler nur so ungeschickt zu sein, ein Stück von ihm, das sich nur für den kleinsten Raum eignet, in einem größeren vorzutragen, und das Verdict war fertig. Als ob es die Schuld eines Interieurs wäre, wenn man es bei offenen Fenstern behandelt!

v. Wasielewski erzählt in seiner Biographie, daß Schumann Werke aus dieser Zeit „leeres, wüstes Zeug" genannt habe. Er soll dies „abwehrend und in ironischer Weise" gesagt haben. Ich lege hiebei allen Accent auf das „Ironische". Es ist schwer zu denken, daß ein Mann, wie Schumann, so allen Zusammenhang mit den Grundelementen seiner Natur verloren haben sollte. Nehmen wir dieses aber selbst als Möglichkeit an, so wäre die Erfahrung, daß

Digitized by Google

große Männer unsichere Führer in ihrer eigenen Literatur sind, nur um ein Beispiel reicher.

Aus diesen ersten und reichen Kundgebungen einer in dem romantisch isolirten Gespinnst eigener Weltanschauung hinreichend gesättigten Lust entfaltete sich, wenn auch zunächst mit der Scheu, mit welcher das Wild sein Walddunkel verläßt, der Trieb nach Vergesellschaftung, nach Berührung mit dem Außenleben, und in seiner nothwendigen Folge nach größeren, das Innenleben nicht mehr in seinen geheimen Einzelbewegungen, sondern als Complex zusammenfassenden Schöpfungen. Schon in der „Fantasie“ und der „Florestan-Eusebius-Sonate“ zeigen sich Spuren rüstigeren Ausschreitens, wenn auch des Mimosenhaften noch genug in ihnen steckt. Die G-moll-Sonate greift, namentlich in den Außensätzen, schon mit derberer Lebenslust in das reale Weltgetriebe. Etwas Privates, Außergesellschaftliches hängt freilich auch seinen freiesten Schöpfungen an. Er stand so wenig im eigentlichen Leben, daß auch das Lebendigste, was er schuf, immer einen kleinen Rest von Traum an sich trägt. Wer ihn persönlich gekannt hat, wird dies in seiner ganzen Art, sich zu geben, bestätigt gefunden haben. Sprach er, so war es, als hätte er sich erst mit einer inneren Erscheinung abzufinden; alles in ihm war wie von einer anderen Welt angestrahlt. Blick, Sprache, Bewegung waren verhüllt. Das „fromme Blumengesicht“ seiner inneren Welt entschleierte sich, glaube ich, nur dem Mondlicht. Man hatte das Gefühl, als wäre alle Erscheinung der wirklichen Welt ihm nur das Correlat seiner Träume.

In solchen Organismen hat Alles einen geheimnißvollen Vorgang. Das Unzulängliche wird in ihnen Ereigniß. Sie empfinden, erfahren, schließen anders wie wir. Die Kunst wird die einzig denkbare Form ihrer Existenz. Aber sie trägt die Zwielichtsfarbe einer dem Licht der Sehnsucht schwermüthig nachdunkelnden Welt.

Zum Glück bringt jedes Leben irgend einmal so erschütternden Klang, daß die Lawinen zu Thal stürzen. Wenn Erde und Mensch in den rechten Frühling treten, dann ist es zu Ende mit allem dunklen Sinnen; die Knospen springen, und keine Sorge zweifelt mehr fort, was sie in tausend Düften verkünden. Von solchem Lenz wurde auch sein Herz berührt. Es war genug mit aller eingeschlossenen Lust des engen Knospenlebens: das Himmelszelt spannte sich aus in erlösender Weite, und unter seinem schönen Licht färbte sich Blume und Blatt.

Der Hang nach peripherischer Entwicklung wird immer mächtiger in ihm; bevor der Weg zur Sinfonie, zum Quartett, zur „Peri“ aber gefunden wird, sollte die lyrische Kraft noch einmal ihren vollen Rausch ausleben, wenn auch in anderer Form.

Ich halte es für einen feinen und tief begründeten Zug in Schumann's Natur, daß sie erst nach den phantastischen Gebilden der Clavierdichtung an das Lied gerieth. Das Lied ist immer schon eine verwaltende Kraft des Empfindens, weil sie zwischen der menschlichen Stimme und dem Instrument die inneren Beziehungen aufsuchen muß. Die Tastatur ist eine kleine Unendlichkeit; sie ist grenzenlos und durchlässig wie die Luft. So wie sie in Verbindung mit anderen

Digitized by Google

Tonelementen tritt, wird sie endlich, d. h. sie begibt sich in gewisse Schranken, zunächst in die des Klangcharakters, dann aber auch in die politischen einer bestimmten Stellung. Schumann's erster Schritt in die wirkliche Welt war das Lied. Aber sonderbar, nicht die Singstimme war bei ihm das Ich, zu dem das Clavier als Welt accompagnirte: die Stimme ist ihm nur der reale, etwas spröde Extrakt einer in die Tastatur versenkten unendlichen Persönlichkeit. Auf ihren schüchternen Ausdruck beschränkt sich Wille und Vorstellung seiner wirklichen Welt. Der Proceß jedoch, den urfächlichen Elementen der Stimmung nicht nur, wie im Clavierſatz, eine persönliche Lösung, sondern das ihnen inhärirend Wirkliche abzuringen, war einer späteren Production, welche auf größere Ziele hinarbeitete, von unschätzbarem Nutzen.

Der Liederquell sprudelte so üppig, daß in einem einzigen Jahre (1840) gegen 140 verschiedene Gesangsstücke entstanden, unter ihnen „Heine's Liederkreis", die „Myrrthen", die „J. Kerner'sche Liederreihe", der „Liebesfrühling", der „Eichendorff'sche Liederkreis", „Frauenliebe und Leben", die Heine'sche „Dichterliebe" und die drei ersten Hefte der „Balladen und Romanzen" — alles Schönste also, was er uns gesungen. Es ist viel von dem Unsangbaren Schumann'scher Lieder gesprochen worden: man erlaube mir hier eine kleine Digression.

Alle Technik hat nur zum Zweck, und kann nur zum Zweck haben, die Werke schöpferischer Genien zur Darstellung zu bringen. Nicht darum handelt es sich, für die Stimme möglichst bequem zu schreiben, sondern darum, eine poetische Empfindung musikalisch auszudrücken, natürlich nur so weit, als dies ohne offene Verletzung der gesanglichen Rücksichten möglich ist. Eine Gesangskunst, welche beim bel canto stehen bleibt, welche Bach, Beethoven und Schumann nicht zu singen vermag, steht nicht auf der Höhe ihrer Zeit. Ihre Sache ist es, sich in die neuen Aufgaben zu finden, auf das bequeme Solfeggiren zu verzichten und sich den poetischen Ausdruck anzueignen, den sie erheischen. Daß dieses möglich ist, wissen wir Alle. Ich erinnere hier nur an Stockhausen. Ganz ähnlich erging es einst der Claviertechnik. Als Chopin, Schumann und Liszt mit ihren unendlich gesteigerten Ansprüchen auftraten, schrie die Hummel'sche Schule auch Zeter. Heut zu Tage würden wir über einen Clavierspieler lachen, der von der Unspielbarkeit Schumann's reden wollte. Und ebenso spielbar wie er ist, ebenso sangbar ist er. Was er wirklich Unsangbares geschrieben hat, ist unerheblich. Weitaus das Meiste in seinen Liedern, der „Peri", der „Pilgerfahrt der Rose", im „Faust" bietet einem gebildeten Sänger kaum noch Schwierigkeiten. Bloß sinnliche Stimmwirkungen hervorzubringen, war er freilich nie gewillt, weil er wohl wußte, daß der bloße Wohlklang ebenso wenig bedeutet wie eine Musik, welche nur sanggemäß sein will. Daher die bodenlose Langeweile der bel Canto-Literatur, welche ihren Bänkelsängerschmerz und ihre Briefträgerpopularität bis in unsere Gegenwart fortsetzt. Wer beim Componiren eines Liedes an's Athemholen denkt, der kann alles sein, nur kein Poet. Nun könnte hierauf erwidert werden: ein wirklicher Gesangscomponist denkt über diese Dinge nicht nach; sie sind ihm angeboren. So war es bei Mozart, bei Schubert, bei den Italienern. Aber ich behaupte auch nicht, daß Schumann in

Digitized by Google

diesem Sinne Gesangscomponist gewesen sei. Ich behaupte nur, daß es eine Aufgabe der Gesangstechnik sei, Lieder wie die seinigen singen zu lernen.

Das Schumann'sche Lied nimmt eine ganz besondere Stellung ein. Die Vertiefung in den poetischen Localton des Gedichtes, durch Schubert schon in hohem Maße ausgebildet, wird von ihm bis zu der erschreckenden Gewißheit des Selbsterlebten geführt. Wie wenig Mittel dazu oft gehören, ersehe man aus „In der Fremde", wo die scheinbar einfachste accordliche Bewegung „die schöne Waldeinsamkeit", in der den Sänger keiner mehr kennt, mit bebender Handgreiflichkeit zeichnet, oder aus der „Mondnacht" (beide aus op. 39), wo wenige Stimmen der Begleitung das „es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt", so — ich kann nur wiederholen, erlebt malen, daß Jeder es fühlt, hier spannt ein Dichter im Mondlicht und Blüthenschimmer „weit seine Flügel aus." Namentlich alles Träumerische, Weiche, Verschämte, hat niemals durch einen anderen Musiker einen treffenderen Ausdruck erfahren. Nie vielleicht wohnte in einem Manne so viel dichterisches Erröthen über die Räthsel seiner Bestimmung,, wie in ihm. Sein eigentlicher Ausdruck in dieser Liederzeit war das Jünglingshafte mit seinem dunkel scheuen Kraftgefühl, seinem morgenröthlichen Schimmer und seiner Frühlingsschwermuth. In den altvertrauten Dichtungen, die er zu Liedern benutzte, überrascht uns oft eine Art von Befremden. Sie scheinen uns bekannt und doch wieder nicht. Das ist der in Musik gesetzte Herzschlag des Dichterworts. Was der Sprache unlösbar blieb, die — man erlaube mir das Bild — Aliquottöne der Empfindung, welche der Dichter nicht geben konnte, klingen in der Musik mit. Mitunter ist man wie erstarrt von dem Einschlag einzelner Stimmungslaute. So tritt in dem Liede „Es zog eine Hochzeit den Berg entlang" ein fremder Ton (Fis) im Ritornell der Begleitung auf. Man weiß nicht, ist das ein herüberklingender Ton der Hochzeitsmusik — ich habe dabei von jeher die Empfindung eines aus der Ferne vernommenen gestopften Horntons gehabt — oder ist es der Ton aus dem Fr. Schlegel'schen Gedicht, das Schumann als Motto über seine Fantasie (op. 17) gesetzt:

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauschet.

ein Ton, mit dem Schumann sich viel beschäftigt, und von dem ich auch glauben möchte, daß er es war, den er in seinen ersten Gehörhallucinationen zu vernehmen glaubte, eine akustische Provocation seines bejammernswürdigen Endes . . . . . Welchen Charakter gibt diese aufgegriffene Note aber dem Liede! Solcher Einzelheiten von unbeschreiblich poetischer Kraft könnten in dieser Periode seines Gesanges unzählige angeführt werden. Gelegentlich hatte Schumann übrigens einen Hang zu Grenzconflicten. Es reizte ihn, zu untersuchen, wie weit die Ausdrucksmittel seiner Kunst reichten. v. Wasielewski hat daher Recht, wenn er sich wundert, wie man Verse wie:

„In Lappland gibt's schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein"

Digitized by Google

componiren könne. Nur vergißt er dabei, daß Anfang und Ende des Gedichts von wunderbar musikalischer Lyrik sind, und daß jene Verse nur als erzählende Enklave behandelt werden. Das „Quäken und Schreien" ist freilich nicht zu entschuldigen. Aber welcher Mensch begeht nicht gelegentlich einmal eine Geschmacklosigkeit? Es muß hier ein Unterschied festgehalten werden. Schumann componirte wol mitunter ein Gedicht, welches wie das oben erwähnte durchaus musikalisch ist, aber einige verzweifelte Verse enthält, mit denen ein Musiker nichts anfangen kann. Er hoffte durch einen glücklichen Sprung über die Gefahr wegzusetzen. Niemals aber hätte er ein Gedicht wie das Heine'sche mit der pikanten Pointe,

„Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz"

wie es einer unserer geachtetsten, lebenden Musiker componirt hat, musikalisch für möglich gehalten, weil die Musik für einen solchen Einfall als ironischen Schlußeffect gar keine Ausdrucksmittel besitzt. Musik kann überhaupt niemals ironisch sein, denn sie ist keiner Verstellung fähig, und kann immer nur sagen, was sie meint. Witzig kann sie eher sein; sie ist es z. B. an einer Stelle der Ginka'schen „Kamarinskaja", wo die scheinbar falschen Trompeten eintreten, die sich im Verlaufe vollkommen civilrechtlich erklären.

Mir scheint, daß Schumann für das Componible sogar sehr ausgeprägten Sinn gehabt habe. Die Stoffe der „Peri", der „Pilgerfahrt der Rose" beweisen es. Auch „Genoveva" wäre als Stoff ein glücklicher Griff gewesen, wenn er daraus ein weltliches Oratorium hätte machen wollen. Nur hätte er sich streng an das Volksmährchen halten müssen. Das mancherlei scenisch Unmögliche der Handlung verführte ihn zu dem unglückseligen Gedanken einer Verquickung des Mährchenstoffs mit dem Hebbel'schen Drama. Es gibt kaum zwei schärfere Gegensätze als den Walddust des deutschen Mährchens und Hebbel's immer bewußtes, schneidiges und anatomisirendes Dichten. Nun denke man sich die Kluft ausgefüllt von einer Musik, welche ihr Ohr beständig an das Herz des Mährchens legt und sich mit der Hebbel'schen Auffassung nur obenhin abfindet, dabei aber doch immer mit ihr zu rechnen hat. Es ist, als ob man eine alte Mähr von einer Schildwache mit geladenem Gewehr bewachen läßt. Ich war Zeuge der drei ersten Aufführungen der Oper in Leipzig. Bei allem Schumannismus war es unmöglich, sich über sie zu täuschen. Herrliche Einzelheiten — aber Einzelheiten sind immer schon der Beweis eines unharmonischen Ganzen — ein überschwellendes Orchester, eigentlich eine unter der Hand fortgesetzte Ouvertüre, die größte Noblesse des Willens und der Auswahl der Mittel, — alles, was man will, nur keine Oper.

Bei deutschen Musikern gehört es nun einmal dazu, den Drang des Irdischen in einer Oper abzuschütteln. So weit meine Beobachtung reicht, haben wirkliche Liedercomponisten, und zu ihnen gehört Schumann, eine solche nie zu Stande gebracht. Vieles Andere, auch reine Orchestermusik, verträgt sich damit recht wohl, wie wir durch Schubert und Mendelssohn wissen, und Schumann war es beschieden, in ihr Bedeutendes zu leisten. Seine Sinfonien, namentlich die beiden ersten (ich zähle nach ihrer Publicirung, nicht nach ihrer Entstehung,

Digitized by Google

also B-dur und C-dur), sind seit Beethoven's und Schubert's Tode die größten Schöpfungen auf diesem unermeßlichen Gebiete des instrumentalen Gedankens. Sie sind in ihrem Charakter so verschieden, daß man meinen sollte, es läge ein Vierteljahrhundert zwischen ihrer Abfassung, während die zweite nur vier bis fünf Jahre später als die erste geschrieben wurde. Die B-dur-Sinfonie hat alle Reize eines ersten Wurfs: ich rechne dazu auch einige liebenswürdige Unvollkommenheiten. Sie ist voll von dem würzigen Duft eines jungen Tannenwaldes. Es liegt soviel Hochzeitliches und Freudiges in ihr, als feierte Schumann darin seine sinfonischen Flitterwochen. Alles in ihr ist bergan gedacht. Aber die gespannte Begier des Ausblickens gibt ihrem Horizont etwas Unruhiges, welches wunderbar mit der gesättigten Sicherheit der C-dur-Sinfonie kontrastirt. Sie gleicht mehr einem Umblick von freier Höhe. Alles in ihr ist reif und abgeschlossen. Die Blumen brechen nicht mehr eben auf: sie blühen in voller Pracht. Auch in der instrumentalen Behandlung ist der Gegensatz greifbar. Die B-dur-Sinfonie hat noch den letzten Schimmer eines ersten Versuchs, ich meine als Orchesterpartitur, der ihr aber jenen süßen Reiz des Unbeholfenen gibt, welcher einer werdenden Schönheit so gut steht. Die zweite Sinfonie zeigt schon den routinirten Partiturschreiber.

Die dritte, sogenannte Rheinische, Sinfonie hat weder die Frische der ersten noch die Großartigkeit der zweiten. Sie versucht in drei Sätzen gemüthlich zu sein. Nichts Schlimmeres aber, scheint mir, als ein Trauriger, der den Behaglichen spielen will. In dem ganzen Werk herrscht eine tiefe Verstimmung, die sich über sich selbst zu täuschen sucht. Man betrachte in dem altfränkisch gemüthlichen Scherzo den unendlichen Orgelpunkt auf C in der Mitte. Man sieht förmlich die Rheinnebel steigen und bis in die Partitur dringen. Auch dem volksthümlich anklingenden dritten Satz fehlt es an andauernder Vertraulichkeit, und das so straff anfangende Finale wird durch eine immer wiederkehrende Stelle voll spinöser Grübelei in seiner Wirkung beeinträchtigt. Der vierte Satz (das Finale ist der fünfte) ist eine Studie zur Manfredouverture, demjenigen unter allen Werken Schumann's, welches über das größte Pathos gebietet. Sie ist als Stimmungsbild gewiß das Tiefste, was sein Genius erfunden hat, aber auch zugleich das Schmerzlichste, ein Zweikampf zwischen Mensch und Schicksal. — Die vierte Sinfonie (ihrer Entstehung nach die zweite) und „Ouverture, Scherzo und Finale" stehen noch völlig auf dem Boden ungetrübter Weltanschauung. Sie gehören zu Schumann's heitersten Werken, obwol sie hinter dem jovialen Humor seiner ersten Clavierzeit zurückbleiben.

Herrlich als Composition sind die drei Streichquartette, wenn ihnen auch das echt Quartettmäßige fehlt. Sie sind zum Theil Clavier-, zum Theil Orchestermusik. Das letzte wirkliche Quartett hat Beethoven geschrieben. Was Cherubini, Mendelssohn, Schumann componirten, war eine dem Quartett anvertraute Musik, welche sich unter Umständen, und nicht immer zu ihrem Nachtheil, auch anders instrumentirt denken ließe. Selbst Schubert in seinem genialen D-moll-Quartett ist nicht frei von sinfonischen Strömungen. Nur die Variationen darin wirken quartettmäßig. Die übrigen Sätze sind ebenso gut orchestral zu denken. Man versuche aber sich eines der russischen Quartette Beethoven's, sein Harfen-, sein

Digitized by Google

Cis-moll-Quartett im Orchester vorzustellen! Es wäre geradezu Fälschung. Bei ihm sind es vier Personen, die miteinander musiciren, alle von derselben Bildung und Herkunft, aber nicht verschiedene Klanggruppen, wie sie im Orchester gegen einander operiren. Im Finale des Schumann'schen A-dur-Quartetts könnte man die Stellen genau bezeichnen, wo Pauken und Trompeten fehlen. Man zeige mir eine solche Möglichkeit in Beethoven'schen Quartetten. Trotzdem können solche Arbeiten, obwol sie den Gattungscharakter nicht streng einhalten, den größten Reiz ausüben, denn schließlich sind es die Gedanken, welche das letzte Wort sprechen. Trotz des verhaltenen Orchesters, trotz des Conflictes zwischen Gedanken und Ausdrucksmitteln, hören wir die Schumann'schen Quartette mit innerster Freude. Wo die Instrumente sich übernehmen müssen, thun unsere Empfindungen es ihnen nach. Das gehört zu den Opfern, die man seinen Freunden bringt.

Betrachtet man freilich daneben das reifste Werk Schumann's, dasjenige, in dem Naturanlage und Kunst sich vollkommen decken, und welches wie immer Werke solcher Art einen Zug olympischer Heiterkeit trägt, das Clavierquintett, so fühlt man doch das Gewicht einer auf alle Proben stimmenden Rechnung. Das Quintett besitzt noch den unglaublich originellen Zauber seiner ersten Periode, vermählt mit dem Reiz vollendet künstlerischer Arbeit. Vermöge des ihm eigenthümlichen Helldunkels steht es in der Literatur der Kammermusik einzig da. Welch' eine Mischung von Feuer und Anmuth gleich im ersten Theil! Mit welchem Aufschlag verschämter Augen führt sich das zweite Thema ein! Nun erst das flackernde Scherzo, das bardenartige Andante mit jener immer wieder auf ihren Angelpunkt zurückkehrenden Empfindung, die contrapunktische Carnevalslust des Finales — welche Worte könnten schildern, was hier in Tönen gemalt ist. Das Clavierquartett leidet durch die Nähe eines solchen Wurfs. Es ist, als ob Jemand noch einmal den Ritt in's alte romantische Land wagen wollte, aber mit seinem Sattelzeug nicht ganz zufrieden ist. Die Bügel sitzen nicht mehr so fest.

Schumann hat noch die verschiedenartigste Kammermusik geschrieben, Trios, Geigensonaten, Stücke für Clavier mit Clarinette, mit Bratsche, mit beiden zusammen, mit Oboe, mit Cello. Sie tragen alle den Charakter aufgeregten Seelenlebens, voll großer Züge, aber von geringem plastischen Vermögen. Er hatte den fieberhaften Hang, in dem beengenden Athemholen der Synkope sich wohl zu fühlen, mit scharfer, oft beschwerlicher Rhythmik seinen Idealen nachzueilen, und durch eine gelegentlich zu stark gebeizte Harmonik den Durst mehr zu reizen, als zu stillen. Mit diesen Eigenschaften — ich will sie nicht Fehler nennen, denn sie sind auf's engste mit seinen Vorzügen verknüpft — mußte er überhaupt rechnen; sie treten aber nur selten so ungezügelt hervor, wie in einigen dieser Arbeiten. Im zweiten und dritten Trio, in der Geigensonate in A-moll wechselt das Unter- und Ueberirdische so heftig, daß man die rechte Lebensmitte verliert. Nun können aber nur von ihr aus die beiden anderen Regionen bestimmt werden; steht man nicht fest auf seinen Füßen, so hat man weder einen rechten Himmel über, noch einen rechten Abgrund unter sich. Es entsteht ein Gefühl von Schwindel, mit dem die Kunst sich nicht befassen sollte.

Digitized by Google

Welch' glückliche Beherrschung zeigen dagegen die zwei clavierigen Variationen und das Clavierconcert, zwei Meisterwerke in ihrer Art. In den Variationen nimmt die süßeste Romantik Gesprächsform an. Ein Fragen und Erwidern, Zustimmen und Bestreiten der geistvollsten Art, dazu ein Thema von dem sanften Liebreiz der Arabeske, dem „Märchen der Limi", wie Schnaase sie einmal genannt. Das Concert ist die Apotheose Schumann'scher Claviermusik. Es stellt die malerischen Töne nicht mehr mit dem naiven Farbensinn des Regenbogens zusammen, wie es einige seiner Jugendwerke thun; überall zeigt sich die erfahrene Hand des Meisters, der seinen Gedanken unwiderstehlichen Ausdruck, dem Ausdruck unwiderstehliche Wirkung zu geben weiß.

Zu den Werken, in denen dieses beneidenswerthe Gleichgewicht herrscht, zähle ich noch „Der Rose Pilgerfahrt", die zwei ersten Theile der „Peri", die „Bilder aus Osten", die zu Musik gewordenen Makamen Rückert's, das „spanische Liederspiel", das „vierhändige Album" (op. 85 mit dem Abendlied), die „Studien für den Pedalflügel", die „Orgelfugen über den Namen Bach" und einige Scenen aus der „Faustmusik". Die „Peri", obwol nicht zu den tiefsten Arbeiten Schumann's gehörend, und in ihrem dritten Theil sichtlich verblaßt, ist von einer so blumenhaften Anmuth, daß man Maiglöckchen und Crocus zwischen den Zeilen sprießen zu sehen glaubt. Schumann's Seele hatte viel von dem einem anderen Reich Angehörenden, Verstoßenen Peri's, das nur durch die „Zaubermacht der Thräne" erlöst werden konnte. Auch der ersten Aufführung dieses Werkes wohnte ich unter Schumann's Leitung bei. Eigentlich sollte ich sagen, unter der Leitung Livia Frege's und Ferd. David's, denn Schumann beschränkte sich auf die äußerste Diät in Directionszeichen, zu den ein in den Genuß seines eigenen Werks versunkener Dichter sich resolviren kann. Es war sein erstes Chorwerk, das er hörte, und zum Dirigenten fehlte ihm so gut wie Alles.

Die „Faustmusik" steht sehr hoch in der Liebe des Publicums. Ich bin von jeher über ihren Werth anderer Meinung gewesen, wie die Mehrzahl der Musiker. Sie enthält in ihrem zweiten und dritten Theil — den ersten halten wol auch Andere für verhältnißmäßig schwach — wundervolle Nummern, z. B. die Scene mit den vier grauen Weibern und das „hier ist die Aussicht frei", und ist in allen lyrischen Stücken von einem Reiz des Wohlklanges, wie ihn wenige Werke dieses Meisters haben. Aber die Faustmusik laborirt an zwei sehr argen Fehlern, an ihrer Zusammenhangslosigkeit, und an dem, wenigstens für mein Gefühl, nicht genügenden Schlußsatz. Daß Schumann selbst nicht zufrieden damit war, beweisen die beiden Versionen desselben. Nun kommen beim Cassiren eines ersten Entwurfs, bei dem Versuch, es ein zweites Mal besser zu treffen, nicht immer Leonorenouverturen heraus. Wenn jene Verse, „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" überhaupt componirt werden können, so müssen sie einen durchaus mystischen Ausdruck haben. Es sind die letzten Dinge aller menschlichen Weisheit, die in ihnen ausgesprochen werden, und letzte Dinge sind nicht so wohlklingend. Der Palestrinastil wäre hier vielleicht das einzig angemessene Medium gewesen. Der Anfang hat auch etwas davon, sowie das „ewig Weibliche" aber auftritt, bemächtigt sich des Chors eine Selig-

Digitized by Google

keit, die mir weitab von dem zu liegen scheint, was Goethe sich gedacht hat. Das Weib ist hier ja nicht als Femininum, sondern ganz abstract als Begriff der Versöhnung und des Ausgleichs durch die Liebe aufzufassen. In dem „ewig Weiblichen" Schumann's höre ich nur das endlich Männliche einer unzureichenden Kraft. Könnte man den Chor ohne Rücksicht auf seinen Text genießen, so wäre er einer der schönsten, die geschrieben sind. Der sinnliche Zauber desselben ist überwältigend: leider durfte er aber gerade diesen nicht haben.

In Schumann's letzte Productionszeit fallen Balladen (das Glück von Edenhall, der Königssohn, des Sängers Fluch, Page und Königstochter) das „Nachtlied" von Hebbel, das „Neujahrslied" von Rückert, eine Messe und ein Requiem, lauter Werke für Gesang und Orchester, alle interessant, aber die furchtbaren Schatten seiner nahe bevorstehenden geistigen Auflösung ragen hie und da herein. Auch die unglücklichen Versuche, zu declamirten Balladen Clavier spielen zu lassen (Schön Hedwig, Haideknabe, die Flüchtige) gehören hieher. Das schreckliche Gespenst einer zum Gespräch auffordernden Musik wird hier thatsächlich umgekehrt: man musicirt während eines Vortrags. Wenn die Ebenbürtigkeit zweier Interessen sich derartig kreuzt und in einem Punkte zu schneiden sucht, so ist ein Vergleich zwischen ihnen unmöglich. Eins muß unterliegen. Man hat keine Worte dafür, wie ein Mann von seiner Bildung auf den Gedanken einer solchen Mesalliance kommen konnte. Die falschen Schumannianer, welche sich die echten nennen, nahmen dies Alles mit gleicher Begeisterung auf. Es ist das Unglück großer Männer, daß sie von Irrthümern nicht immer frei sind, und daß ihre Irrthümer meist eine bodenlose Verwirrung hervorrufen.

Romantisch, wie alles in Schumann, war auch sein religiöses Gefühl. Mit den starren Texten zu Messe und Requiem konnte er einen tieferen Bund nicht schließen. Sicherlich sagte ihm der allgemeine dichterische Ausdruck des Gottesgefühls, wie er in dem schon früher componirten „Adventlied" und dem späteren „Neujahrslied" Rückert's sich aussprach, mehr zu. Ich bin über die außermusikalische Stellung Schumann's zu Religion und Philosophie ohne jede Information. Vieles in seiner Natur läßt mich schließen, daß er Pantheist gewesen sei.

Der tragische Ausgang Schumann'schen Lebens sei hier nur mit wenig Worten berührt, denn Worte sind machtlos gegenüber solchem Schicksal. Es ist ein kindischer Trieb, Naturmächte zu personificiren, ihnen menschliche Art anzudichten, oder sie wol gar zur Rechenschaft zu ziehen. Die Empörung darüber, daß ein Defect in der Gehirnorganisation eines großen Mannes zu völligem Bankerott führen kann, bleibt als letzte menschliche Auflehnung wol aller Wissenschaft und Religion zum Trotz bestehn. Wenn Schumann wahnsinnig und Beethoven taub werden konnte, so erscheint, was wir Schicksal nennen, nur noch als physiologische Katastrophe.

Das Portrait Schumann's in seinen allgemeinen Umrissen sei hier geschlossen. Ich habe nur diejenigen Züge gezeichnet, welche mir für dasselbe wesentlich schienen. Von vielen seiner vortrefflichsten Arbeiten habe ich nicht gesprochen: ich erwähne hier nur die durch ihren mächtigen Zug imponirende „Genovefa-Ouverture", die zu „Julius Caesar", zur „Braut von Messina" und die durch

Digitized by Google

den feinen Gegensatz zwischen der Idylle und dem tragischen Hintergrund der französischen Revolution merkwürdige Ouverture zu „Herrmann und Dorothee". Ich habe nicht gesprochen von den lieblichen Duetten, den drei- und vierstimmigen Gesängen mit und ohne Begleitung, dem zarten „Requiem für Mignon", den Concerten für Cello und vier Hörner. Der Essayist hat andere Aufgaben als der Biograph. Er erzählt nicht, er hat es nicht mit den einzelnen Maschen, sondern mit dem ganzen Netz zu thun.

Ich habe oben einen Unterschied zwischen Anhängern der Schumann'schen Schule und solchen gemacht, die sich von ihr abgelöst haben. Der Schumannismus ist an einen jener Wendepunkte gerathen, wie er in der Geschichte der Schulen nicht selten vorkommt. Nichts fordert mehr zur Theilnahme und Nacheiferung auf, als eine von seltsamen Bedingungen geleitete, ihren eigenen Weg gehende, abnorme künstlerische Individualität. Menschen wie Goethe, Rafael, Mozart regen weitaus nicht in dem Grade zur Schulbildung an. Sich ihnen anschließen, hieße nur die Natur in ihrem höchsten künstlerischen Ausdruck nachahmen. Die Abweichungen vom idealen Mittel sind es, in denen sich die Kunstcolonieen ansiedeln. Schumann'sche Kunst war ein Ferment, ohne das wir die heutige Gestaltung unserer deutschen Musik kaum zu denken vermögen. Wie nah oder wie fern wir ihr gestanden haben: jeder von uns hat einen Theil davon in sich aufgenommen. Es ist schwer kurz zu bezeichnen, worin eigentlich ihr Wesen bestand. Halb war es ein schwärmerisches Versinken in die poetische Empfindung, halb ein Hinausragen über sie, mit kritischen Reflexen sogar, im Wesentlichen ein Idealismus von so nervös leidenschaftlicher Art, daß die Ursache vor ihrer Wirkung zitterte, und die Tarnkappe, in welche sich die lichtscheue und reizbare Retina barg, nur zaghaft abgelegt wurde. Es entstand hieraus eine Compression des Innenlebens, ein Behagen an anonymen Seelenzuständen, eine musikalische Wollust der Heimlichkeit, welche ein sympathetisches Nervenleben ebenso lebhaft anregte, als sie bei robusteren Naturen auf den heftigsten Widerstand stieß. So wenig eine rein realistische Kunst auf die Dauer möglich ist, ist es eine rein idealistische wie die Schumann'sche. Nur wo beide Mächte sich wie Kette und Einschlag begegnen, gibt es ein haltbares Gewebe.

Hiezu tritt die oft gemachte Erfahrung, daß Schulen den Ausdruck des Meisters zu überbieten suchen. Auch die Schumann'sche hat dies an einigen ihrer Anhänger, namentlich an Theod. Kirchner erlebt, von dem Rob. Franz witzig gesagt haben soll, er wäre schumannischer als Schumann. Bei ihm, so sehr begabt er ist, verflüchtigt sich die Schumann'sche Sprache zu kleinen Pointen. Oft lautirt sie nur den Gedanken, wenn auch immer in der geistvollsten, oft bezauberndsten Weise. Daß die Verfallzeit der Schumann'schen Schule angebrochen ist, dafür gibt es einen untrüglichen Beweis: Kein Schumannianer bringt mehr so recht in das Herz des Volkes. Wie wir politisch in unseren Sommer getreten sind, so verlangen wir auch in der Kunst nach dem Liebesfrühling Schumann'scher Musik ein positiveres, volleres Lebensgefühl unseres musikalischen Blutumlaufs. Dichten und denken wie er — „auf geheimem Waldespfade" — können wir ja doch nicht mehr. Jene Romantik, in der sein ganzes Wesen wurzelte, die Romantik des Mondlichts, des Walddunkels und

Digitized by Google

all' der Stimmen, welche nächtlich zwischen Himmel und Erde erklingen, ist uns, wenigstens in seiner Art, durch die Geschichte gekündigt. Der Mond und der Wald werden für den Dichter zwar immer unentbehrlich sein, aber wie tausendfach verschieden können sie anregen. Man vergleiche doch nur Eichendorff'sche und Goethe'sche Empfindung. Schumann bleibt uns darum genau, der er war. Was seine Kunst geben konnte, hat sich in ihm und den nächsten Ausstrahlungen seiner Schule erfüllt. Darum ist es kein Abschiednehmen von ihm, sondern nur von dem Wahn, daß seine Ideale für uns noch zeugungsfähig sind. Ihn gering achten, hieße ein wesentliches Stück des eigenen Herzens mißverstehen. Aber jede Zeit hat ihre Ideale, und alle Ideale haben ihre Zeit. Wir leben in einem helleren, dreisteren Licht als er, welches scharfe Schatten wirft und die Nebel unserer Traumwelt aufsaugt. Wir können jene Tag- und Nachtgleiche des Empfindens nicht mehr verwenden. Wir haben keine lauschigen Winkel, keine Plauderstündchen, kein „Dämmerung breitet seine Flügel" mehr. Das ist ein Unglück, denn Poesie will Nester bauen, aber nicht unsere Schuld. Die Lokomotive braust durch die römische Campagne; sie wird bald über die Häuser unserer Städte wegziehen. Wo sollen wir in all' dem Lärm noch Ruhe und Verständniß für ein Stillleben finden?

Auch eine andere Gruppe Schumann'scher Stimmungen, die ich kurzweg die Manfredische nennen will, hat der frische Hauch der Zeit wie Nebel aufgelöst. Das „graue Elend", um mit einem studentischen Ausdruck die höchste Ekstase moralischer Entgeisterung zu bezeichnen, erregt weder Furcht noch Mitleid mehr. Wir sind zu pragmatische Köpfe, um an Seelenprozessen noch Geschmack zu finden, welche sich im leeren Raum abspielen, und an der Himmelsleiter, statt von Sprosse zu Sprosse stetig höher zu steigen, melancholische Entrechats machen. Wenn Byron und Schumann solchen Neigungen fröhnten, so war das in ihren Naturen tief begründet. Sie kämpften mit dem verzweifelten Aufgebot der letzten Mittel, und wenn sie auch nicht siegen konnten, wo zu siegen unmöglich war, so entwickelte sich doch eine Großartigkeit der Erbitterung, die uns imponirt. Wehe den Epigonen aber, welche das Chaos schildern wollen, ohne wie sie das „es werde Licht" der Schöpfung wenigstens ahnen zu lassen! Gibt es denn der greifbaren menschlichen Schmerzen nicht genug, denen der Künstler Sprache verleihen kann? Wir genießen, scheint mir, nur noch dichterische Offenbarungen, für welche wir die Aequivalente in unserer Brust tragen. Formeln, die wir in keine Rechnung aufzulösen vermögen, sind unproductive Werthe für uns.

Hoffen wir, daß es den Mächten, welche unsere Kunst regieren, gefallen wird, den Genius zu citiren, welcher das Vermächtniß Schumann'schen Geistes als fähiger Erbe anzutreten vermag. Irre ich mich nicht, so hat der prophetische Blick des Meisters ihn früh erkannt und er ist in dem Verfasser des „deutschen Requiems" gefunden.

Digitized by Google

Zur orientalischen Frage.

Von

J. von Hartmann,

La station du Levant par le Viceamiral Jurien de la Gravière. 2. vol. Paris, E. Plon 1876.

Dem bewährten Verfasser hat die in seine Hände niedergelegte Correspondenz des Admirals de Rigny Veranlassung gegeben, sich die Archive des französischen Marineministeriums zugänglich zu machen und so angesichts einer großen Zahl wichtiger Documente tiefer eindringende Blicke in eine überaus interessante Phase der neueren politischen Geschichte zu thun. De Rigny war innerhalb des Geschwaders, welches, wechselnd an Bestand und Stärke, während der Jahre 1816 bis 1829 in der Levante die französischen Interessen vertrat, zu verschiedenen Zeiten als Schiffscommandant, dann aber und zwar während der vorzugsweise kritischen Periode jenes Zeitraums als Chef der Station verwendet worden. Mit seinem Namen ist der ruhmreiche Antheil, welchen die französische Marine an der Schlacht bei Navarin genommen, auf's engste verwachsen; er gewann die volle Gelegenheit, den Scharfblick und den Tact eines Geschwaderchefs zu bethätigen, welcher berufen war, die Politik seiner Regierung in Gemeinschaft mit den bei der Pforte accreditirten Gesandten unter überaus schwierigen Verhältnissen durchzuführen; das große Vertrauen, das er sich gerade damals erworben, bahnte ihm den Weg zu seiner späteren Stellung als Minister, in welcher er während der Jahre 1831 bis 1835 der verdienstvolle Verwalter und Organisator der französischen Marine wurde, 1834 auch auf kurze Zeit die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten hatte. Die Persönlichkeit des Mannes, dessen Papiere vorlagen, wie die Zeit, aus welcher dieselben stammten, ließen somit die Erwartung zu, daß sie eine reiche Ernte an charakteristischen Aufschlüssen darbieten würden. Hatte es zugleich ermöglicht werden können, zum vollständigeren Verständniß der einzelnen Momente und zur Einfügung da, wo der Nachlaß des Admirals nicht sprach, die nothwendige Ergänzung den Acten des Ministeriums zu entnehmen, so war auf eine geschichtliche Ausbeute zu rechnen, die in ihrer Authenticität um so willkommener war, als gerade augenblicklich die orientalische Frage zu der das gesammte Feld der Politik be-

Digitized by Google

herrschenden geworden ist. Zudem trat an die Sichtung und Darlegung des Materials eine Persönlichkeit heran, die durch Begabung und Leistung in jeder Beziehung dazu berechtigte, Ungewöhnliches aus ihren Händen zu erhoffen.

Der Viceadmiral Jurien de la Gravière, zu Brest 1812 geboren, gehört zu den bekanntesten älteren Officieren der französischen Marine; sein Name wurde am häufigsten genannt, als ihn der Kaiser zum Commandirenden der französischen Expedition gegen Mexiko auserwählt hatte. Als solcher unterzeichnete er gemeinsam mit dem englischen und dem spanischen Befehlshaber die Convention von Soledad, übergab aber, als diese nicht vom Kaiser ratificirt wurde und der Krieg wirklich zum Ausbruch kam, den Befehl an den Commandirenden der Truppen, General Lorencez. Er ist ein sehr thätiger Mitarbeiter der „Revue des deux mondes", zahlreiche selbständig herausgegebene Werke berichten von seinen Reisen und beschäftigen sich mit der Geschichte der französischen Marine, in der auch sein Vater als Viceadmiral einen ehrenwerthen Platz eingenommen. Seit 1866 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Was er schreibt, ist geistreich und anregend, nur darf man demselben nicht den Maßstab strenger Geschichtsforschung anlegen. —

Er ist zunächst Seemann, und mit Freuden ergreift er die Gelegenheit, seine Theorien zu entwickeln, die in dem Kampfe der kleinen, schnellsegelnden griechischen Schiffe und ihrer Brander gegen die schwerfälligen und unbeweglichen türkischen Colosse die Keime einer modernen Seetactik zu erkennen vermeinen. Eine große Zahl ansprechender und interessanter Gedankenblitze tauchen auf. Die Analogie der Brander als wirkungsfähiger Gefechtselemente mit den Torpedofahrzeugen der Gegenwart, die Wichtigkeit der letzteren gegenüber den durch ihre Schutzmittel nahezu unangreifbar gewordenen Panzerschiffen, werden mit schlagender Anschaulichkeit hervorgehoben. Die Flotte der Zukunft scheint in ihrer ersten Gefechtslinie schwere, hochbordige Schiffe führen zu müssen, dazu bestimmt, mit dem Gewicht ihres Anpralls den Gegner niederzubrechen, während eine zweite Linie unter dem Schutz der ersteren leichte, durch die Technik der Neuzeit zu höchster Beweglichkeit und Geschwindigkeit befähigte Fahrzeuge entwickelt, welche Explosionsvorrichtungen und Zerstörungsmaschinen als Ergänzung der Massen zur Verwendung bringen. Wiederholt kommt der Verfasser darauf zurück, an der Rolle, welche die griechischen Brander thatsächlich in den zahlreichen Kämpfen jener Zeit gespielt, die Bestätigung seiner Ansichten darzuthun. Er weist darauf hin, daß erst mit dem 18. Jahrhundert die Artillerie zur entscheidenden Potenz in den Kämpfen zur See geworden, daß bis dahin demjenigen der Preis des Sieges zugefallen sei, der begünstigt durch die Manövrirfähigkeit seiner Schiffe es verstanden habe, entweder mit dem Degen in der Faust sich des feindlichen Fahrzeugs zu bemächtigen, oder es in Brand zu setzen. Er betont dabei den moralischen Effect, welchen schon die Voraussetzung, daß Brander resp. Torpedoschiffe verfügbar wären, hervorbringen müsse, und gelangt in seinem lebhaften Verlangen, das Ehemals und das Jetzt mit einander zu vergleichen, zu einem Geständniß, welches ganz besonders die Beachtung der deutschen Marine finden wird. Er sagt: „Man konnte Monate lang die Blockade von Sebastopol und diejenige von Venedig aufrecht erhalten, indem man ruhig dem Eingange der beiden Häfen gegenüber vor Anker lag;

Digitized by Google

man mußte aber sofort dazu übergehen, vor der Mündung der Jahde zu kreuzen, und konnte in der Bucht von Danzig nur wenige Stunden verweilen, sobald man sich dem Angriffe feindlicher Torpedoschiffe ausgesetzt sah." Es ist bekannt, daß 1870 der deutschen Marine derartige Schiffe noch nicht zu Gebote standen, und man muß sagen, daß, wenn die Anführung des Admirals auf thatsächlichem Hintergrunde ruht, man französischerseits allerdings den moralischen Effect jener unheimlich drohenden Zerstörungsmaschinen weit über alles Maß hinaus empfunden hat. —

Die Kämpfe, welche nach vieljährigem Ringen die Aufrichtung eines unabhängigen Griechenlands zu Wege brachten, wurden zum treibenden Momente bei der Wiedergeburt der französischen Marine. Der Stern ihres Ruhms war unter dem Mißgeschicke des ersten Kaisers erblaßt; ihr, wenn auch sehr allmälig, den alten Glanz wiederzugewinnen, derartig, daß sie endlich ebenbürtig neben ihrem früheren Besieger dastand, das wurde die mit glücklichem Erfolge gelöste Aufgabe des restaurirten Königthums. Mit großer Wärme und mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit wird der Männer gedacht, die zu einem erheblichen Theile den Familien des alten heimgekehrten Adels angehörig, nunmehr bestrebt sind, die Flagge Frankreichs da, wo sie verdrängt war, wieder zu einflußreicher Anerkennung zu bringen. Die Eifersucht gegen England, ja der Haß gegen dasselbe treten scharf zu Tage; erst die Gemeinschaft der Operationen beider Flotten während der Schlacht von Navarin und nach derselben leitet das Personal des französischen Geschwaders in die Gesinnungen des Einverständnisses und der gegenseitigen Achtung hinüber, welche die Politik beider Länder seit dem Jahre 1827 nur mit wenigen Unterbrechungen bethätigt hat. —

I.

Die ihrem Nationalcharakter innewohnende Apathie machte die Türken im Gegensatz zu der Regsamkeit, die sich in allen sie umschließenden Ländern entfaltet hatte, verfolgungssüchtig gegen jede Reform; das erschlaffte Regiment der in ihren Harems verkommenden Sultane ließ der Tyrannei der localen Herren die vollste Zügellosigkeit. Verzweiflung und Verlangen nach Rache überwucherten bei der Bevölkerung christlichen Bekenntnisses nach und nach jedes andere Gefühl. Nicht sämmtliche Rajahs waren entwaffnet worden; wo man noch Waffen trug, da war auch der Anreiz zur Insurrection. Aufstände türkischer Großen lockten zur Nachahmung. Nur die Tendenz der heiligen Allianz und ihr Uebergewicht hielten die nach Befreiung von unerträglich gewordenem Drucke Verlangenden in den Grenzen der Unterordnung. Mit so durch und durch unterwühlten Zuständen traten die französischen Schiffe in Berührung, als sie zuerst nach Abschluß des allgemeinen Friedens im Februar 1816 in den Gewässern der Levante erschienen.

Die griechische Rhederei war während der langen Kriege zu großer Blüthe gelangt. Sie nahm ihren Ausgang vornehmlich von den vier Felseninseln Hydra, Spezzia, Ipsara und Naxos; die Bevölkerung derselben bemannte jährlich gegen 400 Fahrzeuge von 150 bis 200 Tonnen Gehalt. Hydra, zwischen den Buchten von Athen und Nauplia gelegen, von einer überaus betriebsamen

Digitized by Google

albanischen Bevölkerung bewohnt, in seiner Selbstverwaltung nahezu unabhängig, den Capudan-Pascha mit reichen Geschenken und mit einem schwachen Contingent von Seeleuten abfindend, war die vornehmlichste der vier Inseln. Neben ihnen siechten Cypern, Candia, Rhodos, Mytilini, Samos, die ägeischen Inseln langsam dahin und drohten zu entvölkern. — Der früher blühende französische Handel lag ganz darnieder; Livorno, Malta, Triest und die genannten vier Inseln waren glückliche Concurrenten geworden. In dieser Richtung fand daher das anlangende Geschwader wenig zu beschützen. Dagegen lebte die alte Tradition, die in Frankreich den natürlichen Beschützer aller angesiedelten „Franken" und der mannigfach vereinzelten römisch-katholischen Bevölkerungsgruppen sah, noch ungeschwächt; inmitten der Cykladen waren Naxia, Santorin, Syra und Tino von Katholiken bewohnt; sie standen in schroffem Gegensatz zu den Griechen; hier mußte von Neuem angeknüpft werden. Zugleich galt es, dem Unwesen der Seeräuberei zu steuern, welche zur Zeit der europäischen Kämpfe zu einem enormen Umfange gediehen war.

Den günstigsten Boden für die Wiedergewinnung französischen Einflusses bot Egypten. Mehemet Ali, zu Kavala in Rumelien geboren, war als Arnaut zur Zeit der französischen Expedition nach Egypten gekommen; schon 1806 hatte ihm die Pforte das dortige Paschalik anvertraut. Durch die Niedermetzelung der Mamelucken, durch die Besiegung der Wahabiten war er zum unbedingten Herrn einer Provinz geworden, in der bis dahin die vollste Anarchie geherrscht hatte. Er verfügte über den ganzen Handel Egyptens, über seine Bodencultur und seine Industrie; dabei bezahlte er eine Armee von 40,000 Mann und hatte noch Mittel genug, um das gesammte Serail in Constantinopel durch seine Geschenke sich unbedingt ergeben zu machen. Englische Ueberwachung und englische Eifersucht, die ihn beengten und hinderten, wiesen ihn darauf hin, Anlehnung bei Frankreich zu suchen. Ein ansehnlicher Wechselverkehr entwickelte sich. —

Vorläufig herrschte in der Levante volle Ruhe. Der lebhafte Aufschwung, welchen in Frankreich mit Herstellung des Friedens Wissenschaft und Kunst genommen, beeinflußte auch die Officiere, welche der Dienst innerhalb der Flotten-Station den Sitzen der alten classischen Cultur nahe führte. Excursionen lieferten reiche topographische und archäologische Ausbeute; die geographische Feststellung der mannigfach zerrissenen Küsten- und Insel-Contouren wurde in Angriff genommen; Dumont d'Urville begann seine Forschungen; die Venus von Milo wurde aufgefunden und es gelang, sie für Paris zu erwerben. —

Mittlerweile hatte Ali Pascha in Epirus die Fahne der Empörung aufgepflanzt; im Gegensatz zu Mehemet Ali, der stets Muselmann blieb, suchte er die Griechen für seine Zwecke zu benutzen. Sein Plan, sich ein albanisches Fürstenthum zu gründen, scheiterte freilich bald an den Maßnahmen der Türken; schon im October 1820 wurde er in Janina eingeschlossen. Aber gleichzeitig waren die griechischen Provinzen von Truppen entblößt worden; in den Donaufürstenthümern hatte die Hetairie unter Alexander Ypsilanti die Maske abgeworfen; wo nur Rajahs wohnten, machte sich die Bewegung fühlbar; auch die weiteren europäischen Verhältnisse hatten eine andere Gestalt angenommen; die heilige Allianz, die strenge Wächterin des Bestehenden, war durch die drohenden

Digitized by Google

Zustände in Spanien und Italien vollauf beschäftigt. Der Augenblick schien verlockend günstig; am 2. April 1821 brach in Morea allgemein der Aufstand aus; die türkischen Militäransiedler (Timarioten) wurden mit Weib und Kind, gegen 20,000 Personen, in beispiellosser Wuth hingeschlachtet; es vergingen kaum Wochen, und die Klephten waren im nahezu unbestrittenen Besitze des Landes.

Die türkischen Repressalien blieben nicht aus. Der Sultan Mahmud duldete sie erst, dann ordnete er sie an. Der Patriarch Gregorios wurde in Constantinopel an dem Thor seiner Wohnung aufgehängt; der Dragoman der Pforte, Mouruſi, wurde hingerichtet; der Fanatismus des Volks, von jedem Zügel losgelassen, würgte, plünderte die Rajahs der Hauptstadt drei Wochen lang. In Adrianopel, Salonichi, auf den Inseln Cos, Rhodos, Candia, Cypern kam es zu ähnlichen Gräuelscenen. Das Haupt der Gläubigen hatte die Anhänger des Islam aufgeboten; in ganz Kleinasien folgte man seinem Ruf. Es erwächst für das Levante-Geschwader die Aufgabe, auf dem vielgegliederten Kriegsschauplatze, so weit ihn die griechische See umspülte, hier römisch-katholische Christen, Franken und Europäer zu schützen, dort die unerhörte Grausamkeit, mit welcher Türken und Griechen sich bekämpften, zu mildern.

Vor allen Dingen kam es darauf an, die heimathliche Regierung und ihren diplomatischen Vertreter in Constantinopel durch eine auf unmittelbarer Anschauung beruhende Berichterstattung dauernd über den Gang der akut gewordenen Entwicklung in Kenntniß zu erhalten. Wenn auch die Heeres- und Seemacht der Türken in ihrer Organisation, wie in ihrer Ausstattung weit hinter den Ansprüchen der europäischen Gegenwart zurückgeblieben waren, so mußten sie doch in ihrer Massenhaftigkeit, und im Verein mit den Contingenten der nahezu über die gesammte asiatische und afrikanische Küste des Mittelmeeres vertheilten Regentschaften, der Pforte eine außerordentliche Ueberlegenheit über ihren Gegner geben. Auch ihre finanziellen Hilfsmittel waren vollständig andere, als die der Griechen. Diese befanden sich zunächst ohne jede Organisation und ohne allen finanziellen Haushalt; sie fühlten dies um so mehr, als sie über weite Land- und Küstenstrecken versprengt waren und in sich die grellsten Verschiedenheiten und Gegensätze des Stammes und der Lebensweise, der Besitzverhältnisse und der Interessen ohne jede Vermittlung geborgen hatten. Da sie nun auch vorerst nirgends auf eine Unterstützung von Außen rechnen durften, so erschien der Kampf um ihre Befreiung geradezu aussichtslos. Und dennoch wurde die innere Nothwendigkeit der letzteren so durchschlagend empfunden, daß der Befehlshaber der französischen Station schon am 30. September 1821 wie folgt berichtet: „Das europäische Griechenland kann niemals wieder in seine frühere politische Lage zurückkehren; jede Friedensstiftung, jeder Ausgleich, welche auf einer derartigen Grundlage angestrebt werden sollten, würden zu keinem Dauer verbürgenden Erfolge führen. Vergeblich würde die Pforte Gnadenerlasse verschwenden; ein von ihr dem christlichen Europa verpfändetes Wort mag immerhin aufrichtig gemeint sein, *sie wird nie die Macht haben, ihr Versprechen zu halten.*“ An anderer Stelle heißt es: „Ich bin weit davon entfernt, mich blenden zu lassen; ich beurtheile die Griechen ohne jede Leidenschaftlichkeit; ich sehe den hohen Grad moralischer Entwürdigung, zu dem sie

Digitized by Google

herabgesunken sind; ich weiß, daß die thörichte Anmaßung des Barbaren sofort und vielleicht mit demselben Augenblicke, mit dem man die Beziehungen zu Europa aufnehmen wird, an die Stelle der Niedrigkeit des Sclaven treten wird; ich zweifle nicht daran, daß für lange Zeit die Gewalt die einzige Schutzwehr für das Recht bilden wird; indessen, welches Gewicht auch diesen Erwägungen beiwohnen mag, sie werden nie den Gang und die unwiderstehliche Macht der Zeit aufhalten können. Früher oder später, Griechenland muß befreit werden; c'est à l'Europe de s'arranger en conséquence."

Man zählte 1821 etwa 3 Millionen Griechen; 2 Millionen davon lebten in den europäischen Provinzen; nur die Hälfte dieses Bestandes kam auf Morea und das durch eine vom Golf von Arta bis zum Golf von Volo gezogene Linie gegen Norden abgegrenzte griechische Festland. Diesem letztaufgeführten geringen Bruchtheile der Nation fiel wesentlich das Gewicht des Krieges zu; die asiatischen Griechen litten mit ihren Stammesgenossen, am Kampfe betheiligten sie sich nicht. Auch von den Insel-Griechen waren es vornehmlich nur die Bewohner jener schon genannten Felseneilande, die für die Unabhängigkeit mit ganzer Energie eintraten. Von Hydra ging das Signal aus, auf welches hin sich das Meer von Tenedos bis Rhodos, und von Zante wieder bis Tenedos mit griechischen Briggs und Goëletten bedeckte. Der Erfolg zu Wasser und zu Lande war gleich groß. Samos erhob mit Glück die Fahne des Aufstandes; die türkische Flotte, die zwei Mal erschienen war, floh eben so oft nach schweren Verlusten zu den schützenden Dardanellen. Das griechische Festland und Negroponte fielen bis auf die festen Plätze in die Hände der Insurrection.

Allein man sah bald, daß es wol möglich gewesen war, im ersten Anlauf und im Aufbrausen der Leidenschaft Erfolge zu gewinnen: daß es aber unendlich viel schwerer sei, sie festzuhalten. Die türkische Flotte war von Neuem ausgelaufen; sie hatte ihre Vereinigung mit der egyptisch-algerischen Division bewerkstelligt; geschickter geführt, entzog sie sich den Angriffen der Hydrioten; sie verproviantirte die an der See gelegenen Citadellen, zerstörte griechische Küstenstädte und nahm griechische Schiffe. An anderer Stelle fehlten die dem Aufstande nothwendigen Fortschritte. Auf Candia hatte man sich der Insel bis auf die drei Städte Candia, Canea und Retimo bemächtigt, aber man darbte an Waffen, um die Türken vollends vertreiben zu können. Endlich drohte auch der Widerstand Ali Pascha's in Janina zu erliegen; der Spielraum, welcher bis dahin den Griechen unter der Gunst seiner hartnäckigen Vertheidigung gelassen war, mußte verschwinden, und das Jahr 1822 begann unter beängstigenden Aspekten.

Vor allen Dingen wurde es nothwendig, dem „freien Griechenland" eine Organisation zu geben. Erst in Argos, dann in Epidauros trat eine Versammlung von Repräsentanten zusammen, die am 13. Januar die sogenannte Constitution von Epidauros proclamirte; der Phanariote Alexander Maurokordato trat als der erste Präsident an die Spitze der Geschäfte. Das Land wurde in vier Provinzen getheilt: Morea, die Inseln, das östliche und das westliche Festland; ebenso wurden die Einwohner nach ihrem Besitzstande in vier Classen eingereiht; man schrieb Steuern aus und hoffte damit sowol die eigenen Mittel

Digitized by Google

verfügbar zu machen, wie sich, gestützt darauf, beim Auslande Credit zu verschaffen. Man gelangte aber nicht dazu, die kriegerische Action unter eine einheitliche Leitung zu bringen. Die Parteiungen unter den Chefs nahmen an Schroffheit zu, und die Massen waren zügelloser als je. Zwar waren Navarin, Tripolitza und Korinth gefallen, aber Coron, Modon, Nauplia, die Citadellen von Patras und von Athen widerstanden. Ali Pascha hatte sich endlich ergeben müssen; der Sultan versammelte erhebliche Streitkräfte in Thessalien; die türkische Flotte unter Kara Ali war auf der Rhede von Zante erschienen; Condouriotti hatte sie nicht daran verhindern können, Patras zu verproviantiren. Vor allem Andern aber war eine Expedition nach Chios vollständig gescheitert und hatte damit geendet, daß Kari Ali gegen 40,000 Menschen theils hatte niedermetzeln, theils als Sclaven abführen lassen. Es war ein überaus kritischer Moment eingetreten; die Griechen fühlten sich in hohem Grade entmuthigt. Da warf ein einziges Ereigniß die ganze Bevölkerung von Neuem in eben so leidenschaftliche Zuversicht. Die türkische Flotte lag am 18. Juni vor Anker; es gelang Miaulis, einen Brander, geführt durch den Ipsarioten Canaris, an das feindliche Admiralschiff heranzubringen; es ging in Flammen auf, gegen 2000 Türken büßten, einschließlich Kara Ali's, ihr Leben ein. Erschreckt verzichtete die Flotte auf alle weiteren Unternehmungen. Die Chioten waren gerächt, das Meer gehörte wieder den Griechen.

Der Erfolg auf der See blieb nicht allein. Am 21. Juni capitulirte die Akropolis von Athen. Von Thessalien aus war Dramali-Pascha mit bedeutenden Kräften über Korinth in Morea bis Argos vorgedrungen; der Mangel aller Subsistenzmittel zwang ihn zum Rückzuge; seine Colonnen wurden von Niketas und Ypsilanti vernichtet; der Serasker Kurschid-Pascha, der ihn entsandt hatte, gab sich selbst den Tod. Nun mußte auch Nauplia capituliren; ein Versuch, den Platz zu entsetzen, war mißglückt. —

Einer solch' günstigen Wendung der Ereignisse gegenüber konnten Eröffnungen, wie sie der neue französische Geschwaderchef, Capitain de Rigny, den leitenden Persönlichkeiten Griechenlands zu machen beauftragt war, und welche dahin gingen, daß der Congreß von Verona es verweigert habe, sich mit den Aufständischen zu beschäftigen, und daß ihnen nichts übrig bleibe, als sich zu unterwerfen, nur auf unfruchtbaren Boden fallen. Andererseits hatte die Pforte das Ansinnen Englands, sich damit einverstanden zu erklären, daß es seine Schutzherrschaft von den jonischen Inseln auch auf Morea ausdehne, mit Hohn zurückgewiesen, und Frankreichs Vorstellung, den Griechen sich versöhnlich zu zeigen, mit der Aufforderung beantwortet, die fremde Diplomatie möge ihren rebellischen Unterthanen den einzig nur möglichen Rath ertheilen, den, die Waffen niederzulegen. Der Fortführung eines Krieges auf Tod und Leben mußte Griechenland gewärtig sein; statt dessen hatte das Lächeln des Erfolges den Streit der Parteien zu vollem Ausbruch gebracht. Die einzelnen Chefs, wie Colokotroni, Odysseus und andere standen in offenem Widerstande gegen die provisorische Regierung, als mit der bessern Jahreszeit 1823 der türkische Angriff sich auf's Neue entfaltete. —

Der zum Kapudan-Pascha ernannte Chosrew-Mohammed-Pascha verließ

Digitized by Google

Ende Mai die Dardanellen; bei Tenedos vereinigte er sich mit dem Geschwader der Barbaresken. Der schlaue Türke hatte am 2. Juni eine Zusammenkunft mit de Rigny; er versprach Milde und Entgegenkommen und wollte den französischen Geschwaderchef dazu bestimmen, die Hydrioten zu überreden, die Waffen niederzulegen. Tags darauf gaben die Flammen von 40 Ortschaften auf Negroponte Zeugniß von seiner Mäßigung.

Auf dem Festlande hatte Missolunghi dem vereinten Angriffe Mehemet-Reschid-Pascha's und Omer-Brioni's zu widerstehen gehabt. Maurokordato, der es vertheidigte, rief Unterstützung aus Morea herbei; Hydrioten nöthigten, die Blockade zur See aufzugeben; ja es war am 6. Januar gelungen, einen Sturm, den Omer-Brioni unternahm, blutig abzuweisen. Die Türken hatten sich zurückgezogen. Jetzt drohte neue Gefahr. Mustai-Pascha an der Spitze aller albanischen Contingente, brach von Macedonien vor, Omer-Brioni stieß zu ihm, man marschirte gegen Anatolikon; der Kapudan-Pascha erschien im Golf von Volo, bemächtigte sich Tricheris, von wo es ihm nicht schwer war, seine Landungstruppen zur Ausschiffung zu bringen, so daß sie sich mit denen Mustai-Pascha's vereinigen konnten. De Rigny vermeinte, die Griechen würden nichts Besseres zu thun haben, als ihre Sache aufzugeben. Indessen ihre bewundernswerthe Lebenskraft bewährte sich auch jetzt. Anatolikon widerstand; die feindliche Flotte wich, nachdem ein Brander die Fregatte des Kapudan-Pascha's zerstört hatte; Korinth, welches wieder in türkische Hände gefallen war, capitulirte abermals. Auch der dritte Feldzug schloß günstig für die Griechen ab. De Rigny berichtete: „Die Türken, sich selbst überlassen, würden die Griechen nicht anders zu unterwerfen wissen, als durch Versetzung in andere Landestheile (transplantation), unter Anwendung unvermeidlicher Grausamkeiten. Sie können nicht anders handeln, als im Einklange mit der innersten Triebkraft ihrer Natur. Ihnen Menschlichkeit, Geduld, Ordnung anrathen, ja diese bis zu einem gewissen Punkte fordern, das hieße überhaupt ihrer Action die natürlich ihr zuwachsenden Hilfsmittel entziehen. Andererseits werden die Griechen, da jeder Erfolg sie in sich uneins macht, nie im Stande sein, über das hinauszugehen, was sie bereits geleistet haben; sie werden das türkische Reich nicht über den Haufen werfen; man muß ihnen daher eine Existenz neben demselben (à ses côtés) anweisen!" —

II.

Die europäischen Regierungen waren indessen durchaus nicht geneigt, diese Ansicht zu theilen; es war die Zeit, in der das Niederwerfen jeder Auflehnung gegen das Bestehende als das einzige Erhaltungsprincip der Staaten anerkannt wurde. Dagegen regte sich die Theilnahme der Bevölkerungen für die Griechen; der Philhellenismus gewann an Boden; eine englische Anleihe kam zu Stande; Freiwillige (wie Lord Byron, 5. Januar 1824) eilten auf den Kriegsschauplatz. Die Pforte war nicht müßig in Bezug auf Thatsachen, die gegen Völkerrecht und Neutralität zu verstoßen schienen, bittere Klage zu führen. Ihre eigenen Hilfsmittel waren sehr geschwächt; sie war genöthigt, sich mehr und mehr auf die bis dahin eifersüchtig überwachte Macht Mehemet Ali's zu stützen.

Digitized by Google

Mit seinen eigenen Streitkräften brachte dieser Vasall des Großherrn im März 1824 Candia zu vollständiger Unterwerfung; im Juni erfolgte die Einnahme von Naxos, alle Männer und die älteren Weiber wurden niedergemacht, die jüngeren und die Kinder nach Alexandrien auf die Sclavenmärkte geschleppt. Auch die türkische Flotte war ausgelaufen und hatte sich gegen Ipsara gewandt. Die Insel selbst leistete geringen Widerstand, nur das Fort San Nikolo wurde hartnäckig vertheidigt. Vergebens versuchte einer der französischen Fregatten-Capitäns eine Capitulation zu Stande zu bringen; die Türken stürmten; die Explosion der von den Griechen entzündeten Pulvervorräthe begrub Angreifer und Vertheidiger.

Mittlerweile hatte die egyptische Flotte in Alexandrien ein Landungscorps von 9000 Mann unter Ibrahim aufgenommen; am 1. September vollzog sie ihre Vereinigung mit den Türken. Zunächst glückte es freilich noch nicht, die beabsichtigte Ausschiffung an der Küste Moreas zu bewerkstelligen; die Türken mußten nach den Dardanellen zurück, die Egyptier den Strand Kleinasiens aufsuchen. Aber mit dem Auftreten Ibrahim Paschas beginnt eine ganz neue Phase des Kampfes.

Ibrahim Pascha, der eiserne, reich mit Charakter und Intelligenz beanlagte Feldherr, führt Truppen heran, die nach modern-europäischen Grundsätzen organisirt, exercirt und disciplinirt sind. Sein Ehrgeiz hofft sich in Morea ein Paschalik zu erkämpfen, ähnlich unabhängig, wie das seines Adoptivvaters. Dieser sorgt für reichlichen und rechtzeitig eintreffenden, gleichfalls entsprechend ausgebildeten Nachschub; ein wohl durchdachter Plan, basirt auf eine gesicherte Verbindung mit dem Meere, ist den Operationen zu Grunde gelegt; eine andauernd unterstützte Kriegführung ist somit eingeleitet und ermöglicht. Am 24. Februar 1815 brachte Ibrahim bei Modon, das ununterbrochen in türkischem Besitz geblieben war, 4500 Mann an's Land; eine zweite Division folgte ihm bald; ein entscheidender Sieg über griechische Scharen sicherte Ende April trotz einzelner Erfolge, die Miaulis zur See gehabt hatte, die Ausschiffung eines dritten Transports; am 8. Mai nahm Ibrahim die Insel Sphakteria und sperrte damit die Verbindung Navarin's mit dem Meere; am 19. endlich capitulirte das alte Fort von Navarin. Es war eine Position gewonnen, die, geschützt durch Coron, Modon und Navarin für weitere Unternehmungen eine unbedingt sichere Unterlage bot; Ibrahim ging sofort dazu über, ohne noch eine vierte Staffel von Truppen abzuwarten, die erst am 5. Juli der Kapudan-Pascha glücklich in den Hafen leitete, seine Offensive gegen das Innere Morea's aufzunehmen. Schon am 26. Juni war er in Argos; die Griechen wichen überall; man zitterte in Nauplia, dem Sitze der Regierung; nur augenblicklicher Mangel nöthigte den gefürchteten Gegner, nach Tripolitza zurückzugehen.

So bedrohlich dies Alles lautete, so waren doch auf anderem Boden nicht ungünstige Resultate zu verzeichnen. Es war Coletti gelungen, die Führer der sich gegen die Centralregierung Auflehnenden, Colokotroni und Delyanis, zu Gefangenen zu machen; Odysseus, der sich geweigert, Athen der Centralregierung zu unterstellen, war von seinem eigenen Stellvertreter Gouras zur Haft gebracht worden. Französischer Seits meinte man, daß das griechische Gouvernement

Digitized by Google

für den Augenblick wenigstens geachteter und mächtiger dastehe, wie je zuvor. — Sodann waren in Petersburg Conferenzen zusammengetreten, auf denen endlich die europäischen Mächte die türkisch-griechische Frage in Berathung zu nehmen sich entschlossen hatten. Es war das ein überaus kleiner Anfang einer Intervention, aber es war doch ein Anfang. Der Graf Guilleminot, französischer Gesandter in Constantinopel, schreibt darüber: „Die Sache der Griechen ist edel und legitim; der Muth, mit dem sie dieselbe vertheidigen, ist bewunderungswürdig; aber wird dieser Muth hinreichen, sie triumphiren zu lassen? Die Griechen können gegenwärtig, wenn sie sich nicht der verhängnißvollsten Illusion hingeben wollen, kaum erwarten, daß Europa ihre Unabhängigkeit anerkennen wird. Rußland hat sich bestimmt und bindend gegen eine solche Entschließung ausgesprochen; es will die Griechen protegiren, aber nicht ihre Constituirung zu einem selbständigen Staate. Die Gesinnungen Oesterreichs sind bekannt, sie werden stets dieselben bleiben, denn sie erwachsen unmittelbar der Politik des Wiener Cabinets. England nimmt augenblicklich Principien zum Aushängeschild, die der Sache der Griechen günstig sein könnten; mögen dieselben sich nicht täuschen! Um die Gedanken des Londoner Cabinets zu verstehen, muß man sich seine Interessen vergegenwärtigen. Worin bestehen dieselben? Das politische Interesse Englands geht dahin, daß Rußland bleibt, wie es ist und was es ist. Wenn England die Unabhängigkeit Griechenlands zugeben könnte, so geschähe dies, um die Griechen unter der Voraussetzung, daß Constantinopel auf dem Punkte stände, von den Russen überfallen zu werden, den Fortschritten des moscovitischen Reichs entgegen zu werfen. Oesterreich, Rußland und England sind, jedes in seiner Weise, die Feinde der Griechen. Allein Frankreich könnte mit vollem Recht von der Aufrichtigkeit seiner Wünsche zu ihren Gunsten sprechen u. s. w." Karl X., welcher im September 1824 zur Regierung gekommen war, theilte die Ansichten seines Gesandten. —

Ende Juni war die militärische Situation der Griechen eine fast hoffnungslose geworden. Nicht allein, daß Candia verloren war, daß Ibrahim's methodische Kriegführung ihm die Herrschaft über Morea zuwandte: jetzt schaltete auch Reschid Pascha im griechischen Festlande fast unumschränkt, nur Athen war noch unbedroht. Sowol die Bevölkerung, wie Heer und Flotte litten unter dem entsetzlichsten Mangel; Auflehnung und Auflösung drängten sich in alle Fugen des eben wieder locker zusammengerafften Gebäudes. Aber trotz dem Allen berichtete de Rigny: „Man würde sich einer falschen Vorstellung hingeben, wenn man glaubte, daß die Griechen, auch noch mehr bedrängt, zu einer freiwilligen Einigung mit den Türken zu bewegen wären. Unter dem steten Wechsel, unter den beiderseitigen Barbareien wird das Land zur Wüste, die Bevölkerung ist im Verschwinden, aber niemals werden Türken und Griechen mit einander leben . . . . . Die Ortschaften, die Ibrahim nicht geplündert und verbrannt hatte, zerstörten die Griechen, nicht eine hat sich unterworfen, ... nirgends hat der Sieger ein bewohntes Haus oder eine bittende Hand angetroffen."

Es scheint, daß, um endlich den Griechen eine effective Hilfe zu erschließen, es eines Ereignisses bedurfte, welches einerseits die sittliche Tendenz der Bewegung mit einem Acte des Heroismus besiegelte, welches andererseits die Gefahr

Digitized by Google

des Verhängnisses, das über der griechischen Nation schwebte, in die grellste Beleuchtung brachte. In diesem Sinne wirkten die Vertheidigung und der Fall Missolunghi's. Dieses „elende Nest" (bicoque), wie es de Rigny nennt, war seit dem 29. April 1825 zum zweiten Male eingeschlossen. Im October hatte auch diese zweite Belagerung aufgegeben werden müssen; da debarkirte Anfangs des Jahres 1826 die vereinigte türkische und egyptische Flotte 8000 Araber; eine dritte Belagerung unter den gemeinsamen Befehlen von Ibrahim Pascha und Reschid Pascha begann. Am 22. April gelang es einem Theile der Besatzung, sich heldenmüthig durchzuschlagen; es war aber nur die Minderheit; die Mehrzahl unterlag den nachsetzenden Truppen Reschid Pascha's und die Einwohnerschaft Missolunghi's wurde von den anstürmenden Arabern in die Stadt zurückgeworfen. Gegen 2000 Menschen kamen in den Flammen um; die Türken rühmten sich, mehr als 3000 Köpfe abgeschnitten zu haben. —

Nach dem Fall Missolunghi's blieben allein Korinth, Nauplia und Athen in den Händen der Griechen. Man zählte kaum noch 4000 Mann Bewaffneter und diese waren unter den Befehlen verschiedener Chefs, welche die Anerkennung jeder höheren Autorität verweigerten. Die Kriegsschiffe waren Eigenthum Einzelner, die über sie nach Laune und Interesse verfügten; oft genug verließ sie die Bemannung, wenn anderweitig reichere Beute in Aussicht gestellt wurde, als die türkischen Kriegsschiffe sie bieten konnten. Das Schwinden aller Subsistenzmittel mußte den Seeraub zur höchsten Blüthe bringen. Die Regierung hatte schon früh die Blockade über alle türkischen Häfen verfügt und unter dem Titel, nur die Rechte eines kriegführenden Staates gegen die Neutralen auszuüben, wurde die entsetzlichste Gewalt gegen alle Rhederei geübt. Die griechische Flotte, die Insel- und Küstenbewohner lebten thatsächlich nur noch von der Beute, die sie feindlichen und neutralen Schiffen entrissen. Man glaubte, ein gewisses Anrecht auf das derartig Gewonnene zu haben, weil die egyptische Verproviantirung vornehmlich durch österreichische und italienische Schiffe bewirkt wurde. Die öffentliche Meinung in den französischen Mittelmeerhäfen erhob indessen auf's Lauteste ihre Stimme. Ein förmlicher Krieg der neutralen Geschwader gegen die Piraten entwickelte sich und fügte seine Bedrängnisse noch denen hinzu, die schon auf den Griechen lasteten. Fahrzeuge, die allerdings heute dem verächtlichsten Raube oblagen, morgen aber mit patriotischer Hingabe gegen den nationalen Bedrücker stritten, wurden aufgebracht oder auch in Grund gebohrt. —

III.

Die Rettung Griechenlands trotz dieser Zustände vollster Auflösung war dem Zusammenfluß von Umständen zu verdanken, die, in ihrer Vereinigung dauernd nachwirkend, endlich eine nahezu verlorene Sache, ihrer inneren Berechtigung wegen, zum Austrag förderten. Zunächst ergriff mit dem Fall Missolunghi's der Philhellenismus in erneutem Aufleuchten nahezu überwältigend die Gemüther des Abendlandes. Ueberall, namentlich aber in Deutschland und vor allen in Frankreich, bildeten sich Comités oder schlossen sich die schon bestehenden neu zusammen. Die Geldzuflüsse nahmen wirklich in's Gewicht

Digitized by Google

fallende Abmessungen an, und Streitgenossen zogen in namhafter Zahl nach dem Osten. Selbst die nüchterne Umgebung Friedrich Wilhelms von Preußen wurde erwärmt und in Frankreich machte die allgemeine Stimmung sich so gewaltig zu Griechenlands Gunsten geltend, daß die Gerichte es nicht wagten, griechische Corsaren, die das Levante-Geschwader nach Marseille überliefert hatte, zur Aburtheilung zu bringen. — Getragen von dem Antrieb dieser gewaltigen Regung, gab gleichzeitig Canning der englischen Politik eine Richtung, die mit ganzer Entschiedenheit die Erledigung der griechischen Frage im Sinne des Aufstandes anstrebte. Sein Abgesandter und Vetter, Sir Stratford Canning, war im März 1826 in Constantinopel erschienen. Zunächst freilich sprach er vor tauben Ohren, wenn er die Vermittlung Englands anbot; der Reis-Effendi ließ ihn nahezu vier Stunden lang reden und antwortete dann: „In unsern Angelegenheiten mit den Aufständischen dulden wir kein fremdes Eindringen; wir haben dies ein Mal gesagt und werden es immer wieder sagen." Indessen das Mahnen Canning's blieb nicht isolirt. Am 1. December 1825 war Alexander von Rußland gestorben; Nicolaus, sein Nachfolger, nahm die Tendenzen, welche den Bruder während der letzten Zeit seines Lebens bereits beschäftigt hatten, mit Lebhaftigkeit auf; die Ausbeutung günstiger Chancen zur Verfolgung traditionell überkommener Pläne erschien ihm zu verlockend. Die Stimmung Englands, die Stimmung ganz Europas bot sich ihm dar, um dem osmanischen Reiche von Neuem einen Theil widerstandsfähiger Macht zu entreißen. Schon gelegentlich seiner Krönung hatte er mit dem Herzog von Wellington angeknüpft, am 4. April war ein Protokoll unterzeichnet, welches dem Vermittlungsprojecte Englands die Unterstützung Rußlands zusagte. Canning ratificirte, verwahrte sich aber gegen die Anwendung von Gewaltmaßregeln. —

Somit war allerdings eine Unterlage für das Eintreten der europäischen Diplomatie zu Gunsten Griechenlands gewonnen; es fehlte aber noch unendlich viel, um nur den geringsten realen Erfolg herbeizuführen. Zuvörderst widerstrebte Oesterreich unter Metternich's Leitung; Preußen machte seine Mitwirkung von der Gemeinsamkeit der Schritte der Mächte abhängig. Ueber Frankreichs Stellung zur Sache äußert sich sein Vertreter in Constantinopel: „Wir möchten gern mit diesem Schmutz aufräumen, aber wir fürchten, daß sich Rußland dann in Bewegung setzt. Da nun Oesterreich dieselben Wünsche und dieselben Befürchtungen hegt, so ist die Folge, daß alle Welt darüber einig ist, zu erklären, daß Etwas geschehen müsse, daß aber Niemand dahin gelangt, sich über die Mittel, die zu dem Ende zu ergreifen wären, zu verständigen. Ich denke, wir werden mit den Russen gehen. Indem wir uns zu Rußland halten, ohne welches man in der orientalischen Frage überhaupt Nichts entscheiden kann, sind wir sicher, daß man die Angelegenheit nicht ohne uns erledigen wird u. s. w."

Den Sultan Mahmud verletzten die Schritte Englands sehr empfindlich; sein ganzes Selbstbewußtsein war herausgefordert. Der griechische Aufstand sollte so rasch wie möglich sein verdientes Ende finden; schon zu lange dauerte der Widerstand, schon zu lange hatte aber auch die modern organisirte Kriegs-

Digitized by Google

macht des egyptischen Vasallen die türkische in Schatten gestellt. Die Umgestaltung der verkommenen Janitscharen-Wirthschaft wurde das lebendigste Verlangen des Sultans. Die Ulemas erklärten, „es sei eine Pflicht der Kinder des Propheten, die Waffen, die Disciplin und die Tactik ihrer Gegner anzunehmen, wenn sie sich damit des Sieges versichern könnten." Mahmud zögerte nicht länger; am 15. Juni erfolgte in Constantinopel die Niedermetzelung der widerstrebenden Janitscharen; ein vollständig verändertes Heerwesen war inaugurirt. Die Mittheilungen, welche hierüber de Rigny erhielt, sind voll von der grausamen Vollständigkeit der Maßnahme, von ihrer gewaltigen Tragweite und von dem Eifer, mit welchem alle Welt, vornehmlich aber der Sultan selbst, an der Förderung der neuen Schöpfung arbeitete. Der Admiral irrte sich nicht, wenn er nach Paris schrieb: „Dies ist für den Augenblick eine Schwächung des osmanischen Reichs. Dasselbe hat Nichts, was es an die Stelle der Janitscharen zu setzen vermöchte. Der Moment scheint daher gekommen, in welchem man die Türken zur Nachgiebigkeit bestimmen könnte." Gerade damals aber hatten Canning und sein Gesandter die ganze Ungunst der öffentlichen Meinung in Constantinopel zu tragen. „Man kann sich keine Vorstellung von der Erbitterung machen," wurde de Rigny geschrieben, „die sich gegen Canning und seine Nation geltend macht. In der Meinung des Volkes ist der Feind nicht mehr Rußland sondern England."

Unter solchen Umständen war es Rußland nicht schwer geworden, am 7. October die Convention von Akjerman zum Abschluß zu bringen. Es hatte damit so große Vortheile erreicht, daß seine politische Action vorerst zum Stillstand gebracht schien. Um so entschiedener bezeigten sich Oesterreich und Preußen der englischen Intervention abhold. Guilleminot schrieb: „Die Actien des Fürsten Metternich sind im Steigen." —

Mittlerweile wurden in Griechenland die Philhellenen zum maßgebenden Streitelemente. Innerhalb der Flotte traten die alten Helden, Miaulis, Sachtouris, Canaris in den Hintergrund; englische Seemänner begannen sich vorzuschieben; Capitän Hastings erschien mit dem ersten Kriegsdampfer, der „Perseverance". Zu Lande organisirte der Franzose Fabvier seine „Taktikos". Es dauerte freilich nicht lange, so begegneten sich auch die Philhellenen mißwollend mit einander. Die Eifersucht der verschiedenen Nationen unter ihnen entfaltete sich rasch. Indessen erhielt doch der Widerstand Griechenlands durch sie erneute Intensität, was gegenüber den beginnenden diplomatischen Verhandlungen von verdoppelter Wichtigkeit war. —

Auch in der Vertheidigung Athen's neigte sich der vorwiegende Einfluß allmälig den Philhellenen zu, bis mit dem März 1827 die Engländer Cochrane und Church die Leitung zu Wasser und zu Lande vollständig übernahmen. Sie wollten die Taktikos, die Klephten und die Armatolen unter einen Hut bringen, trugen den angeborenen Eigenschaften, ja den veralteten Lastern dieser halb wilden Horden keine Rechnung, versuchten sie wie reguläre Truppen zu verwenden. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Am 5. Juni wurde, nachdem die Stadt schon früher aufgegeben worden, dann aber alle Versuche, eine Aufhebung der Belagerung zu Wege zu bringen, gescheitert waren, unter der Vermittelung de Rigny's

Digitized by Google

die Capitulation der Akropolis vollzogen. Es war gelungen, Reschid-Pascha zu bewegen, den Griechen freien Abzug zuzugestehen; ein Begebniß einzig in seiner Art in Mitten dieses mit äußerstem Ingrimme und mit der furchtbarsten Blutgier geführten Krieges; 1838 Personen, Männer, Weiber, Kinder, Verwundete und Kranke mit Waffen und Bagage wurden von französischen und österreichischen Schiffen nach der Insel Salamis übergeführt.

Der Sieg Reschid-Pascha's schien ein weiterer Schritt zur thatsächlichen Niederwerfung der Griechen; auch die Unterstützung der Philhellenen war allein nicht kräftig genug, den Lauf der Dinge aufzuhalten. Die Wahl Capo d'Istria's zum Präsidenten der Executivgewalt, welche als Gegengewicht gegen die Berufung jener beiden Engländer an die Spitze von Heer und Flotte die russische Partei durchgesetzt hatte, konnte noch nicht von Einfluß werden. Er beeilte sich nicht, von seinen Functionen Besitz zu nehmen; er wollte sich persönlich die Zustimmung des Czaren zu seiner Wahl erbitten. Von den 14,000 Mann, welche Church und Cochrane im Mai vor Athen versammelt gehabt, waren kaum noch 1000 auf Salamis verblieben. Jeder Chef führte seine Mannschaft von hinnen; jede Verbindung war gelöst; man war ohne Zuversicht und, was eben so schlimm war, ohne Geld. „Man wird sich beeilen müssen, wenn man hier noch rechtzeitig die Rolle eines Vermittlers spielen will," schreibt de Rigny.

So war es denn wirklich der letzte Moment, um überhaupt noch Hilfe bringen zu können, wenn am 6. Juli 1827 Rußland, England und Frankreich den Vertrag von London abschlossen. Metternich hatte die Eröffnung von Conferenzen vorgeschlagen; er rechnete darauf, daß Friedrich Wilhelm III. nach wie vor nur bei Einstimmigkeit der Mächte seinen Beitritt erklären würde, und vermeinte damit, sich selbst zum Schiedsrichter im Orient machen zu können. England und Rußland hatten diesen Schachzug durchschaut; sie erklärten, sich mit der Zustimmung Frankreichs begnügen zu wollen, und dieses war nur zu gern darauf eingegangen, die ihm zugesprochene Bedeutung auszunutzen. Die drei Mächte kamen dahin überein, daß sie sich gemeinsam der Pforte als Vermittler antragen und daß sie zugleich eine sofortige Waffenruhe fordern wollten. Man fürchtete im Orient die Folgen dieses entschiedenen Vorgehens. De Rigny schrieb: „Man weiß nicht, wohin die Erbitterung der Türken in all den Stapelplätzen, die unsere Consuln und Handelsleute bewohnen, führen kann." Indessen war das Gefühl der Abspannung im Volk ein so allgemeines geworden, daß die angedeutete Gefahr ohne Weiteres vorüberging, während anderseits bald klar ward, daß ohne Zwangsmaßregeln die Pforte nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen sein würde. Sie weigerte sich, eine Collectivnote der Mächte, die am 16. August übergeben werden sollte, entgegenzunehmen; eine zweite Note sagte ihr, daß die drei Mächte entschlossen wären, eine Waffenruhe mit den Waffen zu erzwingen; am 9. September wurde officiell angekündigt, daß die vereinigten Flotten Befehl erhalten würden, jede Ausschiffung von Waffen und Truppen nach Morea zu hindern, und daß sie im Nothfall Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen hätten. Es blieb Alles vergeblich. Als nun aber Rußland zwei Divisionen aus Bessarabien gegen den Pruth vorrücken ließ, so war damit ein Schritt geschehen, den die Westmächte möglichst

Digitized by Google

vermieden haben wollten; dem russischen Alliirten sollte durch sein Landheer kein Uebergewicht zufallen; eine gemeinsame Action zu See lag in ihren Plänen.

De Rigny hatte dies Alles früh erkannt; schon im Juli vermeinte er, im Sinne der Westmächte würde ein auf Mehemet Ali geübter Druck am besten zum Ziele führen; eine Blockade Alexandriens lag seinen Gedanken nicht fern. Zunächst fehlte es indessen an jeder ausreichenden Seemacht; ein russisches Geschwader hatte kaum die Ostsee verlassen, nur drei englische Linienschiffe waren zur Hand, und die französischen Verstärkungen, die bis zum 31. August allmälig anlangten, waren in Bezug auf Ausstattung und Mannschaft in so übler Verfassung, daß es der ganzen Erfahrung und Thätigkeit de Rigny's bedurfte, um sie verwendbar zu machen.

Es folgen nun die sehr interessanten Vorgänge, welche mit der Schlacht bei Navarin ihren Abschluß gewinnen. Der englische Admiral Codrington zeigte sich nach seiner ganzen Begabung nicht befähigt, eine so schwierige Aufgabe zu lösen, wie die war, welche die überaus verwickelte politische Situation ihm auferlegte. Der Träger der Maßnahmen wurde mehr und mehr der französische Geschwaderchef. Die Stellung Englands, so bestimmt sie noch Anfangs August sein Vertreter in Constantinopel charakterisirt hatte, war mit dem am 8. d. M. erfolgten Tode Canning's eine wesentlich veränderte geworden. Frankreich wiederum wünschte den Vicekönig von Egypten zu schonen. Die Ungewißheit darüber, ob es gelingen würde, diesen letztern dazu zu bestimmen, sich von der türkischen Politik zurückzuziehen, ob überhaupt seine Verbindung mit Morea, das seine Truppen besetzt hielten, gänzlich zu unterbinden sei, entzog die Vereinigung der türkischen Flotte unter Tahir-Pascha mit der egyptischen und ihr gemeinsames Eintreffen im Hafen von Navarin dem Entgegentreten der westmächtlichen Geschwader. Selbst als die Admirale Anfangs September erfahren hatten, daß die Pforte jede Vermittlung abgelehnt habe, regte das verspätete Erscheinen der russischen Flotte neue Zweifel an. —

Die Griechen hatten indessen den Eintritt der Waffenruhe zugesagt. Sie wo möglich ohne Gewalt auch beim Gegner in Anerkennung zu bringen, begab sich de Rigny am 22. September persönlich zu Ibrahim. Derselbe war ohne Instruction; die Augen des ganzen Orients waren auf ihn gerichtet; er hatte Alles vorbereitet, um gegen Hydra auszulaufen, die Insel zu nehmen und dann gegen Nauplia, den letzten Hort der Griechen, vorzugehen; es war ein schweres Ansinnen, sich eines Schrittes enthalten zu sollen, der bestimmt war, dem seit Jahren mit Erbitterung bekämpften Feinde den Todesstreich zu versetzen. Der Admiral meldete nach Paris: „Es ist außer Zweifel, daß der Pascha geneigt war, sich zurückzuziehen, jedoch der Argwohn der türkischen Flotte und ihrer Chefs beengt ihn. Unter dem Eindrucke der gestrigen Zusammenkunft hat sich Tahir-Pascha auf sein Linienschiff begeben und erklärt laut, daß er es nicht wieder verlassen werde .... Was auch geschehen möge, die hundert in den Hafen von Navarin eingelaufenen Fahrzeuge werden denselben in Masse nicht wieder verlassen." Am 25. September hatte eine mehr officielle Zusammenkunft beider Admirale mit Ibrahim statt. Der Pascha gab sein Ehrenwort, in Navarin bleiben zu wollen, bis daß ihm anderweitige Befehle der Pforte zugegangen

Digitized by Google

wären. Man war vollständig beruhigt; Codrington ging nach Zante, de Rigny nach Milo. —

Mittlerweile hatten die Griechen die Zusage einer Waffenruhe für sich nur Ibrahim gegenüber als bindend ausgelegt; Cochrane war mit einer Flotille im Golf von Korinth erschienen, und hatte in der Bai von Salone eine Anzahl türkischer Schiffe zerstört. Kaum hatte Ibrahim hiervon Kunde erhalten, als er am 1. und 3. October mit den Divisionen seiner Flotte auslief und den Cours nach Patras nahm. Schon hatte er einen erheblichen Vorsprung gewonnen, als das englische Geschwader, rasch benachrichtigt, mit seinem Feuer den größeren Theil der türkisch-egyptischen Fahrzeuge nach Navarin zurückscheuchte. Die westmächtlichen Flotten legten sich vor den Hafen; auch die russische konnte sich endlich mit ihnen vereinigen. Ibrahim, zur See abgewiesen, wandte sich mit den Colonnen seines Heeres nach dem Innern von Morea; wo er erschien, verwandelte er das Land in eine Wüste. De Rigny berichtete: „Jede Hoffnung, die überhaupt nur bei der Zweideutigkeit Mehemet-Ali's zu hegen gestattet war, ist verschwunden; man darf sich nicht damit schmeicheln, die Flotte des Paschas von der der Pforte trennen zu können, oder die Egypter in einer gezwungenen Neutralität zu erhalten. Mehemet-Ali will, wie sein Herr, die Chancen des Krieges auf sich nehmen;" und wenige Tage später, am 14. October: „Auf dem Punkte, zu dem die Dinge gediehen sind, ist keine Schonung mehr möglich ... Meine Meinung wäre, die Geschwader nach Navarin selbst einlaufen zu lassen, dort, die Lunte in der Hand, der osmanischen Flotte aufzugeben, ohne Weiteres die Anker zu lichten und den Einen den Cours nach Constantinopel, den Andern den nach Egypten vorzuschreiben, folgen sie nicht, sie sofort anzugreifen. Dieser Plan wird ohne Zweifel zur Berathung der drei Admirale gelangen." Und so geschah's. Nach kurzer Besprechung entschied man sich für de Rigny's Vorschlag. Codrington übernahm den Oberbefehl. Am 20. um 1 Uhr 35 Minuten passirte das englische Admiralschiff die türkischen Forts, sie blieben stumm; die gesammte Flotte begann ihren Aufmarsch unmittelbar gegenüber der türkisch-egyptischen. Die Sommation Codrington's war abgegeben, aber schon hatte das Feuer begonnen; den Ueberbringer derselben hatte eine türkische Kugel niedergestreckt; eine andere tödtete einen englischen Officier. Ein fast nie dagewesener Kampf brach los. Als die Nacht eintrat, war die Zerstörung der feindlichen Flotte nahezu vollendet.

Am andern Morgen einigte sich Tahir-Pascha mit Codrington über die provisorischen Bedingungen eines Waffenstillstandes. Von 106 türkisch-egyptischen Fahrzeugen waren nur 1 Fregatte, 7 Corvetten, 8 Briggs und 22 Transportschiffe übrig geblieben.

IV.

Die Folgen der Schlacht von Navarin erschienen unübersehbar. Sie bildet in Wirklichkeit den ersten Gewaltact, mit welchem das moderne Europa als solches der Türkei Gesetze vorschrieb; das Ansehen der letzteren und ihr Uebergewicht innerhalb der christlichen Völkerschaften, die sie beherrschte, lagen schwer getroffen vor aller Augen. Jeder Angriff gegen Griechenland war zum Still-

Digitized by Google

stand gebracht; auf alle türkischen Operationen war ein Bann gelegt. Gleichzeitig aber war dadurch, daß die Westmächte Mitträger jenes Actes der Gewalt geworden, den eigensüchtigen Plänen Rußlands ein Vorschub geleistet, der ihm vollen Spielraum geben mußte, dieselben bald zu weiterer Verwirklichung zu treiben. Es war klar, daß dieser letztere Umstand überall, namentlich aber von England, schwer zu tragen war. Die französische Regierung, in voller Uebereinstimmung mit der Nation, jubelte über den „coup d'éclat", mit dem sie ihre Seemacht sich wieder erheben sah, aber auch sie konnte sich den erwachsenden Bedenken nicht entziehen. Der Marineminister, Graf Chabrol, schrieb an de Rigny: „Die politische Frage wird, wie ich fürchte, weniger leicht zu beseitigen sein, wie die militärische; aber beide sind gesondert zu behandeln; man ist nicht so ungerecht, sie mit einander zu vermengen." In England aber wandte sich der lebhafteste Unwillen des Gouvernements gegen den Admiral Codrington; die Thronrede, mit der das Parlament eröffnet wurde, sprach von einem „unheilvollen Ereigniß", das Europa in die größte Unruhe geworfen habe.

Die vereinigten Flotten hatten ihre Aufgabe jetzt zunächst auch Griechenland gegenüber in ernster Weise durchzuführen. Nicht allein den griechischen Corsaren, die mit nie gekannter Frechheit die Handelsschiffe aller Nationen beraubten, mußte entgegengetreten werden, auch bei der provisorischen Regierung bedurfte es der Einschärfung, daß das Gebot der Waffenruhe ebenso gewichtige Gültigkeit für sie, wie für die Türken habe. Mit dem größesten Eifer wurde Jagd auf die Piraten gemacht; es gelang bis Ende 1828 den Archipel von dieser die Griechen entwürdigenden Plage vollständig zu reinigen.

Am 7. Februar 1828 wurde Capo d'Istria als Präsident Griechenlands in Egina feierlich eingesetzt. Er erwarb sich rasch das Vertrauen des russischen und des englischen Admirals; er erklärte sich bereit, den Londoner Vertrag als durchaus bindend anzusehen. De Rigny vermeinte in ihm den Vertreter einer ausschließlich russischen Politik zu erkennen. Der Präsident war bemüht, dem Admiral näher zu treten; er äußerte sich mit großer Offenheit über die Schwierigkeiten, die sich ihm überall entgegenstellten, und die dadurch zu fast unüberwindlichen wurden, daß Heer und Flotte, für den Augenblick ohne Verwendung, dennoch ernährt werden mußten. —

Man vermochte nun auch zu ermessen, welchen Erfolg die durch die Schlacht bei Navarin so drastisch inaugurirte Vermittlung der drei Mächte bei der Pforte zu Wege gebracht habe. In der muselmännischen Bevölkerung hatte sich der Fanatismus unter dem gewaltigen Eindrucke, den die erschütternde Nachricht hervorrief, überall gebeugt; man hoffte das Gleiche vom Sultan; man täuschte sich vollständig. Der Großherr *wollte und konnte* die politische Stellung der Rajahs nicht ändern. Die Conferenzen, welche die Gesandten der drei Mächte am 24. November mit dem Reis-Effendi hatten, brachten dies auf's schlagendste zum Ausdruck. „Unterwerfung der Aufständischen ist das einzige Mittel, um den Frieden herbeizuführen. Die Pforte will sich bereit erklären, die früheren Verhältnisse wieder herzustellen, sie will den Griechen die Ausübung ihrer Religion gestatten, aber sie müssen ihre Waffen abliefern, und sie werden von Beziren regiert werden; der Vertrag von London ist ungerechter Weise abgeschlossen,

Digitized by Google

er ist leicht zu ändern, denn er ist das Werk der Menschen; unsere Aeußerungen entspringen unsern heiligen Büchern sind unserer Gesetzgebung; sie abzuändern liegt außer menschlicher Macht ꝛc." Das waren einige der Antworten, die der Reis-Effendi als das türkische Ultimatum bezeichnete. Die Gesandten gaben zwei Tage Zeit, um eine andere Antwort herbeizuführen; als diese nicht erfolgte, als Mahmud zu nichts Weiterem, als zu dem Nachlaß der fälligen Steuern der letzten sieben Jahre zu bewegen war, forderten die Gesandten ihre Pässe und verließen am 8. December Constantinopel. — Unmittelbar darauf ergingen Verfügungen der Pforte in Widerspruch mit der Convention von Akjerman, welche zugleich die Interessen der Westmächte feindlich berührten. Es war klar, daß Rußland nicht zögern würde, dies zu benutzen, um womöglich seine Alliirten mit fortzureißen und so zu einer gemeinsamen Kriegserklärung gegen die Türkei zu gelangen. Allein man war in London und Paris mehr und mehr bedenklich geworden; an beiden Orten hatten die Ministerien gewechselt. Man wollte beiderseitig die Allianz mit Rußland festhalten, als das einzige Mittel, ein Resultat zu Stande bringen und sich den Einfluß auf die Entwicklung der Dinge sichern zu können; man erwog wol auch die Eventualitäten eines Krieges, die Forcirung der Dardanellen und andere Maßnahmen; aber man zögerte einen weiteren, entscheidenderen Schritt zu thun. — Der Sultan hatte alle Osmanen unter die Waffen gegen Rußland gerufen; dasselbe antwortete am 26. Februar 1828 mit einem Memorandum, in dem es seinen Einmarsch in die Rumänischen Fürstenthümer ankündigte.

Die Lage der drei Admirale war eine überaus delikate geworden; sie waren darauf hingewiesen, ihr Verhalten nach den Mittheilungen zu regeln, die ihnen die von Constantinopel nach Corfu übersiedelten Gesandten der drei Mächte zukommen lassen würden. Die Instructionen aber, welche sie zugleich von ihren heimathlichen Ministerien erhielten, trugen sehr verschiedene Färbung. — Das russische Memorandum hatte nach allen Richtungen hin Aufregung verbreitet; man beeiferte sich, die Krisis zu beschwören. So benachrichtigten denn die bei der Pforte zurückgebliebenen Gesandten Oesterreichs und Preußens die Admirale, daß es ihnen gelungen sei, die Türkei zur Gewährung eines Generalpardons zu bestimmen, daß den Griechen eine Frist von drei Monaten bewilligt werde, von diesem Gnadenerweise Gebrauch zu machen, und daß es jetzt darauf ankomme, ebenso wie den türkischen Commandeuren der Befehl zugehen würde, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, so auch die Griechen zu bestimmen, jenen Generalpardon anzunehmen. Die Admirale verweigerten jede Mitwirkung in diesem Sinne, sie hielten sich durch die Stipulationen des Londoner Vertrags gebunden. — Einflußreicher wurden Verhandlungen, welche von französischer und englischer Seite mit Mehemet Ali angeknüpft waren.

Die Stellung des Vicekönigs im Orient sowol, wie speciell in Egypten beanspruchte die größeste Vorsicht. Wenn er seine Streitmacht von der türkischen zurückzog, so durfte dies nur als unter dem Drucke einer äußeren Nöthigung erfolgt erscheinen. Frankreich schlug im Juli seinen Londoner Verbündeten vor, ein Expeditionscorps nach Morea zu senden; Capo d'Istria hatte nach einigem Sträuben sich damit einverstanden erklärt; Rußland und England consentirten

Digitized by Google

ebenfalls. Die Expedition sollte im Namen der drei Mächte vor sich gehen; der Pforte wurde erklärt, sobald Ibrahim Pascha Morea geräumt haben würde, wolle man das französische Corps zurückziehen; Mehemet Ali wurde durch Anwendung leisen Druckes vermittelst des englichen Geschwaders dahin bestimmt, die egyptische Flotte zur Rückführung seiner Truppen zu entsenden. Am 30. August landete General Maison mit etwa 11,000 Mann in der Bai von Coron; de Rigny hatte alle Mühe, den nach Thaten durstigen französischen General davon abzuhalten, nicht sofort über den zögernden Ibrahim herzufallen. Erst am 27. September wurde die letzte Staffel der egyptischen Truppen eingeschifft. Die maßvolle Weise, mit welcher der Admiral die Lösung der schwierigen Verhältnisse vermittelte, stärkte den Einfluß, den Frankreich schon vordem bei Mehemet Ali gewonnen hatte. —

Bereits vor der Räumung Morea's, am 14. April, hatte Rußland den Krieg erklärt. Die Haltung Englands war eine sehr ernst entgegenstrebende geworden; dennoch blieben, nachdem Frankreich sich dafür ausgesprochen, die drei Geschwader mit einander vereint und waren angewiesen, gemeinsam zu handeln. Am 7. Mai überschritt die russische Armee den Pruth; sie gewann aber trotz der locker organisirten Kriegsmacht der Türken nur langsam Terrain. Die Vertheidigung von Varna fesselte sie bis zum 6. October. Um so mehr erhob in England die Rußland feindlich gesinnte Partei ihr Haupt; Admiral Codrington wurde durch Pulteney Malcolm ersetzt. In Frankreich versuchte Polignac den König zu bewegen, mit England und Oesterreich gemeinsam dem Sultan und dem Czar den Frieden zu dictiren; die Admirale der Westmächte hielten sich schon bereit, falls ihr russischer College die Dardanellen zu forciren versuchen sollte, ihm ihre Breitseiten zu zeigen. Aber Carl X. zog es vor, der Alliirte Rußlands zu sein, und so blieben die schwankenden Verhältnisse in den griechischen Gewässern noch länger bestehen. —

Der General Maison hatte die Erlaubniß nachgesucht, auch das griechische Festland besetzen zu dürfen; eine kategorische Ordre, die ihm von Paris aus zugegangen, untersagte es auf's bestimmteste. Die festen Plätze auf der Halbinsel waren sämmtlich bis auf das Schloß von Morea übergeben worden; auch dies letztere capitulirte, nachdem es zu Lande von französischen Truppen, zu Wasser von dem vereinigten englisch-französischen Geschwader angegriffen worden war. Mittlerweile hatte sich die Londoner Conferenz durch Beschluß vom 16. November über die griechisch-türkische Grenze geeinigt; die Linie vom Busen von Volo bis zum Busen von Arta sollte das griechische Festland nördlich von den türkischen Gebieten abscheiden; Candia und Samos waren nicht erwähnt. Vom französischen Expeditionscorps ließ man noch 3000 Mann auf Morea unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nicht über die Landzunge von Korinth hinaus rücken sollten. Indessen schritten die Griechen dazu, sich zu Herren des ihnen zugesprochenen Festlandes zu machen; am 25. März 1829 nahmen sie das Schloß von Rumelien, am 2. Mai ergab sich Lepanto, am 17. Missolunghi; die türkischen Truppen waren durch die Erfolge der Russen nach Adrianopel gerufen. Anfangs September war das gesammte Territorium in griechischen Händen. —

Digitized by Google

Das Vordringen der Russen über den Balkan führte die Westmächte mehr und mehr auf die Seite der Türkei; ihre Admirale erwarteten den Befehl, in das Marmara-Meer einzulaufen; Constantinopel sollte unter jeder Bedingung geschützt werden. Der am 14. September 1829 abgeschlossene Friede löste die Spannung; der Gesandte Frankreichs ließ den Geschwaderchef wissen, daß seine Gegenwart an der Küste von Troas nicht mehr nothwendig sei, und daß er seine frühere allgemeine Bestimmung wieder aufnehmen könne. Auch die Unabhängigkeit Griechenlands in Einklang mit den Bestimmungen der Londoner Conferenz war von der Türkei zugestanden; der neunjährige Kampf hatte seinen Abschluß gefunden. —

V.

Der Kampf der Griechen um ihre Unabhängigkeit, die Stellung der Großmächte zu demselben und unter sich während desselben, finden außerordentlich viele Analogien in den entsprechenden Verhältnissen, wie sie die augenblicklich im Orient brennend gewordene Frage zur Anschauung bringt. Es ist dieselbe moralische Erniedrigung, zu der dort die Griechen herabgesunken waren und die sich hier in den Volksstämmen documentirt, welche jetzt die türkische Herrschaft abzuschütteln trachten: es liegt aber auch hier wie dort der ethische Anspruch dieser christlichen Völkerschaften vor auf Loslösung von Verhältnissen, die jene Versunkenheit hervorgerufen. Es ist ein sehr wohlfeiles Raisonnement, zu sagen, der türkische ist unter alle den Stämmen, welche die weiten Lande zwischen dem schwarzen und dem adriatischen Meere bewohnen, der beste, der redlichste und der zuverlässigste; warum ihn vertreiben und die sittlich unwürdigeren an seiner Statt zu den herrschenden machen? Gerade weil jene christlichen Völkerschaften in den eigenthümlich gebundenen Verhältnissen, in die sie das osmanische Reich einzwängt, jeder höhern Culturentwicklung fern gehalten werden, weil sie durch jene Gebundenheit in ihrem innersten Leben dem entsetzlichsten Versinken unterliegen, deshalb wird es nicht allein für sie, sondern für die Gemeinschaft des europäischen Staaten-Complexes zu gebieterischer Nothwendigkeit, ihnen normale Bedingungen der Existenz zu verschaffen. — Die Erscheinungen des Krieges bilden Signaturen für die Stufe des Culturlebens, auf welcher sich die im Kampfe gegen einander stehenden Völker befinden. Es ist eitel müßig, die Barbareien, welche der jetzige Krieg und die ihn einleitenden Aufstände zur Schau stellten, jenachdem der einen oder der andern Seite anzurechnen. Der Muhamedanismus ist seiner innersten Natur nach grausam; Engländer, Russen und Franzosen haben nur die jüngsten Annalen ihrer Kriegsthaten nachzusehen, um davon berichten zu können, daß schon die Berührung mit dem Muhamedanismus Grausamkeiten aufzwängt; seine Bekämpfung kann kaum anders als mit denselben Waffen erfolgen, als die sind, die zu gebrauchen ihm Glauben, Gesetz und Tradition nicht allein gestatten, sondern auch vorschreiben. Wenn ein Schauspiel wüstester Rohheit jetzt unmittelbar vor die Thore europäischer Civilisation gerückt ist, so sollte das nicht zu Declamationen, wie die Gladstone's, veranlassen, wol aber jene Worte des Contre-Admirals Halgan aus dem Jahre 1821 in das Gedächtniß Europa's zurückrufen: „Früher oder später,

Digitized by Google

Griechenland muß befreit werden!" Das mit voller Scharfsichtigkeit für die damalige Situation abgegebene Urtheil ist auch heute zutreffend; auch jetzt liegt die Unlösbarkeit der Gegensätze in den politischen und socialen Verhältnissen der christlichen Bevölkerungen zu ihren türkischen Herren weit aufgedeckt zu Tage; auch jetzt heißt es „c'est à l'Europe de s'arranger en conséquence." Aber es besteht der Unterschied den Zuständen von 1821 gegenüber, daß seit jenen Tagen alle Entfernungen in Europa außerordentlich viel geringer, alle Berührungen unmittelbarer, alle Beziehungen enger geworden sind. Europa kann nicht so lange warten wie damals; es muß sich früher arrangiren, wenn es nicht unersetzlichen Schaden erleiden will. —

Auch die Türkei hat sich seit jener Zeit verändert; sie ist um ein sehr erhebliches Theil machtloser geworden; es fehlen ihr Charaktere und Individualitäten, so rücksichtslos gewaltsam und kräftig, wie Ibrahim-Pascha, Chosrew-Pascha und Reschid-Pascha; sie verfügt nicht mehr in gleicher Weise wie damals über die Kräfte Egyptens und der afrikanischen Regentschaften; die stets bereiten Rathschläge der europäischen sogenannten Freunde haben alle selbständigen Entschlüsse auf ein sehr niedriges Niveau herabgedrückt; das „laisser aller" ist zum Ergebniß einer sittlichen Erschlaffung geworden, welche mit dem Eindringen modernen Lebenszuschnitts über die Spitzen der Nation hereingebrochen. Aber daß der Koran und seine Wächter noch immer einen tiefgreifenden Einfluß haben, das ist durch die letzten Thronwechsel deutlich zu Tage getreten, und daß die auf den Koran gestützte türkische Politik nicht effectiv weicht, ohne daß ihr der äußerste Zwang angelegt wird, das ist ihr geblieben über allen Wechsel hinaus, den sie sonst erfahren. —

Ebenso finden sich bei den europäischen Großmächten heute die frappantesten Aehnlichkeiten mit den Rollen, die sie vor einem halben Jahrhundert glaubten durchführen zu müssen. Da ist dasselbe Frankreich, welches emsig nach einer Gelegenheit verlangt, die ihm vergönnte, sich wieder in die Reihe der bestimmenden Großmächte einzuführen, aus welcher es eine schwere nationale Demüthigung verdrängt hatte; es kommt ihm, wie zu jener Zeit, vor allen Dingen darauf an, wieder mit zu reden und mit zu thaten; es will dem vorbeugen, daß man bei der definitiven Regelung der Verhältnisse über die Mitwirkung oder auch über die Unterstützung Frankreichs einfach hinweggeht, wie sein Vertreter in Constantinopel es 1826 vermieden haben wollte; es hascht nach Bundesgenossen und nach Einfluß; es ist bereit, in jede Hand einzuschlagen, sobald sie ihm nur die Garantie bietet, sich wieder als Großmacht bezeugen, auch vielleicht Revanche nehmen zu können. —

Oesterreich, zu jener Zeit unter der Leitung Metternich's wenig beirrt durch irgend welche sittlich-ethische Idee, nur bemüht, seine einseitige Stellung zu erhalten und damit das Anwachsen russischer Macht zu verhindern, in diesem Sinne aber der eifrige Freund der Türken, ist jetzt gebunden durch den Dualismus, welcher weder bei den Deutschen der einen Reichshälfte, noch bei den Magyaren der anderen den Slaven einen Platz einzuräumen weiß. Diese letzteren zu schützen, sie gar zahlreicher in seinen Staatencomplex aufzunehmen, sperrt

Digitized by Google

es sich mit aller Gewalt und ist so wiederum der Feind von christlichen Völkerschaften, die an den Rand sittlichen Unterganges gebracht sind.

War dort mit dem Auftauchen der orientalischen Frage die Achillesferse der heiligen Allianz getroffen, so tritt hier die des Dreikaiser-Bündnisses zu Tage. Die heilige Allianz schien bis zum griechischen Unabhängigkeitskriege nahezu unantastbar; als dieser aber größere Abmessungen annahm, konnte Rußland der Versuchung nicht widerstehen und nahm eine politische Tendenz von Neuem auf, die es mit Oesterreich in Widerstreit brachte; Preußen kam aus dem Hangen und Bangen nicht heraus, und Oesterreich blieb, da andererseits Frankreich und England sich Rußland zuwandten, in Europa nahezu gänzlich isolirt erst die Juli-Revolution und der polnische Aufstand vermochten die heilig Verbundenen wieder zusammenzuschließen. Hat heute das Dreikaiserbündniß für Rußland noch eine andere Bedeutung als eine durchaus einseitige? Die Ankündigung, daß dieses Bündniß eine Schutzwehr für den europäischen Frieden bilde, behielt nur Wahrheit unter der Voraussetzung, daß die Alliirten Rußlands die Wege gehen, die es ihnen vorzeichnet. Die Anerkennung einer Solidarität der Interessen innerhalb des Bündnisses hat Rußland längst praktisch bei Seite geschoben. Es will, wie 1826, die Christen protegiren, aber gewiß nicht ihre Constituirung zu effectiv selbständigen Staaten. Es will seinen Einfluß erweitern, seine Machtsphäre vergrößern, es will wie damals das Ziel seines alten Strebens, den freien Ausgang des schwarzen Meeres, sich erschließen. Allerdings war das Rußland von 1826 despotisch zusammengefaßt in der festen Hand seines eben zur Regierung gelangten Czaren, während heute eine hoch und stürmisch aufgeschossene öffentliche Meinung dem edlen Willen des vielerfahrenen Sohnes weitgehende Zugeständnisse abgewinnt. Der Panslavismus hat sich in den akut gewordenen Gegensatz der Türkei und ihrer christlichen Unterthanen hineingeschoben.

Auch England ist nahezu dasselbe, wie in den Tagen nach Canning's Tode. Mit der Größe dieses Mannes war der leitende Staatsmann geschieden, der kühn den sich zur Anerkennung durchringenden politischen Gedanken erfaßte, und, indem er sich desselben bemächtigte, sein Land zur maßgebenden Macht im Oriente zu machen bestrebt war. Er bebte nicht davor zurück, die Türkei zu schwächen, wenn er nur etwas Lebensfähiges ihr zur Seite stellen konnte. Die wirklich Existenz gewinnende neue Schöpfung konnte ihm als Bürgschaft dienen, daß nicht russischer Einfluß zum herrschenden im Oriente wurde. Nach seinem Hinscheiden beginnt dasselbe Schwanken Englands, wie wir es jetzt sehen; die Besorgniß vor einem Kriege in der einen Wagschale, der dringende Wunsch, Rußland nicht zum Gebieter in Constantinopel werden zu lassen, in der anderen; bald hebt sich jene, bald diese. Eine öffentliche Meinung ist dem geschickten Volksführer überaus zugänglich; sie wird dem Parteigetriebe zur Beute und ist ihrerseits wiederum einflußreich genug, um ein kräftiges Auftreten der Regierung zu hemmen und erblassen zu machen. Wie mit Canning dem britischen Reiche das offensive Erfassen des eigentlichen Kerns der orientalischen Frage verloren gegangen war, so können seine Minister auch jetzt sich nicht dazu aufschwingen, Rußland etwas Anderes entgegenzusetzen, als Palliativ-Programme und eventuelle defensive Abwehr.

Digitized by Google

Den gewichtigsten Unterschied zwischen damals und jetzt findet der Vergleich, wenn er das deutsche Reich an die Stelle Preußens gebracht sieht. Fern und abseits schien dem letzteren der Orient gelegen; eine vermittelnde Rolle zu übernehmen zwischen dem isolirt verbleibenden Oesterreich und dem eigensüchtig strebenden Rußland, sodann zwischen diesem und den bedenklich werdenden Westmächten, möglichst die Interessen des europäischen Friedens zu vertreten, das schien der kleinsten Großmacht, deren Actionsfähigkeit sich nach den Jahren von 1806 bis 1815 erst allmälig wieder consolidirte, die ihm klar zugewiesene Aufgabe. Das Maß der Kraft bei Oesterreich und bei Rußland war noch nicht ein so ungleiches geworden, wie heute, wo das des ersteren durch die Abtrennung der italienischen Provinzen, vornehmlich aber durch die Selbstschwächung des Dualismus schwer geschädigt, das des zweiten durch den Gang losgebundener Entwicklung außerordentlich gehoben ist. Preußen konnte zunächst müßig bleiben, wenn beide diplomatisch mit einander rangen oder wenn es selbst zum Kriege zwischen ihnen gekommen wäre. Jetzt liegen die Verhältnisse anders; Deutschland hat unter den Großmächten eine Stimmführung übernommen, so volltönig, daß es nie überhört werden kann und darf; es ist ihm damit aber auch die Verpflichtung zugewachsen, diese seine Stimme im Concerte Europas überall da vernehmen zu lassen, wo große Fragen entschieden werden. Es darf sich keine Entwicklung vollziehen, ohne daß nicht Deutschland zu derselben bestimmte Stellung genommen hätte. Man möge aus jenem Kampfe, welcher endlich die Unabhängigkeit Griechenlands zur Verwirklichung führte, auch das nicht vergessen, daß der Kaiser Nicolaus, nachdem er den Frieden von Adrianopel mit dem Verhauchen der letzten Kraft seines Heeres eben noch zu Stande gebracht sah, dadurch, daß er die schließlich entscheidende Rolle in der damaligen Phase der orientalischen Frage gespielt hatte, einen Machtzuwachs von unermeßlicher Tragweite gewann. Es ist bekannt, daß er sich rasch mit Karl X. einigte und daß nur die ernste Weigerung Friedrich Wilhelms III. und später der Sturz der Bourbonen die tiefgreifendsten Correcturen der Karte von Europa verhinderten. Wird jetzt Rußland zum zweiten Male der thatsächlich entscheidende Factor in dem Vollzug eines Processes, der naturgemäß vor sich gehen muß, so gewinnt es ein moralisches Uebergewicht, das weit hinaus über dasjenige geht, welches ihm die Erwerbung irgend welchen Gebiets zufließen lassen würde; es wird dann wirklich zu dem Coloß, als welchen es zu sehen sich ganz Europa fürchtet. Es wird dies nicht durch die ihm etwa an und für sich zugesprochenen materiellen Vortheile, sondern durch die außerordentliche Ueberlegenheit, welche der Umstand ihm zuwendet, daß es in der wichtigsten Frage der politischen Welt die nothwendige Initiative ergriffen und durchgeführt hat.

Alle Welt blickt gespannt auf Deutschland, blickt auf seinen über Alles verehrten Kaiser, blickt auf den großen Realisten von Varzin. Ein Studium der Geschichte muß lehren, daß Deutschland in der orientalischen Frage, wie sie die Gegenwart gestaltet, die Aufgabe hat, einem einseitigen Vorgehen Rußlands entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen; Deutschland hat sich zum Träger der europäischen Politik im Gegensatz zu einer russischen zu machen. Nicht

Digitized by Google

um einen Schutz der Türkei kann es sich als Ziel dieser europäischen Politik handeln, nicht darum, die Erledigung einer Frage abermals zu vertagen, bei deren Entscheidung die Existenz von Völkerschaften auf dem Spiele steht, die der Sphäre christlicher Cultur angehören; es handelt sich darum, daß Rußland nicht zum alleinigen Schiedsrichter in einem Conflicte wird, der ganz Europa angeht. Das christliche Europa hat den Gegensatz zwischen der Türkei und ihren christlichen Unterthanen einem Austrag entgegen zu führen; es duldet das keinen Aufschub; eine gedeihliche Zukunft von ganz Europa hängt davon ab; das eiternde Geschwür, das seiner normalen Entwicklung immer wieder Störungen entgegenbringt, muß beseitigt werden; aber nicht nach dem willkürlichen Ermessen Rußlands muß dies geschehen, sondern durch eine muthige Operation, welche Europa vollzieht. —

Indem Deutschland einer einseitig russischen Politik mit dem ganzen Gewicht seiner moralischen und event. auch seiner materiellen Macht entgegentritt, wahrt es mit dem europäischen sein eigenstes Interesse. Kein Staat ist von einem Machtübermaß des slavischen Rußlands mehr bedroht, als Deutschland; es gibt keinen besseren Alliirten für Frankreich gegen Deutschland, als Rußland; die deutsche Individualität und die deutsche Unabhängigkeit haben moralisch und materiell von keiner Seite mehr zu befürchten, als von dem Andrängen der Entwickelungsgährung, welcher das sich modern umformende Rußland entgegengeht. Es gibt dem gegenüber für Deutschland nur einen natürlichen und durch die Verhältnisse zugewiesenen Alliirten, Oesterreich. Gleichartigkeit der Nationalität und der Sprache, der geographischen Lage und der Existenzbedingungen, Analogie der politischen Zwecke und Interessen, das Bedürfniß der gegenseitigen Ergänzung, Alles das sind Momente, welche Oesterreich und Deutschland aneinander fesseln. Deutschlands Rückhalt muß Oesterreich die Kraft geben, die Schäden seines Dualismus zu überwinden und sich zu dem Schirmherrn jener Völkerstämme zu machen, die jetzt ihre Stütze in Rußland suchen. In dem Bewußtsein, in Deutschland den sichern Alliirten gefunden zu haben, wird es auch vor der ihm im Osten gestellten Aufgabe nicht zurückweichen, einer Aufgabe, die ihm seine slavischen Unterthanen, sodann seine große Lebensader, die Donau, endlich aber der Kampf um's Dasein überhaupt vorzeichnen. Oesterreich und Deutschland werden, wenn zur Vertretung der europäischen Politik geeint, auf eine Unterstützung Englands unbedingt zählen können. —

Man bangt davor, nördlich des Balkans autonome, allein durch eine Tributpflichtigkeit an die Türkei gebundene Fürstenthümer entstehen zu sehen; man vermeint, sie würden nur Herde bilden, auf denen russische Intrigue daran arbeitete, das osmanische Reich vollständig zu stürzen. Man kann in Griechenland und ebenso in Rumänien den Beweis dargeboten finden, daß, sobald derartige Existenzen nur zu einiger Lebensfähigkeit gedeihen, sie keinem Einfluß bestimmter entgegenstreben, als dem russischen. Rußland ist nicht im Stande, sich absonderndes, individuelles Leben innerhalb seiner Machtsphäre zu dulden; selbst seine Kirche fordert eine weltliche Centralisation, der sich diejenige der Griechen zu entziehen sucht und die der Bulgaren nicht anschließen will. Auch davor

Digitized by Google

schreckt man zurück, der Türkei die Donau als Grenzstrom und als erste Vertheidigungslinie gegen Norden zu entziehen. Wir haben die Theorie, daß ein Strom die natürliche Grenze zwischen zwei großen Nationen bilde, erst in der neuesten Zeit praktisch widerlegen sehen; zugleich wurden die Vogesen als bessere Scheidelinie anerkannt. Der Balkan läßt in seiner trennenden Bedeutung die Mittelgebirge Westeuropa's unendlich weit hinter sich; eine Vertheidigung desselben wird noch auf geraume Zeit einem Staate nicht schwer fallen können, dessen naheliegendes Macht-Centrum die Zuführung von weit überlegenen Kräften zu vermitteln vermag, während die event. nördlich gebildeten Mittelstaaten kaum im Stande sein möchten, einem Angriffe ausreichende Consistenz und Nahrung zuzuführen. Aber auch wenn dies der Fall wäre, hat denn Europa wirklich ein Interesse daran, das türkische Reich mit Wall und Graben zu umziehen und damit die Möglichkeit zu erschweren, sich desselben über kurz oder lang zu entledigen? Und sollte es anderseitig nicht möglich werden, eine Gruppe neutraler Staaten im europäischen Südosten zu schaffen, mit ähnlicher Aufgabe, wie sie an anderer Stelle Belgien, Luxemburg, Holland und die Schweiz zu erfüllen haben, das heißt ein Territorium dauernd zu occupiren, das niemals in die Hände einer oder der anderen der Großmächte gelangen darf? — Es lassen sich diese beiden Fragen verschieden beantworten, aber zwei andere Sätze wird Europa als Axiomata anzuerkennen haben: *Der verwesende Leichnam einer muselmännischen Türkei muß beseitigt werden* und *Rußland darf nie einseitig über den türkischen Nachlaß verfügen.*

Digitized by Google

Die letzte Pappel.

Von

Julius Rodenberg.

Der Sturm von gestern Nacht hat sie gefällt. Es war aber auch ein furchtbarer Sturm. Die Fenster klapperten, die Ziegel fielen von den Dächern, draußen war ein solcher Rumor und in meinem Schlafzimmer ein solcher Zug, daß ich zum ersten Male nach langer Zeit wieder in einer Schiffskajüte zu schlafen glaubte. Die ganze Nacht träumte ich von der See, und als ich einmal aufwachte — meine brave Schwarzwälder Uhr draußen auf dem Gange schlug gerade Drei —, da war mir, als ob ich den alten Capitän rufen hörte — den alten dicken Capitän mit der rothen Nase und den kurzen Beinen, denselben, mit dem ich vor Jahren einmal in einer ähnlichen Nacht unterwegs war, zwischen Leith und Hamburg —, und dann vernahm ich ordentlich das Aechzen des Schiffes und das Brausen der Wellen, und ein Ton war in der Luft, als ob ein Baum bräche, als ob Holz splitterte ... „Mein Gott, mein Gott," rief ich, „wir sind verloren" — und ich wollte mich eben anschicken, das sinkende Schiff zu verlassen, um in einem der Böte Rettung zu suchen, als ich zum Glück bemerkte, daß ich in meinem Bette sei, und daß sich Alles in guter Ordnung befinde, mit Ausnahme der Wettergardinen und Ringe, welche vor dem Fenster zusammen mit dem Winde klingelten und musicirten, daß Einem der Schlaf wol vergehen konnte. Doch es war Sphärenmusik, verglichen mit den Schrecken der heulenden See, welche sich mir so lebendig aufdrängten, daß ich nicht nur den gischtüberschäumten Steuerbord gesehen, das Tosen der Brandung gehört, das Gemisch von Salz und Theer gerochen, sondern auch gewissermaßen den Grog geschmeckt hatte, den ich gestern Abend mit dem alten Capitän getrunken. Der friedliche Zuruf meiner Uhr beruhigte mich indessen auch über diesen letzteren Punkt; es ward mir plötzlich klar, daß ich allerdings gestern Abend Grog getrunken, starken Grog obendrein, aber nicht mit dem Capitän — der, Gott weiß es, schon lange kein Schiff mehr führt. Ich schlief also wieder ein. Aber in derselben Nacht und um dieselbe Stunde ist sie vom Sturme gebrochen worden, die letzte Pappel.

Digitized by Google

Als ich zuerst in diese Gegend der Stadt kam, vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, da waren mehr Pappeln hier; in der That, mehr Pappeln als Häuser. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, war noch nicht, und die Straße, in der es steht, war noch nicht, und alle anderen Straßen um sie her waren auch noch nicht. Gärten waren da, mit kleinen, niedrigen, einstöckigen Häuschen und gemüthlichen Leuten darin, denen man in die Fenster sehen konnte, wenn man vorüberging. Man konnte sie, bei der Lampe, rund um den Tisch sitzen und ihr Abendbrod essen sehen, welches ihnen in der Regel ausgezeichnet schmeckte. Still war es hier, wie auf dem Lande; Wagen kamen selten, und Omnibusse gab es noch nicht. Aber Pappeln gab es, die schönsten und die größesten, die man sehen konnte; alte Bäume, die zur Zeit Friedrich's des Großen gepflanzt, und schon stattlich in die Höhe gegangen sein und eine hübsche Allee bilden mochten, als er, in seinen späteren Jahren, in seiner Kalesche von Potsdam nach Schöneberg, und von Schöneberg nach Berlin fuhr. Saatfelder waren damals zu beiden Seiten der Pappelallee, und Wiesen und Gräben, und Etwas davon war noch übrig vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, wiewol das Saatfeld hier und da schon hinter Holz- und Kohlenplätzen verschwand, die Wiesen sich in Baugrund verwandelten und die Gräben in einen Canal, auf welchem Torfkähne gingen und demnächst der erste Apfelkahn erschien.

Wo der Apfelkahn erscheint in Berlin's Gewässern, da darf man auf eine Wendung der Dinge gefaßt sein; heute noch ein einsames Zeichen der vordringenden Cultur, wird er morgen oder übermorgen von neuen Häusern, neuen Straßen, neuen Menschen umgeben und in dieser sich überstürzenden Menge des Neuen das einzige Ding sein, welches mit einem gewissen Ausdruck von Alter, Stabilität und Ehrwürdigkeit seinen Platz behauptet.

Indessen litt die Pappelallee vorläufig keinen Schaden; sie gewann sogar durch die Nähe des Wassers einen malerischen Reiz mehr, und da, wo sie in einer Art von spitzem Winkel auf den Canal stieß, lag ein Garten, der von allen Gärten in dieser Nachbarschaft der merkwürdigste war. Es war nur ein kleiner Garten; aber einen großen Raum müßte ich haben, wenn ich all' seine Eigenschaften beschreiben wollte. Er war dreieckig; man mußte, wenn man von der Straße kam, ein paar Stufen hinabsteigen, und man hatte, wenn man darin war, die Vorstellung, nicht nur in einem tiefen, sondern auch in einem niedrigen Garten zu sein, wenn so Etwas von einem Garten gesagt werden kann. Denn die Bäume wuchsen hier nicht in die Höhe, wie Bäume sonst zu thun pflegen, sondern sie waren, ich weiß nicht durch welche Kunst, in die Breite gestreckt worden, so daß sie den ganzen Garten mit einem Geflecht von Zweigen bedeckten, durch welches zwar der Regen, aber niemals ein Sonnenstrahl dringen konnte. Dennoch war es ein schöner Aufenthalt, und halbe Sommernächte lang habe ich darin gesessen.

Ich vergaß zu sagen, daß es ein Bier- und Kaffeegarten war; doch das werden die Leser wol errathen haben. Wie wäre ich sonst in den Garten gekommen? Flieder büsche wuchsen an den Ecken des Gartens und erfüllten ihn, zur Zeit der Blüthe, mit ihren süßesten Düften. Auch ein Hügel erhob sich nach der Wasserseite hin über den lückenhaften Bretterzaun, der den Garten um-

Digitized by Google

gab; und hier, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlaubte, pflegte sich an jedem Nachmittage, präcis vier Uhr, ein kleiner Kreis von Damen zu versammeln, welche, sobald sie ihre Sitze eingenommen, unaufhörlich strickten und unaufhörlich miteinander redeten. Ich habe mich, in jenen Tagen, oft darüber gewundert, was sie mit all' den Strümpfen anfangen oder woher sie all' den Stoff zu ihren Gesprächen nehmen könnten. Doch sie müssen es wol gewußt haben, und auch ich gewöhnte mich zuletzt daran, wie an irgend eine andere gegebene Thatsache des Lebens. Denn ich war, wie gesagt, ein regelmäßiger Besucher, ich darf sagen, ein Stammgast des Gartens und lernte allmälig die Gesichter der übrigen Gäste kennen, und in gebührender Reihenfolge ihre Namen, ihren Stand, ihren Charakter und bis zu einem gewissen Punkt, so weit es sich auf den Garten bezog, ihre Geschichte.

Schon am Schritt, wenn er noch draußen in der Pappelallee war, unterschied ich den alten Major von dem alten Regierungssecretär, die beide den Garten liebten und an jedem Tag an demselben Tische saßen, ohne jemals ein Wort miteinander zu wechseln. Dennoch, obwol sie sich nicht einmal grüßten, bestand eines der intimsten, auf das feinste Maß gegenseitiger Achtung gegründetes Verhältniß zwischen diesen Beiden. Beide trafen fast gleichzeitig auf ihren Posten ein, Beide theilten brüderlich unter sich die Zeitungen des Locals, Beide fuhren mit demselben Ingrimme auf, wenn irgend ein Anderer, mit dieser ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit unbekannt, ihnen ein Blatt streitig machen wollte, und Beide, nachdem sie ihre Lectüre beendet, ihren Kaffee getrunken und ihre Zeche bezahlt, erhoben sich kurz nach einander vom Tisch und gingen, wie sie gekommen waren. So habe ich sie Jahre lang beobachtet und immer von einem Tag zum anderen Tag erwartet, daß sie sich anreden würden. Doch das geschah nicht, so daß ich, wenn ich die Damen auf dem Hügel, die den Faden niemals verloren, mit diesen beiden Herren verglich, die ihn trotz täglichen Beisammenseins nicht anknüpfen wollten oder konnten, zwei der größesten Gegensätze der menschlichen Natur vor mir sah.

Ferner waren ein paar Schachspieler da, verhältnißmäßig junge Männer, aber mit einer guten Aussicht vor sich, in ihrem Amt älter zu werden: nämlich zwei königliche Gerichtsassessoren; ferner ein hagerer, knochiger alter Mann, der einen dicken Shawl um den Hals und einen Sommerhut trug und nach der Aussage des Kellners (mit dem er sich regelmäßig jeden Tag eine halbe Stunde lang unterhielt) ein berühmter Gelehrter sei — in welcher Wissenschaft, konnte mir der Kellner nicht sagen, aber ich vermuthete damals in irgend einer von den schönen Wissenschaften, der Aesthetik oder Philosophie; ferner ein dicker Metzger, der, wie ich aus dem Wohnungsanzeiger erfuhr, an Wollank's Weinberg wohnte und alle Tage den weiten Weg in seiner Equipage machte, um hier, vor dem, was damals noch das Potsdamerthor war, Kaffee zu trinken und die Gerichtszeitung zu lesen.

Ich muß bemerken, daß diese Gesellschaft, die sich während des Sommers im Garten versammelte, in das kleine Haus rückte, sobald der Herbst gekommen war. Dieses kleine Haus, in welchem die Wirthschaft betrieben wurde, war in seiner Art ebenso merkwürdig, wie der Garten. Ich begriff damals nicht und

Digitized by Google

begreife noch heute nicht, wie zwischen diesen vier Mauern Alles Platz hatte, was sich wirklich darin bewegte: die Kellner, die Köchin, die Gäste, und um das Beste zuletzt zu nennen, die Wirthin. Das Etablissement befand sich nämlich in weiblichen Händen. Die Wirthin, eine Wittwe in reifen Jahren, ließ sich im Garten selten sehen, so daß Besucher, die nur während des Sommers kamen, kaum eine Ahnung von ihrer Existenz gehabt haben mögen. Dagegen waltete sie mit um so größerer Sorgfalt im Hause, und wer in das Innere desselben zugelassen und nach einer gewissen Probezeit in das Vertrauen der Wirthin aufgenommen war, der konnte sich nicht beklagen; der saß wie in Abraham's Schooß. Das Meublement war zwar von der einfachsten Sorte (ich wende mich von meinem biblischen Bilde wieder zurück zu der kleinen Gartenwirthschaft); die Stühle hatten weder Polster noch Strohgeflecht, sogar einer hölzernen Bank erinnere ich mich. Allein Niemand verlangte etwas Besseres, Jeder war damit zufrieden und dankte Gott, wenn er, am Abend eintretend, seinen Platz unbesetzt fand. In diesem Punkte jedoch verstanden die Gäste der Gartenwirthschaft keinen Spaß, und ich entsinne mich noch sehr wohl des Spectakels, welchen der Professor machte, als eines Abends ein blonder, schüchterner Jüngling, der die Gesetze des Instituts nicht kannte und eigentlich nur aus Irrthum hineingerathen war, auf seinem Stuhle saß. Sonst aber ging es sehr friedfertig und ordnungsmäßig her, einen Tag und Abend wie den andern. Oellampen brannten in dem langen, niedrigen und schmalen Gemach, welches dicht an die Küche stieß und in welchem die Gäste ihr Abendbrod erhielten, dampfend wie es vom Herde kam. Hinter dem Kellner her, in den späteren Abendstunden, machte die Wirthin die Runde, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie hier einen Augenblick stehen blieb und dort sich einen Augenblick niederließ; wie sie mit einer ungezwungenen Vereinigung von Zutraulichkeit und Würde in ihrem Benehmen an jeden Einzelnen das Wort richtete und Allen gleichmäßig das Gefühl des Behagens zurückließ. Wir jüngeren Adepten ihrer Wirthschaft nannten sie „Mutter", und eine Mutter war sie uns, bedacht für Speise und Trank und sonstiges Wohlbefinden, bewandert in allen Angelegenheiten unseres täglichen Lebens, zuweilen mit einer kleinen Aufmunterung und zuweilen mit einem leisen Tadel; eine stattliche Person in einem baumwollenen Kleide, die glattgestrichenen Scheitel schwarz, mit kaum einem Verdacht von vordringendem Weiß, und das Gesicht voll, mit just einem Anflug von Kupfer, jenem Vertrauen erweckenden Zuge der Gastlichkeit.

Uebrigens gab es auch ein einziges Sopha im Zimmer; es war mit großgeblümtem Cattun überzogen und nach stillschweigendem Uebereinkommen für den weiblichen Theil der Gesellschaft reservirt. Denn auch Damen kamen in das Winterlocal des Gartens; besonders eine Dame mit zwei Töchtern, einem paar der hübschesten Wildfänge, die ich je gesehen. Die Dame, eine würdige Matrone, hatte im Sommer ihren Ehrensitz auf dem Hügel, wo sie, umgeben von ihren Freundinnen, die Präsidentin des kleinen Damenclubs zu sein schien. Aber sie wich auch im Winter nicht, wenn der Hügel verödet war, wenn die Bänke und Tische im Garten übereinander gehäuft standen, wenn die Pappeln ihre Blätter umhergestreut hatten und auf ihren kahlen Aesten sich die Krähen wiegten. Da

Digitized by Google

kam die Dame mit den beiden Töchtern in das Gastzimmer, und da war es, wo die kleine Familie mein ganzes Herz gewann. Sie waren die glücklichsten drei Menschen, die mir in meinem Leben begegnet; sie sahen sich niemals an, ohne vor Vergnügen zu lachen, und freuten sich ihres Daseins auf jegliche Weise. Diese unmotivirte Heiterkeit gab mir häufig Anlaß zum Verdruß; denn manch eine Stelle in den Reden des Landtags (die damals noch nicht so interessant waren, wie sie heute sind) mußte ich zwei Mal, ja drei Mal lesen, wenn das Gelächter plötzlich erscholl. Und ich muß es bekennen! — kaum hatten die beiden Mädchen, die eine von zwölf, die andere von zehn Jahren, bemerkt, daß ich ein verdrießliches Gesicht machte, wenn sie lachten, als auch ihre gute Laune sich verdoppelte und die Ausbrüche ihrer Lustigkeit sich verdreifachten. Was diese beiden kleinen Mädchen mir an den Augen absehen konnten, das thaten sie um mich zu ärgern, mit Auf- und Zuwerfen der Thüren, mit Herein- und Hinauslaufen, mit Allem, was man einem ordentlichen und gesetzten jungen Manne nur zufügen kann, der den Zug nicht liebt und ungestört seine Zeitung lesen will. Und was mich noch am meisten ärgerte, das war, daß einer von den beiden Schachspielern, anstatt gemeinschaftliche Sache mit mir gegen die Störenfriede zu machen, sie vielmehr in ihren Tollheiten noch unterstützte und namentlich an dem älteren Wildfang — dem ärgsten der beiden — sein ganz besonderes Wohlgefallen zeigte. Ich zweifelte nicht länger an der traurigen Wahrheit, daß ich ein Hauptgrund des Vergnügens für die beiden kleinen Mädchen und eine Hauptanziehung ihrer Besuche sei; diese wurden immer regelmäßiger und immer länger, und zuletzt schien die glückliche Familie ganz in dem Local zu wohnen. Des Nachmittags, wenn ich meinen Kaffee trank, waren sie schon da, und am Abend, wenn ich zu Nacht speiste, waren sie noch da. Die Mutter, eine brave Frau, hatte nicht Zeit, sich um ihre Töchter viel zu bekümmern, denn neben ihr im Sopha saß immer eine oder die andere von den Matronen des Hügels, und am Mittwoch, Sonnabend und Sonntag spielten sie Whist. Die beiden kleinen Mädchen fingen an, mir den Garten zu verleiden, und ich versuchte, demselben fern zu bleiben. Aber damals gab es noch nicht so viele Restaurationen wie heute; man hatte keine Wahl, und außerdem — ich bin schwach genug, es einzugestehen — die beiden kleinen Mädchen fehlten mir! Man gewöhnt sich allmälig auch an den Aerger, und nach einer Woche war ich wieder da.

Den Jubel hätte man hören sollen! An dem Tage stand die Thüre keinen Augenblick still, als ob mein Wiedererscheinen auf gar keine bessere Weise hätte gefeiert werden können.

Außerdem hatten die beiden kleinen Mädchen eine neue Attraction in Gestalt jenes Apfelkahns entdeckt, der damals ungefähr zuerst Anker warf im Canal. Nun waren die Aepfel an der Tagesordnung; Aepfel mit Wangen, so roth und blühend, wie die der beiden Mädchen. Alle möglichen Spiele mit Aepfeln und um Aepfel kamen auf's Tapet, sie warfen sich — und mitunter auch mich — mit Aepfelschalen, und ich hatte bei meinem Weißbier Zeit, über dieses Symptom nachzudenken.

Doch nicht allzulange; höchstens zwei bis drei Jahre. Da blieb eines Tages

Digitized by Google

das ältere der beiden Mädchen aus. Es ging mir ordentlich wie ein Stich durch's Herz, als die gemüthliche Frau, zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, nur mit der jüngeren ihrer Töchter hereintrat. Sie schien nicht weniger glücklich und zufrieden, als sie es vorher war; aber mir fehlte sie — mir fehlte das muntere Lachen meiner kleinen Feindin. Denn auch die Schwester war verstummt, seit die Spielkameradin verschwunden, und zu meinem Schreck bemerkte ich, daß sie lange Kleider trage.

Um diese Zeit begannen die Veränderungen, welche aus der geschilderten Gegend das gemacht haben, was sie heute ist. Ein paar Pappeln wurden gefällt, ein paar Häuser wurden gebaut — scheinbar ohne Zusammenhang. Aber mehr Pappeln und mehr Häuser folgten, und der Zusammenhang stellte sich bald genug heraus: es war auf ein neues Stadtviertel und eine vollkommene Vernichtung der ländlichen Allee abgesehen, und wir armen Gartenbewohner lebten, so zu sagen, nur noch auf Wartegeld. Ich kann nicht beschreiben, wie das von Tag zu Tag weiterging; aber wiederum nach ein paar Jahren, da sah man den Unterschied. Da sah man Straßen mit Namen, die man bisher nicht gekannt; riesenhohe Gebäude, zwischen denen sich der dreieckige Garten und das winzige Haus fast lächerlich ausnahmen. Von allen Pappeln waren nur noch drei oder vier übrig geblieben, welche den Saum des Gartens begrenzten; aber auch in jenem selbst bemerkte man den Einfluß der Zeit. An dem Tische der beiden Freunde, die niemals in ihrem Leben ein Wort mit einander gesprochen, saß nur noch einer; der andere war gestorben. Von den beiden Schachspielern war der eine in die Provinz versetzt worden und der andere war immer noch Assessor. Der reiche Metzger von Wollank's Weinberg brachte seinen Sohn mit, einen stämmigen Burschen von sechs Fuß Höhe; nur der Magister der freien Künste war unverändert derselbe, trug seinen Sommerhut im Winter und seinen dicken Shawl im Sommer, ein wahrhaft tröstliches Bild der Philosophie, zu der er sich bekannte.

Die Dame mit der einen Tochter kam zwar noch. Aber die letztere war eine sittsame Jungfrau geworden, welche die Augen niederschlug und besonders seitdem der Sohn des reichen Metzgers im Local erschien. Es hatte sich nämlich im Laufe der Begebenheiten zwischen dem Magnaten von Wollank's Weinberg und der Dame vom Fliederhügel eine stille Freundschaft gebildet, die sich unversehens auch auf deren Kinder übertrug; und auch räumlich rückten sich die beiden Parteien näher, als der Metzger den Entschluß gefaßt, den Boden seiner Väter zu verlassen und eines von den schönen neuen Häusern in der Straße zu kaufen, die damals noch die Grabenstraße hieß und nachmals Königin-Augusta-Straße genannt wurde, zur Erinnerung daran, daß Ihre Majestät an schönen Winter- und Frühlingsnachmittagen hier zu promeniren liebte.

Diese Dinge und noch manche andere ereigneten sich, als ich eines Abends an dem Tisch in der Sophaecke, in welchem jetzt regelmäßig der Metzger mit seinem Sohn und die gemüthliche Frau mit der hübschen Tochter zusammen saßen, eine zweite junge Dame wahrnahm, die schönste, die sich jemals in diesem Locale gezeigt. Sie war elegant gekleidet, in der Mode der damaligen Zeit, und sie war ein so liebliches und zierliches Geschöpf, daß man das Auge nicht

Digitized by Google

von ihr abwenden konnte — was außer mir auch noch der ledige Schachspieler zu empfinden schien, der in der That in einer seltsamen Aufregung war. Mehrmals hatte ich die junge Dame heimlich angeblickt, ohne mich auf sie besinnen zu können, als sie plötzlich — der ci-devant-Metzger mußte wol eine besonders komische Geschichte zum Besten gegeben haben — laut auflachte. An diesem Lachen erkannte ich sie — es war dasselbe fröhliche Gelächter aus der Kinderzeit, das mich damals so geärgert und heute mit einem süßen Reiz der Wehmuth an den ersten Apfelkahn und die entschwundenen Jahre und die gefällten Pappeln erinnerte. Doch mitten in ihrem Gelächter hielt sie inne, die ältere der beiden Schwestern — ihr Blick streifte den vereinsamten Schachspieler, und sie erröthete, was zur Folge hatte, daß auch er ganz roth wurde.

„Aha, Mutter," flüsterte ich der Wirthin zu, die in diesem Augenblick die Runde machte, „daraus kann Etwas werden!"

„Aber sie müssen sich beeilen, wenn sie's in diesem Local noch fertig bringen wollen," erwiderte sie, „ich habe den Garten verkauft. Uebrigens ist sie jetzt ein reiches Mädchen — sehen Sie nur, wie sie sich trägt —, sie hat einen reichen Onkel beerbt, der sie hat auf seine Kosten erziehen lassen, und er (mit einem Blick auf den Schachspieler) ist seit gestern Stadtrichter."

„Eins wäre genug gewesen," bemerkte ich.

Aber die Wirthin zuckte die Achseln, indem sie sich mit den Worten entfernte: „Na, so'n Berliner Stadtrichter!"

Unter so glücklichen Auspizien habe ich die kleine Gartenwirthschaft zum letzten Male gesehen. Ich verließ Berlin für mehrere Jahre, und als ich von meinen Reisen heimkehrte und unterwegs, fast im letzten Augenblicke noch, beinahe Schiffbruch gelitten hätte, wie ich im Eingang dieses wahrheitsgetreuen Berichts erzählt habe, da war das kleine Wirthshaus niedergerissen, der Garten als Baustelle eingehegt, wie man ihn heute noch sehen kann, und nur noch eine von den drei Pappeln, die letzte, stand am äußersten Rande desselben. Oft von meinem Fenster aus habe ich nach ihr ausgeschaut; aus seiner Höhe herab hat dieser alte Baum jahrelang auf mich niedergeblickt, wenn ich bei der Arbeit saß, und mir gleichsam ermunternd zugenickt, wenn ich von derselben aufstand. Oft in der Dämmerung sah ich seinen Wipfel hin- und herbewegt vom Abendwind, und dann war's mir ordentlich, als ob er leise spräche oder sänge — als ob Lieder durch seine starken Aeste zögen, Liebeslieder, Wiegenlieder, Lieder von häuslichem Glück und Frieden. Wie ein Andenken aus alter Zeit und eine Verheißung der Natur, die immer weiter hinausgetrieben wird aus dem steinernen Umfange von Berlin, war mir dieser Baum. Ich habe ihn geliebt, wie keinen zweiten Baum in Berlin — und heute ist auch er nicht mehr.

Als ich heute meinen Morgenspaziergang machte, da lag er da, geknickt, abgebrochen vom Sturm. Viele Menschen standen um ihn her, um den zerstückten Stumpf, der noch in seinem Tode einen frischen Erdgeruch ausströmte. Unter vielen Anderen erkannte ich auch die beiden schönen Schwestern — ansehnliche Frauen jetzt und von einem halben Dutzend Kinder umgeben, welche beladen mit Packeten und Schächtelchen vom Weihnachtsmarkte kamen. Ich hatte sie lange nicht gesehen und von ihrem ferneren Geschick Nichts erfahren;

Digitized by Google

aber es freute mich, daß wir uns wieder trafen, gleichsam bei dem Begräbniß dieses Baumes, der in ihre Kinderzeit und meine Jugend gerauscht. Die Eine hörte ich „Frau Stadtgerichtsrath" tituliren, so daß nicht nur an ihrer Identität, sondern auch an dem erfreulichen Avancement ihres Gatten, des mehrerwähnten Schachspielers, kein Zweifel war. Was die Andere betraf, so war sie so rund und behaglich, daß ich sie von allen Männern der Welt keinem lieber gegönnt, als dem Sohne des Metzgers von Wollank's Weinberg, der sie denn auch seit Jahr und Tag die Seine nennt.

Jetzt kam auch noch der Philosoph in Shawl und Sommerhut. Er sah sich das, was man wol die Leiche des Baumes nennen könnte, einen Augenblick an, erkundigte sich nach den näheren Umständen des beklagenswerthen Ereignisses und spendete dann den Leidtragenden den einzigen Trost, welchen seine Wissenschaft zu bieten hat, daß nämlich Pappeln und Menschen sterben müßten, wenn ihre Zeit gekommen. Damit ging er, und auch ich nahm bewegten Herzens Abschied von der letzten Pappel.

Digitized by Google

Berliner Chronik.

10. November 1876.

Die Theater.

Während des Sommers wurde einmal wieder von der Reform des deutschen Theaters gesprochen: die politischen Zeitungen erörterten eingehend in weitschichtigen Leitartikeln eine schon im Anfang dieses Jahres veröffentlichte Broschüre: „Das deutsche Theater und seine Zukunft. Von einem Staatsbeamten.“ Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die interessante Schrift aus dem preußischen Ministerium stammt und daß ihre Vorschläge, wenigstens in einzelnen Punkten, an hoher Stelle Billigung finden. Für Denjenigen, der das Theater von langer Hand her kennt, beweist dieser Ruf nach Reform, diese Klage über den Verfall der Bühne nur Eins, daß nämlich die sieben magern Kühe Pharao's auf der Wiese der dramatischen Dichtung erschienen sind. Wenn ein gutes Stück nach dem andern auf den Brettern sich zeigt; wenn neben einander, in einem glücklichen Jahrzehnt, wetteifernd Gutzkow, Laube, Halm, Freytag, Hebbel, Klein mit immer gereifteren Werken um den Kranz ringen; wenn in zweiter Linie leichte Talente, wie Benedix und die Frau Birch-Pfeiffer, die Alltagskosten der theatralischen Unterhaltung bestreiten: wer hält es da für nöthig, das Theater an Haupt und Gliedern zu reformiren? Da kommen in Fülle schauspielerische Talente an's Licht, die allgemeine Theilnahme wird geweckt, das Theater wird ein stets besuchter Sammelplatz der gebildeten Gesellschaft. Es ist nicht die Rede davon, der sinkenden Bühne die rettende Hand der Staatshilfe zu reichen. Umgekehrt, lassen die Dichter das Theater im Stich, gleich sind die Reformer da. Ohne Zweifel sind diese Pläne, diese Vorschläge dankenswerth; es sind eben so viele Zeugnisse für das Interesse, welches das deutsche Theater noch immer in den weitesten Kreisen der Nation erregt, in der Höhe wie in der Tiefe. Aber einen Einfluß auf die Entwickelung unserer Bühne werden sie ebensowenig ausüben, wie alle Preisausschreibungen und Preisvertheilungen eine belebende Wirkung auf die dramatische Dichtung ausgeübt haben.

So glaubt der „Staatsbeamte“ die Zukunft des Theaters, zunächst in Preußen, sicher zu stellen, wenn er der „Akademie der Künste und Wissenschaften“ eine Art theatralischer Section hinzufügt und die Bühnen in den Hauptstädten der Provinzen mit einer jährlichen Subvention von je 30,000 Mark aus dem Staatssäckel unterstützt. Kein Theaterdirector in Breslau oder Königsberg wird für eine so geringe Summe sich einen staatlichen Einspruch in seine Leitung gefallen lassen: ein kleines Theater, wie das in Dessau, braucht einen Zuschuß von 80,000 Mark aus der Schatulle des Fürsten; die Einrichtung von zwei oder drei Shakespeare'schen Stücken würde die ganze Staatshilfe verschlingen, und Niemand würde dem Director vorher einen Erfolg seiner Mühen und Kosten versprechen können. Einzelne Theaterdirectoren haben ein großes Loos aus der Urne gezogen, die meisten halten sich gerade nur mühsam im Gleichgewicht,

Digitized by Google

eine nicht geringe Zahl verfällt jährlich dem Bankerott. Der Staat mag eine Hochschule, ein Theater kann er nicht erhalten: dazu war und wird immer ein Publicum nöthig sein. Sieht man von der Geldfrage ab und faßt die theatralische Section der Akademie in's Auge, so erhebt sich vor uns die nicht sehr verlockende Oberaufsicht des Staates über die dramatische Kunst. Im Zeitalter der Preßfreiheit und der Theaterfreiheit ist mit solchen bureaukratischen Einrichtungen nichts mehr zu leisten, weder im negativen, noch im positiven Sinne. Shakespeare, Schiller; Molière, Scribe; Lope, Calderon werden geboren, nicht durch künstliche Zucht und Pfropfreiser erzeugt. Der Gedanke, daß in irgend welcher Weise schlechte und unwürdige Stücke durch die Neuordnung der Theaterverhältnisse von der Darstellung ausgeschlossen werden könnten, wird im Ernst von keinem Manne, der mit diesen Dingen vertraut ist, geglaubt. Was unter der Herrschaft der Reaction, als jede Theaterconcession von dem guten Willen des Berliner Polizeipräsidenten abhing, als in einem gewissen, sehr begünstigten Theater der Hauptstadt Alle, vom Director bis zum Coulissenschieber hinab, dieselben Garantien der Bildung boten, auf den Brettern erlaubt war, wissen wir noch nachschauderud zu erzählen. Es wird nicht zu hindern sein, daß der Gassenhauer „Hirsch in der Tanzstunde", oder „Der geschundene Raubritter" ihre Reise durch Deutschland, von Theater zu Theater, machen, aber keinem Verständigen wird es einfallen, daraus auf den Untergang des Theaters zu schließen, daraus die Nothwendigkeit der Reform zu entwickeln. Wollt ihr einmal eine Bühne, so müßt ihr euch auch ein freches chinesisches Schattenspiel und eine Zote gefallen lassen. Ein „gereinigter" Aristophanes mag für junge studirende Damen nützlich und werthvoll sein, wie es ja auch einen „Familien-Shakespeare" gibt; aber was haben die Nothwendigkeiten der Schule mit der Bühne zu thun? Will der Staat sich des Theaters annehmen: Keiner wird ihm sein Recht dazu bestreiten; kommt er noch dazu mit einer vollen Börse, so werden sich hundert Hände nach derselben ausstrecken. Neben dem Schiller-Preis können wir noch einen Lessing-Preis für die beste dramaturgische Arbeit, einen Iffland-Preis für die beste schauspielerische Leistung einsetzen: das schließliche Facit wird immer Null sein. Dem Einzelnen, welchem der Preis zuerkannt wird, gönnt Jeder den Ruhm und den goldenen Lohn, beide sind ihm vielleicht Sporn und Antrieb zu neuen Schöpfungen. Aber würde es z. B. Albert Lindner nicht ganz anders in der Entwickelung seines Talentes gefördert haben, wenn man ihm für seinen „Brutus und Collatinus" keinen Preis gegeben, dafür aber seine „Katharina II.", seine „Bluthochzeit" auf der Hofbühne aufgeführt hätte? Das A und O der leidigen Theaterfrage ist nicht der Staat, nicht das Publicum mit seinem feinen oder verdorbenen Geschmack, nicht die Kritik, die jetzt bekanntlich, nach dem Urtheil der Reformer, keinen Schuß Pulver werth ist — der dramatische Dichter ist es in erster, der Regisseur in zweiter Linie. Gebt uns einen Dichter, und wir werden Schauspieler; gebt uns einen Regisseur, wie ihn Meiningen besitzt, und wir werden ein Ensemble haben. Aber ich fürchte, wie keinen Dichter, kann man auch keinen Regisseur erziehen.

Ein Blick auf die Berliner Theater während der letzten Wochen zeigt deutlich, wo wir die Ursache des Verfalls zu suchen haben. Seit dem 1. September hat die neue Saison begonnen, zwei Monate währt sie schon, und das vollgezählte Dutzend der größeren Bühnen, das hier allein in Betracht kommen kann, hat dem Publicum noch nicht ein Dutzend Neuigkeiten geboten. Solch' magere Kost vermag die Begierde nach theatralischen Genüssen nicht zu erwecken, noch weniger zu stillen. Mit dieser Dürftigkeit der dramatischen Production vergleiche man den Reichthum des belletristischen Inhalts, den die illustrirten Zeitschriften, den selbst die politischen Zeitungen ihren Lesern bieten. In zwei Monaten führt die Hofbühne ein neues Stück auf, das Residenztheater lebt von Björnson's „Neuvermählten" und Dumas' „Fremden", das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat seine „Fatinitza" glücklich zur fünfzigsten Vorstellung gebracht — und so weiter. Wenn die Dichter aufhören, für das Theater zu arbeiten, woher sollen den Schauspielern neue Aufgaben erwachsen, woher das

Digitized by Google

Publicum Theilnahme und Anregung schöpfen? In der Republik des Plato mag man vom classischen Brode leben; in der Welt, wie sie ist, leben wir von täglich neugebackenem.

Trotz all' ihrer Schwächen nimmt Dumas' „Fremde", die in einer geschickten Uebertragung von Paul Lindau im Anfang des Octobers auf der Bühne des Residenztheaters erschien, unter den theatralischen Neuigkeiten die erste Stelle ein. Dies neueste Werk des wunderlichen, sich in Seltsamkeiten gefallenden, aber immer geistvollen und anregenden Dichters läßt sich in keiner Weise mit „Demimonde", mit „Monsieur Alphonse" oder auch nur mit der „Cameliendame" und dem „Leichtsinnigen Vater" vergleichen: es ist eine verzwickte, mittelmäßige Arbeit. Selbst wenn wir willig den Vorbedingungen des Dichters zustimmen und in seine Welt eintreten, so fehlt diesem Schauspiel in seiner Entwicklung und Lösung jede Wahrscheinlichkeit. Dennoch unterhält und fesselt es den Zuschauer durch die Kunst, mit der es aufgebaut ist, durch die Ueberraschungen, die es ihm bereitet, die Charaktere, die es ihm vorführt. Die Geschichte ist kurz erzählt folgende. Der reichgewordene Kaufmann Mauriceau hat seine einzige Tochter mit dem Herzog von Septmonts verheirathet; der Parvenu wollte ein Wappen, einen vornehmen Namen in seiner Familie haben. Den hochadeligen Namen hat er, aber der Mann, der ihn trägt, ist ein verkommener, nach der Meinung aller Personen, die im Stück auftreten, nichtswürdiger Roué. „Sie sind ein Elender!" ruft ihm seine Gattin nach einer heftigen Scene zu und der Doctor Remonin, die verkörperte Moral des Stücks, nennt ihn eine Vibrione. In verwesenden Stoffen erkennt man mit dem Mikroskop kleine Thierchen, Vibrionen, welche die Fäulniß herbeiführen oder doch befördern. Auch die moderne Gesellschaft hat solche Vibrionen, ein hervorragendes Exemplar dieser Gattung ist der Herzog. Diese Thiere sind da, man weiß nicht, woher sie kommen, plötzlich verschwinden sie, man weiß nicht wohin. Wie hat nur Mauriceau, der sich im Verlauf der Fabel als ein guter, sentimentaler Vater zeigt, seine Tochter einem solchen Manne geben können? Das Wappen, die adelige Haltung des Herzogs haben ihn bestochen; aus leichtsinnigen Junggesellen werden oft die besten Ehemänner, hat er sich gesagt. Und Katharina, die eine sehr entschlossene, eigenwillige und trotzige Natur ist, wie hat sie sich zu dieser Heirath hingeben können? Aus dem beleidigten Stolz des jungen Mädchens. Sie hegt eine schwärmerische Neigung für den Sohn ihrer Erzieherin, den braven Ingenieur Gérard. Dieser aber hat, wie uns Mauriceau versichert, als verständiger Mann eingesehen, daß von einer Heirath zwischen ihm, dem armen Plebejer, und der reichen Erbtochter nicht die Rede sein könne, und sich entsagend zurückgezogen. So ist Katharina Herzogin von Septmonts geworden, eine tief unglückliche Frau, ihren Mann in jeder Beziehung hassend und verachtend, mit einer leidenschaftlichen Liebe im Herzen. Das Stück spielt im ersten Act in ihrem Salon. Sie gibt einen öffentlichen Ball für die Armen, in ihren Gemächern hat sie ihre näheren Verwandten und Freunde um sich versammelt. Da bittet Mistreß Noemi Clarkson um die Ehre, von der Frau Herzogin hier empfangen zu werden: für eine Tasse Thee, die ihr die Herzogin anbietet, wird sie den Armen zehntausend Francs schenken. Man sieht, diesen Leuten ist das Gold nur Chimäre. In dem Salon der Herzogin erregt die Bitte der „Fremden" Verlegenheit bei den Männern, Empörung bei den Frauen. Alle Männer kennen die Dame persönlich, alle Frauen wissen von ihr durch das Gerücht das Schlimmste. Noch nie, heißt es, hat Mistreß Clarkson das Zimmer einer anständigen Frau betreten. „Wenn einer der hier anwesenden Herren," sagt die Herzogin endlich mit herausforderndem Tone, „die Dame mir vorstellen will, werde ich sie empfangen." Nach einer Pause erwidert der Herzog von Septmonts gelassen: „Ich werde es thun." Natürlich, er hat zwei Gründe, der „Fremden" diesen Dienst zu leisten. In ihrem Salon hat er seinen Schwiegervater Mauriceau kennen gelernt, unter ihrer Aegide ist seine Heirath mit Katharina geschlossen worden, und was mehr ist, er liebt sie, verblendet, rasend: was freilich für eine Vibrione merkwürdig genug ist. Mistreß Clarkson erscheint, die

Digitized by Google

Herzogin reicht ihr die Tasse Thee. Hin und her fallen einige nichtige Worte; „besuchen Sie mich, Frau Herzogin," sagt die „Fremde" leise beim Abschied, „ich hätte mit Ihnen über ein Geheimniß zu reden." Am Arm des Herzogs entfernt sie sich wieder und in vollem Ausbruch des Ekels und des Zorns ruft Katharina: „Nun öffnet alle Thüren und laßt Jedermann eintreten." Der dritte Act macht uns mit der geheimnißvollen Fremden bekannt. Noemi Clarkson fühlt sich gedrungen, der Herzogin ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Ein Gewebe von romantischen Unwahrscheinlichkeiten und haarsträubenden Abenteuern, die eine Weile unser Kopfschütteln und zuletzt unser Gelächter herausfordern. Noemi ist eine Quadrone, die Tochter eines Weißen und einer Farbigen. Der Vater hat Mutter und Tochter als seine Sklavinnen auf einem Sklavenmarkt in den Südstaaten der Union verkauft. Räche dich, räche mich! hat die Mutter Noemi zugerufen, als sie unerbittlich, für immer, von dem Sklavenhändler getrennt wurden. Von diesem Tage an hat sich Noemi dem Rachewerk gewidmet; ein Dämon, weiß sie alle Männer, denen sie begegnet, in sich verliebt zu machen, sie auszuplündern und in's Verderben zu stürzen. Als erste Opfer fallen ihre beiden leiblichen Brüder; einen Mr. Clarkson heirathet sie, um ihn eine Stunde nach der Trauung seines Vermögens zu berauben und davonzugehen. Warum sie gerade nach Paris gekommen ist, um die Sklavin aus Südcarolina an den unschuldigen Parisern zu rächen, bleibt ein Geheimniß, aber es bedeutet nicht viel, daß wir in einer solchen Nebensache im Dunkeln umhertasten, Vibrionen und Dämonen geben uns noch ganz andere Räthsel auf. Diese Noemi, die wie Boccaccio's Prinzessin von Babylon durch vieler Männer Hände gegangen ist, erfreut sich noch immer einer makellosen Jungfräulichkeit: die interessante, verführerische Frau ist, bei Licht besehen, eine alte Jungfer. Mit ihrem Manne Mr. Clarkson lebt sie nur als Geschäftstheilhaberin. Clarkson und Compagnie haben im fernen Westen eine Stadt Noemi-City gegründet und je zuweilen erscheint Mr. Clarkson mit Panamahut und Yankeemanieren im Salon seiner Frau, um die Rechnung mit ihr auszugleichen. So auch jetzt, wo die „Fremde" der Herzogin diese wunderſamen Geſtändniſſe macht. Warum macht? Weil dieſer Dämon liebt — zum erſten Male liebt, ſchwärmeriſch, hingebend wie ein junges Mädchen: natürlich, aus ihrer unberührten Mädchenhaftigkeit heraus. Der Mann, den ſie liebt, iſt Gérard, und ſie fordert die Herzogin auf, dieſem Mann zu entſagen. „Ich werde es nicht thun," erwidert Katharina. „Gut, dann fürchten Sie meine Rache!" ruft Noemi, und dem Herzog flüſtert ſie zu: „Ihre Frau hat einen Liebhaber." Die letzten Acte erfüllen nicht, was die erſten und Noemi uns verſprachen. Schon im zweiten Act iſt Gérard aufgetreten und hat einen zärtlichen Anſturm Katharina's ausgehalten. Sie iſt in ihrer Liebe hingeriſſen und heftig; er ſucht umſonſt, ſie auf ihre Stellung als die Frau eines Anderen aufmerkſam zu machen. Auch eine Begegnung zwiſchen dem Herzog und ihm hat ſtattgefunden, in der die grundſätzliche Verſchiedenheit beider Männer zu Tage getreten: von vornherein ſind ſie einander gegenüber auf die Menſur geſtellt. Jetzt unterſchlägt der Herzog einen Liebesbrief ſeiner Gattin an Gérard; ein Zweikampf iſt unvermeidlich, und da der Herzog die Wahl der Waffen hat, ſo glaubt er, als der beſte Fechter, das Leben Gérard's in der Hand zu haben. Eine Ausſöhnung, die er, Katharinen gegenüber, verſucht, wird von dieſer — ich kann doch nur ſagen, in brutaler Weiſe, zurückgewieſen. Herr Mauriceau tritt auf die Seite ſeiner Tochter; um aller Welt ihre Unſchuld zu beweiſen, wird er in dem bevorſtehenden Zweikampf Gérard's Secundant ſein. Aber durch eine ebenſo glückliche wie dramatiſche Wendung des Dichters kommt es nicht zu dieſem Kampf. Mr. Clarkſon, der Goldgräber, iſt von dem Herzog gebeten worden, ihm in einem Duell als Beiſtand zu dienen. „Gern," antwortet der Amerikaner, „worum handelt es ſich denn?" Und nun zwingt er den Herzog, ihm in einem vortrefflich geführten Geſpräch ſeine ganze Erbärmlichkeit und Unwürdigkeit zu enthüllen. Zuletzt muß er ihm den Namen ſeines Gegners nennen. „Wie?" bricht da Mr. Clarkſon aus. „Gérard! Und Sie glauben, daß ich Ihnen erlauben werde, dieſen jungen Mann zu tödten, der eben eine

Digitized by Google

Erfindung gemacht hat, die bei der Goldwäsche zehn Procent erspart?" Er beleidigt den Herzog gröblich, beide eilen nach einem Rasenplatz hinter dem Hause, um sich auf Tod und Leben zu schlagen. Septmonts bleibt. „Herr Doctor, wollen Sie nicht den Tod constatiren?" fragt der eintretende Polizeicommissar den Professor Remonin. „Mit Vergnügen," erwidert die Moral des Stücks, während Katharina und Gérard sich umarmen und die „Fremde" sich zur Heimkehr nach Amerika anschickt: ob als Gattin oder nur als anonymer Geschäftsfreund Mr. Clarkson's, bleibt problematisch.

Die Fehler des Stücks springen schon aus der Erzählung der Fabel hervor; sie liegen wesentlich in der Unnatur der Figur Noemi's und der so wenig motivirten Verbindung der Abenteurerin mit der Liebes- und Ehestandsgeschichte Katharina's. Die erste, die beste Dame der Halbwelt würde die Rolle der „Fremden" im Stück haben übernehmen können. Indem Dumas auf ihre Geschichte einen Hauptton legt, spaltet er die Handlung und die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Wir erwarten Noemi's Rache an der Herzogin, an Gérard und sehen sie am Ende sich gelassenen Sinnes in ihr Schicksal ergeben: es fehlte nur noch, um das Maß des Lächerlichen voll zu machen, daß sie Gérard's und Katharina's Liebesbund segnete. Ein anderer Mangel des Schauspiels sind die an sich geistreichen, zuweilen tollen, immer jedoch den schnellen Verlauf der Handlung zur Unzeit aufhaltenden Gespräche zwischen dem Arzte Remonin und der witzigen Marquise von Rumières. Beide stehen außerhalb des Kreises der handelnden Figuren und theilen sich in die Aemter der Vertrauten der alten französischen Trauerspiele und des Chors der griechischen Tragödie. Sie empfangen bald die Geständnisse und die Beichte Katharina's und ihres Vaters, bald ergehen sie sich wie Strophe und Antistrophe in allgemeinen Betrachtungen. Dadurch wird das in seiner Fabel wie in seinen Charakteren wenig bedeutende Stück aufgebauscht und mit Sentenzen überladen: ein schwerer Mantel ist einer dürftigen Gestalt umgeworfen worden, die darunter zusammen zu sinken droht. Ueber die Bedenklichkeit des Ganzen brauche ich kein Wort zu verlieren. Die beiden Gatten, der Herzog wie die Herzogin, sind einander werth; wenn er ein Lump, ist sie eine Ehebrecherin, wenn er ohne adeligen Sinn, ist sie ohne Scham. Bei alledem hat er in meinen Augen einen großen Vorzug vor ihr: er bewegt sich immer wie ein Gentleman und läßt sich nie zu den Nacktheiten der Rede hinreißen, in denen sie sich gefällt. Ich weiß nicht, wer ihre Mutter war, aber nach der Erzählung ihrer Brautnacht glaube ich, daß die Mutter aus der großen Pariser Fischhalle stammte. Dennoch würde man fehlgreifen, wenn man dem Schauspiele theatralische Wirkung absprächen. Trotz der mittelmäßigen Darstellung, die es auf dem Residenztheater erfährt — die Herrschaften vergessen, mit Ausnahme des Herrn Keppler (Remonin), daß sie im Salon sind, und schreien und lärmen, als wären sie in einer Schenke oder einem Café chantant — bleibt der Zuschauer gefesselt. Der erste Act führt uns mitten in eine peinlich gespannte Situation, der dritte ist in dem Gespräch der beiden Frauen von echt dramatischer Bewegung und Steigerung, im fünften Act ist die Unterredung Clarkson's mit dem Herzog von solcher Originalität, voll so lebenswahrer und unerwarteter Wendungen, daß man widerwillig sich dem Talent des Dichters eine Weile gefangen gibt. Der entscheidende Punkt in all' diesen französischen Stücken ist keineswegs ihre Frivolität, die Ehebruchs- oder Cameliendamengeschichte: es ist die schlagende dramatische Kraft, der Hauch des modernen Lebens, die uns daraus entgegenströmen. Voltaire hat einmal in Bezug auf Shakespeare's Dramen von einem ungeheueren Misthaufen gesprochen, in dem einige Perlen stecken: die Schärfe des Worts mildernd, können wir mit besserem Recht das Bild auf die französische Komödie seit 1850 anwenden. Wie in Shakespeare's Trauerspielen ein ganz anderes dramatisches Leben pulsirt, als in Corneille, Racine und ihren Nachfolgern, so in den modernen Franzosen, den Augier, Sardou, Dumas, gegenüber unsern Theaterdichtern.

Felix Dahn's „Deutsche Treue" auf der Bühne des Schauspielhauses am 28. October zum ersten Male aufgeführt, hat uns wieder den Beweis

Digitized by Google

dafür gegeben. Ein vaterländisches Schauspiel heißt es auf dem Zettel. Ja, wenn sich mit Sittlichkeit, Patriotismus und rhetorischer Begabung ein gutes Schauspiel herstellen ließe — welch' ein großer dramatischer Dichter würde Felix Dahn sein! In seinem „König Roderich" und noch mehr in seinem Roman „Ein Kampf um Rom" hat er eine Reihe glücklicher melodramatischer Effecte erfunden. Auf einem historischen Hintergrund weiß er geschickt mit bewegten Gruppen im mittelalterlichen Costüm, mit Trompetenfanfaren, mit kriegerischen Aufzügen und Volksversammlungen zu arbeiten. Aber selten kommt er über diese bunte Aeußerlichkeit und den Schwert- und Schildklang hinaus zu einer Vertiefung seines Stoffs, zu einer Individualisirung seiner Gestalten. In Dahn's Drama „König Roderich" treten an einem gutgewählten Stoff, in dem ergreifenden Conflict zwischen dem Königthum und dem Priesterthum, der in seinen Folgen ein mächtiges Reich und einen edlen deutschen Stamm fast ganz vernichtet, alle Vorzüge des Dichters, die Beherrschung des Theaters, die großwuchtige Rede, glänzend hervor. Die geschichtliche Thatsache, die der „Deutschen Treue" zur Grundlage dient, bietet nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Zuschauer weniger. Herzog Arnulf, der in Bayern, Kärnthen und in dem Flußthal der Enns fast unumschränkt herrscht, will dem neugewählten deutschen Könige Heinrich dem Sachsen weder Huldigung noch Kriegsfolge leisten. Sein Nachbar Burchard von Schwaben ist mit ihm in dem Haß gegen die Sachsen einig. Zu den inneren Widersachern gesellen sich die äußeren Feinde des Reiches, die Dänen im Norden, die Franzosen im Westen, die Ungarn und Böhmen im Osten. Bekanntlich verstand es der kluge Heinrich mit dem Schwaben und dem Bayern Frieden zu schließen, die Slaven jenseits der Elbe zu bändigen und die Ungarn in einer entscheidenden Schlacht zu schlagen. Das Thema von dem Zwiespalt der deutschen Stämme unter einander, von dem Gegensatze gegen den König wiederholt sich beständig in unserer Geschichte; was hilft es uns, daß am Schluß des Dahn'schen Stücks sich Heinrich und Arnulf in die Arme fallen und die „Deutsche Treue" über die deutsche Zwietracht gesiegt hat, da wir nur zu genau aus unsern Quartanerstudien wissen, daß unter den Nachfolgern des Königs und des Herzogs die Zwietracht wieder über die Treue siegte? Das Schauspiel ist ein Leitartikel post festum. Vor 1870 hätte ein solcher Zuruf an Bayern, sich nicht vom Reiche loszulösen, vielleicht eine Wirkung gehabt, jetzt verhallt er spurlos. Noch mehr, gegenüber der Einheit und dem heroischen Aufschwung, welche die deutschen Fürsten und die deutschen Stämme in unzerbrechlicher Waffengemeinschaft 1870, zum Staunen und Schrecken der Welt, zeigten, erscheinen all' diese Geschichten vom Jahre 923 kleinlich und nichtig. Das Lied vom deutschen Reich klingt 1870 vortrefflich, aus der Volksseele heraus; 923 ist es ein Anachronismus. Dahn's Figuren reden so klug und verständig über die Verschiedenheit der Sachsen und der Bayern in Lebensweise, Gemüthsart, Gedanken, wie er selbst auf seinem Katheder in Königsberg. Aber leider ist ein Theaterpublicum eine andere Versammlung, als eine Schaar junger Studenten, die am Munde des Lehrers hängen. Wir wollen eine vorschreitende, sich entwickelnde Handlung, Leidenschaften und ihren Zusammenstoß, nicht eine breit auseinander gelegte, rhetorisch aufgestutzte Staatsaction sehen. Um die Geringfügigkeit der Fabel zu verdecken, um das Waffengerassel und die politische Debatte angenehm zu unterbrechen, hat Dahn in Konrad, dem Markgrafen von Kärnthen, sich einen Max und in Lindgard, Arnulf's Tochter, eine Thekla erschaffen. Wie Max gegenüber Wallenstein, hält Konrad gegenüber Arnulf zum Herrn des Reichs; wie Thekla billigt Lindgard die Entscheidung des Geliebten. Max fällt in einem Gefecht mit den Schwaben, Konrad in einer Ungarnschlacht; Thekla ging in ein Kloster, was konnte Lindgard Besseres thun, als ihrem Beispiele folgen? Ausstattung und Darstellung des Stücks auf der Hofbühne waren angemessen, boten aber nichts Hervorragendes; die Herren Berndal, Kahle, Ludwig spielten die drei Hauptfiguren: König Heinrich, Herzog Arnulf, Markgraf Konrad, mit Eifer und Hingebung.

Digitized by Google

Wie man den Reformern nur sagen kann: sucht nach einem Mittel, die dramatische Dichtung zu heben; so kann man den Dichtern stets nur wiederholen: laßt die Vergangenheit ruhen, greift in das Leben der Gegenwart! Gewiß gelingt einem großen Talente ein und ein anderes Mal ein historisches, ein romantisches Drama auch noch in unseren Tagen. Aber diese nie aufhörende Bearbeitung unserer mittelalterlichen Geschichte ist eine Kraftvergeudung. Der Hinweis auf Shakespeare hinkt. Als er seinem Volke die Kämpfe der weißen und rothen Rose vorführte, war erst ein Jahrhundert seit der Beendigung des Bürgerkriegs vergangen, viele Sagen von Warwick, dem Königsmacher, von der Bosworth-Schlacht waren noch im Volke lebendig, die Bänkelsänger sangen sie. Uns trennen Jahrhunderte von den Hohenstaufen, beinahe ein Jahrtausend von Heinrich, dem Städtegründer. Diesen fernabliegenden, vergessenen Geschichten läßt sich zuweilen eine theatralische Scene, aber kein volles, rundes Drama abgewinnen; entweder wird der Dichter, sich ganz in die alte Zeit versenkend, trocken und steif, oder, wie Felix Dahn, aus dem alten Stoffe das angeblich „Zeitgemäße" hervorhebend, ein Leitartikelschreiber. Gemachte Alterthümlichkeit dort, Tendenz hier.

Von den übrigen Theatern ist nichts Besonderes zu berichten. Die Operette „Fatinitza" von F. Zell und Richard Genée, Musik von F. von Suppé, entzückt im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit ihrem leichten und losen Klingklang, ihren Lager- und Haremscenen eine nicht schwer zu befriedigende Menge. Der Text ist mager, an guten Witzen sowol wie an Ungezogenheiten, die Musik nicht ungefällig. Rechnet man dazu einige hübsche Decorationen, leidliche Soubrettensängerinnen — was will man mehr? Die Gesellschaft unserer Tage ist keineswegs auf das Erhabene in Bezug auf ihre Unterhaltung gestimmt.

Karl Frenzel.

Concerte und Oper.

Wie so schnell eilt die Zeit! Ist mir doch, als hätte ich erst vor wenigen Wochen den überlangen Weg zur Singakademie gemacht, um von Joachim's letztem Bogenstrich, und mit ihm überhaupt von der vorjährigen Saison wehmüthigen Abschied zu nehmen. Wie war jener Scheidegruß des Künstlers so herrlich! So vernehmbar erklingt mir noch jeder Ton, daß ich schwer begreife, welch' reicher langer Sommer zwischen heut und jener Stunde liegt! Und dennoch ist dem so. Schon seit mehr als zwei Monaten haben sich die Pforten des Opernhauses auf's Neue geöffnet, und die Thüren der Concertsäle sind ihrem Beispiele gefolgt. Bevor wir aber die Programme der letztern mustern, bitten wir um die Erlaubniß, unser Programm aufzustellen.

Rubinstein, einmal gefragt: „Wie spielte der junge Mann gestern Abend?", antwortete: „Sehr gut, vortrefflich, sie spielen alle gut — schlecht spielt man heute gar nicht mehr." Wir adoptiren dieses Wort und möchten es dahin weiterführen, daß bei solchem Allgemeingut sich nun erst eine Aristokratie bilden müsse, die aus dem Rahmen des bloßen Virtuosenthums bedeutungsvoll hervortreten soll, um eine besondere Beachtung zu verdienen. Virtuosenthum und Dilettantenthum berühren sich heute so nahe, daß ich hier ohne Besinnen zehn bis zwölf Dilettanten namhaft machen könnte, die Schumann's „Symphonische Studien", Mendelssohn's „Variations sérieuses" und Chopin's große „B-moll-Sonate" auswendig mit einer Künstlerschaft abfertigen, die selbst verdienten alten Klavierhelden aus Hummel's und Berger's Zeit die Perrücke zu Berge steigen macht. Ja diese bescheidenen, in Zurückgezogenheit lebenden Dilettanten wären oft mehr zu Vorträgen und öffentlichem Auf-

Digitized by Google

treten berufen, als jene das Blaue vom Himmel herunter raffelnden, poesie- und geistlosen Virtuosen, die, irgend einer mittelmäßigen Dressur entlaufen, die Concertsäle in Mißcredit bringen. Diese verwegene Schaar sei hiermit abgethan; und dieses vorausgeschickt, wenden wir uns nun sogleich dem Edelsten zu, was Berlin's Concertsäle zu bieten haben, den Joachim'schen Quartettabenden, und in diesen wiederum einem neuen Streichquartett (B-dur) von Brahms (noch Manuscript), welches uns der zweite jener Abende brachte. Wie alle Werke dieses sublimen Geistes den Stempel des Adels, das Gepräge durchgebildetster Individualität an sich tragen, so auch dieses neue, vielleicht jüngste Erzeugniß seiner eigenartigen Schaffens- und Gestaltungskraft. Wenn ich „eigenartig" sage, so ist das nicht ein unter den Händen entschlüpftes Wort, sondern mit vollem Bedacht niedergeschrieben; mit kaum zu bestreitendem Rechte besonders, wenn ich seine Werke aus der letzten Zeit in Betrachtung ziehe, deren Bedeutung von Jahr zu Jahr eine immer umfassendere wird.

Brahms, um bei seiner Entwickelung etwas zu verweilen, hat eine glückliche Künstlerjugend verlebt, eine sogar glücklichere als der im Glück geborene Mendelssohn; denn es war ihm vergönnt, Schumann und Schubert frühzeitig sich vollkommen zu eigen zu machen. Mit aller Kraft, mit aller Intensität seiner ihm innewohnenden reichen Mitgift zog es ihn zu diesen Beiden hin, die er, der Geistesverwandte, beide liebte, was bei Mendelssohn unmöglich war. Selbstschöpfend aus frisch sprudelndem Quell, überreich ausgerüstet durch Beethoven und Bach, dotirt mit Schumann und Schubert, konnte Brahms seine Erstlinge in die Welt hinausschicken; in eine Welt, die damals Schumann noch gar nicht begriff und groß und fortschrittlich sich dünkte, wenn sie den „Wanderer", den „Erlkönig" sang und sagen konnte, daß sie das D-moll-Quartett Schubert's einmal von den Gebrüdern Müller gehört hätte. Es braucht hier nicht in die Erinnerung unserer Leser zurückgerufen zu werden, wie diese ersten Compositionen von Brahms vom musikalischen Publicum als vollständig ungenießbare Musik bei Seite gelegt, von engherzigen Fachleuten mit jenem achselzuckenden und befremdenden Lächeln aufgenommen wurden, in welcher sich unsere kritische Musikwelt so gefällt. Die Zeit jedoch hat heilend und belehrend eingewirkt. Mit der steigenden Geltung Schumann's, die in Berlin wahrhaft planmäßig, aber doch auf die Dauer ohnmächtig zurückgehalten war, mußte auch Brahms bald in Sicht kommen und seine eigene Bahn glänzend dahin ziehen.

Das neue Quartett ist eine durchweg vornehme Arbeit, die, in allen Theilen eine vollständig frei geschriebene Meisterhand bekundend, schwierigste Aufgaben mit der Sicherheit künstlerischer Lösung spielend überwindet. Rhythmisch und melodisch anziehend, auf der Scheide zwischen Classicität und Romantik, fließt der erste Satz, im Verständnisse der schwierigste, ziemlich schnell dahin. Zuweilen erklingt darin ein fesselnder Ton wie aus weiter, lieber Ferne. Klarer, ungemein gesangreich und von tiefer Innerlichkeit, blüthenduftend und berauschend sind die beiden folgenden Sätze, während der letzte mit einem überaus anmuthsvollen Thema beginnt, das der Componist in seiner virtuosen Weise und bewunderungswürdigen Vielseitigkeit bald mit elegischem Klange, bald humoristisch, sogar gymnastisch variirt. — Das Publicum, einer neuen und einer solchen Vorlage gegenüber noch immer etwas scheu und mißtrauisch, wollte selbst durch die ganz eminente Leistung des Joachim'schen Quartetts, nicht recht warm werden, und ich kann, trotz der versuchten Beifallsanstrengungen eines Theils der Zuhörer und aus anderen Wahrnehmungen nur den Schluß ziehen, daß die jüngste Arbeit des Componisten sich nicht der vollen Gunst des eximirten Quartett-Publicums, keineswegs aber eines lebhaften Interesses erfreut hatte. Aber dem Componisten zum Troste möchte ich hier einen treffenden Ausspruch Schumann's citiren: „Es hat gefallen" oder „es hat nicht gefallen" sagen die Leute. Als ob es nichts Höheres gäbe, als den Leuten zu gefallen!"

Unmittelbar der Zeit und dem Range nach reihte sich an jenen herrlichen Abend ein anderer von nicht minder exceptioneller Art, welcher die musikalischen Berliner,

Digitized by Google

vielleicht die besten ihres Zeichens, in der Singakademie versammelte. Joachim führte seine tapferen Orchesterstreiter, den von ihm disciplinirten Chor vor. Was energischer Wille vermag, war hier nicht nur wahrzunehmen, sondern anzustaunen. Denn wahrhaft bewunderungswürdig ist, was in jenem Institute, der neuen Hochschule, seit der kurzen Zeit ihres Bestehens geleistet worden! Die D-moll-Symphonie, als eine der hervorragendsten Schöpfungen Schumann's längst bekannt und viel gehört, wurde von dem Orchester in einer Vollendung wiedergegeben, welche sie fast als ein neues Werk erscheinen lassen konnte. Waren bisher die Tempi in manchem Orchester verhetzt, mehr mit der Peitsche als mit dem Tactstock dirigirt und in Folge dessen alle Feinheiten so recht handwerksmäßig ausgedroschen, so war hier die volle künstlerische Beherrschung des Stoffes, Alles maßvoll und klar gegliedert, so daß selbst der schwer empfängliche Zuhörer von der leichten Faßlichkeit dieser Composition überzeugt wurde. Und welcher Genuß war es, die jungen, frischen, schlachtmuthigen Kämpfer an ihren Pulten zu sehen, wie sie jedem Zeichen, auch der unmerklichsten Handbewegung ihres Meisters folgten! Wenn Wagner in Bayreuth sein Orchester verdeckte, so hat er, um die Wirkung der Darstellung nicht zu beeinträchtigen, vollkommen recht. Aber hier, wo es galt, die Schule zu verfolgen, war die Beobachtung jedes einzelnen Spielers hoch interessant, ja geboten. — Einen überwältigenden Eindruck rief das leider zu selten gehörte „Schicksalslied" von Brahms hervor. Das tiefernste Gedicht des unglücklichen Hölderlin hat der Componist in einer Stunde musikalisch übersetzt, die zu seinen glücklichsten zählt. Aber verlange Niemand von mir eine Schilderung dieses Werkes! Wo Töne und Harmonieen in dieser reinsten Verklärung sprechen, da fühlt der todte Buchstabe, daß er nicht folgen kann. So Etwas muß an geweihtem Orte in weihevoller Stimmung gehört, empfangen und empfunden werden. Die Wiedergabe dieser wunderbaren Tonschöpfung war von Seiten des Orchesters und des Chors bis auf die kleinste Note eine mustergiltige. Die künstlerische Weihe, welche vom Dirigentenpulte aus sich den Ausführenden mittheilte, bezauberte das andächtig lauschende Ohr der ganzen Versammlung. — Der alle Stimmung gewaltsam zerreißende, laute Beifall nach diesem Cabinetsstück ersten Ranges zerstörte in jäher Weise den Reiz des Nachklingens und Nachfühlens. Ich glaube, daß diesem Zuhörerkreise nach einem so reinen, ungetrübten Genusse ein stummes Verfahren als Anerkennungszeichen angemessener gewesen wäre. Dirigent sowol als auch die Ausführenden hätten ein so beredtes Schweigen wol verstanden.—

Als erste Novität im Opernhause halten wir die viel genannte und in anderen Städten bereits mit Erfolg gegebene Oper Edmund Kretschmer's: „Die Folkunger." Das Buch ist von unserem deutschen Scribe, von Mosenthal verfaßt. Es besteht in ziemlich lockerem Zusammenhange aus an einander gereihten, sogenannten „wirksamen" Scenen alten Opernschlages. Während man sich für keinen der Auftretenden erwärmen kann, füllt den Hintergrund, nicht selten auch den Hauptraum der Bühne, eine vorlaute bunte Staffage von Herzögen, Bischöfen, weltlichen Würdenträgern, Mönchen, Ammen, Castellanen, Kriegern, Hirten und Hirtinnen. In solchen Fällen singen alle denselben Reim, und der Dichter hat da gewiß einen schweren Stand. Die verfehlteste Figur ist König Magnus, die Hauptperson, den ein lächerlicher, erzwungener, wahrer Puppenspieleid nie zum Handeln, aber desto mehr zur unmännlichsten Verzweiflung kommen läßt. Er ist der Spielball eines Jeden, der mit ihm in Berührung kommt. Dabei liebt und sucht das gutmüthige skandinavische Volk seinen ihm unbekannten, angestammten, aber verloren gegangenen Herrscher, der, oft erkannt, durch sein ebenso oft wiederholtes „O Gott, mein Eid!" nur deutlich zu erkennen gibt, ein wie schlechter Diplomat er ist, wie wenig Thatkraft er besitzt und wie wenig Regierungstalent für die Folge von ihm zu erwarten steht. Da jener ihm von einem finster brütenden Unbekannten abgenommene Eid von ihm fordert, nie seinen Rang und Namen zu nennen, das ganze Leben unerkannt zu bleiben, so sind begreiflicherweise alle übrigen Personen des Stücks nur dazu da, ihn sofort zu erkennen, damit er dann mit seinem Stichwort: „O Gott, mein Eid", das man als

Digitized by Google

sein Leitmotiv bezeichnen kann, in die gehörige Verzweiflung fällt. Zum Glück, leider erst im letzten Act, ersinnt die Amme einen musikalischen Kniff, die übliche Ballade; er wird überführt, heirathet sofort das gleich vorhandene Material, und Alles endigt beim Scheine des Nordlichts zur Zufriedenheit.

Der Componist, der in Dresden als Hoforganist lebt, bekundet in seinem umfangreichen Werke ein nicht zu verkennendes Talent für die Oper. Eine ohne Ueberladung glänzende Instrumentation verbindet sich mit dem vocalen Theile, der überall vollständig zur Geltung kommt. Die Chorsätze, aus weltlichen, ländlichen und geistlichen Gesängen bestehend, würden, wenn sie sich nicht zu häufig in den Vordergrund drängten, vermöge mancher anziehenden Gestalt nicht unerheblich an Wirkung gewinnen. Es mag keine leichte Aufgabe für den Componisten gewesen sein, an Scenen und Situationen, die so gewaltig nach den bewährten Forcestellen des Tannhäuser, des Lohengrin und des Propheten schielen, sicher vorbei zu kommen, ohne sich der Partituren zu erinnern. Und ich muß es constatiren, die Erinnerung war eine recht lebhafte. Mit großer Vorliebe scheint der Componist sich nach Wagner hinzuneigen. Es ist bei ihm nicht zufälliges oder gewaltthätiges Entlehnen, auch sind es nicht eigentliche Reminiscenzen, die sein Werk in so nahe Beziehung zu Wagner bringen; es ist ein vollständiges Aufgehen in der Weise von Wagner's älteren Opern. Tritt ein tiefer Baß, hier also der Abt des Klosters, auf, so singt er in dem pathetischen Ton des Landgrafen; Mariens Cantilenen sind den Weisen Elsa's und der Elisabeth nahe verwandt; das Liebesduett zwischen Maria und Magnus zeigt einen Kampf zwischen Tristan und dem fliegenden Holländer; die Chormassen stürzen abwechselnd aus der Scylla des Tannhäuser in die Charybdis des Lohengrin. Auch die Einführungen nicht weniger Scenen durch ein Solo-Instrument, z. B. durch Baß-Clarinette, englisches Horn oder Violoncello, die Wagner sowol als Meyerbeer lieben, sind hier zu verzeichnen, da sie sich vielfach bemerklich machen. Das kleine Lied des dalekarlischen Mädchens, auf einer Bratsche begleitet (wem fallen hier nicht die Hugenotten ein!) hätte ich, da die ganz dürftige harmonische Unterlage unmotivirt und leer klingend, mit reicherer Instrumentation gewünscht. Auffallend ist es, daß der Componist sich fast ausschließlich nur den älteren Wagner'schen Werken vom Rienzi an bis zum Lohengrin ergibt. Nur noch einmal, außer dem erwähnten Liebes-Duett, tritt in dem Vorspiel der Oper ein kurzes, aber intensives Liebäugeln mit dem Vorspiel zu Tristan auf, während wenige Tacte vorher Wotan die Nibelungen-Erinnerung „von ihm küßt", um ihn allmälig wieder in das Fahrwasser des fliegenden Holländers zurückzuführen.

Trotz dieser Ausstellungen wiederhole ich, daß die nahe liegende, vielleicht anlockende Klippe einer wörtlichen Wiedergabe glücklich umgangen ist, und daß der Componist durch seine Partitur, die ich eine Nebensonne nennen möchte, einen ganz entschiedenen Beruf zur Oper dargethan hat.

Unerwähnt darf ich nicht die Eingangsscenen des zweiten Actes lassen, die durch anmuthige Melodik und graziöse Rhythmik fesseln. Besonders tritt darin der fast originelle „Brauttanz von Falun" hervor. Durch charakteristische Färbung wirkt ein Ensemble-Satz desselben Aufzuges mit dem contrapunktisch interessant gearbeiteten: „Sprich, bist Du Erik's Sohn?" ungemein anziehend, wie auch die Composition des Erikganges als höchst wirkungsvoll anzuführen ist.

Die Aufführung (unter Eckert's Leitung) war in allen Theilen mit Sorgfalt vorbereitet und das Werk von der Regie hinreichend glanzvoll ausgestattet, so daß bei dem Beschauer diesmal nur zwei fragwürdige Dinge Bedenken erregten: der ganz unkenntliche, deshalb störende Schneefall im ersten Acte, und das unglaublich provinzielle Nordlicht am Ende der Oper.

Zum Schluß noch eine Frage. Ist es denn absolut nothwendig, daß Diejenigen, denen in der Oper das Fach der Intriganten zufällt, immer so furchtbar schwarz bebärtet und mit dicken finsteren Augenbrauen bemalt erscheinen müssen? Und in dieser Oper gar, die in dem blonden Schwedenlande spielt! Ich will einmal die

Digitized by Google

Bösewichte, Finsterlinge und unheimlichen Gestalten Revue passiren lassen: sie sind alle schwarzhaarig, tragen schwarzen Wamms und Mantel mit rothem Futter oder auf dem Hut eine rothe Feder, die Farben der Hölle schon auf Erden. Man erinnere sich des Pizarro, St. Bris, Bertram, Don Pedro, Biterolf, Telramund, Caspar, Lysiart, des fliegenden Holländers; Monostatos ist sogar von Natur schwarz. Was hat die Schwärze mit der Bosheit zu thun? Beides scheint zwar in der Theatertradition untrennbar verbunden zu sein. Aber auf wen soll dergleichen noch wirken?

H. Krigar.

Die Berliner Kunstausstellung.

II.

Wie immer hat auch diesmal die Bildnißmalerei ein sehr großes Contingent gestellt, doch sind nicht allzuviel hervorragende Arbeiten darunter zu verzeichnen, selbst solche Künstler, auf deren Arbeiten man stets zu achten gewohnt war, bleiben weit unter ihrem gewöhnlichen Niveau. Das ist z. B. mit den Gebrüdern Begas der Fall, von denen Adalbert Begas zudem nur mit einem männlichen Bildniß vertreten ist, also einer Gattung, in der seine Stärke nie gelegen; Oscar Begas aber mit seinem „Bildniß Adolph Menzel's" hat nicht einmal die einfachste geistlos richtige Abschrift der Züge geliefert, von einer geistigen Belebung erst recht keine Spur. O. Begas hat überhaupt Unglück gehabt. Seine „Venus" (wie er sie ausdrücklich nennt) repräsentirt mit dem „Bade" von Ferdinand Schauß diesmal ganz allein auf der Ausstellung das Genre der unbekleideten weiblichen Gestalt in Lebensgröße. Nur eine einzige wirklich feine künstlerische Nacktheit ist ausgestellt worden: die kleine zierliche „Idylle" von Fritz Kraus. Im Nothfalle kann selbst der Vergleich mit diesem Bildchen genügen, den Unterschied zwischen Nacktheit und Ausgezogenheit zu demonstriren. Selbst die flüchtig und incorrect gezeichnete, bis auf die Hüfte entblößte weibliche Figur in Eduard Hübner's „Erstem Weltalter", diesem leidlich mißglückten Versuch idealer Darstellung, kann gegen jene beiden Gemälde für menschlich und künstlerisch nobel gelten. — Von Schauß führt eine naheliegende Ideenassociation zu seinem Mühler'schen Leidensgefährten Hermann Schlösser in Rom, der uns mit „Theseus und Ariadne" heimgesucht hat. Schade, daß seine vielberufene Venusgeburt untergegangen ist, damit man sich überzeugen könnte, ob man sie so unbegreiflich, wie nach diesem Bilde zu schließen, überschätzt, oder wie, durch welche bedenklichen Neigungen und Gewohnheiten der Künstler von der früheren zu der gegenwärtigen Arbeit heruntergekommen ist. Etwas Hölzerneres in Formen und Bewegungen ist noch nicht da gewesen; schlimmere Theaterwolken und schwebende Pappengel hat man noch nicht gemalt gesehen; und langweiliger, ausdrucksloser, unverständlicher sind die mythologischen Sujets noch schwerlich dargestellt worden. Da lobe ich mir von Emil Neide in Königsberg i. Pr. den augenscheinlich mit langsamem Schritt gedrillten Orpheus, der die Eurydice aus, und seinen ehrlich robusten Fährmann Charon, der die Psyche nach dem Hades führt! — Doch zurück zu den Bildnissen!

Sollte ich einem der ausgestellten Gemälde vor allen übrigen die Palme zuerkennen, so würde ich unbedenklich das Selbstportrait von Gustav Gräf, im Renaissance-Costüme, als das hervorragendste Werk bezeichnen; eine so schlagende Aehnlichkeit, eine so sprühend lebendige Vergegenwärtigung der Persönlichkeit, eine solche Bildmäßigkeit des Arrangements bei unglaublicher Einfachheit, eine solche Flott-

Digitized by Google

heit und Sicherheit der Pinselführung, eine solche glänzende Wirkung durchweg hat kein anderes Portrait der Ausstellung aufzuweisen. Auch sein „Portrait einer Dame" ist außerordentlich gemalt, weniger befriedigend die zwei Kinder, die im Ton etwas kalt und unzusammenhängend sind.

Einen höchst ansprechenden Versuch genrehafter Portraitauffassung bietet das sehr umfangreiche Bild von Paul Meyerheim, eine bekannte Berliner Dame darstellend, im Begriff, das Pferd zu besteigen, das im Mittelgrunde von dem rothgekleideten Reitknecht gehalten wird; zur Rechten auf der Treppe, von welcher die Dame herabgeschritten ist, spielen ihre zwei Kinder mit einem großen Hunde. Als Composition ist das Bild, man kann wol sagen: durchaus gelungen, namentlich die Kindergruppe auf der Treppe ist munter und fein bewegt; dagegen scheint mir, soweit ich darüber ein Urtheil habe, die weibliche Gestalt die Schönheit und Anmuth des Originales nicht zu erreichen. Vor allen Dingen aber mußte wol ein so umfangreiches und dadurch auf drastische Fernwirkung angewiesenes Bild wie dieses in allen Theilen markiger behandelt sein; selbst die Farbenwerthe sind nicht so gewichtig, um wirkungsvolle Contraste und Zusammenstimmungen zu ergeben. Es ist dies um so befremdlicher, als Meyerheim von jeher sehr flott und breit gemalt hat und gerade in letzterer Zeit sehr viel Gelegenheit gehabt hat, sich in degagirtem Vortrage zu ergehen, so namentlich in den Riesenpanneaux für Herrn Geheimen Commerzienrath Borsig, von denen leider kein einziger auf die Ausstellung gekommen ist. Doch ist Meyerheim durch drei Supraporten für ein Speisezimmer, Fisch, Braten und Dessert verherrlichend, in diesem Genre, wenn auch nicht eben so bedeutend wie durch die erwähnten Arbeiten, so doch nach der technischen Seite hinreichend vorzüglich vertreten, um das Gesagte zu illustriren. — In seiner kleinen weiblichen Kopfstudie hätte ihm, wie mir dünkt, der Gegenstand selber mehr Begeisterung erwecken sollen, um ihm nicht so gar wenig in seiner eigensten Art gerecht zu werden, wie geschehen ist.

Gustav Richter ist durch zwei weibliche, ein männliches und ein Kinderbildniß vertreten. Unter diesen dürfte das weibliche Portrait in ganzer Figur dasjenige sein, welches in Bezug auf die Delicatesse der Durchbildung und die Feinheit der Farbenzusammenstellung, auch in Bezug auf die Zartheit der Modellirung in den Fleischtheilen am meisten dem Begriff entspricht, den man sich von einem Richter'schen Portrait gebildet hat, und so weit die Rücksicht auf die dargestellte Persönlichkeit nicht in Frage gezogen werden kann, würde es kaum möglich sein, dem Bilde das höchste Lob vorzuenthalten. Doch darf und kann nicht verschwiegen werden, daß von solchen Personen, welche auch jene Rücksichten geltend zu machen in der Lage sind, gegen den charakteristischen Eindruck der Persönlichkeit im Bilde Protest erhoben wird, insofern ein nicht gerade angenehmer und der Dargestellten in der Wirklichkeit fremder Zug in dem Wesen dieser Erscheinung vorwiegt. Ich muß mich bescheiden, diesen Einwand mit allem Vorbehalt nur wiederzugeben. Das Portrait des Fürsten Putbus ist auf Repräsentation berechnet und repräsentirt auch sehr gut; es gehört aber nicht zu den fein beseelten, geistig bewegten und zur Theilnahme an der dargestellten Persönlichkeit zwingenden Portraits, mit deren großer Zahl Richter uns bereits verwöhnt hat. Sehr liebenswürdig im Arrangement ist das kleinere weibliche Portrait: eine junge Dame, mitten auf einer Treppe hinter einem schmiedeeisernen Gitter einen Moment anhaltend. Diese Bewegung und die genreartige Motivirung der Gestalt hat etwas Anziehendes, und es haben sich zugleich durch die Möglichkeit der Einfügung hübscher Nebensachen recht malerische Motive ergeben. Wenn etwas in dem Bilde vielleicht bemängelt werden kann, so ist es die schwache Modellirung in der Gewandung, und vor Allem fällt die ausnehmende, fast unnatürliche Schmalheit in der Hüftenpartie auf; man bekommt dadurch den Eindruck, wie wenn die Figur sich nicht sicher bewegen, nicht fest stehen könnte, während gerade bei der in Bewegung vorgeführten Gestalt darauf besonderer Werth hätte gelegt werden müssen. Das Kinderportrait, welches Richter „Löwenritt" nennt, ist in seiner Anlage ganz dazu angethan, ähnlich wie ein früheres Bild, das Selbstportrait Richter's mit

Digitized by Google

seinem Söhnchen, der Liebling des Publicums zu werden. Der kleine Knabe, ein Sohn des Künstlers, sitzt ganz nackt auf einem am Boden ausgebreiteten Löwenfelle, dessen Kopf zwischen den Schenkeln hervorkommt und von dem Kleinen durch angelegte Zügel dirigirt wird. Der Körper zeigt eine vortreffliche Modellirung und Carnation, und auch alles Uebrige ist malerisch vortrefflich; nur an Einem fehlt es, was bei dem einmal gewählten Vorwurfe nicht wohl entbehrt werden kann: der Kopf des Kleinen geht nicht mit Humor in den Gedanken der Situation ein; er würde selbst für ein gewöhnliches, schlichtes Portrait etwas unbelebt sein; in einer solchen humoristischen Situation, die doch entweder als von dem Kinde erfunden oder wenigstens angenommen gelten soll, genügt er nicht.

Unter den Berliner Portraitmalern, die auf den letzten Ausstellungen sich ungewöhnlich hervorgethan haben, ist auch Gottlieb Biermann wiederum mit mehreren Portraits vertreten, unter denen das sehr schlichte, aber vielleicht gerade deswegen sehr treffende des Ministers Delbrück am meisten befriedigt. In den beiden Damenportraits, lebensgroßen Kniestücken, die er außerdem noch ausgestellt hat, steht die Durchbildung der einzelnen Theile nicht auf gleichmäßiger Höhe, wodurch ein ganz befriedigender Totaleindruck verhindert wird. In dem Bilde der sitzenden Dame ist die Kleidung so andeutungsweise gemalt, daß der lebendige Kopf das einzig Ausgeführte zu sein scheint und die große Bildfläche nicht entsprechend durch das Gegebene ausgefüllt wird. Ein Vergleich zwischen diesem Atlaskleide und dem des Richter'schen Portraits läßt mit Einem Blick erkennen, was hier etwa fehlt. In dem stehenden weiblichen Portrait hat die zarte Carnation der Dargestellten, das Aetherische ihrer Erscheinung, wie man annehmen muß, dem Künstler den Muth benommen, in der Modellirung etwas dreister zu werden; dadurch wirkt der Kopf aber flach und kann das blaue Sammetkleid nicht recht beherrschen. Auch die Nebendinge, wie die Vase auf dem Tische u. s. w., sind nicht so gut durchgebildet, wie es bei dem Umfange des Gemäldes zu wünschen gewesen wäre. Es sind das Desiderata, die nicht im Entferntesten über das Vermögen des Künstlers hinausgehen.

Bernhard Plockhorst cultivirt in einem Frauen- und einem Kinderbildniß eine gewisse sammetartige Weiche der Hautoberfläche, die aber mehr an Früchte als an Fleisch erinnert; zugleich geht die Sicherheit und Bestimmtheit der Zeichnung dadurch etwas verloren. Sein Portrait des Kaiser Wilhelm, unter allen ausgestellten das weitaus beste, hält den Vergleich mit dem in der Nationalgalerie befindlichen nicht entfernt aus. — Friedrich Kaulbach, immer hoch aristokratisch und von vollendeter Meisterschaft des Vortrages, lebt sich gleichwol ein wenig einseitig, fast manieristisch, in eine bestimmte Gattung von Gesichtsschnitt und Ausdruck — namentlich in weiblichen Bildnissen — hinein, in die er seine Originale gewiß nicht ganz ohne Gewaltsamkeit hinein idealisirt. Erfreulich anzusehen ist allerdings jedes seiner Bilder.

Ein originelles Portrait führt uns Frau Elisabeth Jerichau-Baumann vor. Es ist aus ihren eigenen Schilderungen in „Ueber Land und Meer" bekannt, daß sie Zutritt in türkischen Harems gesucht und gefunden und daselbst auch Studien gemacht hat. Jetzt theilt sie uns die Perle aus dem Besitze des „geschceerten" Exfultans Abdul-Aziz, die Favoritin Zennab Hanmum, „nach der Natur gemalt" mit. Die Damen sind außer sich, daß „eine Frau" so etwas malen kann. Nun, ein Mann kann's doch nicht (authentisch treu!) malen, weil er's nicht zu sehen bekommt, und den Gegenstand beurtheilen wir wol sehr falsch nach vorgefaßten Meinungen von unserem Standpunkte. Ich zweifle sehr, daß — von verschwindenden Ausnahmefällen abgesehen — die Haremfrauen sich in ihrer Situation unglücklich fühlen, und glaube bestimmt, daß manche wohlsituirte Frau bei uns sich mehr Sorge um die noch nicht genügende „Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes" macht als die Orientalin um Alles zusammen, was die Europäerin in gesellschaftlicher Beziehung vor ihr voraus hat. Und was ist denn nun hier so sonderlich choquant? In nicht unähnlicher Stellung und ziemlich eben so weitgehender Entblößung hat uns ein bedeutender Berliner Maler gelegentlich seine Frau vorgeführt, und wir haben das Bild einfach als

Digitized by Google

malerische Studie hingenommen und gewürdigt. Wie kommen wir hier dazu, uns um etwas Anderes als die reine künstlerische Leistung in dem Bilde zu ereifern? Und diese ist, was die ganze Gestalt der Sultanin, insbesondere aber das Incarnat und wieder vor Allem den Kopf betrifft, größter Anerkennung werth. Wir haben nicht ein halbes Dutzend so charaktervolle, lebensprühende und rein modellirte Frauengesichter auf der ganzen Ausstellung. Leider sind die weiteren Beigaben geeignet, den Totaleindruck des Bildes empfindlichst zu beeinträchtigen. Der Lieblingsaffe geht noch an; aber die kauernde Mohrensclavin wirkt schon recht unangenehm; empörend in coloristischer Beziehung der schmutzig blaue Vorhangstoff mit Goldsternen gegenüber der rosa Gewandung der Hauptfigur. Mir scheint fast, als wenn ein großer Theil des sittlichen Entsetzens, das geäußert wird, mißverstandener Reflex einer unerträglichen Beleidigung des Farbensinnes ist, und daß bei feinerer coloristischer Behandlung das Bild sehr affectionirt werden würde; etwa bei solcher Haltung, wie sie die „Aegyptischen Wasserträgerinnen", drei lebensgroße Halbfiguren, die vorderste in einem wol nicht ganz gewöhnlichen äußerst legeren Costüm, besitzen. Auch die „Töpferin auf dem Nil" ist trotz des unschönen Kopfes eine interessante Charakterstudie, die auch bildmäßig nicht überspannten Forderungen genügt; nur ist die Färbung unmotivirt schmutzig.

Alle Entsetzen aber über das Damenportrait von Theodor Große! Alle guten Geister seien gepriesen, die solchen „Geist" von der Berliner Akademie fern gehalten haben. Dieser mumificirte Holbein hat, wenn man weitere Gedanken sich fern hält, an sich etwas unendlich Erheiterndes!

Ein Bildniß des Geheimrath Dr. Fischer, für das Wallraff-Richartz-Museum in Köln gemalt von Julius Schrader, ist schlicht und kräftig. Bedeutender ist der Künstler durch einen „Bagnosträfling auf der Flucht" vertreten, ein Bild, dessen packender Ausdruck noch gesteigert worden wäre, wenn die wilde, gespannte Physiognomie des Flüchtlings in ihm nicht einen gemeinen Verbrecher, dessen Entweichen die Gesellschaft in Zittern versetzen kann, erkennen, sondern etwa ein Opfer seines Edelmuthes und fremder Niedertracht ahnen ließe, mit dessen Befreiung und fernerer Sicherheit man sympathisiren müßte, — und wenn die Zeichnung und Färbung des Nackten weniger conventionell wäre. Man vergleiche diesen Körper einmal mit dem des „lesenden Anachoreten" von F. Stuttzkopf in Weimar! Das ist eine gewiß eben so glänzende Technik wie die Schrader'sche, ein mindestens eben so feines Gefühl für malerische Haltung, und welche überlegene Naturwahrheit! Das Gemälde ist ein wahres Modell zum Studium über den Realismus. Stellenweise geht die Naturtreue bis zum Aeußersten, so daß fast körperliche Reactionen hervorgerufen werden; der abgehagerte Körper ist überhaupt nichts weniger als anziehend; und doch hat das Bild einen unleugbaren Reiz, der ganz gewiß nur zum allergeringsten Theil als die unwiderstehliche Anziehungskraft des Widerwärtigen erklärt werden kann. Er liegt vermuthlich in zwei Dingen: das Bild hat Charakter und Inhalt; nach Abzug des naturalistischen Actstudiums, das man allenfalls in die Mappe des Künstlers zurückzuweisen berechtigt wäre, bleibt ein trefflich dargestellter Gegenstand von entschiedenem Interesse noch übrig. Ferner: das Bild hat malerischen Reiz, es hat Haltung und Stimmung. Bei Wiederholungen ähnlicher Art wird der Künstler sich wol mit Vortheil die Frage vorzulegen haben, ob er nicht gut thut, Einiges von der „Natur", was ihn diesmal in hohem Grade beschäftigt und fast captivirt hat, zu opfern, mit Anderem, auch Wahrem, aber nicht so Unschönem zu vertauschen; darin hat er ja die Wahl, bevor er vor uns tritt. Sein heuriges Bild aber verdient volle Beachtung und nachdrückliche Hervorhebung.

Endlich sei noch unter den Portraitmalern als Repräsentant des genrehaften Charakterstudiums ein in diesem Zweige der Kunst neuer Meister angeführt und begrüßt: der Landschaftsmaler Albert Schwartz. Er stellt uns kräftig charakterisirt und markig gemalt, wirkungsvoll dunkel gegen einen hellen Hintergrund abgesetzt, in ganzer lebensgroßer Figur eine Zigeunerin dar; daneben in lebensgroßer Kniefigur eine anmuthig üppige und zierlich coquette Person, die eine Schale mit Früchten

Digitized by Google

trägt. Er nennt das Bild „Süße Früchte", es dem Beschauer überlassend, was er zu diesen rechnen und als das Süßeste vorzugsweise in Affection nehmen will. Ein anmuthiges Bild, das übrigens ein in jeder Beziehung „verjüngtes" Pendant hat: in kleinem Maßstabe ein hübsches Mädchen, noch fast Kind, Früchte tragend, von Wilhelm Wider. Es ist erfreulich, hierin den auf heimischen Boden Zurückgekehrten auch in einer gesunderen Kunstweise begrüßen zu können, als sie seine Sendungen aus Rom zeigten.

In Ermangelung der sonst von auswärts kommenden hervorragenden Portraitmaler, wie etwa Lenbach, Angely u. s. w., stellt sich diesmal Ludwig Knaus als solcher dar, wenn auch nur in Studienzeichnungen, die aber sowol in der prägnanten Charakterschilderung wie in der meisterlichen Behandlung der Technik hervorragend unter den Werken der Ausstellung dastehen. Für Denjenigen, der etwas genauer die Dinge betrachtet, wird es namentlich interessant sein, die Veränderung in der technischen Behandlung zu beobachten, welche im Verlaufe von nicht allzu vielen Jahren sich bei Knaus vollzogen hat.

Unter den Berliner Künstlern ist noch eine kleine Auswahl zu halten. Bei Karl Becker überwiegt leider immer mehr die bloße Manier, und er wiederholt sich, aber nicht einmal immer auf gleicher Höhe. Die „Dichterkrönung Ulrich's von Hutten durch Kaiser Maximilian" ist eine einfache Costümparade, die auch unter diesem Gesichtspunkte kaum sonderliche Anziehungskraft ausüben kann. Becker könnte in einer öffentlichen Sammlung — das Bild gehört dem Wallraff-Richartz-Museum in Köln — leicht besser vertreten sein. Auch seine „Venetianerin", in der beliebten kreidigen Manier, und seine sehr unbedeutende „Gratulantin" genügen ernsteren Anforderungen nicht. Ganz unerfreulich ist endlich das Portrait eines Kindes mit seiner Amme, worin bei dem kleinen Wesen jede Spur von Naivität und Frische in dem Grade vermißt wird, daß man glauben sollte, eine kleine Puppe vor sich zu haben.

Der bekannte Zeichner der Illustrirten Zeitung Knut Ekwall hat durch ein Bildchen überrascht, welches nicht blos seiner Künstlerphysiognomie durch den gefunden und liebenswürdigen Humor einen lange schmerzlich vermißten freundlichen Zug leiht, sondern auch in Bezug auf die Malerei eine überraschende Vollendung zeigt für Jemand, der bisher wenig Gelegenheit gegeben hat, ihn auf diesem Gebiete thätig kennen zu lernen. Das Bildchen mit dem Titel „Nach Mitternacht" zeigt uns einen jungen Gelehrten bei der eifrigen Arbeit über seinen Büchern, während sich im Hintergrunde die Thür aufthut, und die zierliche junge Gattin im Nachtanzuge mit dem Lichte in der Hand hereintritt, wie es scheint, um den Eheherrn an die vorgerückte Zeit zu erinnern. Es ist eins der liebenswürdigsten Genrebilder der Ausstellung.

Otto Knille, der bekannte Autor des vortrefflichen Bildes in der Nationalgalerie „Venus und Tannhäuser", hat den Theil eines für die königliche Universitätsbibliothek in Berlin bestimmten Frieses ausgestellt, der, wie es scheint, das antike Leben nach verschiedenen Richtungen verkörpern soll. Das vorliegende Stück führt uns in das athenische Gymnasium, wo wir rechts Plato mit seinen Schülern philosophiren sehen, während zur Linken die Jugend mit gymnastischen Uebungen beschäftigt ist. Die lebensgroßen Gestalten sind auf gemustertem Goldgrunde gemalt. Ein sorgfältiges Studium der Einzelheiten und ein erfolgreiches Streben nach der Auswahl guter Motive und ihrer Ausnützung ist nicht zu verkennen; trotzdem wird eine gewisse Kühle der Farbe und auch ein gewisser Mangel an Belebung und Durchgeistigung der Gestalten die meisten seiner Verehrer befremden.

Der neue Director der Berliner Akademie, Anton von Werner, ist mit vier Gemälden aufgetreten. Ein männliches Portrait, Kniestück, ist etwas trocken in der Farbe und im Vortrage, aber sehr ähnlich, nur freilich bedeutend auf Kosten der Feinheit des Originales; die Züge sowol wie das Colorit sind vergröbert. Die zwei Märchenbilder ferner, „Schneewittchen" und „Die sieben Raben", welche als Decorationsstücke für den Speisesaal der Villa Sußmann bestimmt sind, haben ganz allgemein und mit Recht Ablehnung erfahren; es fehlt ihnen jeder Hauch von Mär-

Digitized by Google

chencharakter und selbst als decorative Farbenstücke bieten sie zum mindesten nichts Ungewöhnliches dar. Großartig in der Anlage und auch imposant in der Durchführung ist dagegen das große Decorationsbild für das Treppenhaus der Villa Behrens in Hamburg: „La Festa". Das ist im Sinne der späteren venetianischen Schule, eines Paolo Veronese u. s. w. gedacht, entwickelt sich in mächtigen Räumlichkeiten, bietet eine große Menge von Personen und Nebensachen dar und taucht das Ganze in eine wirkungsvolle, harmonisch gestimmte Farbe mit klar gruppirten Werthen. Einen Inhalt des Bildes anzugeben, wäre unmöglich, ist aber auch für den hier beabsichtigten Zweck unnöthig, da der Eindruck einer festlichen Decoration, auf den es abgesehen ist, erreicht wird. Gesteigert hätte derselbe wol noch werden können, wenn der Farbenauftrag pastoser und markiger wäre. Die großen Farbenflecke wirken, zum Theil wenigstens, etwas flach, glatt, unbezeichnend und damit uninteressant.

Die meisten anderen Berliner sind entweder gar nicht oder mäßig vertreten, so z. B. auch August von Heyden, dessen „Märtyrer" nicht recht für sich zu erwärmen vermag; es ist eine schön gemalte Actstudie, deren tiefere Bedeutung Einem aber nicht eingehen will. Dem Künstler hat sichtlich die Absicht vorgeschwebt, zu zeigen, wie auch ohne Abhärmung und Zerknirschung Märtyrerthum möglich ist, und wie andererseits in einem Henker nicht nothwendig alles menschliche Gefühl abgestorben zu sein braucht. Das sind beides unleugbare Wahrheiten, die aber in der Darstellung die dramatische Kraft eines derartigen Moments allzu sehr abschwächen, um noch einer größeren Wirkung fähig zu bleiben. Das scheint mir der Grund, weswegen das Bild die Erwartungen des Künstlers getäuscht hat.

Von einer ganz überraschenden Seite hat sich Fritz Werner gezeigt, der eine „Conversation" gemalt hat zwischen fünf langen Grenadieren Friedrich's des Großen, die im Park von Sanssouci hinter einem Eisengitter stehen, und zwei Kindermädchen, die diesseits des Gitters, ihrer Kleinen wartend, sich mit ihnen unterhalten. Sämmtliche sieben Figuren, deren Gesichter alle geschickt dem Beschauer sich präsentiren, lachen aus vollem Halse, ein tour de force für den Künstler, der mit so absolutem Gelingen überwältigt werden mußte, wie es hier der Fall, um nicht ganz unkünstlerisch zu werden, in dieser Vollendung der Darstellung aber nicht verfehlen kann, im höchsten Maße zu erfreuen und zu unterhalten. Daß der Rocococharakter hier vortrefflich eingehalten, und die Malerei von großer Feinheit ist, versteht sich bei Fritz Werner von selbst; passend hat er sich hier breiterer Vortragsweise befleißigt.

Auch außer diesem Bilde ist der Humor auf der Ausstellung mehrfach vertreten, einigermaßen hervorragend aber wol nur noch in zwei Bildern. Das eine rührt von Wilhelm Zimmermann in Weimar her und betitelt sich „Ein Sonntagsvergnügen auf dem Lande". Es läßt uns in eine etwas bunt zusammengewürfelte ländliche Gesellschaft hineinschauen, welche zum Kegelspiel versammelt ist, und ist außerordentlich glücklich in der Beobachtung und Wiedergabe der verschiedenen Arten von Theilnahme, die sich erfahrungsgemäß in der wunderlichsten Weise bei den Theilnehmern einer Kegelpartie zur Geltung bringt; namentlich der dicke Mann, der eben seine Kugel heruntergesendet hat und nun dieselbe gleichsam noch zu dirigiren versucht, sowie einige der über seinen Mißerfolg Lachenden sind im höchsten Grade anziehende Typen, und das Bild ist durchweg so solide und gut gemalt, daß es den Beifall, den es allgemein gefunden hat, durchaus verdient.

Das zweite der hier zu erwähnenden Bilder ist sehr viel bescheidener, sowol im Motiv wie im Umfang, im Humor aber dem eben erwähnten kaum nachstehend; es nennt sich „Künstlers Erdenwallen" und rührt von Paul Andorff in Berlin her. Im ärmlichen Atelier, dessen eiserner Ofen wol nie eine Kohle zu sehen bekommt, sitzt vermummt, um sich gegen die Kälte einigermaßen zu schützen, zusammengekauert der Jünger der Musen und malt — wunderbare Ironie des Schicksals! — eine im blauen Aether schwebende nackte weibliche Gestalt, eine Flora etwa oder Grazie oder dergleichen, mit emsigem Fleiß. Der dieser Scene innewohnende Humor kommt so glücklich und schlagend zu Tage, das Ganze ist so prätentionslos und doch

Digitized by Google

mit so ausreichendem Aufwande von Mitteln gemalt, daß man nur seine Freude daran haben kann und es den früher durch Lücken auf unserer Ausstellung glücklich vertretenen Humor diesmal nicht allzu schmerzlich vermissen läßt.

Zu den Humoristen werden freilich auch noch zwei andere Berliner gerechnet sein wollen: Fritz Paulsen und Franz Skarbina; man wird sie aber im besten Falle nur unter die Caricaturisten zählen dürfen. Ohne sich einer Ueberschätzung des Tones in der Berliner „Gesellschaft" schuldig zu machen, wird man doch behaupten müssen, daß Einer ein ausgemachter Pechvogel sein muß, wenn er wirklich einmal in einen solchen „jour fixe" wie der von Paulsen geschilderte „reingefallen" ist. Die bildmäßige Wirkung der Paulsen'schen Bilder steht regelmäßig im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Umfange; und wenn es ihm gelänge, sich in bescheidenen Bildern seines überflüssigen Hautgouts zu entledigen, so könnte er recht Hübsches leisten, während seine Thätigkeit jetzt nur Bedauern und ein fast pathologisches Interesse erregt. — Skarbina ist urwüchsiger, nur fast zu sehr. Diese „Kartenspielenden Spießbürger" in dem ächten Berliner Weißbier-„Garten", in dem nichts grün ist als die Tische und Stühle, mit der strumpfstrickenden ältlichen Jungfrau in ihrem Geleit und dem geckenhaften Witzling, der bei jeder ausgespielten Karte „vom Thurm" seinen obligaten „Kalauer" losläßt, — das ist ja fürchterlich charakteristisch; aber eben fürchterlich; und wenn die komische Häßlichkeit anfängt, fürchterlich zu werden, dann hört sie auf, künstlerisch zu sein.

Humorvoll ist auch der „Turnunterricht auf dem Lande" von Otto Piltz in Weimar, ein Bild, dem bei lauter sehr guten Figuren, reicher Mannichfaltigkeit des trefflich beobachteten Einzelnen, geschmackvoll leichter Gruppirung und durchweg tüchtiger, fast virtuoser Malerei nur ein wenig mehr Geschicklichkeit in der Behandlung des Räumlichen zu wünschen wäre. Nur daran liegt es, daß einige Partien vereinzelt und zusammenhanglos erscheinen.

Auch ein unfreiwilliger Humorist ist zu nennen, dessen Anwesenheit auf vollständige Abwesenheit — wenigstens Geistesabwesenheit — der Zulassungsjury schließen läßt: Wilhelm Steinhausen, dessen Anfänge vor Jahren etwas erwarten ließen. Er scheint in München zu Grunde gegangen zu sein. Sein Christus, im Schiffe predigend, d. h. in einer Nußschale ohne Ruder und Führer auf dem Wasser schaukelnd und mit aufgehobenen Händen scheinbar um Rettung aus seiner hilflosen Situation flehend, mit der glührothen Bratpfanne, die vermuthlich eine Sonne sein soll, und dem Hörerkreise, der vor Entzücken über die Worte des Heilandes „ganz weg" ist, nämlich im Bilde bis auf die allerleiseste Andeutung fehlt, durchweg von einer kindischen Unbeholfenheit der Malerei, scheint nur den Zweck zu haben, dem in Geist und Farben matten, gleichwol im religiösen Genre an der Spitze aller ausgestellten stehenden Bilde des gleichen Gegenstandes von J. M. Heinrich Hoffmann zur Folie zu dienen. Steinhausen's Zeichnungen sind noch allzusehr im Zustande der Skizze, um schon gezeigt und beurtheilt werden zu können. Was er in früheren Erfindungen (Bibellesezeichen u. s. w.) geleistet, scheinen sie nicht annähernd zu versprechen.

Für die befremdliche, gewissermaßen aus den Fugen gerathene Erscheinung, in der diesmal Albert Tschautsch, gegenwärtig in Rom, vor uns steht, wird man den überwältigenden, aber noch unverdauten Eindruck der italienischen Kunstwerke verantwortlich zu machen haben. Stoff und Behandlung, Idee und Form, die früher bei ihm reizend zusammen harmonirten, stehen jetzt wenn nicht im Contrast, doch in Disharmonie. Ein solches Durchgangsstadium mag nothwendig sein, aber es muß erst überwunden werden.

Zu den Berliner Künstlern gehörte bis vor Kurzem auch Ernst Hildebrand, der jetzt in Karlsruhe an der großherzoglichen Kunstschule thätig ist. Er hat ein größeres Genrebild, lebensgroße Kniefiguren, „Am Brunnen", ausgestellt, das ebensowol durch die Anmuth und Schönheit des Mädchens und des mit ihr conversirenden jungen Mannes anzieht, wie durch die kräftige Farbenschönheit der Malerei. Ein kleines Genrebild „Eingeknüppert" zeigt uns ein kleines Mädchen, das beim An-

Digitized by Google

kleiden die Bänder des Röckchens verfitzt hat und nun in sehr possirlicher Weise das Unglück wiederherzustellen sucht.

Neben Hildebrand wirkt als Director der Kunstschule in Karlsruhe Wilhelm Riefstahl, der wieder eine seiner Bregenzer-Wald-Studien vorführt: „Trauerversammlung vor einer Capelle." Es ist nicht das Vorzüglichste, was Riefstahl in diesem Genre geleistet hat, an sich aber ein vortreffliches Bild, welches reich an schönen Einzelzügen und meisterlich in der Gesammtstimmung ist, die Composition in der bekannten klaren, fein abgewogenen Weise gehalten, durch die Riefstahl's Bilder sich unter allen Umständen auszeichnen. Selten gibt er in letzterer Zeit Bilder von dem bescheidenen Umfange wie sein hier ausgestelltes „Kloster am Inn", vor dessen Portal einige Mönche sich zeigen. Vortrefflich ist die Sonnenwirkung auf dem weißen Gemäuer dargestellt; die Gestalten sind eine wie die andere charaktervoll, und das Ganze ansprechend in der Färbung, liebenswürdig im Charakter.

Auch die Landschaft ist begreiflicherweise von Karlsruhe aus sehr bedeutend vertreten, da ja dort Hans Gude arbeitet, der in zwei Marinen und einem „Sommertage in einem norwegischen Hafen" vollgültige Proben seiner Kunst geliefert hat.

Das mag zur Landschaft hinüberleiten, die überhaupt ganz vortrefflich besetzt ist. Begreiflicherweise stehen die Gebrüder Achenbach an der Spitze dieser Reihe, Andreas besonders ist durch seinen mächtig großen „Fischmarkt in Ostende", in dem Genre seiner in den letzten Jahren gemalten niederländischen Landschaften, und durch eine Darstellung von „Sturm und Ueberschwemmung am Niederrhein im Frühjahr 1876" vertreten. Das letztere Bild wird wesentlich als Localstudie interessant und bedeutend sein, insofern es den wunderbaren, kaum glaublichen Lufttton, welcher jene furchtbare Naturerscheinung begleitete, in einer, wie man wird glauben müssen, vollendeten Weise wiedergibt; diese graugelbe Luft hat etwas fast dämonisch Düsteres. Auch mit einer Aquarelle stellt sich Achenbach vor, das „Judenviertel in Amsterdam" zeigend. — Oswald Achenbach arbeitet wiederum in verschiedenen Beleuchtungseffecten, unter denen, was die Geschicklichkeit in der Vorführung der schwierigsten Lichtwirkungen anlangt, sein „Fest der heiligen Anna in Casamiociola auf der Insel Ischia" das höchste Interesse erregt. Durch die Dunkelheit bewegt sich der Zug der Procession, das Bild der heiligen Anna auf dem mit hellen Leuchten ausgerüsteten Wagen, während im Hintergrunde ein Feuerwerk abgebrannt wird, und die Aussicht auf die dunkel daliegende See sich eröffnet. Auch die „Abenddämmerung" mit dem gleichzeitigen Mondaufgang an der Marcellina mit dem Vesuv, sowie der „Marktplatz von Amalfi" mit Tagesbeleuchtung sind in ihren verschiedenen Charakteren vortrefflich gelungen.

Von den übrigen Landschaften muß ich sehr kurz sein. Edouard de Schampheleer und Ludwig Munthe sind in bekannter Manier vorzüglich. Dem Letzteren stellt sich durch unglaublich feinen Lufttton seines „mecklenburgischen Dorfes im Schnee" C. Malchin in Weimar als ein mit Erfolg Gleichstrebender zur Seite. Louis Douzette und Eduard Pape beweisen ihre Meisterschaft wie früher an heimischen, so jetzt auch an italienischen Sujets. A. Lutteroth ist nach interessanten, zwischen Genre und Landschaft hin- und herschwankenden Versuchen in vier Gemälden, Typen der vier Jahreszeiten an verschiedenen Punkten Italiens (Rom, Riviera, Neapel, Campagna) darstellend, in sehr erfreulicher Weise zur Abklärung gekommen. Dasselbe ist mit Genugthuung von Ernst Körner zu constatiren, der endlich den Hildebrandt'schen Alp, der auf seiner Künstlerseele gelegen, glücklich abgeschüttelt und namentlich in seinen „Ruinen von Baalbek" eine ganz vortreffliche Leistung hingestellt hat. Verwandt sind diesem die Ruinen von Karthago von Edmund Berninger in Weimar, der aber noch viel mehr Bewunderung für seine grandiose Felsenlandschaft mit verschleiertem Mondschein und mit der Grablegung Christi als Staffage verdient. Die Composition und Durchführung dieser Figurengruppe mit der wirkungsvollen Fackelbeleuchtung läßt tief, tief Alles unter sich, was die ex professo „religiöse" Malerei diesmal geliefert hat und fügt sich mit überwältigender Wirkung in

Digitized by Google

die kräftige und hochpoetische Stimmung des Ganzen ein. Eine ganz hervorragende Schöpfung! Moriz Erdmann hat die blaue (er sagt wunderlicherweise: grüne) Grotte von Capri zum räumlichen Motive für die Darstellung des „Wasserzaubers" genommen und damit jedenfalls den einzigen Weg beschritten, auf welchem der Magie dieses Naturphänomens durch die Malerei beizukommen ist: er hat nicht das unnachahmliche Blau ungenügend nachgepinselt, sondern in idealer Weise den Eindruck der Grotte geschildert, durch Einführung von Phantasiewesen und alle Mittel, die der Kunst zustehen. So angesehen scheint mir das Bild recht gelungen. — Auch Wilhelm Stryowski ist diesmal am besten nur unter den Landschaftern aufzuführen. Er schildert in wilder Strandlandschaft einen „Todesritt nach dem Jagdrecht des sechzehnten Jahrhunderts", einen Wilderer auf einen Hirsch festgeschmiedet, der von Angst gejagt eben in schauerlicher Einsamkeit mit seiner Bürde zusammengebrochen ist. Die Figur erhöht gewaltig den erschütternden Stimmungston der Landschaft.

Zwischen Landschaft und Architekturbild mitten inne stehen die beiden vortrefflichen Bilder von Hugo Harrer in Rom, die Porticus der Octavia und das Marcellustheater. Außerdem ist die Architektur gut durch Paul Ritter in Nürnberg und Heinrich Heger in München, ausgezeichnet durch Karl und Paul Gräb (Vater und Sohn) und durch Adolph Seel in Düsseldorf vertreten; denn in des Letzteren „arabischem Hofe zu Kairo" sind die Figuren nur Staffage, das Hauptgewicht fällt auf die meisterlich dargestellte Architektur. Seel hat meines Wissens früher noch nicht bei uns ausgestellt. Sein Bild ist von der Nationalgalerie angekauft.

Aus dem Gebiete des Stilllebens erwähne ich die achtbare Bethätigung dreier Künstler in diesem Genre, die sich demselben früher nicht zugewandt haben: Philipp Arons, Albert Hertel und August von Rentzell. Auch drei Damen haben sich mit Geschmack und gediegenem Können diesem Zweige der Kunst gewidmet: Camilla Friedländer, Ulrike Laar und Auguste Schepp.

Eine Anzahl von Künstlern hat sich durch Tendenzmacherei bemerklich gemacht. Natürlich sind die tonsurirten Herren die beliebteste Zielscheibe. Neben dem schon erwähnten Grützner, der eigentlich auch nur hierher gehört, sind zu nennen: Matthias Schmid, „Die Herrgottshändler" und „Brautexamen", Eduard Kurzbauer, „Wahlbesprechung", und besonders abschreckend in jeder Beziehung Alexander Struys, „Raubvögel", d. h. erbschleichende Jesuiten, in Lebensgröße. Auch die „sociale Frage" hat in den „Zwei Schneidern" von C. M. Seyppel, dem socialdemokratischen Flickschneider und dem zur Ruhe gesetzten Couponschneider, in Pendants, als Stoff und Motiv herhalten müssen.

Aus weiter Ferne sind sodann ein paar hervorragende Gaben beigesteuert: Aus Venedig schickt Ludwig Passini eine seiner vortrefflichen Aquarellen, eine Brücke in Venedig; eben daher stellt uns Eugen Blaas, in guter Erinnerung durch seine „Einleitung zum Decameron", eine „Balconscene in Venedig" dar, drei schöne Mädchen von interessant verschiedenem Typus, auf die Straße schauend, lebensgroß, ein außerordentlich schön gemaltes Bild. Eleuterio Pagliano in Mailand theilt neben einem etwas mißglückten Oelgemälde „Erbschaftsrevision" zwei recht gelungene Aquarellen im Rococogeschmack: „Geographiestunde" und „Ein heißer Tag" mit, die von großer Bravour im Technischen und außerordentlicher Fähigkeit der Charakteristik zeugen. Die ächt englische Behandlung der Aquarelle in der flockig weichen Manier, die in Rücksicht der Stoffbezeichnung zu wünschen läßt, aber sehr virtuos und oft auch sehr malerisch im Eindruck ist, zeigt uns in drei Blättern Karl Haag in London.

Von der Sculptur zu sprechen, der Mühe kann ich mich in einer so flüchtig nur das Wichtigste besprechenden Berichterstattung, wie die vorliegende, überhoben halten; denn es ist viele Jahre her, daß diese Abtheilung der Ausstellung so wenig Bemerkenswerthes dargeboten hat; und das gerade jetzt, wo zum ersten Male die Aufstellung der plastischen Arbeiten menschlich ist! Durch das eigenthümliche Arrangement, wie es sich etwa für ein lebendes Bild schickt, und das reclamehafte Auf-

Digitized by Google

treten thut sich die aus „den Freinsheim'schen Ergänzungen des Curtius Rufus" (bewundernswerthe Gelehrsamkeit eines Künstlers! das nenne ich „Quellenstudien"!) geschöpfte Darstellung Alexanders des Großen, der beim nächtlichen Studiren den Schlaf bekämpft, hervor. Abgesehen von dem durchweg nippesartigen Charakter hat die Arbeit manches Gute, das uns nun aber hoffentlich nicht wieder so unermüdlich in allen Gestalten jahrelang durch alle Ausstellungen verfolgen wird wie vordem Herter's Antigone. — Außerdem seien nur noch zwei Gruppen von je vier monumentalen Statuen erwähnt: die vier Hochmeister des Deutschherrenordens für das Marienburger Friedrichsdenkmal, von Rudolph Siemering, tüchtige Gestalten, und Karl Echtermeyer's für die neue Cassseler Galerie bestimmte vier (später acht) „Länderstatuen, welche in der Kunstgeschichte von Bedeutung sind", wie es drollig in dem Kataloge heißt. Dieser bescheidenen Selbstschätzung des Künstlers gegenüber schweigt die Kritik, die so wie so sich nicht in der Lage fühlt, dem einzelnen Werke bei seinem Auftreten in solcher Weise seine Stellung in der Geschichte anzuweisen. Ja, ja: deutsch Schreiben ist schwer; beinahe so schwer wie Bildsäulen fertigen! Aber der Katalog der Berliner akademischen Ausstellung könnte sich wol eines leidlich grammatischen Hochdeutsch befleißigen!

Bruno Meyer.

Literarische Rundschau.

Nach dreißig Jahren.

Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. 3 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1876.

Man pflegte von Rom zu sagen, daß neben den eigentlichen Bürgern noch ein Volk von Statuen die Stadt bewohne, in vieler Hinsicht bedeutender als die Menschen von Fleisch und Blut. Was die bildende Kunst unmittelbar den Sinnen vorführt, vermag bis zu einem gewissen Grade auch die Poesie durch die Vermittelung des Geistes. „The beings of the Mind are not of clay!"

Berthold Auerbach hat eine Reihe von Figuren geschaffen, die zum Gemeingut Deutschlands geworden sind, und nur im Dorf Nordstetten, in welches er sie verlegt, wol einiges Kopfschütteln erregt haben. Denn in der Weise, wie er sie schildert, haben sie nie existirt, obgleich sie typisch sind für das Dorf; und die Bauern sind, als Kritiker, Realisten wie die Kinder. Seine geistigen Bilder werden aber voraussichtlich ihre Modelle bei Weitem überleben.

Sie führen schon jetzt ein Leben für sich; zunächst in der Phantasie, die sie geschaffen hat. Auerbach hat gerade dadurch seiner Poesie einen so vollen Zug gegeben, daß er an seine Gestalten glaubte, mit ihnen lebte, Freundschaft schloß, ja zärtlich gegen sie war; es wirkte das um so wohlthuender in einer Zeit allgemeiner Zerfahrenheit, wo die meisten Dichter nur dann auf der Höhe der Bildung zu stehn glaubten, wenn sie ihre eigenen Eingebungen ironisch betrachteten.

So leben nun die imaginären Einwohner von Nordstetten, Ivo, der Wadeleswirth, der Buchmaier, das Lorle und wie sie alle heißen, in der Phantasie des Dichters fort; er denkt hin und wieder an sie zurück und überlegt sich, was wol im Lauf der Jahre aus ihnen geworden sein könnte? In seinen letzten größeren Erzählungen war sein Heimathsdorf mehr in den Hintergrund getreten; jetzt nach

Digitized by Google

Ablauf einer bedeutenden Periode fühlt er den Drang, sich zu Hause wieder umzusehen und seine Gestalten zu mustern. Was ist aus ihnen geworden, da alle Voraussetzungen der früheren Zustände sich so wesentlich verschoben haben?

Ein mächtiger Zug hat das deutsche Leben ergriffen, er dehnt sich auf die entlegensten Gegenden des Vaterlandes aus.

Als Auerbach seine ersten „Dorfgeschichten" schrieb, lag das Leben der Schwarzwälder Bauern noch weit ab vom allgemeinen Weltverkehr; sie wußten wenig von der Welt und die Welt wußte wenig von ihnen. Auerbach's Novellen wurden als die Entdeckung eines unbekannten Landes begrüßt. Jetzt ist der Verkehr nach allen Seiten erschlossen, und wenn früher den mißvergnügten Schwarzwäldern Amerika als das ersehnte Land der Freiheit in unbestimmter Ferne dämmerte, so verbindet ihn jetzt das Bewußtsein bestimmter Interessen mit den näheren und ferneren Stämmen der gleichen Zunge, und bringt eine lebendige Wechselwirkung hervor. Nicht blos haben sich die Verkehrsmittel in ungeahnter Weise erweitert, auch die willkürlichen Schranken des Verkehrs sind fast durchweg gefallen.

Zu diesen realen Beziehungen der verschiedenen deutschen Volksstämme zu einander ist nun auch eine ideale gekommen: das deutsche Volk fühlt sich nicht blos in seinem Verkehr von Gemeinde zu Gemeinde, von Stamm zu Stamm, es fühlt sich als eine Gesammtheit; und dies Gefühl ist ihm sinnlich gegenwärtig. Der Schwarzwälder Bauer hat nicht blos gehört von dem neu erstandenen mächtigen Reich, er hat am Aufbau desselben mitgewirkt, er hat seine Schlachten mit gefochten; die schwarz-weiß-rothe Fahne vertritt ihm nicht blos eine Idee, sondern eine lebendige Wirklichkeit.

Mit großer Befriedigung kann sich Auerbach sagen, daß diese neue Wirklichkeit der Richtung zu entsprechen scheint, die er als Dichter von vornherein genommen hat. Zwar gewann er das Interesse des größeren Publicums dadurch, daß er die Bauern als etwas von der Cultur noch wenig oder gar nicht Berührtes darstellte; aber seine Meinung war keineswegs, daß es so bleiben sollte; seine Novellen haben durchweg, neben der künstlerischen, auch eine pädagogische Bestimmung. Das Streben nach echter Humanität mußte nothwendig zum Theil die Schranken niederreißen, die den einen Stand vom andern, den einen Stamm vom andern trennten. So ist es denn auch geschehen; die Cultur ist in's Dorf eingedrungen und hat die spröden Naturen humaner gemacht: eine Wandlung, die freilich nicht ohne Einbuße vor sich gehen konnte.

Auerbach's Streben war von Jugend auf, die Idee des gemeinschaftlichen Vaterlandes nicht blos sprachlich, sondern auch politisch hoch zu halten; wo irgend eine Bestrebung auftauchte, sich diesem Ziel zu nähern, hat er redlich daran Theil genommen. Wenn er jetzt mit freudigem Stolz vom deutschen Reich spricht, so ist er keineswegs ein neu Bekehrter.

Dies sind die wesentlichen Umwandlungen der letzten dreißig Jahre, die ihm selber zum Bewußtsein gekommen sind; eine dritte muß noch in Betracht gezogen werden, die ihm nicht so deutlich sein wird, weil sie sein eigenes Schaffen betrifft.

Bei seinem ersten Auftreten war die Dorfgeschichte eine Paradoxie: man hatte sich mit diesen niedern Ständen nicht gern abgegeben, man hatte Edelleute, Salondamen, Künstler und weltschmerzliche Schöngeister vorgezogen. Ungefähr gleichzeitig mit ihm trat Immermann mit seinen westphälischen, Jeremias Gotthelf mit seinen schweizer Bauern auf: alle drei nannte man Realisten, hauptsächlich weil sie die wirkliche Thätigkeit des Volkes, seine Arbeit, nicht blos erwähnten, sondern auch zur Anschauung zu bringen strebten. Ich erinnere mich noch lebhaft, welchen Anstoß den damaligen „Idealisten" die „Käserei in der Vehfreude" oder die Mostbereitung im „Lehnhold" gab: ein französisches Menu mit Champagner war ideal, Käse und Most aber real, d. h. gemein, nicht gesellschaftsfähig. Diese Abneigung dehnte sich bis auf das Kostüm aus: man konnte sich echte Liebe nicht leicht ohne Atlasroben und Brüsseler Spitzen vorstellen.

Digitized by Google

Das hat sich nun gründlich geändert. Eine ganze Schule von poetischen Genremalern ist aufgestanden, es gibt kaum noch einen unter den modernen Poeten, der nicht einmal eine Dorfgeschichte geleistet hätte, und durch Vermittlung der deutschen Bildung hat sich diese Form der Darstellung über ganz Europa ausgebreitet. Die Engländer freilich hatten nicht nöthig, bei uns in die Schule zu gehen, sie kannten das Genre lange vor uns und waren Meister darin; aber nun haben wir auch französische, spanische, niederländische, dänische, norwegische, ungarische, russische Dorfgeschichten. Ich glaube, daß sich diesem Nachwuchs gegenüber Auerbach's Stellung wesentlich verschoben hat. Man wird ihn nicht mehr einen Realisten nennen dürfen, er stellt sich vielmehr als das heraus, was er im Grund immer gewesen ist, als Idealist. Ich habe noch neulich verschiedene russische Dorfgeschichten gelesen — ich meine nicht Iwan Turgenjew, der einer ganz anderen Richtung angehört —: diese Bilder sind mit einem ungemeinen Talent ausgeführt, wie überhaupt die junge russische Literatur alle Achtung verdient; aber sie geben uns die nackte brutale Wirklichkeit, sie schlagen uns damit gleichsam vor den Kopf.

Die Berechtigung dieser Gattung will ich nicht in Frage stellen: für mich ist jeder Dichter im Recht, der uns das Leben von einer neuen wichtigen und bedeutenden Seite kennen lehrt; ich will nur auf den Gegensatz gegen die verwandten deutschen Dichter aufmerksam machen.

Unsere Dichter ohne Unterschied, Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach, Carl Immermann, Fritz Reuter u. s. w. gingen von Ideen aus, d. h. sie stellten sich die Aufgabe, in den absonderlichen Zuständen, in welche sie uns einführten, das Gesetz der allgemein menschlichen Natur zur Geltung zu bringen und im Zusammenhang mit den Naturproblemen der Zeit deutlich zu machen. Sie malten das Locale und Individuelle lebhafter und farbenvoller aus als die früheren Dichter; aber sie wußten zugleich den Lufthon des gemein menschlichen Empfindens anzubringen, wir blieben in ihren Bildern bei uns selbst, die Härten des Contrastes wurden abgedämpft.

Ich weiß nicht, ob Auerbach sich dieses Gegensatzes gegen seine Nachfolger bewußt geworden ist. Auf alle Fälle tritt schon im „Waldfried" und ebenso in seinen neuen Novellen der ideelle Faden viel bestimmter hervor, das Locale wird mehr angedeutet als ausgeführt. In den früheren Dorfgeschichten hatte derjenige, der sich nicht recht in Auerbach eingelebt, zuweilen die Empfindung, als sei die Betrachtung nur Episode und störe den beschreibenden Theil. Dieser Irrthum ist fortan nicht möglich; überall bemerkt man als Hauptsache: den durch vielseitige Erfahrung geschulten Lebensverstand zu exemplificiren.

Nicht blos die Zeit hat sich verändert, auch der Dichter hat ein gut Theil seines Lebens hinter sich, und was er darin erfahren, ist nicht spurlos an seinem Denken und Empfinden vorüber gegangen. Wenn ein Romanschreiber seine früheren Werke gleichsam fortsetzt, so bestimmt ihn nicht blos der Wunsch, die alten liebgewordenen Personen unter neuen Verhältnissen zu zeigen, sondern oft eine Art Selbstkritik; er hat im ernsten Weltlauf neue Gesichtspuncte gewonnen, und sieht seine älteren eigenen Erfindungen zuweilen mit der Frage an: ob auch alle diese Gesichtspuncte darin zur Geltung gekommen sind?

Von den Dichtern, die mit besonderer Virtuosität das Leben ihrer früheren Figuren auch in der Fortsetzung betrachtet haben, treten besonders bedeutend Balzac und Thackeray hervor. Bei dem letzteren ist mir ein Zug immer sehr merkwürdig gewesen. In einer seiner besten Novellen, „Henry Esmond", ist es kein Zweifel, daß in Beziehung auf die beiden weiblichen Hauptfiguren Lady Castlewood und Beatrix das Herz des Dichters ganz entschieden auf Seiten der ersteren steht. Sie kommt ganz liebenswürdig heraus, die zweite wird mit einer gründlichen Derbheit, deren nur Thackeray fähig ist, abgefertigt; und im Wesentlichen geht der Leser mit dem Gefühl des Dichters mit.

Dann aber folgte eine Fortsetzung, „die Virginier", und in dieser schien sich das Verhältniß, ich will nicht sagen umzukehren, aber bedeutend zu ändern. Es zeigten

Digitized by Google

sich bei Lady Castlewood manche üble, bei Lady Beatrix manche gute Seiten, die man früher übersehen oder nicht beachtet. Der Dichter erzählte uns nichts eigentlich Neues, er accentuirte nur stärker einige Umstände, die früher mehr im Dunkel geblieben waren, und man konnte nicht umhin, seiner Nachrechnung beizupflichten. Sollte bei Auerbach's neuen Versuchen dies Motiv nicht einigermaßen mitspielen? Ich will nicht sagen, daß er seine frühere Auffassung geradezu corrigirt; aber er fühlt doch das Bedürfniß, sie zu ergänzen und von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Ich erinnere an den Schluß der „Frau Professorin": das Lorle verläßt ihren noch immer geliebten Gatten, weil sie bei ihrer Natur die Unmöglichkeit fühlt, ohne innere Schädigung bei ihm auszuhalten. Daß sie ihn einmal betrunken sieht, ist nicht gerade das entscheidende Moment, aber es stößt dem Faß den Boden ein. In dem engen Rahmen der mit wunderbarem Liebreiz ausgeführten Novelle findet der Leser nichts zu erinnern: was nicht geht, geht nicht; wie sie nun einmal ist, kann Lorle bei Reinhard nicht bleiben; was weiter daraus folgt, dafür mag Gott sorgen.

Nun kann die Sache aber auch von einer anderen Seite betrachtet werden. Jede einzelne Handlung ist nicht blos Naturproduct des individuellen, in eine bestimmte Situation gesetzten Menschen, sie steht auch unter dem Schema der Moralität; sie erregt die Frage: „Können wir wollen, daß die Maxime dieses Handelns allgemeine Maxime werde?" Und dadurch wird einigermaßen das Urtheil geändert.

Wenn eine Frau ihren Mann verläßt, weil sie fühlt, daß das Zusammenbleiben ihre individuelle Natur schädigen werde, so gibt sie damit der Welt zugleich ein Beispiel; sie handelt, so viel an ihr liegt, so, daß diese Maxime allgemein werden könnte; wenn sie aber das würde, so ginge Alles in der Welt durcheinander. Die Sache wird noch dadurch erschwert, daß im vorliegenden Falle die Ehe unauflöslich ist.

Ich glaube, daß diese Reflexion mit ein Motiv gewesen ist, welches Auerbach zur Fortsetzung seiner Novelle bestimmte. Wenn ich ihn recht verstehe, wollte er zweierlei zeigen: einmal das wirklich Bedenkliche in dem Verfahren Lorle's, sodann dessen relative Berechtigung in Anbetracht der in's Spiel kommenden Naturen. Lorle's Rücktritt hebt alle Schranken auf, welche die ohnehin schon ziemlich starke Unbändigkeit ihres Gatten einengen; er macht ihn zerfahrener, als er vorher war. Er hat aber auch Folgen nicht blos für sie, sondern für ihre Familie. Sie führt, wenn auch allgemein geschätzt, doch im Ganzen ein freudloses Dasein, und der Schreck über ihre Rückkehr veranlaßt die Geburt eines blödsinnigen Knaben, der nachher wieder zum Werkzeug des Schicksals wird. Offenbar ist die Sache symbolisch zu verstehen. Die Wirkung dieses Schrittes dehnt sich auch sofort in's Allgemeine aus. Der Fall ist noch nach dreißig Jahren in der Erinnerung der Dorfbewohner, und stimmt sie etwas wilder und gewaltthätiger.

Lorle's Verfahren war nicht correct, und diese Incorrectheit rächt sich; auf der anderen Seite sucht aber der Dichter nach einem wichtigen Entschuldigungsgrunde.

Lorle's Pflicht, bei ihrem Manne zu bleiben, setzt voraus, daß sie durch treue hingebende Liebe im Stande sein würde, auf seinen Charakter vortheilhaft einzuwirken. Eine solche Einwirkung für unmöglich zu halten, bleibt immer vermessen, und formell ist Lorle im Unrecht. Nachträglich aber will Auerbach zeigen, daß sie in der Sache Recht behält. Reinhard war wirklich unverbesserlich: nach dreißig Jahren, also vermuthlich ein angehender Sechziger, kehrt er aus Italien in das Dorf zurück — sie ist eben gestorben — trauert an ihrem Grabe — diese Scenen gehören zum Schönsten, was Auerbach überhaupt geschrieben hat — und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder mit einem hübschen Dorfmädchen, der Pflegetochter Lorle's, zu verloben, also den vorigen thörichten Streich in reifem Alter freventlich zu erneuen. Mit unbewußter, aber blutiger Ironie ruft der Vater der neuen Braut: „Ach, wenn das doch 's Lorle noch erlebt hätte!"

Ich weiß nicht, ob ich die Absicht des Dichters richtig gefunden habe; es scheint mir aber die einzige Erklärung für die Wiederholung desselben Motivs, durch welches

Digitized by Google

denn doch auf das liebliche Bild der alten Novelle immer ein Flecken fällt. Nach diesem herben Grundzug der Geschichte ist das Uebrige gestimmt: auch unser alter Freund, der Collaborator, von dem wir noch soeben Tausend der vortrefflichsten Sittensprüche gelesen haben, wird in die Verwilderung hineingezogen und verführt, Etwas zu begehen, was jedenfalls eine arge Indelicatesse war; Etwas, was wir ihm gar nicht zugetraut hätten.

Ich halte diese, für das Verständniß von Auerbach, sehr wichtige Figur einen Augenblick fest, um mitzutheilen, was ich bei Gelegenheit der „Tausend Gedanken des Collaborators" aufzeichnete: es ist der einzige Punkt, in welchem ich die Charakteristik Auerbach's im vierten Band meiner „Bilder aus dem geistigen Leben der Gegenwart" ergänzen kann.

Auerbach's, wie seines Collaborators, dichterische Persönlichkeit ist so recht geeignet, sich in Maximen zuzuspitzen. Er hat ein sehr lebhaftes Auge für überraschende, fremde, wunderliche Züge, der Natur wie des Gemüthslebens; er hat aber zugleich das tiefe Bedürfniß, in diesen scheinbaren Anomalien das Gesetz herauszufinden, welches das Weltganze trägt. So hebt sich ihm aus der Ueberraschung des einzelnen Falles zugleich das seelische oder physische Gesetz ab, in welchem es seine Erklärung findet; er will nichts Ungerechtfertigtes in der Welt der Erscheinung dulden. Gewöhnlich aber geht ihm das Gesetz, das ihm vorschwebt, nicht in seiner abstracten Form auf, sondern wiederum als ein neuer überraschender einzelner Fall. So wird also der einzelne Fall nicht zur Regel analysirt, sondern durch den Wiederschein eines anderen einzelnen, aber sprechenderen Falles beglaubigt. Es ist, wie man sieht, der Witz in seiner höheren Form; in der Art, wie Lessing das Epigramm erläutert: „Fortbewegung von der Erwartung zum Aufschluß."

Wie ein sinniges Gemüth sich in das Gemeinleben der Natur verliert, mit ihr Eins wird, in ihren Bildern und Spielen seinen eigenen Pulsschlag wiederfindet, das kommt in den „Tausend Gedanken" oft hochpoetisch zur Anschauung. Dabei hat das Büchlein noch einen andern Reiz: es bringt uns die Persönlichkeit des Verfassers näher; die Sprüche haben sich zwar scheinbar von allem Persönlichen abgelöst, aber es ist durchaus nicht schwer, die Fäden wieder anzuknüpfen. Sie sind Resultate ernster Erlebnisse, zuweilen zittert das Gemüth noch nach. Es geht durch sie ein leiser schmerzlicher Zug: ehrliche Arbeit an sich selbst mit fortgesetzter Selbstprüfung, die doch nicht überall zu einem reinen Facit kommt, lebhaftes Ringen nach einem Ideal, das sich oft als Selbsttäuschung erweist; überall begegnen wir einer bewegten Seele, die unsere warme Theilnahme hervorruft. —

Der Collaborator empfängt den Freund, den er seit dreißig Jahren nicht gesehen, mit der überraschenden Frage: wie er sich zum deutschen Reich stelle? In der Regel freilich haben die Deutschen im Ausland schneller das Große heraus gefunden, das bei uns vorging, als die Zurückgebliebenen.

Eine ähnliche Wandlung nimmt der Sohn des Tolpatsch wahr, der aus Amerika zurückkehrt, um eine deutsche Braut zu suchen. Der Auswanderungstrieb der Deutschen, auch im Schwarzwald, war der hauptsächliche historische Hintergrund in den früheren Dorfgeschichten. Diese Verhältnisse werden nun im Licht der neuen Zeit wiederum geprüft, Gewinn und Verlust abgewogen, eine innige Befreundung der beiden Nationen wird in Aussicht gestellt.

In der dritten Erzählung endlich, „Das Nest an der Bahn", wird die Geschichte der „Sträflinge" weiter fortgesetzt. Auerbach hatte früher die Inhumanität der deutschen Sitte und der deutschen Gesetzgebung bekämpft, die den Makel der einmaligen Verschuldung unvertilgbar auf dem Leben des Menschen haften ließ; er hatte zu zeigen versucht, wie auch der Verbrecher, wenn ihm Wohlwollen entgegen kommt, sich zum Bessern wendet. Wahrscheinlich im Gefühle, daß das noch nicht gründlich genug geschehen war, bringt er den entlassenen Sträfling, dessen Herz sich wirklich ganz zum Guten gewendet hat, in verschiedene Collisionen; er zeigt, wie der üble Ruf, scheinbar beseitigt, doch immer wieder von Neuem sein Recht behauptet,

Digitized by Google

wie aber wahre Tüchtigkeit die Folgen desselben überwindet. In dieser Möglichkeit der Sühne findet er den höchsten Gewinn der modernen Culturbewegung, und es ist wiederum zum Theil symbolisch zu verstehen, wenn der Gebesserte eine Stelle als Bahnwärter einnimmt und sich aus seiner Beschäftigung den Grundsatz entnimmt: „so weit der Dampf der Locomotive steigt, gedeiht keine Raupe und kein Aberglaube."

Diese rüstige Arbeit an dem Fortschritt der Humanität, dieser Gedanke an die Möglichkeit einer Weltverbesserung gehört zu Auerbach's hervorragendsten Verdiensten, auch wenn man ihn blos als Dichter betrachtet; er ist um so höher anzuschlagen in einer Zeit, die sich scheinbar so sehr dem Pessimismus zuneigt. Wenn früher Proudhon ausrief: „Wenn Jemand die Hölle verdient hat, so ist es Gott!" — so konnte man das als schlechten Witz hingehen lassen; neuerdings aber wird der Satz in philosophischen Lehrbüchern Paragraph für Paragraph nachgewiesen. In dem Kampf gegen dies Unwesen muß man sich nur hüten, zu weit zu gehen. Auch der Optimismus hat seine Grenzen. Metaphysisch den Ursprung des Bösen herzuleiten, ist schwierig; im Reich der Erscheinung besteht es allerdings. Daß Auerbach einen sehr tiefen Blick in die Nachtseite der menschlichen Natur gethan, hat er im „Lehnhold" und im „Diethelm von Buchenberg" gezeigt, mir scheint aber, daß sich ihm neuerdings die Welt in einem zu verschönerten Licht darstellt. Viele „Raupen und Aberglauben" mag die Eisenbahn hinweg nehmen, alle jedenfalls nicht. Die sittliche Welt, die sich dem Bahnwärter gegenüber stellt, kommt mir im Ganzen etwas zu gebildet und nachsichtig vor; die Dickköpfigkeit in den bäurischen Vorurtheilen ist wol kaum so rasch zu beseitigen.

Und ich weiß nicht einmal, ob ich es wünschen soll. Auerbach's frühere Gestalten haben ja gerade wegen ihrer Dickköpfigkeit Interesse erregt: „Dickköpfigkeit" ist nur ein anderer Ausdruck für einen soliden unangefressenen Knochenbau. In der Beziehung stehe ich noch heute auf Seiten des alten Justus Möser.

Namentlich in einem Punkt möchte ich vor zu weit getriebenem Optimismus warnen: in der Auffassung vom deutschen Reich. Auerbach hat von früher Jugend auf die Idee empfohlen, mit Freuden sieht er sie jetzt verwirklicht. Es liegt nahe und ist sehr zu entschuldigen, daß man in der Freude seines Herzens meint, die geistige Arbeit habe die Hauptsache gethan, die preußische Armee, Bismarck und Königgrätz seien nur ein Accidenz; daß man jedem deutschen Bruder um den Hals fällt, weil doch im Grund Alle dasselbe wollten. Bei alledem bleibt es ein Irrthum, der bedenkliche Folgen haben kann.

Ob die deutsche Jugend von 1848 sich das zu erwartende Reich in der Form vorgestellt hat, wie es jetzt ist, will ich dahin gestellt sein lassen; gesagt hat sie es nicht. Jedenfalls hat sie sich den Weg dazu anders vorgestellt. Durch „Blut und Eisen" ist das deutsche Reich gegründet. Es steht sicher in einer festen Hand, es würde ohne die feste Hand nicht sicher stehn. Heimliche und offene Gegner des Reichs sind nicht nur zahlreich, sondern auch mächtig genug vorhanden; die Anhänger des Reichs sollten nicht zu sanguinisch sein. Jede Freude steckt an; wie man früher oppositionelle Schützenfeste arrangirte, kann man sie jetzt auch im reichsfreundlichen Sinn haben; viel ist damit nicht bewiesen. Die Freude ist eine sehr angenehme, aber keine productive Stimmung. Die Lage ist heute noch ernst genug, im Innern wie nach Außen, und ich möchte Auerbach, der ja auch die Bibelsprüche liebt, wie allen wohlgesinnten Reichsfreunden den bekannten Spruch empfehlen: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet!"

Julian Schmidt.

Digitized by Google

Jähns' Gedenkschrift über die Schlacht von Königgrätz.

Die Schlacht von Königgrätz. Zum zehnjährigen Gedenktage des Sieges auf Grund der gesammten einschlägigen Literatur dargestellt von Max Jähns, Hauptmann im Nebenetat des großen Generalstabs, Lehrer an der Königl. Kriegs-Akademie. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1876.

Der Verfasser citirt in der Vorrede des alten Tempelhof wahres Wort: „In der Geschichte ist Nichts schwerer als die Beschreibung einer Schlacht"; aber das vorliegende Werk zeigt zugleich, daß die Schwierigkeit überwunden werden kann. Tempelhof hatte die Schlachten des siebenjährigen Krieges im Auge; die der Gegenwart, welche in zahllose Einzelgefechte zerfallen, in denen die Infanterie fast nur in aufgelöster Ordnung kämpft, die sich aus einer Reihe von in Dörfern, Wäldern ꝛc. erfochtener Einzelerfolge zusammensetzen, sind noch sehr viel schwerer faßlich darzustellen. Vor Allem gilt das für die Schlacht bei Königgrätz — aber dieser schön geschriebenen Festschrift merkt man die überwundene Schwierigkeit und die mühsame Arbeit, die vorangegangen, nicht an; sie gibt ein lebendiges, anschauliches Bild des gesammten Verlaufs, in dem sich die Kämpfe im Swiepwalde, bei Problus und der Anmarsch der ersten Gardedivision reliefartig abheben. Ich kann in den Tadel einer sonst sehr anerkennenden Kritik (Militär-Wochenblatt Nr. 70. 71) nicht einstimmen, daß die Leistungen einzelner Truppentheile, namentlich des zweiten Armeecorps und der vierten Division, zu wenig hervorgehoben seien; nach meiner Ueberzeugung hat Verfasser allen Corps und Divisionen ihren Antheil an der Entscheidung mit gerechtem Maß zugewogen. Daß der Heldenkampf der siebenten Division oder die Erstürmung von Chlum mit lebendigeren Farben geschildert sind, als Momente, in denen es sich nur um ein passives, wenn auch opferreiches Ausharren handelte, versteht sich von selbst. Nach einem trefflichen Wort aus hohem Munde: „ist es brutal, den Werth einer Action nach dem Verluste der Truppen zu bestimmen."

Alle Schriften des Verfassers zeigen sein warmes patriotisches Gefühl, die ideale Richtung seines Geistes und seine gestaltende Phantasie, die dem Geschichtsschreiber bei der sorgsamsten Forschung und Prüfung nicht fehlen darf, wenn er ein lebendiges Bild des Geschehenen entwerfen will. Sehr dankenswerth ist das Verzeichniß der Quellen, das die ganze weitschichtige Literatur der großen Schlacht umfaßt. Der beigegebene Schlachtenplan ist so correct als sauber, was um so mehr hervorgehoben werden muß, weil in den letzten Jahren die meisten deutschen Werke darin weit hinter den englischen, amerikanischen, französischen und anderen zurückstehen.

Die Einleitung schildert die politische und strategische Lage beider Gegner, die Stärke ihrer Heere, die Concentrirungsmärsche, den Einmarsch in Böhmen und die ersten Siege. Die ganz haltlose Kritik von Cullier und Lecomte, dem Schüler und Biographen des verdienten Jomini, wird gebührend abgefertigt. Lecomte, ein Schweizer Officier und emsiger Bücherschreiber, hat durch seine unverständige Beurtheilung unseres Clausewitz jede Bedeutung verloren. Und gerade dieser Feldzug, Krismanic's Kriegsplan, die Wirksamkeit des von Jähns treffend beurtheilten, rein negativen Henikstein und vieles Andere erscheint wie ein erläuterndes Beispiel zu einzelnen Capiteln in Clausewitz' Werk: „Vom Kriege".

Nach den Worten des Leiters unserer Heere in drei siegreichen Kriegen gilt es „getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen", und die schwere Aufgabe, die drei auf verschiedenen Straßen über die Gebirge in Böhmen einmarschirenden Heere zur Entscheidungsschlacht zu vereinigen, wurde am 3. Juli glänzend gelöst. Lullier und Lecomte tadeln die Offensive der drei Armeen mit verschiedenen Operationslinien, und der letztere meint: „La Prusse marcha du 23 au 30 juin sans nécessité sur l'extrême bord d'un abîme sans fond". — Von wohl maßgebender Stelle ist ihnen damals entgegnet worden: „Die Vereinigung der preußischen Heere im rechten Augenblick ist vom preußischen Generalstabe niemals als eine besonders geistreiche Idee oder

Digitized by Google

tiefgelehrte Combination in Anspruch genommen worden. Es war die verständig angeordnete, energisch durchgeführte Abhilfe einer ungünstigen, aber nothwendig gebotenen ursprünglichen Situation." Es handelte sich keineswegs um ein unüberlegtes Wagestück — wie kann man denn von Sachsen und Schlesien aus mit einer großen Armee anders in Böhmen einmarschiren, als in getrennten Colonnen; wollte man in einer Colonne marschiren, so setzte man die am frühesten ankommenden Corps erst recht der Gefahr aus, isolirt geschlagen zu werden, und eine Concentration zur Schlacht wäre geradezu unmöglich. „Wer im Kriege völlig sicher gehen will, der wird schwerlich überhaupt das Ziel erreichen." Im Willen, dem Kern des menschlichen Wesens, liegt auch auf dem Gebiete der Strategie alles Wesentliche.

Die böswillige und oberflächliche Kritik des Angriffs der ersten Armee auf die Stellung Sadowa-Chlum, in der „Edinburgh Review" (April 1867), weist der Verfasser mit Recht zurück und zeigt hier wie überall seine ausgebreitete Kenntniß auch der polemischen Literatur über den Krieg von 1866 und sein vorurtheilsloses, scharfes und doch maßhaltendes Urtheil.

Am Schluß des ersten Hauptabschnitts gibt er in wenigen Worten einen Ueberblick der Situation kurz vor dem Eintreffen der zweiten Armee: „Die Austro-Sachsen waren überall aus dem Vorterrain an der Bistritz in die ursprünglich beabsichtigte Stellung auf den Thalrandshöhen zurückgegangen. Auf dem rechten Flügel, der Division Fransecky gegenüber, folgte diesem Zurückgehen sofort ein hartes, von mächtigen Offensivstößen unterbrochenes Gefecht um den Wald von Maslowed, ein Ringen, das die tapfere Division allerdings in die äußerste Bedrängniß gebracht, aber zugleich die Approchen zur Kernstellung des Feindes geöffnet hatte, — auf dem linken Flügel bei den Sachsen war die Höhenposition noch intact, unter dem Schutz einer Avantgardenstellung zog sich die Elbarmee zum entscheidenden Stoße über die Bistritz. Im Centrum waltete ein ähnliches Verhältniß ob, doch lag hier für den Augenblick, da erst 40 Kanonen über die Brücke gebracht, gegenüber der gewaltigen, mit 250 gezogenen Geschützen gekrönten Höhenreihe, ein weiteres Vorgehen der Preußen kaum in der Möglichkeit. Aber es lag auch nicht in der Absicht, denn es schien der Zeitpunkt gekommen, für welchen man auf das Eingreifen, wenigstens eines Theiles, der zweiten Armee rechnen zu können glaubte."

In gleich belebter Weise werden das Eintreffen der ersten Garde-Division, die Kämpfe um Chlum, Rosberitz und Problus, die Cavallerie-Gefechte und der Rückzug der österreichischen Armee dargestellt. Ueberall ist die Erzählung durch eine so maßvolle als einsichtige Kritik durchsetzt, die auch dem Feinde gerecht wird, und zum Beispiel die treffliche Haltung der österreichischen Artillerie auf dem Rückzuge hervorhebt, die allein die Armee vor der Vernichtung bewahrte. Auf den lehrreichen Aufsatz über „Panique und Pflichttreue" in der österreichischen Militär-Zeitschrift, den der Verfasser benutzte, mag hier noch hingewiesen werden. Sehr treffend sind die Bemerkungen über den dramatischen Verlauf gerade der Schlacht bei Königgrätz, der auch darin die Schlacht bei Waterloo zur Seite steht. „Auf der Höhe von Chlum vollzieht sich die furchtbar großartige Peripetie — welcher nach der Eroberung von Problus, dem Eintreffen und Eingreifen der gesammten zweiten Armee, dem Vorrücken der ersten Armee, die Katastrophe folgte."

Am Schlusse citirt der Verfasser ein auch im Kriege gegen Frankreich bewährtes Wort aus den „Taktischen Rückblicken auf 1866" (Hauptmann von May, blieb 1870 bei Gravelotte), das für die Fechtart der Gegenwart, namentlich für die der Infanterie, charakteristisch ist. Es deutet zugleich auf den wahren Grund der Ueberlegenheit des preußischen und deutschen Heeres in den Kämpfen gegen Oesterreich und Frankreich hin:

„Diejenige Armee wird den Sieg an ihre Fahnen fesseln, welche es ohne Gefahr wagen kann, für einen Augenblick die Formen zu lösen, die Geister zu entfesseln, weil sie sicher ist, daß alle die entfesselten Gewalten doch nur mit ihrer ganzen Kraft nach einer Richtung wirken werden, und jeden Moment wieder in das alte Bett

Digitized by Google

des Gehorsams zurückgebracht werden können. Nicht mehr die Gunst des Zufalls entscheidet durch die großen Massen den Krieg, sondern der größere individuelle Werth der Armee — und somit der Nationen." F. v. M.

Weihnachtliche Rundschau.

Trotz der trüben Zeiten hat der Büchermarkt nicht unterlassen, uns mit reichen Weihnachtsgaben aufzuwarten; nicht so reich freilich wie in den letzten Jahren, da der Saus und der Braus sich auch in der Liebhaberei an kostbaren Büchern zu zeigen liebte; aber doch recht stattlich und — möchte ich sagen — um so gediegener, je weniger auf ein leicht kauflustig gestimmtes Publicum zu rechnen ist. Freilich kann heuer auch nur das Werthvolle und Gehaltreiche seinen Weg zu machen hoffen.

Bei diesem Stande der Dinge ist die Aufgabe des Rundschauers eine sehr erfreuliche. Ich beginne mit der überraschenden Menge von gleichzeitig betriebenen Unternehmungen, welche von der Firma Friedrich Bruckmann (Berlin und München) ausgehen. Unter diesen konnte bereits im Vorjahre die erste Lieferung des Werkes angezeigt werden: Die Schweiz von Gsell-Fels, mit Bildern und Zeichnungen verschiedener, großentheils namhafter Künstler. Freilich muß ich sagen: „Noch hab' ich das Ende nicht gesehen," das zum Herbst dieses Jahres in Aussicht gestellt war, während in Wirklichkeit von den angekündigten 24 Lieferungen erst 12 vorliegen; aber ich könnte nicht behaupten, daß mich deswegen „ahnungsvolle Träume schrecken". Bei so reich und gediegen ausgestatteten Werken bieten sich leicht unerwartete Störungen und Hemmungen, und wenn selbst die Lage des Büchermarktes dabei mit von Einfluß gewesen sein sollte, so wird das doch dem Werke keinen Abbruch thun. Dasselbe zeichnet sich vor den ähnlichen, die zum Theil bereits früher angezeigt, zum Theil demnächst zu besprechen sind, durch die größere Vornehmheit der Erscheinung vortheilhaft aus. Auch ist trotz der zahlreichen mitwirkenden künstlerischen Kräfte der Charakter der Illustration ein recht einheitlicher. Der Text hat das Verdienst tüchtiger Sachlichkeit, natürlicher Wärme und guter Darstellung.

Bedauerliches Unglück hat die Verlagshandlung mit einem andern Werke gehabt: Faust von Goethe, erster Theil, mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. Der energische und künstlerisch ebenso feinsinnige wie vielseitige Director der Nürnberger Kunstgewerbeschule hat bekanntlich in der Fülle seiner Kraft das Zeitliche gesegnet und, wie wir nun erfahren, auch seine Faust-Illustration unvollendet zurückgelassen; statt 16 großer Photographien sind nur 14 ausgegeben, von diesen zwei nach noch unfertigen Zeichnungen des Meisters. So bleibt leider das Ganze ein großer Torso: vom Texte nur eine beschränkte Auswahl, der Cyclus der Illustrationen nicht abgeschlossen. Des Vorhandenen aber wird man sich gern erfreuen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß namentlich die dem Texte eingedruckten Holzschnitte an Werth der Erfindung und der Ausführung sehr ungleich sind. Den großen Erwartungen gegenüber, die der Anfang erregte — der Prolog auf dem Theater, die großen Initialen J und F und namhaftes Andere waren von seltenem Reichthum und glücklichster Combination —, wird einem schrittweise immer klarer, daß man zum Faust wol Bilder machen, den Faust aber nicht illustriren kann, wenn man unter „Illustriren" eine Mitwirkung der bildenden Kunst zur Steigerung der Wirkung des poetischen Kunstwerthes versteht. Jeder umfangreichere und durchgeführte Illustrirungsversuch hat immer nur dazu gedient, den unglücklichen Centocharakter der Dichtung, den Vischer erbarmungslos, aber für jeden besonnen Urtheilenden unwiderstehlich dargelegt, deutlicher, und das dem Verstande längst

Digitized by Google

Klare auch dem leicht captivirten Gefühl faßbar zu machen. Dadurch hat der ewige Gehalt des großen Werkes um so weniger gewonnen, als ihm die Illustration absolut nicht beikommen kann und ihn nur schädigt, indem sie die Schale des Kernes, die Fassung des Edelsteines vergleichungsweise werthloser erscheinen läßt, als sie sich ohne dies der nicht kritisch gewitzten und geläuterten Anschauung darstellt. Daß die Aufgabe immer und immer wieder reizt, ist leicht begreiflich. Wer sich aber der Schwierigkeiten bewußt ist, wird sich des Mißlingens nicht verwundern und es gelinde beurtheilen. Man würde auch darüber nicht so viele Worte zu machen haben, wenn Künstler und Publicum einsehen wollten, daß vortreffliche Einzelheiten nicht den Werth eines Kunstwerkes ausmachen, und daß ein von irgend einem berechtigten Gesichtspunkte als Ganzes unbefriedigendes Kunstwerk deswegen im Einzelnen gar nicht das Talent und die Fähigkeiten des Urhebers zu verleugnen brauche. „Nicht Alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen," und eine Beschränkung, welche die Kunst sich gefallen lassen muß, wird gewiß für die Künstler nicht beschämend sein.

Begrüßen wir mit Freude zwei andere Gaben des Bruckmann'schen Verlages: Vorhang für die tragische Oper im k. k. Opernhause in Wien, entworfen von Prof. Karl Rahl, ausgeführt von E. Bitterlich und C. Griepenkerl; und Vorhang für die komische Oper im k. k. Opernhause in Wien, erfunden und ausgeführt von Prof. Ferd. Laufberger (beide zusammen die IV. Abtheilung der von der Bruckmann'schen Firma herausgegebenen Wandgemälde im k. k. Opernhause). Kein Theater der Welt kann bezüglich des Reichthums und der Schönheit seines Bühnenverschlusses mit dem Wiener Opernhause in die Schranken treten. Nicht nur, daß es zwei verschiedene Hauptvorhänge hat, einen für die große Oper, einen für die leichte Spieloper und das Ballet, ein Reichthum, der keineswegs Luxus ist, sondern dessen Werth für den künstlerischen Eindruck sofort einleuchtet, — auch an sich ist jeder Vorhang ein Kunstwerk ersten Ranges, sowol im Gedanken wie in der Ausführung. Rahl's sprudelnd reicher und stylvoll schöner Entwurf stellt die Orpheus-Sage dar; Laufberger hat die verschiedenen Arten der Musik, wie sie im Leben auftritt, und den Tanz zum Gegenstande der einzelnen Bilder seines Vorhanges gewählt. Wir sehen hier bei Rahl in zwölf, bei Laufberger in neun nach den Cartons aufgenommenen Photographien erst das Gesammtbild jedes Vorhanges, sodann seine einzelnen Theile in angemessener Größe und musterhafter Ausführung vor uns. Ueber die Composition ist schon viel und wol genug geschrieben: ihre Großartigkeit und Schönheit ist allgemein anerkannt. Ich möchte mir daher nur sozusagen einen Nebengedanken gestatten. Daß Rahl ein gottbegnadeter Colorist war, ist weltbekannt; daß auch Laufberger des Meisters Schule nicht verleugnet, und namentlich sein Vorhang von glänzender und erfreulicher Farbenwirkung ist, wird Jeder gern bezeugen, der den Künstler kennt und den Vorhang gesehen hat. Beide haben es aber nirgend — und so auch in diesen Vorhängen nicht — für erlaubt gehalten, sich die Mühe zu erlassen, werthvolle Gedanken (malerischer Natur) zu haben und diese in edler Form, der Composition sowol wie der Zeichnung, im Einzelnen darzustellen. Daß sich diese Dinge vereinigen lassen, wäre also durch sie erwiesen, auch wenn es nicht das einhellige Beispiel aller großen, im Einzelnen vielleicht überbotenen (nicht übertroffenen), im Ganzen noch lange nicht erreichten Coloristen der älteren Kunstperioden längst über jeden Zweifel gestellt hätte. Sollte man davon nicht Recht und Pflicht ableiten, in der Beurtheilung einseitiger Farbenvirtuosenstückchen, wie sie uns die Tagekunst hier und da liefert, etwas strenger und zurückhaltender mit seinem enthusiastischen Beifall zu sein? Ein Farbenmittelpunkt kann kein architektonisches Gefüge ersetzen, weder in einem umfangreichen Bilde, noch im Rahmenwerk einer umfassenden, vieltheiligen Composition; und ein bloßer Farbenzusammenklang ist ein Sinnenreiz, der sich abstumpft und schnell werth- und machtlos wird, ohne auf den Geist irgend eine nachhaltige fördernde Wirkung zu üben. Man wird es in der Tonkunst ohne bleibenden Erfolg versucht haben, das sinnliche

Digitized by Google

Tonmaterial in unerhörten Combinationen ohne Gliederung und Zusammenhang zu momentan berauschenden und betäubenden Klängen zusammenzubauen; es wird in der Malerei derselbe Fall sein. Beide Verirrungen sind identisch und gleichen Geschickes sicher. — Es ist von den Vorhangspublicationen noch zu bemerken, daß sie in eleganter Mappe (die freilich, dem Inhalte angemessen, edler im Styl sein könnte) dargeboten werden.

Endlich legt uns die Bruckmann'sche Verlagshandlung den Anfang eines seltenen Prachtwerkes vor: Friedrich Preller's Odysseelandschaften, Ausgabe in Aquarellfarbendruck, nach den im großherzoglichen Museum in Weimar befindlichen Originalgemälden. Preller's Werk, dessen Cartons eine Hauptzierde des Leipziger Museums bilden und schon vielfach in Photographien und Holzschnitten publicirt sind, steht unbestritten als eine der genialsten Kunstschöpfungen unseres Jahrhunderts da und hat in seiner Art selbst an den großartigen Rottmann'schen Arcadenfresken — schon wegen der diesen mangelnden bedeutsamen figürlichen Staffage — kaum ebenbürtige Rivalen. Nachdem vor zwei Jahren die nämliche Verlagshandlung die letzteren in chromolithographischer Nachbildung herauszugeben begonnen hat, läßt sie jetzt das Hauptwerk der Gattung in gleich trefflicher Ausstattung, hervorgegangen aus der Steinbock'schen Anstalt in Berlin, die durch ihre Hildebrandt'schen Aquarellen sich schnell einen wohlverdienten ehrenvollen Ruf erobert hat, folgen. Selten hat noch bisher die Chromolithographie so umfangreiche Blätter geliefert; denn die vier großen Compositionen haben — bei der allen Blättern gemeinsamen Bildhöhe von 41 cm. — eine Breite von 65 cm., die zwölf kleineren eine Breite von 25 cm. Es liegt mir vollendet die erste Lieferung vor, umfassend ein großes Blatt: Die Abfahrt vom Lande der Kyklopen, und zwei kleine: Der Auszug aus der Hütte des Kyklopen Polyphemos und Odysseus auf der Insel der Kirke. Hiernach läßt sich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß diese Publication dem besten, was in dieser Art existirt, mindestens gleich steht, und daß der Subscriptionspreis von 60 Mark für eine solche Lieferung ein staunenswerth geringer ist. In dieser guten Meinung von dem Unternehmen werde ich durch die mir gleichfalls vorliegenden, noch nicht ganz vollendeten Probedrucke der zweiten Lieferung bestärkt. Dieselbe enthält ebenfalls ein großes und zwei kleine Bilder und zwar: Odysseus empfängt von Hermes das Moly (μῶλυ), und Der Zauber der Kirke und Odysseus in der Unterwelt. Es ist das ein Werk, in dem wir es nicht mit einer gewöhnlichen Speculation, sondern eher mit einer noblen buchhändlerischen Passion zu thun haben, für die sich der Theil der deutschen Nation, der so reiche und gediegene geistige Nahrung zu würdigen versteht, dankbar erweisen sollte — vornehmlich im eigenen Interesse.

Genau dasselbe ist zu sagen von einer der neuesten Publicationen der photographischen Gesellschaft in Berlin. Dieselbe hat die günstige Gelegenheit während der Vorbereitungen zur Einrichtung der Berliner Nationalgalerie benutzt, um in dem ihr eigenthümlichen riesigen Formate und in der bei ihr gewöhnlichen technischen Vollendung die ersten wirklich genügenden Reproductionen der Cornelius'schen Compositionen für den Berliner campo santo in Photographien herzustellen. Die großen Hauptbilder haben eine (Bild- nicht Carton-) Größe von 86 : 71 cm., die übrigen Bilder (Zwischenpfeiler, Predellen und Lünetten) sind genau in den ihnen nach Verhältniß zukommenden Abmessungen gehalten, so daß Liebhaber die ganze von Cornelius vollendete Nordwand des campo santo oder auch einzelne Theile desselben genau nach dem Plane des Meisters zusammenstellen können. Weiter ist eigentlich Nichts hinzuzufügen. Cornelius' Werk ist bekannt, und die Leistungen der photographischen Gesellschaft sind es auch. Genug der Empfehlung für Denjenigen, für den diese Werke sind und, für welchen Gebildeten sollten sie nicht sein?

Wir haben nun ferner eine Anzahl Fortsetzungen älterer und bereits begonnener Werke zu verzeichnen. Die „Denkmäler der Kunst, eine Uebersicht ihrer Ent-

Digitized by Google

wickelung von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart", einst begründet von Guhl, Voit und Caspar, in dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und Prof. Dr. C. v. Lützow (Stuttgart, Ebner & Seubert), sind bis zur zwanzigsten Lieferung, dem Inhalte nach bis zur Hochblüthe der italienischen Kunst im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts in ebenmäßiger Weise fortgeschritten. — Von dem Schweizerland, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, in Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern zahlreicher namhafter Künstler (Stuttgart, J. Engelhorn), war bei der vorjährigen Umschau erst eine Probelieferung erschienen. Jetzt liegt das Werk — auf 24 Lieferungen berechnet —, bis zur neunten vor und schließt sich in allem würdig seinem Vorgänger, dem in demselben Verlage erschienenen Werke „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna" an. Interessant ist ein Vergleich mit dem vorerwähnten Werke gleichen Gegenstandes. Beide bestehen in der Concurrenz vor dem Urtheil: mögen sie auch in der Concurrenz vor dem Publicum bestehen! Das Engelhorn'sche Werk ist reicher und vielseitiger illustrirt als das Bruckmann'sche; dagegen steht es in der Noblesse der Buchausstattung diesem nach. Beiläufig bemerken möchte ich, daß in dem vorliegenden Werke die letzten Zeichnungen erscheinen, welche Adolph Schröder noch mit sterbender Hand gezeichnet hat, und die trotzdem denselben Humor und dieselbe Sicherheit der Formbeherrschung zeigen, welche seinem Namen die Ewigkeit gesichert haben. — „Die Rheinfahrt von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer," illustrirt von verschiedenen berufenen Künstlern (Stuttgart, A. Kröner), liegt in 25 Lieferungen bis auf ein ausstehendes Doppelheft fertig vor. Es ist sich in Güte des Gebotenen gleich geblieben und bildet ein treffliches Pendant zum „Schweizerland" (leider nicht auch im Format).

Bei der vorjährigen Besprechung der „Rheinfahrt" bemerkte der Berichterstatter, es sei wol die erste derartige Darstellung des deutschen Rheingebietes, in welcher auch das Elsaß sich wieder, neu vereint, den alten Schwesterlanden anschließt. Neuerdings hat das Reichsland nun auch eine besondere Bearbeitung in verwandter Form erfahren: Bilder aus Elsaß-Lothringen, Originalzeichnungen von Robert Aßmus, Schilderungen von Karl Stieler (Stuttgart, Paul Neff). Es sind die ersten vier Lieferungen des auf 15 Lieferungen berechneten Werkes erschienen. Als Leistung eines einzelnen Künstlers sind die Illustrationen in ihrer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit höchst achtbar. Skizzenhaft, wie sie meist sind, geben sie doch den malerischen Eindruck charakteristisch wieder, die „Haltung" freilich oft zu sehr durch Anwendung undurchsichtiger Schwärzen erzielend, welche trotz aller Kraft zu vermeiden Ziel und Aufgabe des wahrhaft „coloristischen" Holzzeichners und Holzschneiders ist. An dem letztern wird es hier nicht liegen, da die Ausführung in den Cloß'schen und Brend'amour'schen Ateliers in guten Händen ruht. Ich bemerke noch, daß das Format ein bescheidenes Quart ist, das ansprechende Werk sich also auch knappern Mitteln empfiehlt.

Ganz neu ist ferner das Werk: Germania, zwei Jahrtausende deutschen Lebens, culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Mit Bildern (in der bis jetzt einzig vorliegenden ersten Lieferung) von Fritz August Kaulbach, Ferdinand Keller-Lenzinger, Wilhelm Lindenschmidt, Ferdinand Knab, H. Baisch und K. Weigand (Stuttgart, W. Spemann). Die Verlagshandlung ist ihrer echt künstlerischen Ausstattung wegen ehrenvoll bekannt, und ihrem Ruf entspricht auch das äußere Auftreten dieses Unternehmens, dessen ca. 28 Lieferungen zu dem wirklich auffallend niedrigen Preise von je 1,50 M. angeboten werden. Die Illustration läßt kaum etwas zu wünschen, es sei denn, daß namentlich für gewisse später doch gewiß auch im Bilde vorzuführende Dinge, bei denen es mehr auf genaue Formbehandlung als auf „malerische" Erscheinung ankommt, und zu denen ich z. B. schon Costümstudien rechne, auch Künstler einer andern Richtung und Auffassungsweise als der zufällig im ersten Hefte ausschließlich vertretenen herangezogen werden, woran indessen keinesfalls zu zweifeln gestattet ist. Alsdann verdient das

Digitized by Google

Werk uneingeschränkte Empfehlung und Einbürgerung in jedes gebildete deutsche Haus.

Gleichfalls in seinen Anfängen bereits vor Jahresfrist notirt, tritt uns jetzt in vier Lieferungen: Durch's deutsche Land, malerische Stätten von Deutschland und Oesterreich, in Originalradirungen von B. Mannfeld, nebst begleitendem Text redigirt von Aemil Fendler (Berlin, Alexander Dunker), entgegen. Es ist eine Arbeit, deren Verdienst ich mit ganz besonderer Freude anerkenne; denn wir haben trotz aller Anregungen und trotz der Anziehung der Arbeit selber in Deutschland noch immer herzlich wenig Radirer, die ihre Technik wirklich beherrschen und in Erfindung wie in Nachbildung gleich geübt sind. Unter den wenigen aber steht Mannfeld nach den schönen Proben, die er uns hier von seinem Geschmack und von seiner Fertigkeit vorlegt, mit in erster Linie. Ich erfülle eine angenehme Pflicht, indem ich diese Blätter allen wackeren Kunstfreunden empfehle: sie werden zu großem und dauerndem Genuß das Bewußtsein haben, diesem schönen Kunstzweige Muth gemacht und Anregung gegeben zu haben. Beiläufig verdient auch der sehr geschickt geschriebene Text rühmende Erwähnung. In seiner schlichten Haltung versteht er, die Stimmung zu heben und zu erregen, und so steht er den Bildern wirklich ergänzend zur Seite.

Von diesem Werke führt eine nahe liegende Gedankenverbindung zu den Publicationen der Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", von denen meines Wissens an dieser Stelle noch gar nicht die Rede gewesen ist. Hervorgegangen gleich der französischen „société de gravure" aus der Einsicht kunstverständiger Männer, daß der Kupferstich und die verwandten Kunstgattungen unter den heutigen, für sie ausnehmend ungünstigen Verhältnissen im Interesse der Kunst selber der verständnißvollen Pflege eines zu dem Zwecke vereinigten größeren Kreises von Kunstfreunden bedürfe, und dem gedachten französischen Vereine mit geschickter Anbequemung an die besonderen Verhältnisse des deutschen Kunstmarktes und der deutschen Liebhaber nachgebildet, arbeitet die Gesellschaft rüstig seit dem Jahre 1871. Dieselbe gibt regelmäßig erscheinende „Albumhefte" von 5—6 Radirungen oder Stichen nach modernen Gemälden heraus. Daneben erscheint zwanglos ein „Galeriewerk", welches umfangreichere Blätter sowol nach modernen wie nach alten Meistern enthält. Ferner gibt es „außerordentliche Publicationen", Gesammtreproductionen größerer Cyklen. Das alles gehört zum Jahresabonnement, dessen Preis 30 Mark beträgt. Weiter werden aber auch noch Publicationen veranstaltet, welche den Mitgliedern zu einem Vorzugspreise überlassen werden. In dieser Weise sind z. B. schon zwei Lieferungen der Landesgemäldegalerie in Budapest (ehemaligen Esterhazy-Galerie in Wien) erschienen. Unter den Publicationen befinden sich auch Farbendrucke; sogar ein vortreffliches Porträt nach van Eyck in der neuen, d. h. erneuerten und erweiterten Technik des Farbenholzschnittes. Es ist sicher anzunehmen, daß die Thätigkeit der Gesellschaft, die es vermeidet, Lärm von sich zu machen, lange nicht so bekannt ist, wie sie es verdiente, und daß Viele, wenn sie sich die Mühe gegeben haben werden, sich einen Einblick in dieselbe zu verschaffen, nicht zögern werden, der Gesellschaft beizutreten. Dieselbe hat neben ihren anderen guten Eigenschaften auch die, sehr prompt zu liefern: schon jetzt ist fast der ganze Jahrgang 1876/77 (von October zu October laufend) den Abonnenten abgeliefert.

Hierbei sei gestattet, auch auf eine andere Gruppe von allzuwenig beachteten Kunstreproductionen hinzuweisen. Jedermann, der von Welt und Geschmack sein will, bekreuzigt sich und schlägt jämmerlich die Augen gen Himmel, wenn von Oelfarbendrucken die Rede ist. Nun ja, die ersten Versuche waren schlecht, und die Masse ist noch schlecht, weil aller Anfang schwer ist, und weil das Gute nicht übermäßig wohlfeil geliefert werden kann. Es gibt aber auch, abgesehen von Landschaften, die man oft ganz leidlich trifft, eine Anstalt, welche wahrhaft Erstaunliches im Oelfarbendruck leistet, die von L. Pranz & Comp. in Boston, meines Wissens in Berlin vertreten durch die Kunstverlagshandlung Karl Hermann Meyer. Dort legt man nicht das Hauptgewicht auf die Billigkeit (obgleich die Preise auch hier niedrig

Digitized by Google

genug sind), sondern auf die Vollendung der Arbeit, und da zeigt sich, was zu erwarten war, daß die gewöhnliche Scheußlichkeit der Oelfarbendrucke nicht durch eine unübersteigliche Schranke der Technik selber bedingt ist. Eine Technik, welche in lebensgroßen weiblichen Köpfen, wie der „römischen Schönheit" nach Cormans und dem „italienischen Mädchen" nach W. Böhm, beide 65:52 cm. groß, zum Preise von je 65 Mark, der feinsten Modellirung, der reinsten Zeichnung und der zartesten Färbung sich fähig erweist, die ist absolut leistungsfähig und die angeführten Bilder sind nicht die einzigen, die als ausgezeichnet hervorzuheben wären. Selbst dem strengen Kunstfreunde können die beiden pompejanischen Genrebilder von Cormans: „Familienscene" und „Lebewohl!" in einem Zimmer Freude machen. Eingerahmt sind diese Blätter von Gemälden schwer zu unterscheiden, zumal in dem Papier das Korn der Malerleinwand künstlich nachgemacht wird, und selbst pastoser Farbenauftrag nicht außerhalb des Kreises der Mittel liegt. Zur Decoration von Opernsälen sind zahlreiche vorzügliche Stillleben da. Thierliebhaber finden gleichfalls reiche Ausbeute. Kurz, man sehe und gebe zu seinem eigenen Vortheil ein unberechtigtes Vorurtheil auf.

In sehr abweichende Kreise führt uns Alfred Woltmann's neueste Publication: Hans Holbein's des Aelteren Silberstiftzeichnungen im königlichen Museum zu Berlin. In Originalgröße durch Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. I. Abtheilung. (Nürnberg, Sigmund Soldan.) Diese vortrefflichen Studienköpfe, einst dem Dürer, dann dem jüngern Holbein beigemessen, müssen nach dem gegenwärtigen Stande der Holbeinforschungen dem Vater zugetheilt werden, und es ist sehr weise von Woltmann, der Versuchung zur Unterscheidung zweier Hände zu widerstehen, wenngleich es ebenso methodisch richtig ist, die Möglichkeit, daß einzelne der unbenannten Köpfe vielleicht doch von Hans Holbein dem Sohne herrühren, offen zu halten. Die Nachbildung der ganzen Reihe dieser Köpfe, von denen hier einstweilen vierzehn vorliegen, füllt eine empfindliche Lücke in unserem kunstgeschichtlichen Reproductionen-Vorrath. Aber warum hat man die kleinen Blättchen in so großem Format herausgegeben? Die Zeichnungen sind nur knapp ein Viertel so hoch wie das Format. Wozu eine solche Publication so unnütz vertheuern? Und wenn es denn einmal geschehen sollte, wie konnte man die Blätter so kahl erscheinen lassen? War denn in dem ungeheuren Vorrath von ornamentalen Zeichnungen und Stichen aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts nicht irgend eine passende stylvolle Umrahmung aufzufinden, die einem das viele weiße Papier etwas verdaulicher hätte machen können? — Doch das kommt zu spät. Als Reproductionen sind die Lichtdrucke durchweg gut.

Nicht ohne Einschränkung darf ich dasselbe behaupten von einem anderen Werke, dessen künstlerischer Theil aus derselben Anstalt wie das vorige hervorgegangen ist: Das Ornament und die Kunstindustrie in ihrer geschichtlichen Entwickelung auf dem Gebiete des Kunstdruckes von J. E. Wessely, Bd. I., 1. und 2. Abtheilung (Berlin, Nicolai). Die Idee ist vortrefflich, in einer Reihe passend gewählter Ornamentstiche, die sich alle wenigstens ziemlich genau datiren lassen, Materialien zu einer Entwickelungsgeschichte des Ornamentes zusammenzutragen, welche selbst die kleineren und feineren Wandlungen von Decennium zu Decennium, ja, von Lustrum zu Lustrum zu verfolgen gestattet. Daneben hat eine solche Sammlung für das Studium und gelegentlich gewiß auch für die Nachbildung vielseitigen Nutzen, wenn sie Jedem leicht zugänglich gemacht wird. Wenn nun ein Kenner wie Wessely, schöpfend aus dem unermeßlichen Materiale des Berliner Kupferstichcabinets, einen solchen Plan durchführt, so muß das Werk tüchtig und empfehlenswerth sein, — vorausgesetzt, daß die Reproductionen ausreichend gut sind. Das sind nun die hier vorliegenden Lichtdrucke von A. Frisch in Berlin unter manchem Gesichtspunkte wol, aber nicht unter jedem. Die Linien sind nicht rein und scharf, die Gründe nicht klar. Es entschuldigt nicht, daß die Vorlagen im Papiere beschmutzt und vergilbt sind: wenn die Photolithographie daran gescheitert ist, daß sie mit den Halbtönen nicht fertig werden konnte, so dürfen Strichzeichnungen von einer ihr wesentlich

Digitized by Google

verwandten Technik nicht durch unliebsame Halbtöne entstellt werden. Es gibt ja Mittel, die Negative dicht und klar zu bekommen. Wozu ist denn die Jodverstärkung da? und die Behandlung mit Schwefelammon? Es kann aber freilich auch sein, daß beim Auftragen der Farbe zum Abdruck Schwärze an unrichtigen Stellen hängen bleibt. Das wäre dann ein Fehler des Druckes, nicht der Photographie. Was es aber auch sein mag: vermieden muß es werden.

Hiernächst sind zu verzeichnen: Blätter für Costümkunde, historische und Volkstrachten, neue Folge, erstes Heft (1.—12. Blatt), nach Aquarellen und mit einem beschreibenden Texte von Karl Emil Döpler (Berlin, Franz Lipperheide). Diese Blätter werden einzeln der großen Ausgabe der im gleichen Verlage erscheinenden „Illustrirten Frauenzeitung" beigegeben. Der Urheber ist ein bewährter Kenner des Costümwesens, und so sind die Abbildungen wie die Texte zuverlässig.

Zu guter letzt noch ein „Ritt in's alte romantische Land": Vom deutschen Rhein, mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten nebst Illustrationen zu rheinischen Dichtungen in 50 Blättern von Caspar Scheuren (Düsseldorf, Breidenbach u. Baumann). Die Oekonomie des Werkes ist die, daß zwischen einem Einleitungs- und einem Schlußblatte 23 landschaftliche Ansichten gegeben werden, deren jede durch ein anderes Blatt eingeleitet wird. Auf diesem befindet sich eine bezügliche Dichtung, umgeben von einem Arabeskenschmuck, in den geschichtliche Erinnerungen des Ortes, Ansichten einzelner Theile, auch der Umgebung u. s. w. je nach Lage der Sache verflochten wird. Die letzteren Dinge sind mehr Scheuren's Sache als die größeren farbigen Landschaften, doch haben auch diese in ihrem schüchternen, lichten Farbenauftrage einen eigenthümlichen Reiz. Die Reproduction ist überraschend stylgetreu. Es liegen bis jetzt drei Lieferungen vor. Nach Vollendung des Ganzen kommen wir wol noch auf das sicher eigenthümliche Werk zurück. Bruno Meyer.

„Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller."

Herr Professor Urlichs in Würzburg theilt in seinem im Septemberheft der „Deutschen Rundschau" (S. 375—390) enthaltenen Aufsatz über den Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller, welcher dem Einsender dieser Zeilen erst vor einigen Tagen zu Gesicht gekommen ist, unter Nr. 6 der Beilagen einen anonymen Brief d. d. Crefeld, den 10. Juli 1795 mit, welchen er S. 383 den „Ausdruck der gebildeten Masse" über Schiller's Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung" nennt. In einer Note zu S. 390 erklärt Urlichs, der Brief sei mit einem kaufmännischen Siegel mit den Buchstaben FHVLD geschlossen gewesen, und eignet sich eine Conjectur des Dr. Vollmer an, nach welcher der Ort, aus dem der Brief geschrieben, „fingirt", und etwa an Berlin, Breslau oder Leipzig zu denken sei. Einsender ist in der angenehmen Lage, den Namen des Schreibers dieses Briefes nennen zu können; es ist Herr Friedrich Heinrich von der Leyen, geboren den 20. Juni 1765, gestorben den 24. Januar 1842 in Crefeld, im Jahre 1795 Chef der damals mehr als hundert Jahre alten, um die deutsche Seidenindustrie hochverdienten Firma Friedrich Heinrich von Conrad, von der Leyen u. Comp. in Crefeld. Herr Fr. H. v. d. Leyen war ein hochangesehener, sein gebildeter Kaufmann, welcher sich von Jugend an auf das eingehendste mit ernsten wissenschaftlichen Studien beschäftigte und, wie dies nach der Meinung des Einsenders auch sein Brief vom 10. Juli 1795 bestätigt, vollkommen auf der Höhe der literarischen und philosophischen Bestrebungen seiner Zeit stand. Herr Professor Urlichs oder Herr Dr. Vollmer würden wahrschein-

Digitized by Google

lich die obenstehende Auskunft erhalten haben, wenn sie sich nach Crefeld gewandt und bei einer beliebigen Behörde angefragt, ob dort im Jahr 1795 eine Persönlichkeit gelebt habe, deren Namen den Buchstaben auf dem Siegel jenes Briefes entspricht; auch die bekannte „Geschichte der Stadt Crefeld" von Dr. Keußen würde dasselbe gesagt haben. Daß als Siegel des Briefes „FHVLD" statt „FHVDL" angegeben, kann nur ein Schreib- oder Druckfehler sein, und scheint jedenfalls eben so irrig, als die Hypothese, der Brief sei fingirt, sei gar nicht aus Crefeld, letzteres obgleich noch S. 383 Schiller selbst ihn als aus Crefeld erhalten notirt, also doch wol, da ihn der Brief offenbar irritirte, sich davon überzeugt hat, daß das Postzeichen mit dem im Innern des Briefes angegebenen Ort übereinstimmte. Wenn aus dem Wasserzeichen der Papierfabrik Anhaltspunkte für die entgegenstehende Conjectur genommen werden, so ist zu bemerken, daß diese Sorte holländischen Papiers Ende des vorigen Jahrhunderts aller Orten in ganz Deutschland gebraucht wurde.

Dem Einsender ist übrigens der Brief zuerst aus dem Urlichs'schen Aufsatze bekannt geworden. Eine Vergleichung der Handschrift mit anderen gleichzeitigen, noch zahlreich vorhandenen Briefen des Herrn Fr. H. v. d. Leyen würde die Richtigkeit der vorstehenden Ausführung bestätigen.

Es wird gebeten, dieser Berichtigung einen Platz in einem der nächsten Hefte der „Deutschen Rundschau" gewähren zu wollen.

Berlin, Ende October 1876.

Zu der obigen interessanten Auskunft über den Verfasser des an Schiller gerichteten Briefes vom 10. Juli 1795 bemerke ich, daß das Siegel unter einem Anker in einem herzförmigen Schilde die Buchstaben $\left(\frac{\text{F H}}{\text{V D}}_{\text{L}}\right)$ zeigt, die ohne Zweifel von dem Einsender richtig gelesen werden. Ich habe mir übrigens die Conjectur des Hrn. Dr. Vollmer nicht „angeeignet", sondern in einer zweifelhaften Sache alle Momente referirend, nicht urtheilend beigebracht. Die Adresse des Schreibens lautet: dem Herrn Hofrath und | Professor Schiller | Wohlgebohren | in | Jena | frco. Leipzig. — Ein Herr Molinar aus Crefeld studirte im J. 1803 in Jena (Sch. an Humboldt S. 307); ein Beweis, daß man sich in Crefeld für das geistige Leben in Jena zu interessiren fortfuhr.

Würzburg, 8. November 1876. Urlichs.

x. **Deutscher Novellenschatz**, herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz. München, R. Oldenbourg. Bd. 1—24.

Diese in weitesten Leserkreisen und von den Kennern mit gleicher Genugthuung begrüßte Sammlung hervorragender deutscher Novellen liegt jetzt in vier vollständigen Serien, in 24 Bändchen, vor uns. Die Sammlung ist nicht ganz das geworden, was die Namen der Herausgeber und die Anlage der drei ersten Bände zu versprechen schienen: Eine chronologisch geordnete, von eingehenden kritisch-ästhetischen Einleitungen begleitete Sammlung nicht nur des an sich Vollkommensten, sondern auch des Charakteristischsten, Wirksamsten und damit auch Belehrendsten, was unsere erzählende Kunst auf diesem Gebiete geleistet hat, hätte den höchsten Reiz mit der gediegensten Belehrung verbunden und wäre für jeden denkenden und nach zusammenhängender Erkenntniß trachtenden Freund deutscher Geistesarbeit ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden. Auch scheint ein ähnlicher Plan ursprünglich vorgeschwebt zu haben. Den ersten Band eröffnet, nach einer trefflichen, von beiden Herausgebern unterzeichneten (später geschriebenen) Einleitung Goethe's neue Melusine, dann sind die Romantiker durch Heinrich von Kleist (Verlobung auf St. Domingo), Brentano (Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl), Achim von Arnim (Der tolle Invalide), T. A. Hoffmann (Fräulein von Scudery), Joseph von Eichendorff (Die Glücksritter) vertreten; Tieck (Die Gemälde, des Lebens Ueberfluß) eröffnet die moderne deutsche Novelle, die in dem Boden der Wirklichkeit wurzelt und wirkliches zeitgenössisches Leben mit mehr oder weniger Glück künstlerisch darzustellen versucht. Aber auf dieser Grenzlinie ändert sich dann auch der Charakter der Sammlung. Nicht daß die Sorgfalt in der Auswahl nachließe. Von den verschiedensten Standpunkten literarisch-ästhetischer wie sittlich-socialer Auffassung wird zuzugeben sein, daß nur Hervorragendes, wirklich Werthvolles aufgenommen, daß strenge und gewissenhaft gesichtet worden ist. Aber die Masse des zu bewältigenden Materials, verbunden mit der Nothwendigkeit raschen Vorschreitens, hat offenbar den Blick auf die ganze Entwickelung vor der Freude am Einzelnen zurückweichen lassen. Dichter der verschiedensten Richtungen ziehen in bunter Reihe an uns vorüber, ältere, neuere und neueste von L. Kruse, dem fruchtbaren, 1839 in Paris verstorbenen, dänisch-deutschen Erzähler, von Friederike Lohmann, gest. 1830, deren Schaffen noch in die Anfänge des Jahrhunderts fällt, bis auf die jüngern Mitlebenden, wie Ernst Wichert, Adolf Wilbrandt, Alfred Meißner ꝛc. Die in den ersten drei Bände sehr fein und sorgfältig gearbeiteten biographisch-kritischen Einleitungen, meistens von Kurz, haben aus äußeren Rücksichten, kurzen, vorsichtig über die Oberfläche hingleitenden Notizen Platz machen müssen. Man durfte eben Verleger und Autoren, deren Gefälligkeit man die Erlaubniß zum Abdruck verdankte, nicht durch zu freimüthige Auslassungen verletzen. Die Kritik ist mehr eine stillschweigende geworden und muß von dem Kundigen eher in der Auswahl an sich, als in den beigegebenen Bemerkungen gesucht werden. Alles das ist natürlich, in dem Wesen des Unternehmens begründet und darf den Herausgebern nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Daß es gleichwol den literarhistorischen Werth der Sammlung einigermaßen beeinträchtigt, wird zugestanden werden können, ohne daß damit ein ernstlicher Vorwurf ausgesprochen würde. Es ging eben die Hauptabsicht dahin, die in Journalen, Taschenbüchern, in den Bändemassen der Leihbibliotheken angesammelten, oft unter einem Wust von Schutt und Spreu versteckten Perlen unserer erzählenden Dichtung unseren gebildeten Leserkreisen bequem zugänglich zu machen, ihnen inmitten der immer höher anschwellenden Production eine gesicherte Stätte gedeihlichen Fortlebens zu schaffen. Und diese Absicht ist vollständig erreicht. Die Auswahl, welche sich sehr mit Recht nicht auf berühmte Namen beschränkt, sondern auch Vergessenes und Leistungen von Dilettanten zur Anschauung und zu Ehren bringt, ist durchweg mit gewissenhafter Sorgfalt, mit feinem sicherem Tact getroffen und trägt auch dem Charakteristischen neben dem an sich Vollendeten in gewissem Maße Rechnung. Die Ausstattung ist sehr handlich und bequem, Druck und Papier gut, der Preis mäßig, (für den Band von 20 Bogen 1 Mark 50 Pf.). Die Bereitwilligkeit, mit der auch einzelne Bände abgegeben werden, erleichtert die Anschaffung. Wir wüßten kaum eine literarische Veröffentlichung zu nennen, die ihrer ganzen Natur nach als Festgeschenk auf dem Weihnachtstische willkommener sein dürfte.

x. **Novellenschatz des Auslandes**, herausgegeben von Paul Heyse. München, Rudolph Oldenbourg. Band 1—14.

Noch mehr als im „deutschen Novellenschatze" tritt in dieser Sammlung der praktische Zweck in den Vordergrund, deutschen Leserkreisen eine Auswahl des Besten aus den massenhaften, von allen Seiten zuströmenden Schätzen zu erleichtern. Auf chronologische, literarhistorische oder ethnographische Anordnung ist von vorne herein Verzicht geleistet. Alle auf dem Gebiete der Novelle in der Gegenwart thätigen Culturvölker sind in buntester Reihe vertreten: Die Franzosen durch Mérimée, Nodier, Beyle (Stendhal), de Vigny, Alfr. de Musset, George Sand, Balzac, Oct. Feuillet, Fräulein Arnaud, Ulbach, de Nerval, Hégésippe Moreau, die Engländer durch Dickens, Thackeray, Rhoda Broughton, die Amerikaner durch Bret Harte, Edgar Allan Poe, die Russen durch Turgénjef, Puschkin, Helene Hahn, Tolstoy, Pisemsky, die Spanier durch Caballero und Alarcon, die Italiener durch Barrili, Dall' Ongaro, Mascheroni, Viale, die Dänen durch Winther, Blicher, Goldschmidt, Carit Etlar, die Schweden durch Wetterbergh, die Norweger durch Bjoernson, die Holländer durch Cremer, die Ungarn durch Jokai, die Böhmen durch Bozena Nemec, die Polen durch Korseniowski. Unter den Uebersetzern treten Ludwig Schneegans, Auguste Scheibe für Französisch und Englisch, Claire von Glümer für Russisch, Laistner für Spanisch, Johannes Kugler, Pauline Schanz, Gregorovius für Italienisch, Strodtmann für Dänisch, Passarge

Digitized by Google

für Schwedisch als bedeutende Kräfte hervor. Die ästhetisch-kritischen und biographischen Einleitungen sind ganz fortgefallen, was wir gerade hier als einen Mangel bezeichnen müssen, um so mehr, als von zwingenden Rücksichten auf empfindliche Verleger und Autoren hier nicht die Rede sein kann. Wir haben also lediglich eine Sammlung novellistischen Materials vor uns. Dies Material aber ist mit feinem und gesundem Geschmack gewählt und wird uns in sorgfältigen, zum Theil künstlerisch recht bedeutenden Nachdichtungen geboten. Somit sei denn auch diese Sammlung, als eine würdige Bereicherung jeder Haus-Bibliothek, von Herzen willkommen geheißen!

αχ. **Bilder zu Goethe's Wahrheit und Dichtung.** Blicke auf die Stätten, an denen er seine Kindheit verlebte. Von Karl Theodor Reiffenstein. Frankfurt a. M., (Selbstverlag) 1876.

Zehn Photographien nach Zeichnungen des rühmlichst bekannten Aquarellisten Reiffenstein, alle von großem historischen, die meisten auch von künstlerischem Interesse: Goethe's Geburtshaus vor und nach dem Umbau, der Hof dieses Hauses, der Vorsaal im ersten Stocke, die Aussicht aus dem Gartenzimmer, das Textor'sche, Ochsenstein'sche, Reinick'sche Haus, Klinger's Wohnhaus in der Rittergasse und das Theater im Junghof. Goethe's Schilderungen in Dichtung und Wahrheit gewinnen eine ganz neue Anschaulichkeit, wenn man diese Blätter daneben hält; in dem heutigen Frankfurt selbst würde man nach einigen der hier dargestellten Gegenstände vergeblich suchen; Straßen und Häuser haben sich gründlich verändert: es ist ein besonders glücklicher Umstand, daß Herr Reiffenstein seine verdienstvolle Sammlertätigkeit noch in dem alten Frankfurt begann, und daß ihn langjähriges Interesse und tiefgewurzelter Localpatriotismus zu archivalischen Studien führte, welche ihm bei seinen Wiederherstellungsversuchen entscheidend zu Hilfe kamen. Er hat dadurch allen Freunden und Verehrern unseres größten Dichters ein schönes Geschenk gemacht. Möchte ihn allseitiger Beifall ermuntern, diesen zehn Blättern recht bald noch weitere hinzuzufügen, wofür ihm reiches Material zu Gebote steht!

ρ. **Meyer's Conversations-Lexicon.** Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Neunter Band. Holbach — Kirchäther. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1876.

Die regelmäßige Mitwirkung bedeutender Gelehrter und Fachmänner macht „Meyer's Conversations-Lexicon" immer mehr zu einer hervorragenden Leistung; es hat, in dieser seiner neueren Gestalt, nichts von der früheren Popularität verloren und sehr viel an innerem Werthe gewonnen. Seine Vollständigkeit, seine Zuverlässigkeit, die Tüchtigkeit seiner Redaction, die Vorzüglichkeit seiner Ausstattung sichern ihm einen Ehrenplatz unter den Werken der encyklopädischen Literatur. Im vorliegenden Bande finden wir Artikel von Professor Ottokar Lorenz (Italien), Prof. Otto Meyer (Kirche und Staat, Kirchenrecht), Professor F. von Holtzendorff (Juristentag), Professor Jolly (Reilschrift), Professor Kern (Javanische Sprache), Dr. von der Gabelentz (Japanische Sprache), Professor Bormann (Inschriften), Geh. Oberbaurath Wiebe (Kanalisation) ꝛc. Die Angelegenheiten des Orientes bearbeitet einer der besten Kenner desselben, Professor Bambéry, die deutsche Literatur Professor A. Stern, Philosophie und Aesthetik Professor Robert Zimmermann; kurz, für alle Specialgebiete sind Mitarbeiter gewonnen, deren dem Bande angehängtes Verzeichniß das größte Vertrauen für den gegenwärtigen Band sowol, als die noch folgenden erweckt.

α β. **German Political Leaders.** By Herbert Tuttle. New York, G. P. Putnam's Sons. 1876.

Eine Reihe von kurzen Biographien deutscher Politiker, die eine, wie wir hoffen, gefühlte Lücke der englisch-amerikanischen Literatur ausfüllt. Der Verfasser ist ein glänzender Essayist von ungewöhnlicher politischer und stylistischer Befähigung. Er zeichnet in raschen, markigen Strichen und schafft lebendige Bilder. Manche Portraits gelingen ihm trefflich; andere sind so ganz unter amerikanischem Gesichtspunkt genommen, daß sie seinen Landsleuten ansprechender sein werden, als uns. Wo er den Menschen schildert, geht seine feine Beobachtung selten fehl; wo er den Politiker beurtheilt, würde der Deutsche, in anderer Luft erzogen, nicht immer dieselben Farben und Lichter aufgesetzt haben. Die Gegenwart, die er selber miterlebt, kommt dabei viel besser weg, als die in Büchern und Zeitungen begrabene Vergangenheit; doch weiß er an beiden das Interesse zu erregen, das ein ernster, suchender Verstand an ihnen hat.

Ein Punkt tritt für den deutschen Leser charakteristisch hervor. Als Amerikaner mit seiner Regierung sich identificirend und dieselbe durch den Mechanismus der Constitution dirigirend, ist ihm die größere Unabhängigkeit der deutschen Behörden gleichbedeutend mit einer Abhängigkeit des Unterthanen, deren gesetzliche Grenzen zu betonen er der Mühe nicht immer für werth hält, und deren Beschränkung durch Landtag, sociale Verhältnisse, sittliche Meinung und die Beamtenmitregierung der Gebildeten sich seinen Augen häufig entzieht. In anderen Fällen wird sie bemerkt, aber mehr eigenthümlich gefunden, als erklärt. Daraus ergibt sich, daß der Verfasser seinem Gegenstand die Theilnahme des kritischen Beobachters, nicht die Liebe eines angezogenen und billigenden Beurtheilers entgegenbringt. Doch fühlt man den reinen Willen auch in den Irrthümern durch und wird über eine gelegentliche Morosität der Auffassung durch die gehaltene und brillante Darstellung hinweggeleitet.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Das Buch der Braut, oder Blumen der Liebe im Garten neuerer deutscher Lyrik gesammelt von Frauenhand. 5. Aufl. Mit 2 Stahlst. und 4 Farbendruckbildern. Prachtvoll geb. mit Goldschn. und Vorrichtung zum Einfügen eines Portraits. 6 Mk.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von **Hoffmann.** 3. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 4 M.

Bilder aus dem Kindergarten. Für Mütter und Erzieherinnen von Dir. **Barth.** Mit 211 Holzschn. und 2 lith. Tafeln. Cart. 3 Mk. 30 Pf.

Kinderlust oder **Spiel und Lied** für Kindergarten, Schule, Haus und Spielplatz. Herausgegeben von **Henriette Leidesdorf.** Geh. 3 Mk. 10 Pf.

Lesespiel. Enthaltend 270 Buchstabenkärtchen. In Carton. 1 Mk. 20 Pf.

Des Kindes erstes Buch. Von Dir. **Oehlwein.** Prachtausgabe. Mit 50 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von W. Friedrich. Eleg. cart. 3 Mk. 60 Pf.

☛ **Ein Prachtbilderbuch zum ersten Unterricht im Lesen!**

Robinson Crusoe von **G. A. Gräbner.** Bevorw. von Dir. Kühner und den Proff. Ziller und Biedermann. 10. Aufl. Mit 16 Tonbildern und 54 Holzschnitten. Eleg. geb. 3 Mk. 75 Pf.

☛ **Die Gräbner'sche ist allgemein als die beste Robinsonbearbeitung anerkannt.**

Lesebuch aus Homer. Von Prof. **Willmann.** 3. Aufl. Mit 1 Karte. Geh. 1 Mk. 60 Pf.

Lesebuch aus Herodot. Von Prof. **Willmann.** Mit 5 Karten. Geh. 2 Mk. 40 Pf.

Geschichten aus Livius. Von **Dr. Goldschmidt.** Mit 3 Karten. Cart. 3 Mk. 30 Pf.

☛ **Die letzten 3 Bücher, die uns sehr anschauliche Bilder aus dem Leben der alten Griechen und Römer vorführen, eignen sich ganz besonders zur Privatlectüre für strebsame Knaben und Mädchen.**

Orthographiespiel. Enthaltend 270 Buchstabenkärtchen und eine Anleitung zu verschiedenen, die Rechtschreibung befördernden Spielen von **G. A. Gräbner.** In eleg. Carton. 2 Mk. 40 Pf.

Alfred Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände, elegant brochirt Preis 9 Mark. **Fr. Wilh. Grunow.** [115

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. [176]

Prschewalski, N. v., Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autoris. Ausg. Aus dem Russischen von **Albin Kohn.** Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8. Broch. 12 Mark.

Ein durch die orientalische Frage höchst wichtiges Werk von großer Bedeutung. Dem Verfasser wurde für diese Arbeit die große goldene Medaille von der geogr. Gesellschaft in Paris zuerkannt.

Morelet, A., Reisen in Central-Amerika.

In deutscher Bearbeitung von Dr. Heinrich Hertz. **2. Aufl. Wohlf. Volksausg.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. X. Bd.). gr. 8. Mit Holzschnitten und 7 Illustrat. in Tondruck, nebst 1 Karte. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Shaw, R., Reise nach der hohen Tatarei,

Yarkand und Kâshghar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. **2. Aufl. Wohlf. Volksausg.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. IX. Bd.) gr. 8. Mit 10 Holzschnitten und 4 großen Farbendruckbildern. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Digitized by Google

Gediegenes Festgeschenk.

Jeder Band
ist einzeln käuflich!

Verlag von
Gebrüder Paetel in Berlin.

Die Geschichte der Welt

von

Professor Dr. C. Wernicke.

Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. [174]

6 Bände. gr. 8. XLII und 3799 Seiten.

Preis geheftet 36 Mark, elegant in 6 Halbfranzbände gebunden 45 Mark.

I.	**Die Geschichte des Alterthums.**	VIII und	728 S.	Geh.	7 Mk.,	geb.	8½ Mk.
II.	**Die Geschichte des Mittelalters.**	VIII "	811 "	"	8 "	"	9½ "
III.	**Die Geschichte der Neuzeit.** I. Abth.	VIII "	572 "	"	5 "	"	6½ "
IV.	**Die Geschichte der Neuzeit.** II. Abth.	VIII "	562 "	"	5 "	"	6½ "
V.	**Die Geschichte d. neuest. Zeit.** I. Abth.	VI "	492 "	"	5 "	"	6½ "
VI.	**Die Geschichte d. neuest. Zeit.** II. Abth.	IV "	634 "	"	6 "	"	7½ "

Nachstehend erlauben wir uns einige Urtheile aus Fach-Zeitschriften im Auszuge mitzutheilen:

Dies köstliche, vorzügliche Werk liegt nunmehr in 6 stattlichen Bänden vollendet vor. Die Weltbegebenheiten werden hierin in einer eingehenden, blühenden, lebensfrischen und anziehenden Darstellung, im Lichte nationaler, ethischer Bildung, objectiv im Standpunkte geschildert. Das Werk verdient um so mehr auch den Lehrern auf das Angelegentlichste empfohlen zu werden, als bekanntlich die Geschichte den Horizont der Weltanschauung erweitert, das Urtheil läutert, den Verstand erhellt und das Gemüth erwärmt. —

Repertorium der Pädagogik.

Das Urtheil, welches wir schon früher gefällt, können wir nur wiederholen. Ausgezeichnet in Anlage und Ausführung, ist diese Weltgeschichte der besten eine. Knapp, aber blühend in der Sprache, fern von dem trockenen Forschertone, schildert sie treu und wahr die Weltbegebenheiten, im Lichte nationaler, ethischer Bildung, objectiv im Standpunkte. Ursachen und Wirkungen treten klar vor die Seele des Lesers, der zugleich erwärmt wird für die großen Persönlichkeiten, die Träger der Geschichte. Wir empfehlen auf's Neue dies hervorragende Werk unserer historischen Literatur der Beachtung und dem Studium der Collegen. Es ist eine Fundgrube nicht nur historischen Wissens, sondern auch eine Quelle eines gesunden historischen Urtheils. — **Deutsche Schulzeitung.**

Alle Trockenheit ist vermieden, die Begebenheiten sind in ein fesselndes Gewand gekleidet; dabei ist die Gründlichkeit und das Stützen auf die neuesten Forschungen nirgends zu verkennen. Daß auch die Literatur und Kunst bei den Schilderungen der einzelnen Zeitpunkte nicht vergessen worden ist, verdient ebenfalls Beifall. Für Haus und Schule ist das Werk gleich wichtig und segensreich zu nennen. **Cornelia.**

Verlag von
Gebrüder Paetel in Berlin.

Jeder Band
ist einzeln käuflich.

Gediegenes Festgeschenk.

Digitized by Google

Non omnibus sed nonnullis.

Liebhaberausgaben von Velhagen & Klasing.

Ausgabe der Bücherfreunde. Octav.

Verzierte Drucke auf holländischem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Schrift ältere Fraktur und Schwabacher. Jeder Band broschirt oder gebunden in feinsten Liebhabereinbänden in Halbkalbleder, echtem Pergament und ganz roth Saffian. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 76 Ex. auf stärkerem holl. Büttenpapier, je 12 Ex. auf Whatmanpapier, je 11 Ex. auf chines. Papier, jedes Exemplar in der Presse numerirt.

Erschienen:

Bismarckbriefe. 1844–1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. 10¾ Bogen. Broschirt 6 Mark, geb. Halbkalbleder 9 Mark, Pergament 10 Mark, roth Saffian 11 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 10 (Whatm.) 30, (chines.) früher 40 Mark, dann 100 Mark, jetzt vergriffen.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. I. Wider Hans Worst und andere Stücke persönlich-polemischen Inhalts. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke. 11¾ Bogen. Broschirt 7 Mark, geb. Halbkalbleder 10 Mark, Pergament 11 Mark, roth Saffian 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. II. Von Ehe- und Klosterschen Zwölf Stücke. Mit den Originalbordüren der ersten Drucke. Broschirt 8 Mark, geb. wie oben 11, 12 & 14 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 14¾ Bogen. Broschirt 15 Mark, geb. Halbkalbleder 20 Mark, echtes Pergament 22 Mark, roth Saffian 22 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

(*EDITIO BIBLIOPHILORVM.* Oktav.)

QVINTI HORATII FLACCI CARMINA EDIDIT ECKSTEIN. *Cursiv der Aldine.* 21½ *Bog. Broschirt 12 Mark, geb. wie voriges 17, 19 & 19 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 & 50 Mark.*

Ausgabe der Kabinetsstücke. Sedez.

Verzierte Drucke auf deutschem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Kleine zierliche Bände im Sedez der Elzevirer. Schrift Konpareille Schwabacher. Jedes Bändchen broschirt oder in Einbänden von außerfeiner Arbeit: Halbkalbleder oder Schweinsleder. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 77 Ex. auf stärkerem holländ. Büttenpapier (Format der Ausgabe der Bücherfreunde) und je 22 Ex. auf chines. Papier, jedes Exempl. in der Presse numerirt.

Erschienen:

Altdeutscher Witz und Verstand. Reime und Sprüche aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünstelten Worten. 15 Bogen. Broschirt 4 Mark, geb. in Halbkalbleder 7 Mark, in Schweinsleder 8 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 10 Mark, (chines.) 15 Mark. (Nach einem Plane Lessings (siehe die Maltzahn'sche Ausg. Bd. XI. 2, S. 114 u. 129 ff.) der eine solche Sammlung selbst herausgeben wollte und schon diesen Titel festgestellt hatte.)

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 18½ Bogen. Broschirt 8 Mark, geb. in Halbkalbleder 12 Mark, in Schweinsleder 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20 & 40 Mark.

Diese Ausgaben, welche sich in direkten Gegensatz zu dem „schlecht und billig" unserer modernen Bücherausstattung setzen, wenden sich an das Interesse aller gebildeten Bücherfreunde und bilden für Solche, welche derartige Feinheiten zu würdigen verstehen, ein gewähltes Geschenk, wozu sie von der Verlagshandlung empfohlen sein mögen.

Digitized by Google

Im Verlage von F. H. Schimpff's Buchhandlung in Triest erschien so eben:

Aus der See.

Gedichte

von [106]

Heinrich v. Littrow.

Vierte,

vermehrte Auflage. Miniatur-Ausgabe in Prachtband mit Goldschn. Preis 7 Mk.

Der Wald, der Strom, die Pußta und die Wüste haben in der deutschen Lyrik ihre begeisterten Sänger gefunden; nur das weite, endlose, ewig junge Meer mit seinen tausendfältigen Abwechslungen hat noch wenige deutsche Dichter begeistert zu einem Liederkranze und zu den schönsten Parallelen, wie sie uns **Heinrich v. Littrow** in seinen Gedichten „Aus der See" bietet. Ein warmes Gemüth, wahrhaft lyrische Stimmung durchschlingt als goldener Faden jedes der Lieder in die Algen- und Korallen-Kränze der Flora submarina. Humor und Witz, von denen der Verfasser in seinem geistvollen Reisewerke „Von Wien nach Triest" glänzende Proben geliefert hat, treiben auch hier köstbare Perlen wie schäumender Wein.

Unter den neu hinzu gekommenen Gedichten machen wir den Leser auf „Ocean", „Sonntag im Meere", „Wanderschiff", auf die geistvollen „Aphorismen" und auf das mitunter hochpoetische „Traumbüchlein" nebst den „Räthseln für Seeleute" aufmerksam, die den herrlichen Parallelen „Frauenherz und Meer-Christbaum", „Fischerin", „Rostiges Eisen" würdig zur Seite stehen.

Littrow hat sich als See-Barde, als Specialist trotz seiner Vielseitigkeit durch dieses Werk einen Ehrenposten im deutschen Parnasse gesichert. Viele seiner Lieder wurden in Musik gesetzt, wie: „Lebewohl", „Hinaus in die See" und in's Italienische, Französische und Englische übertragen.

Das Meer hat an Littrow einen warmen Anwalt gefunden, er singt:

Du holde Widerspänst'ge,
Du bist nicht fürchterlich,
Man kann Dich fesseln, zähmen,
Nur lieben muß man Dich.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen;

Drei Cassetten.

Roman von **Mariam Tenger.**

4 Bände. 8°. Preis 15 Mark.

Dieser Roman der beliebten Verfasserin wird mit grösstem Interesse gelesen werden. Er spielt theils in Wien, theils in Russland (der Krim); spannende Handlung, treffliche Charakterzeichnung und eine ebenso tiefe Kenntniss des menschlichen Herzens als des Lebens und Webens in den höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft gehören zu den Vorzügen dieses Werkes.

WLASTA. [145]

Roman von **F. C. Schubert.**

1 Band. 8°. Preis 6 Mark.

Nicht die männerfeindliche Heldin der Frauen-Emancipationssage ist es, welche dieser Roman schildert, sondern eine Theaterheldin, die als Wlasta die hohe Weihe ihrer Kunst darlegt und Triumphe feiert. Um die Heldin gruppirt sich eine Reihe vielgestaltiger Charaktere, und wird dieselbe durch ihre Schicksale der Ring einer Kette spannender Situationen, so dass dieser Roman durch seine lebensvolle Handlung, durch seine treu geschilderten Charaktere des vollsten Beifalls der Lesewelt sicher sein kann.

Verlag der Bohemia in Prag.

Kranken jeder Art kann aus voller Ueberzeugung die Anwendung des **tausendfach** bewährten, in **Dr. Airy's Naturheilmethode** beschriebenen Heilverfahrens **empfohlen** werden. Dieses jetzt in 68. Auflage erschienene 500 Seiten starke Buch kostet nur 1 M. und ist durch jede Buchhandlung oder direct von **Richter's** Verlags-Anstalt in Leipzig zu beziehen. [114]

Soeben

erschien in unserm

Verlage

und ist durch alle Buchhandlungen

zu beziehen:

Die Aebtissin von Buchau.

Novelle

von

Julius von der Traun.

Geheftet 4 Mark,

elegant gebunden Mark 5,50.

Gebr. Paetel.

Berlin.

Digitized by Google

Aus der

Pension.

Briefe einer 15jährigen an eine 17jährige.

Frei nach dem Englischen
von
Sophie Verena.

Illustrirt; eleg. geb. 4 M.

Der Inhalt des soeben in zweiter Auflage erschienenen Werkchens gibt 18 originelle und naturwahre Briefe eines Mädchens von 15 Jahren an eine vertraute Freundin, in denen die kleinen Leiden und Freuden des Lebens in einer Erziehungsanstalt mit einer Frische, die wirklich bezaubernd ist, ausgemalt werden. Was an Naivetäten und Originalitäten von solcher Versammlung jugendlicher, weiblicher Köpfe getrieben werden kann, ist hier von einem anscheinend ungezogenen und unerziehbaren Taugenichts von kleinem Mädchen, das jedoch im Verfolg der Briefe immer reifer, verständiger und besser wird, in schalkhafter Umhüllung erzählt. Junge Mädchen von 14—17 Jahren, denen das Werkchen unbedenklich anvertraut werden kann, werden beim Lesen desselben gewiß vergnügte Stunden zubringen. —

= Vorräthig in allen Buchhandlungen. = [207]

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.

Von **G. Brandes.** [210]

Aus dem Dänischen übersetzt und eingeleitet von

Adolf Strodtmann.

Erster bis vierter Band. kl. 8°. Eleg. geh. 21 M.

Erster Band: **Die Emigrantenliteratur.** Zweiter Band: **Die romantische Schule in Deutschland.** Dritter Band: **Die Reaktion in Frankreich.** Vierter Band: **Der Naturalismus in England** (Die Seeschule. Byron und seine Gruppe).

Mit dem soeben erschienenen vierten Bande ist das auf sechs Bände berechnete Werk einen gewaltigen Schritt weiter seiner Vollendung entgegengeführt. Die Leser der „Rundschau" kennen aus den Essays von Brandes über **Lassalle** und **Heyse** seine plastische und geistvolle Art, mit welcher er literarische Entwickelungen und psychologische Charakteristiken darzustellen weiß. Die **„Kölnische Zeitung"** schreibt am 7. März, wie folgt:

„**Adolf Strodtmann** erwirbt sich durch die treffliche Uebersetzung des Werkes von **G. Brandes** über die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ein wirkliches Verdienst um die deutsche Bildung. Der soeben erschienene vierte Band schildert „den Naturalismus in England", und zwar zunächst die Seeschule in ihren Hauptvertretern Wordsworth, Coleridge und Southey, sodann den Naturalismus auf dem Boden der Geschichte in Walter Scott u. s. w. Das letzte Drittel des Bandes charakterisirt die Dichtungen Byron's, in welchen sich der Naturalismus zu seinem Culminationspunkte erhebt. Das Bemerkenswerthe in der Darstellung ist aber nicht dieses trockene, ästhetische Knochengerüst, sondern die freie geistreiche Beurtheilung der persönlichen Leistungen und Abweichungen von jener Grundfarbe des Zeitalters."

Die Bände werden auch einzeln abgegeben.

Berlin W, Potsdamer Straße 20. **Franz Duncker.**

Digitized by Google

Interessante Schrift!

Soeben erschien bei J. Baedeker in Iserlohn und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hartmann-Dühring-Lange.

Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert

von

Dr. H. Vaihinger. [201]

gr. 8° eleg. geh. à Mk. 4,80.

Reizende Festgeschenke für junge Frauen und Mädchen! [194]

Lisa Toscanella, Novelle von **Ernst Eckstein.**

Prinzess Rothhaar, Erzählung von **Max v. Schlaegel.**

Hochelegante Miniatur-Ausgaben in Originalband, reicher Goldpressung und Goldschnitt. Preis 3 Mark.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Neuer illustrirter Verlag

von **Otto Spamer** in Leipzig. [199]

Neues Fabelbuch. Von Ernst Lausch. Zweite Aufl. 2½ Mk.

Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen 2c. Von E. Lausch. Neunte Aufl. 2½ Mk.

Lieschen's kleine und große Welt. III. Zwischen Haus und Schule. Von Sophie Trant. 2½ Mk.

Zehn Schock Knalluffe. Rätselbuch. Von H. Elm. 4½ Mk.

Dramatisirte Märchen. Von Elisabeth Gräfin Gröben. 5½ Mk.

Deutschland über Alles! Deutsches Land und Volk in Charakterbildern. Von W. Dietlein. 4 Mk.

Deutsche Geschichten für die Kinderstube. Von Franz Otto. Vierte Aufl. I. 5 Mk. II. 4 Mk. III. 5 Mk.

Im zoologischen Garten. Von Dr. C. Lloyd. 3½ Mk.

Die Buschjäger. Von Franz Otto. Zweite Aufl. 7 Mk.

Hellas. Von Wilhelm Wägner. Vierte Aufl. 2 Bände. 12 Mk.

Rom. Von Wilhelm Wägner. Dritte Aufl. 3 Bände. 18 Mk.

Der Waffenschmied von Frankfurt. Historische Erzählung. Von Rudolph Volkmar. 8 Mk.

Der alte Derfflinger und sein Dragoner. Von G. Hiltl. Zweite Aufl. 7 Mk.

Der große König und sein Rekrut. Von Franz Otto. Fünfte Aufl. 7 Mk.

Deutsche Dichter, Denker und Wissensfürsten im 18. u. 19. Jahrh. Von Franz Otto. Zweite Aufl. 8½ Mk.

Das heutige Rußland. Von G. v. Lankenau und L. v. d. Goltz. Zwei Bände. I. Das Europäische Rußland. 9 Mk. II. Das Russische Reich in Asien. 8 Mk.

Weihnachtsmärchen und Christfestgeschichten. Von G. Pfeil. 4 Mk.

Elfenreigen. Deutsche und nordische Märchen. Von Villamaria. Dritte Aufl. 8 Mk.

Eva oder Ein seltsames Vermächtniß. Von Clara Cron. 5 Mk.

Frauen-Brevier. Die Mittel zur Beglückung des Hauses und die Erziehung der Kinder im Hause und im Kindergarten. Von Dr. Adolf Schwarz. 6 Mk., mit Goldschnitt 7½ Mk.

Brevier der guten Gesellschaft. Von Fr. von Hohenhausen. 6 Mk., mit Goldschnitt 7½ Mk.

Dr. Otto Ule, Die Wunder der Sternenwelt. Neu herausgegeben von Dr. Herm. J. Klein. Zweite Aufl. 10 Mk.

Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschungen. Von Dr. med. S. Stein. 14 Mk. (Die beigefügten Preise verstehen sich für gebundene Exemplare.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Preis-Ausschreibung.

Von Seiten eines auswärtigen Freundes der Krause'schen Philosophie ist an die unterzeichnete Facultät das Gesuch gerichtet worden, die untenstehende Preisaufgabe auszuschreiben und das Schiedsrichteramt über die eingehenden Arbeiten zu übernehmen. Die Facultät hat geglaubt im Interesse der Wissenschaft das Gesuch nicht ablehnen zu sollen und sie schreibt daher folgende Preisaufgabe aus: [182]

Die C. Ch. Fr. Krause'sche Philosophie werde in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und in ihrer Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart dargestellt.

Der Preis für die beste Arbeit beträgt *Eintausend Reichsmark.* Der Verfasser behält dabei das volle Verfügungsrecht über seine Arbeit, jedoch mit der Verpflichtung, dieselbe drucken zu lassen. Eingehende Arbeiten müssen in deutscher Sprache verfasst und beim Decan der philosophischen Facultät eingereicht werden. Letzter Einlieferungstermin ist der 31. Juli 1878. Die Verkündigung des Urtheils erfolgt am 1. November desselben Jahres.

Die philosophische Facultät der Universität Jena.

Herwarth & Köhn,

Buchhandlung in Hamburg,

*empfehlen sich zur Besorgung **aller** hier oder in andern Zeitungen, Katalogen etc. angekündigten und empfohlenen **Bücher, Bilder, Musikalien** etc. zu den angezeigten Preisen. Jeder Auftrag, auch der **kleinste,** wird **rasch** und **sorgfältig** ausgeführt.* [232]

Kataloge gratis und portofrei.

Digitized by Google

Deutsche Minnesänger

in

Bild und Wort

gezeichnet von **E. von LUTTICH.**

In Linien gestochen von **E. FORBERG.**

Mit begleitendem Texte

von

Dr. H. HOLLAND.

[227]

Aus dem reichen Kranze der deutschen Minnesänger haben wir eine Blüthenlese der edelsten Namen ausgewählt. Den Reigen eröffnet der sanfte **Heinrich von Veldeke,** der Vater der mittelhochdeutschen Dichtung überhaupt, dann kommt des Rothbart eigener Sohn, Kaiser **Heinrich VI.,** ferner **Hartmann von Aue** und **Reinmar der Alte,** die süsse Nachtigall von Hagenau. Daran schliessen sich **Gottfried von Strassburg** und **Wolfram von Eschenbach,** zwei unvergängliche Säulen der grossen Dichterhalle, den Weimarer Dioskuren vergleichbar. Ihnen folgt der lieblichste aller Lyriker, **Walther von der Vogelweide,** der fröhliche **Ulrich von Liechtenstein** mit seinem phantastischen Frauendienste, der spruchweise **Reinmar von Zweter,** der lustige **Neidhart von Reuenthal,** der tanz- und fiedelkundige **Tannhäuser** und der welterfahrene **Oswald von Wolkenstein.** Die Wahl dieser Reihe spricht für sich selbst.

Dieses, in jeder Weise zeitgemäss ausgestattete Prachtwerk empfiehlt sich nach allen Seiten. Es ist die schönste Brautgabe, ein Geschenk für jedes Haus, eine Zier für jedes Zimmer, es bildet eine wahre Gallerie unter Glas und Rahmen, und mit dem entsprechenden Pracht-Einband einen Schmuck für jeden Salon.

Das Werk erscheint in 6 Lieferungen Gross-Folio à M. 7. 50.
Preis des completten Werkes in elegantestem Prachteinband M. 60. —

Wien, November 1876. **P. Kaeser'sche Kunsthandlung.**

Aus den Papieren

des

Ministers und Burggrafen von Marienburg

Theodor von Schön.

Band II—IV. [231]

Eleg. geb. Preis 40 Mark.

Neben einer Fülle von äußerst werthvollem und völlig neuem Material zur Geschichte des preußischen Staates während seiner Katastrophe und seiner Wiedergeburt zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie der späteren Jahrzehnte enthalten die Schön'schen Aufzeichnungen eine Reihe meisterhafter Erörterungen von Fragen, die, wie die innere Verwaltung, das Unterrichtsgesetz, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche u. s. w. grade zur Jetztzeit wieder brennende geworden sind. Für Forscher und Freunde der vaterländischen Geschichte, wie für Politiker ist diese Hinterlassenschaft eines der größten preußischen Staatsmänner nach dem einstimmigen Urtheil der unbefangenen Kritik geradezu unentbehrlich, aber auch darüber hinaus verdient sie die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise im höchsten Maße.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct vom Verleger

Berlin W., Potsdamerstraße 20. **Franz Duncker.**

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

[181]

In der **C. F. Winter**'schen Verlagsbandlung in Leipzig ist erschienen:

Euripides.

Deutsch in den Versmaßen der Arschrift von **J. J. C. Donner.**

Dritte Auflage. [179]

3 Bände. 8. geh. 15 Mk.

In demselben Verlage sind erschienen:

Sophokles. Deutsch von Donner. Achte Aufl. 2 Bde. 8. geh. 6 Mk. 60 Pf. Eleg. geb. in Leinwand 7 Mk. 50 Pf.

Aristophanes. Deutsch von Donner. 3 Bände. 8. geh. 15 Mk.

Pindar's Siegesgesänge. Deutsch von Donner. 8. geh. 4 Mk. 80 Pf.

Terentius' Lustspiele. Deutsch v. Donner. 2 Bde. 8. geh. 9 Mk.

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch von Donner. 3 Bde. 8. geh. 15 Mk.

Im Verlage von **E. Barth** in **Colmar** sind erschienen:

Alsatica. [173]

Stoffel, G., Topographisches Wörterbuch des Ober-Elsasses. Die alten und neuen Ortsnamen enthaltend. 1 starker Quart-Bd., ca. 700 2spalt. Seiten. **Zweite Auflage. 1876. Mk. 20. —**

Stöber, Aug., Alsatia. Neue Beiträge zur Elsässischen Landes-, Rechts- und Sittengeschichte, Sprache, Sage und Literatur — 1875—1876 — mit Abbildungen. gr. 8°. 457 S. **Mk. 6. —**

Tusch, Hans Erhart, Die burgundische Hystorie. Eine Reimchronik 1477. Als Beitrag zur 4. Jahrhundertfeier der Schlacht von Murten (22. Juni 1876) herausg. von **Edm. Wendling & Aug. Stöber.** 8°. 110 Seiten. **Mk. 2. —**

Batt, Franz, Das Eigenthum zu Hagenau im Elsass. I. Theil. Das alte herrschaftliche Eigenthum, dessen Zerstücklung Befreiung. Colmar 1876. n. **Mk. 5. —**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Rathschläge [146]

zu einer naturgemäßen, körperlichen

Erziehung der Kinder.

Von Professor **Dr. Johann Steiner,** Vorstand der Kinderklinik im Franz Josef-Kinderspital in Prag.

8. geh. Preis 1 Mk.

Verlag der Bohemia in Prag.

Im Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [169]

Adams, F. O.: Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. I. Aus dem Englischen von **E. Lehmann.** 8°. broch. Mk. 12. —

Palmer E. H.: Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Mit 5 Karten. 8°. broch. Mk. 12. —

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Gesammtausgaben musikalischer Classiker.

Verzeichniss sämmtlicher Werke von **W. A. Mozart, L. van Beethoven, F. Mendelssohn Bartholdy.** Cartonnirt. [185]

Mozart's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.

Beethoven's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.

Mendelssohn's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.

Mendelssohn's Werke. Billige Ausgabe in roth cart. Bänden.

Richard Wagner's Musikwerke im Verlage von Breitkopf & Härtel.

Weihnachtskatalog 1876. Blau cartonnirt.

Jugendbibliothek in eleganten blauen Bänden. Verzeichniss.

Classische und moderne Musikwerke in neuen correcten und billigen Ausgaben. Verzeichniss v. October 1876. **Rothe Bände.**

Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel über vorbereitete und erschienene Unternehmungen. Nr. 1. **September 1876.**

Durch jede Buch- und Musikalienhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

Die Aechtheit der Moabitischen Alterthümer geprüft von Prof. *E. Kautzsch* und Prof. *A. Socin*. Mit 2 Tafeln. 8°. VIII u. 191 S. Mk. 4. —

Nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Kritiker und Sachverständigen (vgl. u. A. Nöldecke's Kritik in der Deutschen Rundschau) ist es den beiden Verfassern gelungen, den Beweis zu liefern, dass die in Berlin befindlichen moabitischen Thonwaaren *moderne Fälschungen* sind. Jedenfalls bildet das Buch den wichtigsten aller bisher erschienenen Beiträge zur Lösung dieser Streitfrage und besitzt bleibenden Werth durch die darin befindlichen eingehenden Untersuchungen über alttestamentliche Geschichte, Religion und Archaeologie.

Jacob Sturm. Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorats der Universität Strassburg am 1. Mai 1876 von *Hermann Baumgarten*. 8°. 34 S. Mk. 0,80.

Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von *Ludwig Hirzel*. 8°. 46 S. Mk. 1. — [205]

„Ruckstuhl ist ein Schweizer, dessen Bestrebungen von Goethe belobt wurden, und der die kurze Monographie reichlich verdient, welche ihm hiermit durch einen Landsmann zu Theil wird." *(Deutsche Rundschau. Nov. 1876.)*

Dramatische Bilder aus Strassburg's Vergangenheit von *Ludwig Spach*.

I. Band: **Fischart,** oder der Zürcher Hirsbrey. — **Peter Schwarber,** oder die unruhige Woche. 8°. 263 S.

II. Band: **Dominikus Dietrich,** Ammeister von Strassburg. — **Fritz von Dietrich,** der erste Maire von Strassburg. 8°. 362 S. M. 6. —

„Diese dramatischen Schilderungen haben nicht nur eine selbständige Bedeutung als Erzeugniss der elsässischen Literatur, welche gerade an Dramen so arm ist, sie sind auch ein werthvolles Document zur Charakteristik der Uebergangszeit, in der sie gedichtet wurden." *(Deutsche Rundschau. Nov. 1876.)*

Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert von *Wilhelm Scherer*. 8°. X u. 146 S. Mk. 3,50.

Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen im Jahre 1870 an der Royal Institution in London gehalten nebst zwei Essays über „Falsche Analogien" und über „Philosophie der Mythologie" von *F. Max Müller*. 2. Auflage. 8°. 353 S. Mk. 6. —

Zur Analysis der Wirklichkeit. Philosophische Untersuchungen von *Otto Liebmann*. 8°. 619 S. Mk. 9. —

Das Werk umfasst drei Abschnitte: I. **Erkenntnisskritik und Transcendentalphilosophie.** II. **Naturphilosophie und Psychologie.** III. **Aesthetik und Ethik.** — Es behandelt in einer grösseren Reihe von Capiteln und in einer streng wissenschaftlichen, aber zugleich allgemein verständlichen Darstellungsweise die wichtigsten Probleme der Philosophie; darunter nicht wenige, die als vielbesprochene interessante Principienfragen auf der Tagesordnung stehen, so unter anderem die Controversen zwischen Idealismus und Realismus, Materialismus und Spiritualismus, die kosmogonische und die darwinistische Frage, die Grundsätze der Aesthetik und Moral.

In der **E. Schweizerbart'**schen Verlagshandlung **(E. Koch)** in Stuttgart erschien soeben:

Die
Bewegungen und Lebensweise
der
kletternden Pflanzen
von
Charles Darwin.
Aus dem Englischen übersetzt
von
J. Victor Carus. [206]
Mit 13 Holzschnitten.
Preis: 3 Mk. 60, in Leinw. geb. 4 Mk. 60 Pf.

Über
den Bau und die Verbreitung
der
Corallen-Riffe
von
Charles Darwin.
Aus dem Englischen übersetzt
von
J. Victor Carus.
Mit 3 Karten und 6 Holzschnitten.
Preis: 8 Mk., in Leinw. gebunden 9 Mk.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

In zweiter Auflage erschien soeben:

Der abenteuerliche [193]
Simplicissimus.
Von
H. J. Ch. von Grimmelshausen.
Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Julius Tittmann.

2 Theile. 8. Geh. 7 Mk. Geb. 9 Mk.

Die vielbesprochenen Vorgänge im preußischen Abgeordnetenhause haben gezeigt, wie wenig Grimmelshausen's „Simplicissimus", dieses treue Zeit- und Lebensbild und zugleich das hervorragendste deutsche Sprachdenkmal aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, von der gegenwärtigen Generation gekannt ist. Durch die Tittmann'sche, mit literarhistorischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehene Ausgabe, die bereits in zweiter Auflage erschienen, wurde das Werk unserem Literaturschatze wieder zugeführt; ihr wohlfeiler Preis ermöglicht dessen Anschaffung auch für jede Privatbibliothek.

Digitized by Google

Im Verlage von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kritik des modernen Zeitbewußtseins

von

Wolfgang Menzel. [217]

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

„Es hat wenig Zeitgenossen gegeben, die mit größerem Muth und Geschick eine lange Reihe von Jahren hindurch die verderblichen und modenhaften Irrungen unseres Zeitalters bekämpft haben, als Wolfgang Menzel. Die großen und durchdachten Kenntnisse des Verf. und die geschickte Handhabung derselben in der Darstellung geben seinen Schriften einen bedeutenden Werth. Das Buch bietet eine überaus anregende und überzeugende Besprechung der wichtigsten zeitlichen und ewigen Angelegenheiten des Menschen. In einer Zeit schwächlicher und unklarer Verworrenheit übt ihr geistvoller und sittlich erwachsener Inhalt einen erfrischenden und reinigenden Einfluß aus."

Wissenschaftl. Beil. der Leipziger Ztg.

Neu! Geschenk für Damen! Neu!

Märchen

für Dich und Mich.

Von

der Einen (A. v. Kh.)
und der Andern (J. v. F.) [191]

Eleg. cart. 3 M. 25. Pf.

Gebunden mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.

Zwei Damen, die sich diese ebenso sinnig wie poetisch zart empfundenen Märchen als Briefe schrieben, übergeben dieselben hiermit der Oeffentlichkeit.

☛ Das Buch ist, dem Inhalt entsprechend, sehr elegant ausgestattet.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Weisheit.

Auswahl aus hinterlassenen Schriften

Raphael Hanno's.

Herausgegeben [213]

von

Dr. C. Fortlage,

Prof. an der Universität Jena.

Zwei Theile.

1. Theil: Gedichte. 2. Theil: Betrachtungen. 16. broch. Preis jedes Bandes 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.

Jena, October 1876.

Hermann Dufft.

Neu! **Neu!**

Heinrich IV. und Philipp III.

Die

Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa 1598—1610.

Von

Dr. Martin Philippson, [208]

a. o. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn.

Complet in 3 Bänden. **Preis 20 Mark.**

Berlin W., Potsdamerstr. 20. **Franz Duncker.**

Festgeschenk. Festgeschenk.

Ferien in England.

Von

Julius Rodenberg. [215]

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Berlin. Gebr. Paetel.

Handbibliothek

[177]

für das öffentliche Leben.

Band I. **Deutsche Staatslehre.** Von Prof. Dr. **Bluntschli** in Heidelberg. 29 Bogen. geh. 5 Mk. 40 Pf. Gebunden 6 Mk. (Im Jahre 1875 erschienen.)

Band II. **Deutsches Rechtsbuch.** Ein Spiegel des heutigen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Von Prof. Dr. **Felix Dahn** in Königsberg. 1. Lief. (soeben erschienen) 1 Mk. 50 Pf.

Das ganze Werk ist auf 30 Bogen berechnet und erscheint in rascher Folge in 5 Lieferungen à 1 Mk. 50 Pf. Ein Buch für Juristen und Laien: ebenso fesselnde als geistvolle Zusammenfassung des heutigen Privatrechts in Deutschland mit Ausblicken auf die im Gang befindliche Codificirung für den Rechtsgelehrten, wie dienlich als Berather und Anwalt in allen Fragen, die zum bürgerlichen Recht in Bezug stehen, für jeden Gebildeten.

☞ Jeder Band der „Handbibliothek für das öffentliche Leben" — weitere Bände, aus der Feder ausgezeichneter Schriftsteller, werden die Selbstverwaltung, die Nationalökonomie und die Sociallehre zum Inhalt haben — ist in sich durchaus selbständig und einzeln käuflich. Die leitende Idee ist aber bei allen dieselbe: die Grundsätze und Gesetze der Wissenschaft in der Weise aus dem Leben zu entwickeln, daß jeder Gebildete das Buch mit Genuß lesen, reiche Anregung und Belehrung, sowie vorkommenden Falls Aufschluß über praktische Rechtsfragen aus ihm schöpfen wird. Das Unternehmen, das mit einer oberflächlichen Balgarisirung der Wissenschaft nichts gemein hat, empfiehlt sich vertrauensvoll der Würdigung des deutschen Volkes.

Neuester belletristischer Verlag von H. Costenoble in Jena.

In jeder Buchhandlung und Leihbibliothek vorräthig: [178]

Winterfeld, A. v., Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 10 Mark 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Der alte Knast. Komischer Kriegsroman. 3 starke Bde. 8. broch. 13 Mark 50 Pf.

Bentlage, C., Durch eigene Kraft. Roman aus der niederl. Gesellschaft. Dem Niederl. des **H. J. Schimmel** frei nacherzählt. 3 Bde. 8. broch. 10 Mark 50 Pf.

Dincklage-Campe, E. v., Die Schule des Herzens. Roman. 2 Bde. 8. broch. 9 Mark.

König, Ewald August, Auf der Bahn des Verbrechens. Roman. 4 Bde. 8. broch. 18 Mark.

Johannes Gerold.

Hoflief. Berlin, W., Unter den Linden 24. empfiehlt als Specialität des seit 1804 bestehenden Geschäfts ächt [109]

Chines. Thees

1876/1877 Ernte.

Durch feines kräftiges Aroma ist ausgezeichnet Souchong à 4, 5 und 6 Mk. Proben u. Preislisten gratis u. franco.

(11)

Soeben ist bei **B. Schwabe** in **Basel** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zwei Kanzler. [172]

FÜRST GORTSCHAKOW

und

FÜRST BISMARCK

von

Julian Klaczko.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8vo. geh. Mk. 8. —

Digitized by Google

Im Ver
jede Buchhan

F

„Es hat
hindurch die v
Menzel. Die g
Darstellung geb
übergegangene v
schwächlicher un
und reinigenden

Neu! Ge

für I

de
und
Eleg
Gebunden

Zwei Dan
wie poetisch
als Briefe schri
der Oeffentlicht

Das
sehr elegant au
Verlag von

Neu!

F

Begründu

Berli

Festgesc

Berlin.

(10)

Dranmor's
Gesammelte Dichtungen
Zweite Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Gegen feinstes Velinpapier. Elegant gearbeitet 4 M. Sehr elegant geb. 6 M.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Stimmen der Presse über Dranmor's Dichtungen.

Ueber Land und Meer 1874. No. 2.

Der Name Dranmor klang vor einigen Jahren wie das Zauberwort eines fremd
Märchens an unser Ohr; wir lauschten näher und es war der Name eines Dichters, der aus
Ländern und ferne Zonen über's Meer lauschte, Visionen von ganz ungewöhnlichem Geiste, von tr
Sehnsucht durchweht, von berauschendem Duft der Poesie und doch so voll echt deutsch
Empfindung, daß wir vor einem geschlossenen Buche standen. Dranmor, den wir damals n
geahnten echten Dichter begrüßten, sendet uns seine gesammelten Dichtungen,
Kontinent und wir lassen aufs Neue diese wundersamen Klänge aus einer fremden
unter anderem Himmel an unser entzücktes Ohr klingen . . . . . Dranmor, ein edler
poetischer Sproß von Heine's und Schiller's, ist doch eine ureigene Natur; über den Zauber der Na
und Landschaft, Kraft und feinem Empfinden gesetzmäßig zündet er die Natur in ihrer unbe
Hoheit oder auch der Kunst, weiß mit ernster Hand das Leben der Tropen, das Meer in
ernsten Zeit wie in der sonnigsten Heiterkeit der Seemänner und der Neger im Herzen des Fe
und entrollt uns die tiefen Geheimnisse seines eigenen Innern . . . . . Aber nicht blos in
großen, gewaltigen Bildern schwelgt Dranmor, sondern auch Kleinmeisterei. Auch die le
lyrischen Stimmungen bekommen Harmonieschwingen, die selige Zähren der spanischen Nonn
der weiße Nebelflor Wehmuth und Sehnsucht, die Lust der Liebe, die Sehnsucht nach der de
Heimath — alles gewinnt einen einzigartigen Reiz. Ein Hauch der Poesie glänzt glücklich, und Dran
darf daß sie auf den „großen Nachkommen", den wir seinen nennen, warten wir ihn bewundern.

Neue Freie Presse. 1865. 24. März.

Das war's, als hätten wir wieder das Brausen Rollen der See, und als glänzten
über grau die Sterne, wenn hingelehnt ich im Kahn . . . wie ihr träumten mit offenen Augen,
was ihnen zu — was Heine sagt — „im grellroten Purpurschein", vor uns ein neues Bu
stehen" vor Seelen, die das innerste Lied auch wenig kennt, der es aber verdient, genau
werden, wenn man von den Hellenschädeln der Dichter spricht. — Der Poesie der neue
Heimath kann darüber nur um viel Schön nach dem Buch das uns Dranmor geschenkt, doch n
persönlich wenig von ersterer ist, denn Dranmor ist nicht nur ein bedeutender Dichter, er ist au
bedeutender Mensch, der sich gesucht, gefunden und gefunden hat, und wir hören die Stürme,
Sonne in dem Dichter erklingen, wenn sie in seinem Herzen grollen. — Dranmor
Formsinn und wenn er dichtet wie Sonnenuntergang Tulpen des Ersteren, noch die be
Rhythmen dazu, bei letzterer, aber in „Abendlied" die Stimme an Wiederkehr, Innerlichkeit und ri
Tonfarbenspiel der jetzt musikalischen Forderungen der Zeit . . . . . .

Die Reform. (Wien.) 1865. No. 21.

Die „Lyrischen Fragmente" von Dranmor gehören zu den bedeutendsten, was
deutscher Sprache jetzt [illegible] erschienen. Aus diesen Gedichten spricht ein
tiefempfindender Geist voll Kraft und Wärme und Originalität. Sie sind alle durch
Schwung der Empfindung, durch Harmonie der Sprache und durch Kraft und Glanz der
ausgezeichnet . . . . . .

Blätter für literarische Unterhaltung. 1871. No. 4.

. . . . . Wenn man Bernhardt's Dichtungen mit der Mittagsglut der Tropenzone
vergleichen darf, so darf man Dranmor's Gedichte mit
Sonne vergleichbar. Die
Ostsee vergleichbar. Die
wenn auch . . . . . auf dem Schiffe vor St. Helena
da spricht er ein [illegible] Dichterwort an die Feste Ailen . . . . . .

Neue Freie Presse. 1869. 2. April.

Dranmor's Gedichte haben gerechtes Aufsehen erregt, es war Kraft und
[illegible] Originalität wollte das nicht [illegible] verkennen. Heute erscheint
mit [illegible] Gedichten und wichtig [illegible] hat dies Büchlein auf
Man ist [illegible] und wird [illegible] rechnen. Nur zwei Kritiker
[illegible] Dranmor's Gedichte [illegible] Die [illegible] und die Zahl der mittelmäßigen Poeten
sind. Sie [illegible] nur auf Herwegh [illegible] „Kaum, ihr Herren, dem [illegible]
[illegible] Geist."

Digitized by Google

Dranmor's
Gesammelte Dichtungen.
Zweite Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers.

18 Bogen feinstes Velinpapier. Elegant geheftet 4 M. Sehr elegant geb. 6 M. 50 Pfg.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. [156]

Stimmen der Presse über Dranmor's Dichtungen.

Ueber Land und Meer 1874. No. 2.

Der Name Dranmor klang vor einigen Jahren wie das Zauberwort eines fremdartigen Märchens an unser Ohr; wir lauschten näher und es war der Name eines Dichters, der aus fernen Landen uns seine Poesien über's Meer sandte. Poesien von ganz ursprünglichem Geiste, von tropischer Sonnenglut durchweht, von berauschendem Duft der Worte und doch so voll echt deutscher Empfindung, daß wir vor einem unlösbaren Räthsel standen. Dranmor, den wir damals als einen gottbegnadeten echten Dichter begrüßten, sendet uns nun seine „Gesammelten Dichtungen" (Berlin, Paetel) und wir lassen auf's Neue diese wunderbar zauberischen Klänge aus einer fremden Welt unter anderem Himmel an unser entzücktes Ohr klingen . . . . . Dranmor, ein edler Geistesverwandter Byron's und Shelley's, ist doch eine ureigene Natur: über den Zauber der Rhythmen mit Leichtigkeit, Kraft und feinem Zartgefühl gebietend, zaubert er die Natur in ihrer unberührten Herrlichkeit uns vor Augen, malt mit üppigen Farben das Leben der Tropen, das Meer in seiner erhabenen Stille wie in der aufwühlenden Gewalt des Sturmes mit den Restern im Herzen des Menschen, und enthüllt uns die tiefen Geheimnisse seines eignen Innern. . . . . Aber nicht blos in diesen großen, gewaltigen epischen Zügen zeichnet Dranmor Menschenglück und Menschenelend. Auch die leichteren lyrischen Rhythmen bezwingter Herzensgeheimnisse, der stolze Schritt der hyanischen Romanze, in der seine tropischen Hidalgen einherschreiten, die elegischen Töne der Sehnsucht nach der deutschen Heimath, sie alle gelingen dem vielgewanderten Cbilde Harold gleich glücklich, und Deutschland darf stolz sein auf den „großen Unbekannten", den wir lieben müssen, indem wir ihn bewundern. . . . . .

Neue Freie Presse. 1865. 24. März.

Uns war's, als hörten wir wieder das harmonische Rollen der See, und als glänzten wieder über uns die Sterne und spiegelten sich im Meere . . . wir aber träumten mit offenen Augen, denn wir saßen ja — wie Heine sagt — „im einsamen Poetenstübchen", vor uns ein neues „Buch der Lieder" von Einem, den das deutsche Volk noch wenig kennt, der es aber verdient, genannt zu werden, wenn man von den Lieblingsdichtern der Nation spricht. — Der Poesie der neuen Zeit herzlich satt, griffen wir nur mit Scheu nach dem Buch, das uns Dranmor geschenkt, doch wie angenehm wurden wir enttäuscht; denn Dranmor ist nicht nur ein bedeutender Dichter, er ist auch ein bedeutender Mensch, der viel gelesen, gesehen und gehört hat, und wir hören die Stürme, unter denen er zum Manne reifte, theilweise noch in seinen Liedern grollen. — Dranmor erinnert an Freiligrath und Lingg; er besitzt nicht das formenprächtige Talent des Ersteren, noch die heroische Weltanschauung des Letzteren, aber er übertrifft die Beiden an Wahrheit, Innerlichkeit und richtigem Verständniß der jetzt unabweislichen Forderungen der Zeit. . . . . .

Die Reform. (Wien.) 1865. No. 21.

Die „Poetischen Fragmente" von Dranmor gehören zu dem Bedeutendsten, was in der deutschen Lyrik seit langer Zeit geschaffen worden. Aus diesen Gedichten spricht ein hoher, gedankenreicher Geist voll Kraft und Feuer und Ursprünglichkeit. Sie sind alle durch Tiefe und Wahrheit der Empfindung, durch Reichthum der Phantasie und durch Kraft und Glanz der Sprache ausgezeichnet. . . . . .

Blätter für literarische Unterhaltung. 1871. No. 4.

. . . . . Wenn wir Freiligrath's Dichtungen mit der Mittagsglut der Tropensonne selbst vergleichen, die den Dichter die Form vernachlässigen macht, so sind Dranmor's Gedichte den vom Westen herübergrüßenden mildern Strahlen der abendlichen Sonne vergleichbar. Die Form ist meisterhaft. Die „Nachtwache" läuft dem Schiffe vor St. Helena), darf sich getrost unsern besten klassischen Dichtungen an die Seite stellen. . . . . .

Neue Freie Presse. 1869. 2. April.

. . . . Dranmor's Gedichte haben gerechtes Aufsehen erregt, es war Kraft und Geist darin. Unsere zünftigen Meistersänger wollten das allerdings nicht anerkennen. Heute erschreckt sie Dranmor mit seinem „Mexaiem". Merkwürdig und mächtig anregend hat dies Büchlein auf uns gewirkt. . . . Wer es einmal gelesen, wird es wieder und wieder zur Hand nehmen. Nur zwei Menschengattungen werden sie unversöhnlich verfolgen! Die Frommen und die Zunft der mittelmäßigen Poeten „von Fach". Beiden möchten wir mit Herwegh zurufen: „Raum, ihr Herren, dem Flügelschlag einer freien Seele."

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1906
RECEIVED

Digitized by Google